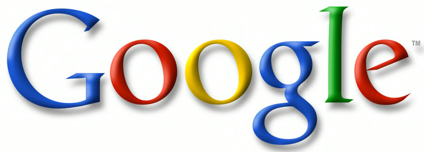






Joachim Heinrich Campe

JOACHIM HEINRICH CAMPE.

EIN LEBENSBILD

AUS DEM

ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG

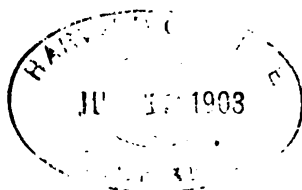
VON

DR. J. LEYSER.

MIT EINEM PORTRAIT.

ERSTER BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN.
1877.



VORREDE.

Unter den Vertretern des Philanthropinismus ragt Joachim Heinrich Campe durch Geist und Gesinnung an erster Stelle hervor. In dem vorliegenden Buche wollte ich für jenen Kreis allgemeiner Bildung, dem seit Lessing die deutsche Literatur angehört, das äussere Leben und die geistige Entwickelung dieses Mannes zeichnen, auf dem Hintergrunde des Zeitalters und im Anschluss an die Bildungseinflüsse des Jahrhunderts.

Indem ich mich anschickte, zu zeigen, wie das Zeitalter der Aufklärung in einem seiner grössten Söhne sich individualisirt, war ich in der glücklichen Lage, zum ersten Male ein Bild dieses Lebens in lückenloser und erschöpfender Darstellung entwerfen zu können. Nicht nur die zahlreichen Druckschriften standen mir zu

Gebote, die Campe in einer vierzigjährigen literarischen Thätigkeit hat erscheinen lassen, sondern vor Allem war mir auch der reiche, bisher in treuer Sorgfalt gehütete handschriftliche Nachlass des Mannes zugänglich, der mit den berühmtesten seiner Zeitgenossen in brieflichem Verkehre gestanden. Und gerade für jene Zeit geistiger Werdelust, die mit der Regierung Friedrich's des Grossen anhebt, hat der vertrauliche Gedankenaustausch, haben die Freundschaftsbriefe dieselbe geschichtliche Wichtigkeit, wie jene Werke der Schriftsteller, die der Oeffentlichkeit angehören.

Die nächste Veranlassung, welcher diese Schrift ihre Entstehung verdankt, liegt in dem Wunsche von Campe's Nachkommen, ein möglichst genaues und vollständiges Lebensbild ihres Ahnherrn zu besitzen und damit ein Denkmal kindlicher Liebe am Grabe eines guten und vielgeliebten Menschen aufzurichten.

Aber auch den Manen des edlen Pädagogen und Jugendschriftstellers, dessen geistesmächtige Persönlichkeit und dessen Bedeutung für die Entwickelung deutschen Geistes und Lebens mir noch lange nicht genug gewürdigt scheint, gedenkt dieser biographische Versuch eine Ehrenschuld abzutragen. Nachdem es Jahr-

zehnte lang zum Style der Geschichtschreibung gehört hat, den „Aufkläricht" des vorigen Jahrhunderts mit orthodoxer Befangenheit oder mit philosophischer Vornehmigkeit zu belächeln, so hat sich besonders durch Hettner's Verdienst zu dieser Frist eine Betrachtungsweise geltend gemacht, die mit Recht hervorhebt, wie jene Träger der deutschen Popularphilosophie erst den Boden prüfender Vernunfterkenntniss erobern mussten, auf welchen die deutsche Bildung seit Kant und Lessing sich gestellt hat. Von diesem Standpunkte aus fällt auch auf Campe's Ideen und Strebungen eine neue Beleuchtung.

Am Anfange dieses Jahrhunderts schrieb Campe in sein Tagebuch: „Sollte irgend Jemand nach meinem Tode sich die undankbare Mühe geben, mein Leben zu beschreiben, so kann ich im Voraus versichern, dass er, einige landkundige Wahrheiten ausgenommen, z. B. dass ich geboren bin, dass ich hier und da so oder so lange mich aufgehalten habe u. s. w., grösstentheils lauter Unwahrheiten schreiben werde, weil ich fest überzeugt bin, dass mich niemand gekannt hat." Er hat diese Worte geschrieben im Gefühle der Wehmuth, mit dem ein edler Mensch auf die geschwundenen Freu-

den seiner Wirksamkeit zurückblickt, wenn nun bald am Ziele seines Tagewerks sich gekommen sieht, im Gefühle des Abstandes schen Idee und Wirklichkeit und des allger menschlichen Looses, dass wir alle nur streben nach unseren Idealen wie Adler i der Sonne, oft wie Adler mit gebrochenen F gen. Von mir selbst kann ich nur sagen, ich in liebevoller Hingabe in meine Qu mich versenkt und das lebendig Angeschaut einem zusammenhängenden und einheitli Gemälde auszugestalten gesucht habe.

Drei Jahre sind nun dahingegangen, sei zum ersten Male das Nürnberg des deuts Nordens betrat, ein Gast des Vieweg'schen ses, in dem die Campe'sche Gastfreunds noch immer eine Heimstätte besitzt, seit den stillen Hügel aufsuchte, unter welchem Sterbliche von Campe ruht. Durch die h Bäume, die einst der sinnige Pflanzer gepfl zog die laue Sommerluft, ihre Wipfel ergläı im Gold der scheidenden Sonne, die Ge grüsse eines Unsterblichen mit dem milden hauch ihres Friedens schienen mich hier i all zu umwehen. Campe's verklärter Geist den „grünen Deich“ bei Hamburg, das „h Fleckchen, da er den glücklichsten Absc

seines Daseins verlebte", er wird sein schattenreiches Tusculanum vor den Thoren der alten Welfenstadt, das er „nur gegen den Himmel vertauschen" wollte, nicht vergessen, er wird die Menschen nicht vergessen, die er dort geliebt, mit denen er gekämpft und geduldet, auf welchem Stern er auch wandle. —

Neustadt a. d. H., im November 1876.

Dr. J. Leyser.

INHALT

DES

ERSTEN UND ZWEITEN BANDES.

Erster Band.

Zweiter Band.



Joachim Heinrich Campe

JOACHIM HEINRICH CAMPE.

EIN LEBENSBILD

AUS DEM

ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG

VON

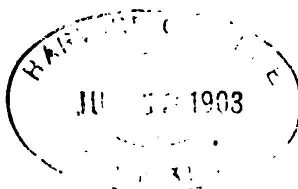
DR. J. LEYSER.

MIT EINEM PORTRAIT.

1–2

ERSTER BAND.

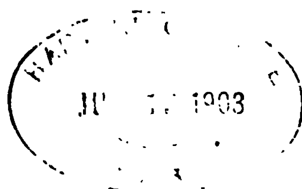
BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN.
1877.



VORREDE.

Unter den Vertretern des Philanthropinismus ragt Joachim Heinrich Campe durch Geist und Gesinnung an erster Stelle hervor. In dem vorliegenden Buche wollte ich für jenen Kreis allgemeiner Bildung, dem seit Lessing die deutsche Literatur angehört, das äussere Leben und die geistige Entwickelung dieses Mannes zeichnen, auf dem Hintergrunde des Zeitalters und im Anschluss an die Bildungseinflüsse des Jahrhunderts.

Indem ich mich anschickte, zu zeigen, wie das Zeitalter der Aufklärung in einem seiner grössten Söhne sich individualisirt, war ich in der glücklichen Lage, zum ersten Male ein Bild dieses Lebens in lückenloser und erschöpfender Darstellung entwerfen zu können. Nicht nur die zahlreichen Druckschriften standen mir zu



---

zehnte lang zum Style der Geschichtschreibung gehört hat, den „Aufkläricht“ des vorigen Jahrhunderts mit orthodoxer Befangenheit oder mit philosophischer Vornehmigkeit zu belächeln, so hat sich besonders durch Hettner's Verdienst zu dieser Frist eine Betrachtungsweise geltend gemacht, die mit Recht hervorhebt, wie jene Träger der deutschen Popularphilosophie erst den Boden prüfender Vernunfterkenntniss erobern mussten, auf welchen die deutsche Bildung seit Kant und Lessing sich gestellt hat. Von diesem Standpunkte aus fällt auch auf Campe's Ideen und Strebungen eine neue Beleuchtung.

Am Anfange dieses Jahrhunderts schrieb Campe in sein Tagebuch: „Sollte irgend Jemand nach meinem Tode sich die undankbare Mühe geben, mein Leben zu beschreiben, so kann ich im Voraus versichern, dass er, einige landkundige Wahrheiten ausgenommen, z. B. dass ich geboren bin, dass ich hier und da so oder so lange mich aufgehalten habe u. s. w., grösstentheils lauter Unwahrheiten schreiben werde, weil ich fest überzeugt bin, dass mich niemand gekannt hat.“ Er hat diese Worte geschrieben im Gefühle der Wehmuth, mit dem ein edler Mensch auf die geschwundenen Freu-

Gebote, die Campe in einer vierzigjährigen literarischen Thätigkeit hat erscheinen lassen, sondern vor Allem war mir auch der reiche, bisher in treuer Sorgfalt gehütete handschriftliche Nachlass des Mannes zugänglich, der mit den berühmtesten seiner Zeitgenossen in brieflichem Verkehre gestanden. Und gerade für jene Zeit geistiger Werdelust, die mit der Regierung Friedrich's des Grossen anhebt, hat der vertrauliche Gedankenaustausch, haben die Freundschaftsbriefe dieselbe geschichtliche Wichtigkeit, wie jene Werke der Schriftsteller, die der Oeffentlichkeit angehören.

Die nächste Veranlassung, welcher diese Schrift ihre Entstehung verdankt, liegt in dem Wunsche von Campe's Nachkommen, ein möglichst genaues und vollständiges Lebensbild ihres Ahnherrn zu besitzen und damit ein Denkmal kindlicher Liebe am Grabe eines guten und vielgeliebten Menschen aufzurichten.

Aber auch den Manen des edlen Pädagogen und Jugendschriftstellers, dessen geistesmächtige Persönlichkeit und dessen Bedeutung für die Entwickelung deutschen Geistes und Lebens mir noch lange nicht genug gewürdigt scheint, gedenkt dieser biographische Versuch eine Ehrenschuld abzutragen. Nachdem es Jahr-

seines Daseins verlebte", er wird sein schattenreiches Tusculanum vor den Thoren der alten Welfenstadt, das er „nur gegen den Himmel vertauschen" wollte, nicht vergessen, er wird die Menschen nicht vergessen, die er dort geliebt, mit denen er gekämpft und geduldet, auf welchem Stern er auch wandle. —

Neustadt a. d. H., im November 1876.

Dr. J. Leyser.

... zurückblickt, wenn er
... Tagewerks sich an-
... des Abstandes zwi-
... und des allgemein
... wir alle nur auf-
... wie Adler nach
... gebrochenen Fitti-
... nur sagen, dass
... meine Quellen
... Angeschaute in
... einheitlichen
... habe.
... seit ich
... deutschen
... Hau-
... ndschaft
... seit ich
... welchem das
... hohen
... gepflanzt,
... glänzten
... Geistes-
... An-
... über-
... wird
... heilige
... Abschnitt

seines Daseins verlebte", er wird sein schattenreiches Tusculanum vor den Thoren der alten Welfenstadt, das er „nur gegen den Himmel vertauschen" wollte, nicht vergessen, er wird die Menschen nicht vergessen, die er dort geliebt, mit denen er gekämpft und geduldet, auf welchem Stern er auch wandle. —

Neustadt a. d. H., im November 1876.

Dr. J. Leyser.

den seiner Wirksamkeit zurückblickt, wenn er nun bald am Ziele seines Tagewerks sich angekommen sieht, im Gefühle des Abstandes zwischen Idee und Wirklichkeit und des allgemein menschlichen Looses, dass wir alle nur aufstreben nach unseren Idealen wie Adler nach der Sonne, oft wie Adler mit gebrochenen Fittigen. Von mir selbst kann ich nur sagen, dass ich in liebevoller Hingabe in meine Quellen mich versenkt und das lebendig Angeschaute in einem zusammenhängenden und einheitlichen Gemälde auszugestalten gesucht habe.

Drei Jahre sind nun dahingegangen, seit ich zum ersten Male das Nürnberg des deutschen Nordens betrat, ein Gast des Vieweg'schen Hauses, in dem die Campe'sche Gastfreundschaft noch immer eine Heimstätte besitzt, seit ich den stillen Hügel aufsuchte, unter welchem das Sterbliche von Campe ruht. Durch die hohen Bäume, die einst der sinnige Pflanzer gepflanzt, zog die laue Sommerluft, ihre Wipfel erglänzten im Gold der scheidenden Sonne, die Geistesgrüsse eines Unsterblichen mit dem milden Anhauch ihres Friedens schienen mich hier überall zu umwehen. Campe's verklärter Geist wird den „grünen Deich“ bei Hamburg, das „heilige Fleckchen, da er den glücklichsten Abschnitt

seines Daseins verlebte", er wird sein schattenreiches Tusculanum vor den Thoren der alten Welfenstadt, das er „nur gegen den Himmel vertauschen" wollte, nicht vergessen, er wird die Menschen nicht vergessen, die er dort geliebt, mit denen er gekämpft und geduldet, auf welchem Stern er auch wandle. —

Neustadt a. d. H., im November 1876.

Dr. J. Leyser.

den seiner Wirksamkeit zurückblickt, wenn er nun bald am Ziele seines Tagewerks sich an gekommen sieht, im Gefühle des Abstandes zw schen Idee und Wirklichkeit und des allgemei menschlichen Looses, dass wir alle nur a streben nach unseren Idealen wie Adler na der Sonne, oft wie Adler mit gebrochenen Fit gen. Von mir selbst kann ich nur sagen, d ich in liebevoller Hingabe in meine Quel mich versenkt und das lebendig Angeschaute einem zusammenhängenden und einheitlic Gemälde auszugestalten gesucht habe.

Drei Jahre sind nun dahingegangen, seit zum ersten Male das Nürnberg des deuts Nordens betrat, ein Gast des Vieweg'schen ses, in dem die Campe'sche Gastfreunds noch immer eine Heimstätte besitzt, seit den stillen Hügel aufsuchte, unter welchen Sterbliche von Campe ruht. Durch die Bäume, die einst der sinnige Pflanzer gep zog die laue Sommerluft, ihre Wipfel ergl im Gold der scheidenden Sonne, die G grüsse eines Unsterblichen mit dem milde hauch ihres Friedens schienen mich hier all zu umwehen. Campe's verklärter Gei den „grünen Deich" bei Hamburg, das F hen, da er den glücklichsten Ab

[illegible] schaffen-
[illegible] der alten
[illegible] den Himmel
[illegible] er wird
[illegible] er dort ge-
[illegible] gebildet, auf
[illegible] —

[illegible]

[illegible]

I.

BIOGRAPHISCHES.

. . . . The elements
So mix'd in him, that Nature might stand up
And say to all the world: This was a man.

Shakspeare Jul. Caes. V, 5.

Ein Jahrhundert hat sich nun bald erfüllt, seit Immanuel Kant die Frage: Was ist Aufklärung? aufgeworfen und in männlichem Geiste beantwortet hat. Aufklärung, sagt der Weise von Königsberg in jener merkwürdigen Schrift, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Wenn denn nun gefragt wird: leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung.

Wissenschaftlich ist das vorige Jahrhundert das Jahrhundert der Aufklärung, eine Zeit rührigster Strebsamkeit und Werdelust, mit Recht als das Zeitalter Friedrich's des Grossen bezeichnet; denn die Gedanken der neuen Zeit, bisher unterdrückt und verfolgt, sind mächtig unter der Regierung des Philosophen von Sanssouci erstarkt. Während die vornehme Welt die Ideen der Aufklärung durch die französischen esprits forts empfing, suchten die Träger der deutschen Popularphilosophie dieselben dem Volksganzen zu vermitteln und Sprache und Stoff zum Volkstone herabzustimmen. Namentlich sofern diese grosse, geistige Bewegung das Erziehungswesen ergreifen und umgestalten sollte, ist sie eine treibende Kraft in der Sitte und Denkart des Volkes geworden.

Rousseau ist der begeisterte Prophet jener päd
schen Schule geworden, deren vornehmste Repräs
ten Basedow, Campe, Salzmann und Trapp
sen sind. „Es war eine schöne und grosse Zeit,
von undankbaren Nachkommen so viel geschmäht
alter der deutschen Aufklärung" [1]).

In dies Zeitalter der Aufklärung ist Campe's J
und sein Mannesalter gefallen.

---

[1]) Hettner, Gesch. d. deutsch. Literatur Bd. II.

1. Die Lehrjahre.

Joachim Heinrich Campe wurde geboren am 29. Juni 1746 zu Deensen, einem Dorfe, welches hart am Sollinger Walde im Lande Braunschweig liegt, etwa eine Meile von Holzminden entfernt. Nach den Patronen, welchen dieser Tag gewidmet ist, haben seine Brüder ihn später oft scherzweise Peter-Paul genannt. Sein Vater, Burchard Hilmar [1]), wird uns als ein Mann von einfacher Bildung, aber gesundem Verstande, unbestechlicher Redlichkeit und unbeugsamer Willenskraft geschildert. Er war Besitzer eines Gütchens und betrieb zugleich einen Handel mit Garn und Leinen, Erzeugnissen der dortigen

[1]) Geb. 23. März 1695, gest. 1760. Er stammte aus dem altadeligen Geschlechte der von Campe, in dessen Besitz der Camphof zu Deensen noch ist. Seine Mutter war bürgerlichen Standes und da er dessen ungeachtet das Familienwappen noch fortführte, so ward die adelsstolze Sippe gegen ihn klagbar; aber er gewann seinen Process und liess nun, ein Denkmal seines Sieges, das Wappen in buntem Glase in ein Fenster seines Hauses setzen. Joachim Heinrich war der zweite unter vier Brüdern; der älteste, Friedrich Heinrich (geb. 4. Januar 1744), erst Gastwirth zu Wickensen, dann Kaufmann zu Deensen, später, nachdem er, ein Vierziger, und Vater von fünf Söhnen, zu Helmstedt zum Rechtsgelehrten

Gegend. Die Mutter [1]), Anna Sophie Maria, war ein Tochter des Acciseinspectors Klingemann zu Eschers hausen, eine seltene ehrwürdige Frau.

In die Dorfschule zu Deensen ist Joachim Heinric nur gegangen, um die Elemente des Lesens und Schreiben sich anzueignen. Der Wunsch des Vaters, seinen Söhne eine reichere Bildung zu sichern, als die höchst mangel hafte Dorfschule zu gewähren vermochte, bewog ihn, di weitere Erziehung seiner Kinder in die Hand gewisser hafter Hauslehrer zu legen. Ragte hier Joachim Heinric über seine Geschwister schon durch seltene Begabun hervor, so liess die ganze Eigenart seines Wesens, ei ungewöhnlicher Ernst, eine geistige Ueberlegenheit, di ihn weit über sein Alter erhob, ihn oft wie einen Fremd ling im Kreise seiner Gespielen erscheinen. Währen der Vater oft und lange dem sinnigen Treiben des Knabe zuschauen konnte, ruhten die Blicke der Mutter mit einer gewissen Stolze auf seinen edlen, schönen Zügen. Ei an sich unbedeutendes Ereigniss bestärkte sie in de Glauben, dass dem geliebten Kinde einst ein Ehrenpla beschieden sein werde unter den Unsterblichen unser Geschlechtes. Der sechsjährige Knabe stand eines Tag vor dem elterlichen Hause und blickte still und nacl sinnend auf den vor der Wohnung liegenden Teich, a

---

sich gebildet, ein gesuchter Sachwalter. Er war der Vater des Dr. Cam zu Gardelegen, des Bayer. Generalconsuls Heinrich C. zu Leipzig, des Buc händlers August C. zu Hamburg (Schwiegersohns des Buchhändlers Hc mann daselbst), des Buchhändlers Friedrich C. zu Nürnberg, des Buc händlers Julius C. zu Hamburg. — Der dritte Bruder, Johann Gottl (geb. 23. Mai 1748), lebte als Kaufmann zu Deensen, später zu Ho minden. Ein vierter Bruder, Wilhelm, scheint in dem Hintergrunde se bescheidener Lebensstellung verblieben zu sein. C.'s jüngste Schwest Marianne, war an einen Glasfabrikanten in Rinteln verheirathet; ei andere an den Kaufmann Osterloh zu Holzminden.

[1]) Gest. 16. December 1801.

ein Raubvogel auf einen an der Oberfläche des Wassers spielenden Fisch herabstiess und sich mit seiner Beute auf einen nahen Baum erhob, von wo er sie zu den Füssen des Kindes niederfallen liess, das jubelnd den Fisch der Mutter brachte.

So zogen die ersten Jugendjahre dahin, in der Hut liebender Eltern, im Kreise fröhlicher Geschwister, in der Zucht und Sitte einfacher Häuslichkeit. Das naturgemässe, freie Leben auf dem Lande musste den etwas zarten Knaben in jeder Weise abhärten. Eine reizende Natur, die nach allen Seiten hin stets neue Schönheiten erschloss, die Berge und die Thäler, die Matten und die Wälder der Heimath mussten frühe schon jenes tiefe Naturgefühl in ihm erwecken, das ihn nie verliess, und jene Vorliebe für ländliche Beschäftigung, in deren stillen Frieden er später sich oft gerettet hat aus den Stürmen des Lebens. Der älteste Bruder, gewöhnlich der Erfinder der jugendlichen Spiele, der Anführer auf den kleinen Streifzügen, zeigte damals schon den praktischen Sinn, mit dem er später durch des Lebens Arbeit hindurchging. Lieber als alle Berge der Welt hat Joachim Heinrich stets seinen Holzberg behalten, einen Berg in der Gegend seines Geburtsortes, von dessen Felsengipfel er oft und gern das Auge über die reichen Fluren und die dunkeln Forste schweifen liess.

Campe war zwölf Jahre alt, als sein Vater nach kurzem Krankenlager starb; die Mutter hat dann das Gewerk des Gatten fortgeführt. Nicht lange, nachdem das Haupt der Familie dahingegangen, ward die friedliche Ruhe des Dörfchens verstört durch die ersten Donner des siebenjährigen Krieges, wiederholt wurde das Campe'sche Haus nach der Schlacht von Minden durch fliehende Franzosen ausgeplündert, bis Marschall Soubise, der daselbst Quartier genommen, demselben eine Schutzwache gab.

Hungersnoth und pestartige Krankheit, des Krieges schauerlich Gefolge, wütheten im Jahre 1759 in der Gegend: bald waren im Campe'schen Hause der dreizehnjährige Knabe und ein junges Dienstmädchen die einzig Gesunden, denen die Pflege von zehn Kranken, die Besorgung der häuslichen Geschäfte und die Befriedigung einer drückenden, feindlichen Einquartierung oblag. Aber auch diese harten Prüfungen ertrug er mit einer Ergebung und einer Festigkeit, die eines entwickelteren Alters werth war.

Aber schmerzlicher noch als alle Entbehrungen des äussern Lebens empfand der heranwachsende Jüngling den Mangel seiner geistigen Fortbildung und es dünkte ihm ein unerträglich Dasein, in der engen Begrenzung des Kleinhandels seine Tage hinzubringen. Seine kindlichen, glühenden Bitten bestimmten die Mutter, den Liebling aus dem Vaterhause ziehen zu lassen, dessen Last und Sorge er bisher getreulich hatte tragen helfen. Und so eilte er, dürftig nur mit irdischem Gute ausgestattet, aber reich durch den Segen einer solchen Mutter und stark im Gottvertrauen, auf die neu errichtete Klosterschule zu Holzminden, wo er mit dem ihm eignen Feuereifer seinem Ziele entgegensteuerte. In dem Rector dieser Anstalt, dem zu Halle im Franke'schen Waisenhause gebildeten F. W. Richter[1]), durfte er einen Mann finden, der, selber mit gründlicher Gelehrsamkeit ausgerüstet, bald die ausgezeichneten Gaben seines aufstrebenden Schülers erkannte und ihm bald das Wohlwollen eines väterlichen Freundes entgegentrug. — Allerdings, auch hier war der Anfang schwer. Campe hatte im Vaterhause die ihm gerade zugänglichen Bücher gelesen, den Robinson Crusoë, die Insel Felsenburg, den Gellert. Als nun Richter den

---

[1]) Später Generalsuperintendent zu Braunschweig.

neuen Schüler zunächst nur in der lateinischen Grammatik prüfte, da fand er ihn zur Aufnahme nicht genügend vorbereitet und wies ihn ab. Aber Campe liess sich nicht abweisen. Er bat um andere Aufgaben, an denen sein Geist, sein Scharfsinn sich bewähren könne. Nun ward Richter zufriedengestellt: Er soll bleiben; ich will Etwas aus ihm machen. So ward Campe am 21. Juni 1760 in die Secunda aufgenommen. Aber schon nach wenigen Wochen kommt Campe zu Richter und klagt, dass es ihm so sauer werde, dass er trotz Zeit und Mühe keine Fortschritte mache, folglich wieder zu Elle und Waage zurückkehren müsse. Richter fragt ihn: Wie macht er's denn mit seinem Lernen und Studiren? Und nachdem Joachim Heinrich ihm solches beschrieben, setzt sich Richter auf einen Stuhl vor dem Tisch, legt den Cornelius Nepos vor sich, das Lexicon zur Linken, die Grammatik zur Rechten, nebst Dinte, Feder und Papier und sagt: Seh' er, so muss er hinter dem Buch sitzen, muss einen Periodum langsam und deutlich lesen und versuchen, ihn zu übersetzen. Deshalb muss er erst den Nominativ suchen, der oft im Verbo steckt. Wenn er nun dabei auf ein Wort stösst, dessen Bedeutung er nicht weiss, so muss er's gleich im Lexikon aufsuchen und die passendste Bedeutung davon wählen; und wenn er einen Satz oder eine Construction nicht auflösen kann, so muss er in der Grammatik die Regeln nachlesen und überdenken, und wenn er dann noch nicht im Klaren ist, so komme er gerade zu mir! Er muss über keinen ihm dunkeln Satz wegspringen. Ueberhaupt muss er Dinte und Papier nicht schonen, sondern immer gebrauchen, immer notiren, und was er notirt hat, muss er mehrmals lesen, um zu sehen, ob er's auch richtig begriffen hat. Auch muss er seine corrigirten exercitia fleissig nach-

lesen, damit er die Fehler sieht und verba, regulas und res in den Kopf kriegt — denn: tantum scimus, quantum memoria tenemus.

Von nun an behielt Campe das einmal vorgesteckte Ziel unverrückt im Auge. Des Vaters Weise, bei jeder Gelegenheit sich Kenntnisse zu erwerben, war wie ein glückliches Erbtheil auf den Sohn übergegangen. Er selber sagte einmal, er sei damals mit der ganzen wüthenden Inbrunst eines Verliebten über die Schulwissenschaften hergefallen, oft ganze Nächte durchwachend. Um die müden Augen offen zu erhalten, feuchtete er sie von Zeit zu Zeit mit frischem Wasser an. Hoch und schlank gewachsen, war er durch seine maasslosen Anstrengungen so mager geworden, dass er fast nichts als Haut und Skelett zu sein schien. Aber so unverwüstlich war seine Natur, dass seine Kräfte sich nie ganz erschöpften und die Blässe seines Angesichtes stets wieder der Röthe der Gesundheit wich. Der edle Richter, der mit seiner derben Treuherzigkeit den erst sinkenden Muth des Jünglings aufgerichtet hatte, welcher im achtzehnten Jahre die nöthigen Kenntnisse zu sammeln begann: er sorgte auch wie ein väterlicher Freund für des äusseren Lebens Bedürfniss, indem er dem aller Mittel Entblössten eine Freistelle verschaffte. So ward Holzminden, die kleine offene, aber so schön und glücklich gelegene Weserstadt, der Ort, wo Campe den Morgen seines Lebens, freilich nicht ohne Sorge und Mühseligkeit, die eine Folge seiner Dürftigkeit waren, aber doch auch unter mancher süssen Jugendfreude und in nützlicher Geschäftigkeit verlebte [1]). „Hier war es, wo ich zu eignem Fleisse und einer regelmässigen Arbeitsamkeit mich gewöhnte; und wenn ich

[1]) Reise von Hamburg in die Schweiz. S. 46.

nachher in den verschiedenen Lagen, worin ich nach dem Willen der Vorsehung gerieth, mich für meine Nebenmenschen einigermaassen nützlich machen konnte, so ist dies mehr jener Gewöhnung zu einer ordentlichen und rastlosen Selbstthätigkeit, als irgend einer hervorstehenden Fähigkeit zuzuschreiben."

Ostern 1765 ging Campe nach Helmstedt [1]), um Theologie zu studiren. Zu Helmstedt hatte die alte und die neue Zeit in Carpzov (seit 1748) und in Teller (seit 1762) ihre gewandten Vertreter. Teller, voll Eifer das auszuscheiden, was reine Christuslehre sei, hatte eine Theorie der biblischen Beweisstellen, eine „theologische Topik", geliefert und ein „Lehrbuch des christlichen Glaubens" herausgegeben, worin er die Kraft vieler bisher gebrauchten biblischen Beweisstellen entkräftete und bisherige Grundlehren des protestantischen Lehrbegriffs als unbiblisch nachwies. Als dadurch Helmstedt in den Geruch der Heterodoxie kam, wurde Carpzov durch den Herzog beauftragt, den Ruf der Landesuniversität durch ein orthodoxes, in schöner Latinität und mit einer gewissen Mässigung geschriebenes Lehrbuch zu retten. Dem feurigen Jüngling konnten Carpzov's Vorträge nur wenig genügen, er setzte sich lieber zu Teller's Füssen. Die Erklärung der Bibel, und damit die griechische und hebräische Sprache machte er zu seinem Hauptstudium [2]). Aber

---

1) Im Jahre 1576 durch Herzog Julius von Braunschweig gestiftet, in der Zeit ihrer Blüthe von circa 300 Studenten besucht, wurde die Universität Helmstedt 1809 durch den König von Westphalen aufgehoben. Kurz vor ihrer Aufhebung ertheilte sie noch Campen das Diplom eines Doctors der Theologie.

2) In dem Schlusszeugnisse Teller's vom 25. März 1768 heisst es unter Anderem: „Extitit in mira paucitate horum, quos undequaque in Academia laudabiliter se gessisse dicere possis, non modo unus, verum

auch hier drohte das Bleigewicht der Sorge an den Flug der jungen Begeisterung sich zu hängen. Das väterliche Erbe war unter den Verwüstungen des siebenjährigen Krieges grossen Theiles verloren gegangen; seine ganze Kraft musste er einsetzen, um auf Erwerb zu sinnen und seinen heissen Wissensdurst zu befriedigen. Als im nächsten Jahre die ersten Frühlingslüfte wehen, da liegt er krank darnieder [1]), Todesgedanken bedrücken seine Seele. Schon seit vierzehn Tagen vor Ostern — schreibt (8. Mai 1765) er nach Wickensen an seinen Schwager — habe ich keinen Thaler mehr gehabt. Nun bin ich krank. Meine Freunde sind verreiset. Ich brauche tausenderlei und weiss keinen Heller mehr zu borgen. Gott bewahre einen Jeden, dass er nicht erfahre, was das heisse, auf Universität krank sein und dabei dürftig zu sein [2]). Noch oftmals hat die Noth an

---

praecipuus quoque ...... et ut tandem nihil ad perfectam laudem deesset, si quis alius, modeste, sobrie atque pie vixit".

[1]) Schon Campe's Kindheit verfloss unter unaufhörlichen Augenschmerzen; der zwölfjährige Knabe blickte mit banger Sorge in die Zukunft. Durch die natürlichen Pocken veranlasst entstanden seit seinem vierten Jahre schmerzhafte Geschwüre an den Augenlidern, für welche er unter der Behandlung ungeschickter Aerzte die ersehnte Heilung nicht fand. Auch eine qualvolle Operation in seinem zehnten Jahre hatte nicht den gehofften Erfolg. Freilich hat der unbesonnene Knabe oft den thörichten Versuch gemacht, minutenlang in die offene Mittagssonne zu sehen. Später hat er bei hellem Mondschein ganze Capitel aus einem sehr fein gedruckten griechischen neuen Testamente und aus Reineccii kleiner hebräischer Bibel gelesen. Kalte Bäder im Flusse brachten seinem durch Purgiren und Aderlasse geschwächten Körper endlich eine vorübergehende Linderung. (Vergl. Geschichte meiner Augenkrankheit im Deutschen Museum für 1778. Bd. II, 67 ff.)

[2]) Campe's Tagebuch giebt uns in dieser Hinsicht näheren Aufschluss. Zugleich mit Teller war auch Campe, sein treuer Schüler, verketzert worden. Campe verlor darüber ein von der Braunschweiger Landschaft ihm verliehenes Stipendium von 100 Thlrn., weil, wie die Landschaft ihm schrieb, „man nicht gemeint wäre, die Wohlthaten des Vaterlandes an einen leichtsinnigen Jüngling zu verschwenden, der von verrufenen Irrlehrern sich zum Irrglauben verführen liesse."

die Pforte seiner Studirstube gepocht; aber zu anderer Zeit setzt er sich über die kleinen Mückenstiche des Lebens hinweg mit jenem kecken Humor, der ein beneidenswerthes Vorrecht der Jugend zu sein scheint. So wenn er seinem Bruder Heinrich schreibt (August 1768): Wein möchte ich zur Noth auch wohl trinken, aber der kostet hier Geld und das hab' ich nicht. Weil ich eben vom Gelde rede, so fällt mir noch was ein und zwar was Lateinisches. Höre nur: gratias tibi habeo maximas, quod per fratrem nostrum majorem (sc. Brosium) decem thaleros mihi dono miseris. Perge, liberalitatem tuam in me perspicuam facere et persuasum tibi habeas, me ad extremum usque vitae habitum fore tibi deditissimum. Ho! ho! Das war zu viel Latein! Ich dachte nicht, dass ich noch so viel könnte und dass Du noch so viel verstehen würdest. Antworte mir bald darauf. — So fand auch auf Campe das Wort des römischen Dichters seine Anwendung, dass nur schwer das Talent sich emporringt, dem in der Jugend die Armuth den Weg sperrt. Er hat sich gleichwohl emporgerungen. Mit der Genesung zieht neuer Muth in die zagende Brust. „Jetzt gefällt mir mein Helmstedt. Schien es mir zuerst ein wüstes und wildes Sibirien zu sein, so stehe ich jetzt keinen Augenblick an zu versichern, dass es einem irdischen Paradiese nicht ganz unähnlich ist." Die Poesie der Jugendfreundschaft trägt ihn hinweg über alle trüben Erinnerungen der Vergangenheit. „Mit diesen Freunden empfinde ich jetzt den wahren Werth des Lebens, d. h. der Tugend und Wissenschaft, und freue mich wirklich, dass mich Gott erschaffen hat" (Juli 1766). Gelegentlich eines Besuches, den er von Helmstedt aus bei seiner Mutter zu Deensen machte, hielt er in dem benachbarten Dörfchen Hainade seine erste Predigt, nicht ohne reichen Beifall seiner Zuhörer.

In diese Zeit fallen auch seine ersten schriftstellerischen Hervorbringungen, leichte poetische und satirische Jugendversuche, wie eine Morgenwolke vorübergegangen [1]). „Ich armer Tropf" — klagt er (Juni 1768) gegen seinen Schwager Osterloh — „werde von allen geplagt. Bald muss ich bei Hochzeiten diejenige Lust besingen, die ich nicht schmecke und die andere Leute geniessen. Bald muss ich Todesfälle mit poetischen Thränen beweinen, da ich doch die Verstorbenen niemals gesehen habe." Besondere Anerkennung fand eine gedruckte Abhandlung über „die Unsterblichkeit der menschlichen Seele", deren Fortdauer er nicht blos biblisch, sondern auch philosophisch zu begründen suchte — eine Frucht der Anregungen, die er von dem Hofrath und Professor Beireis empfangen hatte. — Nach dem Muster der italienischen Akademien hatte sich, wie anderwärts, so auch in Helmstedt eine „Teutsche Gesellschaft" gebildet, die sich zum Zwecke setzte, die deutsche Sprache in Ehren zu halten und inmitten all' des nationalen Jammers den vaterländischen Geist zu retten; nachhaltige Impulse sind auch hier auf Campen ausgegangen, der auf der Höhe seines Wirkens mit so viel patriotischem Eifer die Muttersprache gepflegt hat. „Man hat mir unvermuthet die Ehre erwiesen, mich zum Mitglied der Herzogl. deutschen Gesellschaft zu machen" (Juli 1766). Am ersten August 1767 hielt er im Namen der Gesellschaft eine poetische Rede auf den Geburtstag des Herzogs, die im Druck erschien.

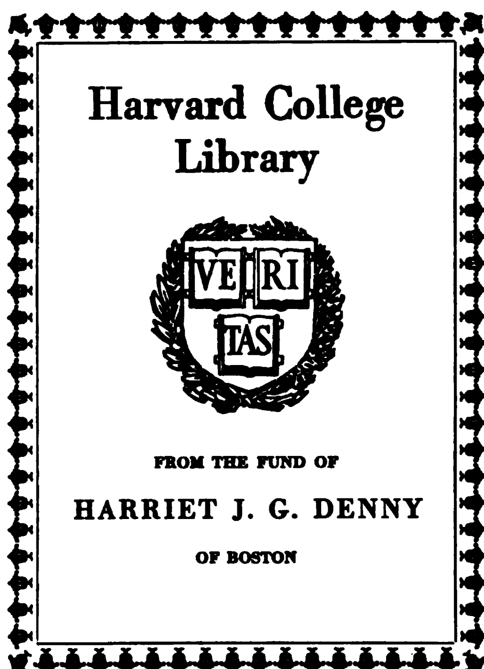
---

[1]) Das Testament. Eine Satire. Magdeburg 1766. — Die Musen im Gefolge würdiger Regenten. Helmstedt 1767. — Der Schutzgeist von Berlin 1768. — Satiren. Helmstedt 1768. — Kleinigkeiten. 1768. — Der Candidat, ein Heldengedicht. 1769.

Im nächsten Frühjahr zieht's ihn nach Halle [1]), wo der damals bedeutendste Vorkämpfer der protestantischen Theologie, Salomo Semler (seit 1752), das Richtmaass einer kühnen, durchgreifenden Kritik an den Ursprung des biblischen Kanon und die Entstehung der Dogmen legte. Semler's Freimuth hat ihn mächtig angezogen, wenn er auch sonst in die neuen Verhältnisse sich schwer nur eingewöhnte. In dem ersten Briefe, welchen er an den Bruder Friedrich nach Wickensen sendet (27. April 1768), unter all' den Eindrücken einer neuen Umgebung, vergisst der treue Sohn nicht zu mahnen: „Nimm Dich unserer ehrlichen Mutter an, so viel es in Deinem Vermögen steht und sei versichert, dass Dich der Himmel dafür belohnen wird." Eine tiefe unwiderstehliche Reiselust hat ihn schon damals erfüllt, Frankreich und England sind die Ziele seiner Sehnsucht. Wie in prophetischem Vorgefühle schreibt er (Mai 1769): „Ich glaube gewiss, dass ich noch einmal so glücklich bin, diesen Trieb erfüllen zu können." Auch er hat im Alter die Fülle gehabt, was er in der Jugend gewünscht. Auf längere Zeit hatte auch Halle nicht die Kraft, diesen Feuergeist zu halten. Sept. 1768 schreibt er nach Wickensen: „Künftige Ostern verlasse ich das düstere melancholische Halle und gehe nach Berlin." Dorthin, wo unter dem Schutze Friedrich's des Grossen das Morgenroth einer neuen Zeit, eines neuen deutschen Geisteslebens, aufzugehen schien, dorthin richtete Alles den Blick, was an aufstrebender Kraft und an hochfliegenden Hoffnungen in Deutschland sich regte. —

---

1) Hier erschien seine akademische Disputation im Druck: „Nonnulla de vi consuetudinis, quaestionisbus Homianis addita." Halae 1768.


Harvard College
Library
VE RI
TAS
FROM THE FUND OF
HARRIET J. G. DENNY
OF BOSTON

steren Zimmer ausgedacht und in den Morgenstunden von drei bis sechs Uhr aufgeschrieben, da Berufsarbeiten die Stunden des Tages in Anspruch nahmen. Dies fortgesetzte frühe Arbeiten bei Licht gab freilich seinen empfindlichen Augen den letzten Stoss. Und nun begann eine vierjährige Periode seines Lebens, an die er nie ohne Schauder, aber auch nicht ohne Dank gegen Gott zurückdenken konnte. Die Nerven seiner entzündeten Augen waren so reizbar geworden, dass es ihm unmöglich war, des Abends in einem nur mässig erleuchteten Zimmer auszuhalten. So musste er die langen Winterabende allein in einem finsteren Zimmer zubringen, ohne einen tröstenden Freund, durch schwermüthige Gedanken verdüstert. Vergebens zog er die geschicktesten Aerzte zu Rathe; er konnte zuletzt bei Tage nicht mehr lesen oder schreiben, ohne von den empfindlichsten Augenschmerzen gequält zu werden. Da rieth ihm ein Friseur ein Hausmittel, in Wasser erweichte Semmel. Der fortgesetzte Gebrauch dieses Mittels sowie das Baden der Augen in kaltem Wasser brachte ihm nach namenlosen Leiden Linderung und Heilung [1]).

Im August 1773 wurde Campe durch den damaligen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm II., zum Feldprediger bei seinem Regimente nach Potsdam berufen. Die Stelle ertrug ihm freilich nur das bescheidene Gehalt von 400 Thalern, aber er knüpfte daran schöne Aussichten für die Zukunft. „Diesen Morgen habe ich meine Predigt abgelegt und habe mir dabei zum ersten Male in meinem Leben selbst ein Genügen gethan. Wenn ich den Glückwünschen einer Menge von Officieren, die mich nach der Kirche umringten, trauen darf, so haben auch andere nichts an mir auszusetzen gefunden.“ Er scheint diese Stelle erst

---

[1]) Deutsches Museum 1778, Thl. II, S. 74 ff.

neuen Schüler zunächst nur in der lateinischen Grammatik prüfte, da fand er ihn zur Aufnahme nicht genügend vorbereitet und wies ihn ab. Aber Campe liess sich nicht abweisen. Er bat um andere Aufgaben, an denen sein Geist, sein Scharfsinn sich bewähren könne. Nun ward Richter zufriedengestellt: Er soll bleiben; ich will Etwas aus ihm machen. So ward Campe am 21. Juni 1760 in die Secunda aufgenommen. Aber schon nach wenigen Wochen kommt Campe zu Richter und klagt, dass es ihm so sauer werde, dass er trotz Zeit und Mühe keine Fortschritte mache, folglich wieder zu Elle und Waage zurückkehren müsse. Richter fragt ihn: Wie macht er's denn mit seinem Lernen und Studiren? Und nachdem Joachim Heinrich ihm solches beschrieben, setzt sich Richter auf einen Stuhl vor dem Tisch, legt den Cornelius Nepos vor sich, das Lexicon zur Linken, die Grammatik zur Rechten, nebst Dinte, Feder und Papier und sagt: Seh' er, so muss er hinter dem Buch sitzen, muss einen Periodum langsam und deutlich lesen und versuchen, ihn zu übersetzen. Deshalb muss er erst den Nominativ suchen, der oft im Verbo steckt. Wenn er nun dabei auf ein Wort stösst, dessen Bedeutung er nicht weiss, so muss er's gleich im Lexikon aufsuchen und die passendste Bedeutung davon wählen; und wenn er einen Satz oder eine Construction nicht auflösen kann, so muss er in der Grammatik die Regeln nachlesen und überdenken, und wenn er dann noch nicht im Klaren ist, so komme er gerade zu mir! Er muss über keinen ihm dunkeln Satz wegspringen. Ueberhaupt muss er Dinte und Papier nicht schonen, sondern immer gebrauchen, immer notiren, und was er notirt hat, muss er mehrmals [illegible], ob er's auch richtig begriffen hat. [illegible] corrigirten exercitia fleissig nach-

lich gewesen! Mein Bewusstsein verlässt mich: ich muss aufhören.

Es sei also beschlossen, mein ewig geliebter Engel: der Wille unseres Gottes geschehe! Ohne Zweifel ist der, dem Sie Ihre Hand gegeben haben, Ihrer würdiger gewesen, als ich: es wäre ungerecht, ihn mit meinen Qualen zu belasten. Aber den Trost soll mir die ganze Welt, auch er, nicht untersagen (ich will ihn mit Thränen darum beschwören, wenn ich ihn wiedersehe), Sie, meine Theuerste, meine Geliebte, bis in den letzten Augenblicken meines unglücklichen Lebens mit der treuesten Zärtlichkeit zu lieben, Sie ewig die Meinige zu nennen. Verflucht sei dieser Gedanke, dass diese unglückliche, aber reine und heilige Gluth, die mich jetzt verzehrt, je in meinem Herzen erlöschen könne! Immer sollen Sie meiner Seele gegenwärtig sein; ewig sollen meine Thränen Ihr mir geheiligtes Andenken ehren. Ich will mich beständig in meinem Elende mit Ihnen unterhalten; Sie in Gedanken fest an mein Herz drücken, das nur für Sie erschaffen war, und mich überreden, dass auch Sie niemals aufhören werden mich zu lieben, und mein Unglück zu bedauern. Was sage ich? Jedes Wort ist ein neues Gift, das ich in Ihr unschuldiges Herz giesse. Nein, meine Geliebte, hören Sie auf, wenn es Ihnen möglich ist, an einen Unglücklichen zu denken, der Ihnen schon zu viel Schmerz gekostet hat! Verbannen sie mich aus Ihrem Herzen, welches würdig ist, ein beständiger Wohnplatz der heitersten Freude zu sein. Dies, mein Engel, ich schreibe es Ihnen, ist das einzige Mittel, wenn es anders möglich ist, mich zu beruhigen.

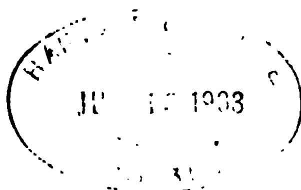
Mich schaudert indem ich überlese, was ich gestern bis hierher geschrieben, und wozu ich mich entschlossen habe. Ach Gott, wo soll ich den Muth nehmen, es durch-



Joachim Heinrich Campe

redlich zu lieben, als ich; er soll es mir schwören, Sie so glücklich zu machen, als es immer möglich, und alles Unangenehme, alles Missvergnügen von Ihnen zu entfernen. Ich will ihm Ihren ganzen Werth in meiner Verzweiflung sehen lassen. —

Da galt es nun, entweder trotz aller Hindernisse das ersehnte Ziel erreichen oder diese Liebe um jeden Preis niederkämpfen. Campe's männliche Selbstbeherrschung wäre auch aus dieser Verwickelung siegreich hervorgegangen, seine Lösung wäre nicht die tragische Lösung Werther's geworden. Er schlägt den ersteren Weg ein: Sollte kein Mittel mehr übrig sein — schreibt er in seinem Jammer —, mich einem immerwährenden bejammernswürdigen Zustande zu entreissen? Mitleidige Freundin, beneiden Sie mir einen kleinen Strahl von Hoffnung nicht, der von Zeit zu Zeit das fürchterliche Dunkel in meiner Seele aufzuklären wagt. Nicht wahr, Herr Ruz ist ein billiger, gutherziger Mann, der Sie mehr als sich selbst liebt? Wenn er nun hörte, dass Sie in seinen Armen nie eine vollkommene ruhige Glückseligkeit geniessen; dass Sie aus grossmüthiger, mitleidiger Liebe gegen Ihren unglücklichen und redlichen C. zeitlebens bekümmert sein würden: sollte ihm irgend eine Aufopferung zu theuer scheinen können, um Ihre Ruhe, ihr Glück zu erkaufen? Nein, wahrlich, so eigennützig kann er nicht sein, oder er fühlt nicht halb die Liebe, die in meinem Herzen brennt. Denn ungeachtet ich kein grösser Glück auf Erden kenne, als Sie, mein liebenswürdiger Engel, zu besitzen, und ungeachtet Schmerz, Betrübniss und Verzweiflung über alle Tage, die ich ohne Sie erleben soll, ausgegossen sein werden: so schwöre ich Ihnen doch auf das Heiligste, dass ich den Augenblick alle Ansprüche aufgeben, dass ich mit tausend Freuden in Ihre Verbin-



gentlichen literarischen Versuchen [1]) geknüpft. Die Blüthen seiner lyrischen Muse legte er in Gökingk's Musenalmanach nieder [2]); die ersten Briefe mit Klopstock wurden zu einer Zeit gewechselt, als eben der vierte Band des Messias (Gesang 16 bis 20) das staunende Deutschland entzückte (1773) [3]). Dagegen hat seine pastorale Wirksamkeit, die er im Jahre 1775 als Prediger an der Heiligengeistkirche zu Potsdam wieder aufgenommen hatte, nur eine einzige, etwas kümmerliche Blüthe getrieben [4]).

Im Mai 1776 zieht es ihn wieder nach den Fluren, wo er als Knabe gespielt. Den Weg nimmt er über Dessau, wo er der Prüfung in Basedow's Philanthropin anwohnt und mit Bewunderung und Staunen scheidet, und über Hannover, wo er auf der Bibliothek Leibnitzens nachgelassene Papiere durchforscht und des Vergnügens sich freut, „auf Leibnitzens Grossvaterstuhl zu sitzen, auf dem er seine grossen Ideen auszuhecken pflegte und auf dem ihn der Schlag rührte". In Braunschweig suchte man ihn zu einer Probepredigt zu veranlassen, da gerade eine sehr einträgliche Pfarre offen stand. Er schlug die Pfründe aus, da er „in die steife geistliche Etikette daselbst sich nicht schmiegen könne". Und in der That schickte er sich bereits an, der Theologie und dem geistlichen Amte für immer zu entsagen [5]).

---

[1]) Die Empfindungs- und Erkenntnisskraft der menschlichen Seele. Leipzig 1776.

Das Leben der Bianka Capello. Aus dem Italienischen des Herrn von Sanseverino. Berlin 1776.

[2]) Vergl. Abschnitt VII.

[3]) Vergl. Abschnitt VIII.

[4]) Predigt von der Pflicht, bei der Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes sich sittsam und ehrerbietig zu beweisen. Potsdam 1775.

[5]) „Wie kann ein Biedermann sich glücklich fühlen" — urtheilte

Gebote, die Campe in einer vierzigjährigen literarischen Thätigkeit hat erscheinen lassen, sondern vor Allem war mir auch der reiche, bisher in treuer Sorgfalt gehütete handschriftliche Nachlass des Mannes zugänglich, der mit den berühmtesten seiner Zeitgenossen in brieflichem Verkehre gestanden. Und gerade für jene Zeit geistiger Werdelust, die mit der Regierung Friedrich's des Grossen anhebt, hat der vertrauliche Gedankenaustausch, haben die Freundschaftsbriefe dieselbe geschichtliche Wichtigkeit, wie jene Werke der Schriftsteller, die der Oeffentlichkeit angehören.

Die nächste Veranlassung, welcher diese Schrift ihre Entstehung verdankt, liegt in dem Wunsche von Campe's Nachkommen, ein möglichst genaues und vollständiges Lebensbild ihres Ahnherrn zu besitzen und damit ein Denkmal kindlicher Liebe am Grabe eines guten und vielgeliebten Menschen aufzurichten.

Aber auch den Manen des edlen Pädagogen und Jugendschriftstellers, dessen geistesmächtige Persönlichkeit und dessen Bedeutung für die Entwickelung deutschen Geistes und Lebens mir noch lange nicht genug gewürdigt scheint, gedenkt dieser biographische Versuch eine Ehrenschuld abzutragen. Nachdem es Jahr-

Aufgabe nicht genugsam gewachsen. Aber auch Campe fühlte sich von den neuen Ideen so ergriffen, dass er seine Stelle in Potsdam aufgab, um September 1776 als Dessauischer Educationsrath dem Institut seine volle Manneskraft und den Feuereifer eines Reformators darzubringen.

Schon in den ersten Wochen des Jahres 1776 war Basedow mit Campe in Unterhandlungen getreten. „Wir erklären Ew. Hochehrwürden, wenn Sie es den gelesenen Bedingungen nach annehmen können und wollen, mit Erhebung des Herzens zu Gott für einen mit uns verbrüderten Jugendfreund." (Basedow an Campe, Febr. 1776.) Im September hatte Campe den Ruf zum Mitcurator, den Pestalozzi's Lehrer, Iselin, abgelehnt hatte, angenommen. Jubelnd schrieb Basedow: „Der Brand des Philanthropin ist gelöscht. Und nun haben wir wieder etwas Muth . . . Glück dem neuen Curator von Gott, dem Vater aller Kinder! Es ist wider das philantropische Wesen, dass ein Geistlicher irgend einer Kirche, als Geistlicher, das ist mit einem geistlichen Titel und Habite vorstehe oder lehre. Darum ist der sehr passende und wohlklingende Titel Educationsrath erfunden. Nun bitten wir, theuerster Curator und Bruder, in den ersten Tagen um Ihren Abschied zu ersuchen." (4. Sept. 1776.)

Campe fand Alles in der grössten Verwirrung. Da noch kein eignes Gebäude angewiesen war, so konnte man die ankommenden Zöglinge und Candidaten der Pädagogik nicht unterbringen. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn die beiden Curatoren schliesslich das Institut ganz aufgeben und günstigere Zeiten abwarten wollten. Indess, der Fürst wünschte die Fortsetzung desselben, versprach ein grosses Gebäude aufführen zu lassen, wozu er selbst schon den Riss gemacht hatte und binnen sechs Jahren 12,000 Thaler in halbjährigen Terminen zur

den seiner Wirksamkeit zurückblickt, wenn er nun bald am Ziele seines Tagewerks sich angekommen sieht, im Gefühle des Abstandes zwischen Idee und Wirklichkeit und des allgemein menschlichen Looses, dass wir alle nur aufstreben nach unseren Idealen wie Adler nach der Sonne, oft wie Adler mit gebrochenen Fittigen. Von mir selbst kann ich nur sagen, dass ich in liebevoller Hingabe in meine Quellen mich versenkt und das lebendig Angeschaute in einem zusammenhängenden und einheitlichen Gemälde auszugestalten gesucht habe.

Drei Jahre sind nun dahingegangen, seit ich zum ersten Male das Nürnberg des deutschen Nordens betrat, ein Gast des Vieweg'schen Hauses, in dem die Campe'sche Gastfreundschaft noch immer eine Heimstätte besitzt, seit ich den stillen Hügel aufsuchte, unter welchem das Sterbliche von Campe ruht. Durch die hohen Bäume, die einst der sinnige Pflanzer gepflanzt, zog die laue Sommerluft, ihre Wipfel erglänzten im Gold der scheidenden Sonne, die Geistesgrüsse eines Unsterblichen mit dem milden Anhauch ihres Friedens schienen mich hier überall zu umwehen. Campe's verklärter Geist wird den „grünen Deich“ bei Hamburg, das „heilige Fleckchen, da er den glücklichsten Abschnitt

sprechen. Spalding, Teller, Sack, Sulzer, Mendels-sohn, Nicolai, Engel, Eberhardt Zollikofer, Plattner etc. sind ihnen schwache Köpfe, ohne Hirn, ohne Kraft u. s. w., die sie mit einem einzigen Hauche umblasen können, und ehe ein Jahr vergangen ist, auch wirklich umblasen wollen. Sie haben Fürsten an ihrer Spitze, schmieden Gesetzbücher und wollen in Kurzem alles, was unten stand, nach oben kehren. Kurz alles ist in einer entsetzlichen Gährung, und das Philanthropin wird das erste Brandopfer sein, welches dem Götzen Genie geschlachtet werden soll [1]. —

Im December legte Basedow unter rührenden Entschuldigungen gegenüber seiner Landesherrschaft die Curatur feierlich nieder, die nun Campe allein übernahm, jedoch so, dass die Conferenz der Professoren dabei zu Rathe gezogen werden sollte [2]. Basedow behielt sich nur vor, die Gewissensübungen anzuordnen, in der Conferenz Etwas vorzutragen, um alle Angelegenheiten des Instituts zu wissen, seine missbilligende Meinung über Alles zu sagen, auch mit Campe's Bewilligung die Curatorrechte wieder auszuüben. Als Rechtfertigung seiner Lossagung gab er an: sein anhaltender Unmuth über

---

1) Hatte doch selbst Herder geschrieben: „Mir kommt Alles schrecklich vor. Man erzählte mir neulich eine Methode, in zehn Jahren Eichenwälder zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzel nähme, so schiesse Alles über der Erde in Stamm und Aeste! Das ganze Arcanum Basedow's liegt, glaube ich, darinnen und ich möchte ihm keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen."

2) Ausser dem „Stifter und Rathgeber" Basedow und dem „Curator" Campe noch die „Professoren" Wolke, Simon und Schweighäuser, der „Lehrer" Feder und der „Inspector" Jahn; dabei zwölf „Famulanten" (vergl. Pädag. Unterhandl. I, 91 u. 294). Simon und Schweighäuser verliessen das Institut am 20. October 1777, feierlich bis zum nächsten Flecken (Radegast) von Lehrern und Schülern geleitet (Pädag. Unterhandl. II, 666).

Unternehmung werden täglich mehr, und es ist jetzt gar keine zweifelhafte Sache mehr, dass das nöthige Geld, welches Basedow verlangte, und noch mehr, wenn wir wollten, in kurzer Zeit werde herbeigeschafft werden. Das Detail, worauf sich diese Ueberzeugung gründet, ist für einen Brief zu weitläufig. — Das Vertrauen des nahen und entfernten Publicums ist so gross geworden, dass man uns Kinder von allen Enden und Ecken her aufdringen will. Ueber sechszig habe ich abweisen müssen, und dennoch ist die Zahl unserer Zöglinge bis über fünfzig gewachsen. Viele begüterte Liefländer, Curländer, Polen und Deutsche wollten gern die festgesetzte Pension doppelt bezahlen, wollten eigene Hofmeister nebenbei halten, wenn wir uns nur entschlössen, ihre Kinder aufzunehmen. So gross ist die Verlegenheit der Eltern, so ausserordentlich ihr Zutrauen gegen uns. Unser bester theuerster Landesvater (das Muster liebenswürdiger Fürsten) ist so warm, so liebevoll gegen uns gesinnt, dass ich den Ausfluss seiner Güte mehr zurückhalten, als befördern muss. Der Markgraf von Baden hat uns vor einigen Tagen 1000 Ducaten zusagen lassen, die Freimaurer haben auch schon den Anfang zur Mildthätigkeit gemacht, und der Herzog Ferdinand, der selbst ein Ansehnliches thun will, hat ein Einladungsschreiben zu unserer Unterstützung an alle Logen ergehen lassen. Kurz alle äusserliche Aussichten sind über unsere eigenen Erwartungen günstig geworden. —

So sehr nun auch das Institut an äusserem Wohlstande zunahm, so wenig herrschte im Inneren Festigkeit und Uebereinstimmung unter den Lehrern. Es musste für Campe um so schwieriger sein, die bösen Geister der Zwietracht zu bannen, die ein einmüthiges Zusammenwirken der Lehrer bisher vereitelt hatten, da die Rechte,

meinetwegen erfahren musst. Könnte ich doch jede Thräne, die Du heute geweint hast, mit meinem Herzensblute abkaufen! Wie gern, wie gern wollte ich, könnte ich Dich dadurch glücklich machen, mein Leben unter den schrecklichsten Martern aushauchen, die sich nur erdenken lassen. O grosser Gott, schütte doch alle Leiden, die du zu unserer Besserung über uns beschlossen hast, o schütte sie doch alle auf mein Haupt herab; und schone, du Gott der Liebe, ach schone eines unschuldigen Engels, der durch sich selbst glücklich sein würde, wenn deine Vorsehung ihn nicht mit mir verbunden hätte. Mein Leben würde mir jetzt die unausstehlichste Bürde sein, wenn ich Dich nicht hätte. Aber Deinetwegen, meine einzige, ewig theure Freundin, ist es mir kostbarer, kostbarer als jemals. Ich will leben, — ja meine Theuere, leben, um Dir durch die zärtlichste Liebe zu vergelten, was Du für mich gelitten hast. Unter keiner anderen Bedingung möge Gott in seinem schrecklichsten Gerichte mir meine Sünden vergeben, als wenn dieser Vorsatz ernstlich ist, und durch die That bewiesen wird. Von nun an sollst Du und unsere Lotte meine ganze Welt sein. Verflucht sei jeder ambitiöser Wunsch, der mich aus dieser kleinen, lieben, seligen Welt, aus diesem mir von Gott angewiesenen Centrum meiner Wirksamkeit wieder in den grossen unsinnigen Kreis locken will, aus dem ich Gott sei Dank! jetzt glücklicher Weise zurückgezogen bin. Der Gedanke an unser künftiges Glück, welches wir keinem als Gott und uns werden zu verdanken haben, liegt so nahe und so helle in meiner Seele, dass ich, so oft ich ihn denke, aller meiner Leiden darüber vergesse. O möchtest Du ihn in eben dem Lichte denken, damit er eben so tröstend für Dich würde. . . . .
. . . . Es ist nicht meine Schuld gewesen, dass alles nun

Zärtlichkeit sich abermals in Gleichgültigkeit auflösen könne! Nein, bei Gott! dass kann sie nicht, oder ich erkläre mich zum Voraus für den schändlichsten Menschen, der auf Erden lebt.

Dich, meine liebe Lotte, küsse ich herzlich, Dein Nähwerk hat mir viel Freude gemacht; ich will Dir viel schöne Sachen kaufen, wenn Du zu mir kommst. Werde bald gesund und grüsse Deine gute Hanne. (Anfang October.) . . . . Ich stellte mich ans Fenster, sah nach dem halben Monde, der da gegen mir über am Himmel hängt; bildete mir ein, dass Du ihn gerade auch ansähest, und dass das Licht Deiner lieben sanften Augen mit dem Mondlichte vereiniget zu mir herunterflösse: dann kehrte ich zu Deinem Bilde zurück, um es feurig an meine Lippen zu drücken, und stellte ich mich hin, Dir noch ein Paar Worte zu schreiben. O trätest Du doch in diesem Augenblicke in meine Stube, mit welcher Entzückung würde ich in Deine Arme stürzen, Dich an dies klopfende Herz zu drücken, welches jetzt Gottlob! ein ganz anderes Herz als ehemals, und an Liebe gegen Dich so voll ist. (10. October.) . . . . Da komme ich, meine liebe gute Frau, so eben von einem langen Spaziergang zurück, den ich auf dem Wege hin gemacht habe, auf dem ich Dich erwarte. Ich meinte, es sollte stärkend für mich sein, mich fast eine Meile näher bei Dir zu wissen: aber darin habe ich mich geirrt. Meine Sehnsucht nach Dir, meine Einzige, welche seit acht Tagen mich ganz entkräftet hat, wuchs vielmehr mit jedem Schritte, und ich bin noch trauriger zurückgekommen, als ich ausgegangen war. Wahrhaftig! das halte ich nicht lange mehr aus, ohne meine Gesundheit verwelken zu sehen. (13. October.) —

Für den Fortgang der Dessauer Anstalt konnte natürlich die Ueberraschung, die Campe durch sein plötz-

liches Verschwinden dem Publicum bereitete, nicht förderlich sein. An Versuchen, Campen zur Rückkehr zu bewegen, hat es daher nicht gefehlt. Am Morgen des 20. September war Campe's Schritt bekannt geworden; Bestürzung ging durch das Philanthropin. Sofort sendet Basedow dem Flüchtling Brief auf Brief mit der inständigen Bitte um Rückkehr. Theuerster, liebster Bruder! — ruft er ihm nach — ich kann mir Deinen Zustand vorstellen. Ich entschuldige, ja ich rechtfertige Alles. Wisse, und Du weisst es, dass Gott Böses zum Guten lenkt. Deine Absicht weiss Niemand, als einige Lehrer, welche schweigen. Und wenn auch . . . so kann Dir Niemand böse sein. Der Fürst ist Dir so gnädig, als jemals. Ich bin Dein Bruder, wie am ersten Abend vor einiger Zeit. Sage Nichts. Komm zurück in unsere Arme, in die Arme der Deinigen . . . Gedenke der unschuldigen Eltern und Kinder, auch der Deinigen, die bei Deiner Zurückkunft geringere Besorgniss und Schwierigkeit haben. Denke auch Deines nicht im Gebete vor Gott sich verstellenden, sondern wahrhaftig getreuen Bruders. Gott führe Dich bald wieder zu uns. Unserer und Aller Arme sind offen. O Bruder, komm! komm! Wir sind Dein, sei unser! (20. September.) Er schlägt einen Ausweg vor, um durch Verhüllung des wahren Sachverhalts Campe's Rückkehr zu ermöglichen ohne Schädigung des Instituts: Wir reden hier folgendermaassen: Campe ist nach seinem Gallenfieber bei neuem Anblick seiner schweren Geschäfte und Sorgen schwermüthig und zweifelhaft geworden, ob er sie ertragen könnte; er glaubt also eine unbestimmte Zwischenzeit zu seiner Erholung für nothwendig, und weil er glaubte, dass wir im Gefühle unserer Bedürfnisse die Erfüllung dieses Wunsches allezeit durch Vorstellung und Bitten verhindern würden: so brachte

er seine Sachen heimlich in die beste Ordnung, trat die Reise heimlich an, und erst von einer entfernten Station gab er uns die Nachricht, wobei er lieber wagen wollte, wenn wir seinen Schritt nicht billigten, die Curatur zu verlieren als ohne Erholung sie in einem so elenden Zustande zu verwalten. Das musst Du also auch sagen, lieber Bruder, und dass wir Deinen Schritt, so beschwerlich er uns auch ist, dennoch gebilligt haben. (25. September.) Der Fürst selbst erschöpft sich in Vorschlägen und Erbietungen; er lässt das Gerücht verbreiten, Campe habe eine kleine Erholungsreise gemacht, um so den Rückzug des Geschiedenen zu decken; er verheisst die Umstände aus dem Wege zu räumen, welche den Curator des Philanthropins zum Abbruch seiner bisherigen Beziehungen gedrängt: Noch halb von der Verwunderung betäubt, die uns der unvermuthete Schritt, den Sie gethan, gemacht hat, kann ich nach einer beinahe vierundzwanzigstündigen Ueberlegung keinen anderen Entschluss fassen, als Sie um alles, was mir und Ihnen heilig ist, zu bitten, so bald als möglich wieder bei uns zurückzukehren. (21. September.) Franz Leopold eilte selbst nach Hamburg, die Rückkehr Campe's zu erbitten [1]. Campe blieb unerschütterlich. Kant, so sehr er diesen Ausgang beklagte, anerkannte jedoch die Pflicht der Selbsterhaltung, in welcher Campe sich gedrungen fühlte, das Philanthropin seinem Schicksal zu überlassen und mit den Seinigen vor dem Untergange sich zu retten.

---

[1]) Campe an Major von Humboldt: „Die Ankunft meines theuersten huldreichsten Fürsten hat schon viele heisse Thränen der Traurigkeit und der Freude aus meinen Augen gepresst . . . nicht um mir Vorwürfe zu machen, auch nicht um mich zu bewegen, wieder meine Neigung schon jetzt zurückzukehren, sondern lediglich um mich zu beruhigen gab sein edles grosses Herz ihm den Vorsatz ein, hierher zu reisen." (Nov. 1777.)

Fragen wir schliesslich nach der Ursache, die Campen zu einem so Aufsehen erregenden Schritte getrieben, für den es doch auch an bitteren Vorwürfen nicht gefehlt hat, so sind wir in der Lage, den Angeklagten selbstredend seine Vertheidigung führen zu lassen. In einer ausführlichen Darlegung, die er an den Major von Humboldt, dem Vater seiner früheren Zöglinge, richtet, bemerkt er unter Anderem: Was die Welt von meinem Schritte urtheilt, ist mir gleichgiltig, aber dass Sie, mein theuerster Gönner, überzeugt werden, dass ich nicht anders handeln konnte, wenn ich nicht zu Grunde gehen wollte, ist mir äusserst wichtig. Denn Ihr gutes Urtheil über mich und mein Verhalten ist mir immer unschätzbar gewesen.

Das Detail meiner ausgestandenen Leiden kann ich Ihnen freilich nicht mittheilen, denn so müsste ich ein Buch schreiben. Aber dass sie gross und drückend gewesen sein müssen, werden Sie von selbst vermuthen, wenn Sie zu überlegen belieben, dass ich nie gewohnt war, mit rascher Unvorsichtigkeit und ohne Ueberlegung zu handeln. Auch das werden Ew. Hochwohlgeb. von selbst einsehen, dass es keine Kleinigkeit sein musste, welche mich bewegen konnte, die Gnade des besten, des liebreichsten Fürsten, für den ich mein Leben hinzugeben bereit wäre, und die gute Meinung aller meiner abwesenden Gönner und Freunde aufs Spiel zu setzen, eine gute Versorgung zu verscherzen, und mich mit Frau und Kind, ohne alle Aussichten auf eine anderweitige Versorgung, an einem fremden Orte lediglich in die Arme der göttlichen Vorsehung zu werfen. Und was war es denn, was mich zwang, einen so gewagten Schritt zu thun. Dieses, gnädiger Herr:

Eine unaufhörliche Folge von herznagenden Krän-

kungen, welche oft mehr von dem traurigen Schicksale unseres Instituts als von bösen Menschen herrührten, hatten meine Leibes- und Seelenkräfte nach und nach dergestalt angegriffen, dass ich mit der grössten Wahrscheinlichkeit besorgen musste, binnen kurzer Zeit entweder meinen Verstand oder mein Leben zu verlieren und dadurch meine kleine hülflose Familie mit mir ins Verderben zu ziehen. Dieser letztere Umstand war für mich entscheidend: denn mich selbst würde ich aus Liebe zu unserer Sache, noch mehr aber aus liebster innigster Verehrung meines theuersten Fürsten gern aufgeopfert haben. Aber ein liebes treffliches Weib und ein kleines unschuldiges Kind durch meinen Untergang zugleich mit ins Elend zu stürzen, das war mehr als mein Herz ertragen konnte. Ich riss mich also los, um hier entfernt von dem unruhigen Gewühl meines bisherigen Lebens und getrennt von irrenden und bösen Menschen an meiner eigenen täglichen Ausbesserung und an der Beglückung meiner kleinen Familie zu arbeiten. Eine eingeschränkte Lebensart und vergnügter Fleiss setzen mich auch in den Stand, mich und die Meinigen hinlänglich zu ernähren, ohne irgend Jemanden in der Welt beschwerlich fallen zu dürfen. Und diese Lebensart will ich mit Gottes Hülfe so lange fortsetzen, bis ich mich wieder stark genug fühle, in einen grossen Wirkungskreis zu treten, und dann will ich gern zu meinem vorigen Posten zurückkehren, wenn ich in dieser Zwischenzeit nicht entbehrlich geworden bin. — Seinem Schwager Hiller schreibt er am 3. November nach Berlin: Mit Genies habe ich forthin keine Gemeinschaft mehr. Ich schliesse es in mein Morgen- und Abendgebet, dass mich der Himmel davor bewahren möge. Die bösen Menschen suche ich mit allem, was sie Kränkendes für mich gethan ha-

ben, zu vergessen. Ihre Namen gehen daher weder über meine Zunge, noch aus meiner Feder. Der Besitz einiger bewährter Freunde hält mich schadlos für hundert Schurken, in denen ich mich geirrt hatte. — Es war das Campe'sche Gewissen, das sich gegenüber dem Basedow'schen grillenhaften, rücksichtslosen, wankelmüthigen Wesen Luft machte[1]). Und in der That, die Sterne über ihm und die Sterne in seiner Brust hatten ihn recht geleitet: zu Hamburg durfte er fünf Jahre verleben, die er selber stets unter die fruchtbarsten und glücklichsten seines Lebens gerechnet hat.

„Unter allen Wohlthaten Gottes gegen mich ist keine grössere als die, dass er mich durch unaussprechliche Leiden in meine gegenwärtige Lage gleichsam hineingeschleudert hat. Wie viel mein Verstand, mein Herz und meine und der Meinigen Glückseligkeit dadurch gewonnen haben, kann ich nicht beschreiben;" mit diesem Bekenntniss beginnt er den neuen Abschnitt seines Lebens. Als gegen Ende October 1777 die Frau Rath nebst ihren Begleitern (der kleinen Lotte und der treuen Dienerin Hanne) in „der Wohnung des Friedens" angelangt waren, da waren seine nächsten Wünsche erfüllt. Bei bescheidenen Ansprüchen und unverdrossenem Fleisse durfte er hoffen, sich und die Seinigen zunächst durch schriftstellerische Thätigkeit zu ernähren, bis er Kraft und Lust wiedergewonnen, in einen grösseren Wirkungskreis einzutreten. Und obwohl die Gesundheit seiner Frau erschüt-

---

1) „Aus Gewissensdrang" — sagt er in der Reise durch Frankreich und England — „hatte ich Amt und Brod und Alles aufgegeben, was einem Familienvater beruhigende Aussichten in die Zukunft gewähren kann und meine ganze kleine Habe beschränkte sich nur auf einen Kopf mit mittelmässigen Fähigkeiten und auf eine an rastlose Arbeitsamkeit gewöhnte Hand."

tert schien und der nächste Winter auch trübe Stunden brachte, so widerstand er doch männlich den Sirenenstimmen, die im Frühjahr 1778 nochmals aus Dessau sich vernehmen liessen. Konnte auch Basedow ihm den gethanen Schritt nie ganz verzeihen, der Fürst war überzeugt, dass Campe nicht anders handeln konnte, wollte er nicht an sich selbst und an den Seinigen zum Verräther werden.

In dem „in sich glücklichen und achtungswürdigen hamburgischen Freistaat“ trat ihm so viel edle Gastfreundschaft, so viel treue Liebe entgegen, dass er sich fast wider Willen in die kaum verlassene, oft so dornreiche pädagogische Laufbahn verschlagen sah. Er meinte später, wenn es ihm gelungen sei, an der Verbesserung des deutschen Schul- und Erziehungswesens mit Erfolg mitzuarbeiten, er dies lediglich den Anregungen und dem Vertrauen zu verdanken habe, das man ihm von allen Seiten entgegenbrachte. Aus diesem ersten Freundeskreis erwähnen die Briefe aus jener Zeit vor Allem „die guten Reimarus, gute köstliche Leute, die auch einen Misanthropen mit dem Menschengeschlecht aussöhnen können,“ sodann die Familien Böhl, von Faber und Schuback.

Während des Winters war Campe mit Herausgabe seiner Erziehungsschriften [1]) sowie mit Beiträgen zu den „Hamburgischen Adresscomtoirnachrichten“ [2]) beschäftigt. Da luden im Frühjahr 1778 drei wackere Hamburger Männer, von der Ueberzeugung geleitet, dass solch' ein pädagogisches Talent nicht brachliegen dürfe, Jo-

---

[1]) Sammlung einiger Erziehungsschriften. 2 Thle. Leipzig 1778.

[2]) Jahrgang 1777: Ueber die moralische Erziehung, ein guter Rath für Aeltern. — Erster Entwurf von Theophron's gutem Rath für seinen Sohn. 1778: Beschreibung einiger neuen pädagogischen Spiele.

hannes Schuback, „einer der reichsten, angesehensten und vernünftigsten Kaufleute der Stadt," Johann Jacob Böhl, der einem der ersten europäischen Handelshäuser in Cadix vorstand, und Legationsrath Leisching, Campen ein, die Erziehung ihrer Söhne zu übernehmen: Johannes, Gottlieb und Fritz Böhl, Nikolas Schuback und Dietrich Leisching, deren Vornamen sowie der von Campe's Lotte uns im „Robinson" aufbewahrt sind. Es wurden noch andere Pensionisten angeboten, aber Campe glaubte auf einen kleineren Kreis sich beschränken zu sollen, theils um den Schein zu vermeiden, als habe er das Dessauer Philanthropin nur darum verlassen, um ein anderes auf seine Rechnung zu gründen, theils vor Allem, um so ein wahres Familienverhältniss festhalten zu können: denn jedes Institut, das aus dem Familienzirkel heraustritt und mit Hülfe vieler Unterlehrer betrieben werden muss, dünkte ihm eine Erziehungsfabrik. Einer der beiden Lehrer, die unter Campe's Aufsicht mitwirkten, war Rudolphi (Freund R. im „Robinson"), ein Bruder der Schriftstellerin Caroline Rudolphi. Böhl dagegen miethete ein schönes Grundstück im Billwerder Ausschlag am Hammerdeich [1]). In Folge dringender Anfragen war die Zahl der Zöglinge allmälig doch auf dreizehn gestiegen [2]), so dass Campe einen dritten Lehrer (wahrscheinlich den französischen Lehrer Joyard) anstellen musste. Aber der Gedanke „einer Zusammenschmelzung der öffentlichen und häuslichen Erziehung" schwebte dabei Campen immer vor der Seele, dass er sei-

[1]) Hallier, J. H. Campe's Leben und Wirken. 1862. S. 27 ff.

[2]) Darunter Konrad von Hoba, der später an der Küste Nordamerikas bei einem Schiffbruch umkam; Ferdinand von Hahn, als Offizier gefallen, und Johannes Schuback, in der „Entdeckung Amerikas" John genannt.

nen Zöglingen die Familie möglichst ersetzen müsse, wie er dies in dem Vorbericht zu den Erziehungsschriften auf das Bestimmteste ausspricht: „Ich habe das Glück, ein kleines Häuflein hoffnungsvoller Kinder um mich versammelt zu sehen, denen von nun an meine beste Zeit und meine besten Kräfte einzig gewidmet bleiben. Diese, welche immer ein Häuflein bleiben und zu keinem Haufen anwachsen sollen, sind, dem Wunsche ihrer Eltern gemäss, dem Schoosse meiner kleinen Familie einverleibt worden, und werden als Glieder derselben, und keineswegs institutsmässig von mir behandelt.“ Gegenüber den Nergeleien seiner Gegner durfte er am 1. Juni 1780 an Lessing schreiben: „Ich selbst, meine Frau, meine drei Gehülfen und meine zwölf herrlichen Knaben wissen fast nicht mehr, was Krankheit ist, weil wir, so weit der leidige Ueberlauf von Besuchern und Beschauern aus der feinen Welt — diese Hauptplage meines Lebens — es uns erlaubt, uns immer mehr und mehr in die Grenzen der einfachen Natur zurückzuziehen.“ Hier auf diesem „heiligen Fleckchen“, auf dem grünen Deiche, war es, wo Campe bald Körperübungen, bald Tugendübungen mit seinem Häuflein vornahm; hier hingen die trefflichen Knaben an seinem Nacken, an seinen Armen, an seinen Schössen, wenn vom Robinson oder von Columbus erzählt wurde; hier stand er mit gerührter, Ehrfurcht gebietender Miene unter seinen Kindern, um an lauen Sommerabenden unter dem Sternenhimmel dem Allvater ein kindliches Dankopfer darzubringen; hier liess sein sechsjähriges Töchterchen das schon ahnen, was sie im späteren Leben so treu gehalten hat. — Wie Campe getragen wurde von dem Glauben an die Heiligkeit seines Berufes und von der Liebe, die aus den Augen der Kinder ihm entgegenleuchtete, und wie hinwiederum seine Zöglinge

mit einer Treue an ihm hingen, die keine Trennung, keine Ferne kennt, davon ist ein sprechendes Zeugniss jenes Denkmal, das Campe seinem Anton Gottlieb Böhl gesetzt hat[1]).

Campe selbst fühlte sich in dieser beglückten Thätigkeit, im Schoosse eines reinen Naturlebens, frisch am Körper und am Geiste. „Meine Pfirsichbäume," schreibt er an Hiller im Frühjahr 1779, „wohl dreissig an der Zahl, stehen schon seit acht Tagen in voller Blüthe ... ich bin jetzt ganz Landwirth, behaue Bäume, mache wüstes Erdreich urbar, lege Lauben an und bin dabei mit meinem ganzen Hause so gesund, als wir nie gewesen sind ... wie viel ich jetzt arbeite und ohne Erschlaffung arbeiten kann, davon haben Sie keine Idee. Ich schreibe beinahe immer für zwei Pressen." Am 1. März 1782 kann er über 4400 Thlr. disponiren, den Ertrag seiner gesteigerten Thätigkeit, die Hiller zu Berlin für ihn anlegte. So kann er mit redlichem Willen und einem dankbaren Blick nach oben der Zukunft entgegengehn. „Der Gedanke, für meine kleine Familie reichlich gesorgt zu haben, wird mir den Abmarsch leicht machen."

Ueber die Frau Educationsrath liegt das Urtheil eines Zeitgenossen vor[2]), das, in dem etwas überschwänglichen Styl jener Zeit gefasst, immerhin die grosse Verehrung bezeugt, welche dieser Frau in den weitesten Kreisen gezollt wurde. „Sie wird es mir verzeihen, die liebe theure Frau, dass ich hier auch ein Wörtchen von ihr rede. Die Fülle meines Herzens, meine innige Verehrung verlangt es so. Von Grund aus edel, gross und

[1]) Schreiben aus Algier, von einem der ehemaligen Pflegesöhne. Neue Sammlung der Reisebeschreibungen I, S. 72 ff.

[2]) Gr. v. A., Beitrag zur Charakteristik niedersächsischer Damen. 1784.

einzig in ihrer jetzigen Bestimmung! Die schönste Pflegemutter einer grossen liebenswürdigen Familie, welche um ihre Vollkommenheit und Liebe die besten leiblichen Mütter beneiden.

Bei ihr sollten die Mütter und die Töchter in die Schule gehen, und bei dem Gemahl die Söhne. — Der körperlichen Gestalt nach ist die Madame Campen ganz angenehm gebildet. In ihrer männlichen Grösse liegt etwas Ansehnliches und Würdiges, welches, mit Heiterkeit und weiblicher Sanftmuth gemischt, ihrem ganzen Wesen viel Annehmliches giebt. Ihr ganzer Körperbau ist übrigens von einem guten weiblichen Ebenmaass. Ihre Gesichtsbildung ist nicht schön, sondern artig. Ihr grosses Auge ist feuerreich und kraftvoll. Mit bedeutendem und geistvollem Blick sieht sie allemal auf den vorhabenden Gegenstand. Den fremden Sprecher sieht sie scharf an und hört still beobachtend zu, was er spricht, ohne zu unterbrechen bis er fertig ist. Dann aber lässt sie auch Niemand durch stockstummes Schweigen in Verlegenheit, sondern knüpft an den Faden des Gesprächs freundlich an, hilft aus, lockt heraus, wenn ihr der Gegenstand und der Sprecher eine Sache von Werth sind, lernt in der Stille gern und lehrt wiederum auf eine verbindliche Art.

Ihre Rede ist angenehm, natürlich und kurz; allemal mit einem freundlichen Lächeln begleitet. Keine Verzierung und Verzerrung der Geberden scheint sie zu kennen. Ich kenne aber einige Hamburger Damen, die es für sehr schön halten, während der Rede mit dem Köpfchen zu nicken wie die Tauben, oder das Köpfchen fein auf eine Seite zu legen, wie die Gänse, wenn sie den Himmel ansehen, oder unaufhörlich mit den Augen zu blinzen wie die Eulen am Tage. Ihr Haar ist hoch, lichthell und stark, die Haut sehr fein, weiss und zart, wie sie gemei-

niglich bei einem Phöbushaar zu sein pflegt und der Teint schwach rosenblass. Es ist aber, nota bene, Natur und nicht Pflasterschönheit, unter deren Schutz die blassen Hamburgerinnen so schön sind. Die ganze Physiognomie dieser guten Dame ist sonst sehr bedeutend und geistig. So freundlich und liebreich ihr Blick ist, so liebreich ist ihr Herz. Man kann sagen, sie ist klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben — — — Diejenigen Stunden, welche ihr die grosse Hauswirthschaft übrig lässt, liest sie die angenehmen und lehrreichen Schriftsteller unserer Nation, und oft nimmt sie schwere Lectüre vor, aber ihr vorzüglich schneller Verstand und der leicht eindringende Scharfsinn, den sie vor so vielen Männern voraus besitzt, erleichtern ihr alles. Viel mehr würde sie lesen und studiren, aber die häuslichen Geschäfte und die ganze grosse Oekonomie, welche sie zu übersehen und zu dirigiren hat, fordern ihr alle ihre Zeit und Aufmerksamkeit ab, und man muss sagen, sie steht derselben unvergleichlich vor, sie zeigt sich darin ganz in ihrer Grösse und Liebenswürdigkeit, füllt so ganz die weibliche Bestimmung aus. Mit einem hellen Adlerblick übersieht sie leicht das Ganze, theilt die Rollen aus, und Klugheit und Thätigkeit führen die vielen und lästigen Geschäfte einer grossen Hauswirthschaft mit bewundernswürdiger Leichtigkeit aus. Schnell und thätig wie sie ist erscheint sie allerwärts, ordnet alles zur rechten Zeit und genau an, was zur Bequemlichkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Gesundheit der Eleven gehört, und Speise, Trank, Kleidung, Wäsche und Reinigung für so viel Personen ihres Hauses erfordern nicht wenig Achtsamkeit und Mühe. Sie weiss es doch aber alles so gut zu bewirken, dass sie noch Zeit genug übrig behält, die Stadt und ihre Freunde in der Gegend zu besuchen, die Besuche abzuwarten, womit sie

d; aus der fernen Fremde sehr heimgesucht wird und keine ländliche Vergnügungen zu suchen, um sich darin ieder zu erholen.

Weil sie sehr viel bürgerliche Klugheit besitzt, so ersteht sie alle die vielen Besuche und auch ihre Freundschaft so zu leiten, dass sie weder der Haushaltung noch dem Institute im mindesten beschwerlich fallen, wie man denn auch durchaus nicht genirt ist, und hier nicht sein uss, um nicht alles zu verderben.

Mit den Eleven selbst geht sie sehr gut, sehr vortrefflich um, so wie mit den Lehrern. Diese sieht sie wi ihre Freunde und jene alle wie ihre Söhne an, und keine Mutter könnte besser mit ihnen umgehen. Sie ist gefällig und ernsthaft, liebreich gewährend und streng versagend, wenn es nicht anders sein kann. Sie spielt oft mit ihnen und nimmt durch eine kleine Aufsicht auch zugleich Theil an ihren kindlichen Freuden, zu welchen sie sich theils herunter, ihre Lieblinge aber auch etwas zu sich herauf zu stimmen weiss. Man darf mit Wahrheit behaupten: keine Mutter kann ihr Kind einer besseren Mutter und kein Vater einem besseren Vater anvertrauen, als wenn sie es diesem guten Institute überlassen. So nützlich sie demselben ist, eben so viel Lust, so viel Annehmlichkeit und Rühmliches findet sie darin, ohne selbst eigene Söhne zu haben, die guten Söhne Anderer, die blühenden Hoffnungen so vieler edlen Familien zu pflegen, sie zur Tugend und Vollkommenheit bilden zu helfen. — Bei so vieler Arbeit, bei so grosser Geschäftigkeit scheint sie der besten Gesundheit zu geniessen und durchaus keine Zeit übrig zu haben, weder modisch empfindsam, noch stubenzärtlich und nervenkrank zu werden. Sie trotzt allem Wind und Wetter und allen Apothekern. Und wer Lust hat thätig und

deutsch zu sein, der kann ebenso gesund werden. Es ist fast ein patriarchalisches Leben, um das ich diese gute Leute beneiden möchte!" — —

Erstaunlich ist Campe's literarische Fruchtbarkeit in diesen Jahren, da kein Bleigewicht der Sorge oder der Verkennung an die Schwingen seines Geistes sich hing. Sein Sittenbüchlein, seine Betrachtungen über Empfindsamkeit und Empfindelei, seine kleine Kinderbibliothek, seine Entdeckung von Amerika, vor Allem sein Robinson, der, in fast alle Sprachen übersetzt, von Cadix bis Petersburg gelesen wurde, haben damals schon den Namen Campe's mit unvergänglichem Ruhm geschmückt. Wie er an dem wissenschaftlichen Leben, von dem die geistige Atmosphäre Hamburgs damals bewegt war, gebend und empfangend, Theil nahm, so wurde auch nach aussen ein lebendiger Verkehr unterhalten, mit dem Sänger der Messiade und dem Wandsbecker Boten, mit Boie, Bahrdt, Buhle, Büsch, Ebert, Forster, Feder, Garve, Gökingk, A. und W. v. Humboldt, F. H. Jakobi, Nicolai, Lavater, Eberhard, Pfeffel, Wolke, Schlözer[1]), vor Allem auch mit Lessing, mit dem Campe durch Reimarus' Vermittelung bekannt wurde. Lessing hat in Campen einen festen, unschwärmerischen Mann geschätzt[2]); er hat, obgleich gelegentlich die kleinen Anfälle der Herrnhuterei der Frau Rath persiflirend, doch ein Bild edler Weiblichkeit in ihr erblickt, die des Dichters erste Bekanntschaft mit dem Besen in der Hand gemacht. Tiefer und wahrer ist wohl nirgends getrauert worden, wie in dem Campe'schen Hause, als die Kunde nach Hamburg ge-

---

1) Vergl. Abschnitt VIII.

2) Nach einem Briefe der Elise Reimarus vom 16. October 1778.

langte, dass der Dichter des Nathan erlöst sei zur Freiheit, nach der er so treu gesucht hatte [1]). Das hatte Campe mit Lessing gemein, dass Ehren-Göze, der Hamburger Hauptpastor, auch gegen ihn eifernd und verketzernd sein geistliches Schwert schwang. Dieser hatte Campen öffentlich, von der Kanzel, getadelt, dass er seine Kinder, statt zur Kirche, in die freie Natur führe. Als nun gegen diese Bannpredigt ein allgemeiner Unwille sich erhob, suchte Göze eine Thorheit durch die andere zu verlöschen. Er betheuerte, dass er Campen nicht gemeint habe, so dass er schliesslich in den Augen des Publicums durch seine Feigheit mehr noch als durch seine Kapuzinade verlor.

Aber schon im Sommer 1782 fühlte Campe „an Leib und Seele sich unfähig", in der bisherigen Weise seine Pflichten zu erfüllen. Das Geräusch so vieler lebhafter Kinder, der unglaubliche Zudrang von Fremden und die damit verbundenen Störungen, die Menge brieflicher Anfragen, die an ihn gerichtet wurden, so dass der arme Erzieher, wie er an Iselin schrieb, sich in einen immer fertigen Briefsteller und in einen immer paradirenden Complimentenmacher verwandelt sieht, die ganze Last, die auf seinen Schultern ruhte: das Alles hatte sein Nervensystem in einen äusserst reizbaren Zustand versetzt und den Entschluss zur Reife gebracht, sein Institut aufzulösen [2]). Während das Publicum in diesem Schritte nur die Eingebungen einer hypochondrischen Laune erblicken wollte, blutete Campe's Herz, bei dem Gedanken, die

---

[1]) Vergl. das Gedicht auf Lessing's Tod im VIII. Abschnitt.

[2]) Nach einer Notiz bei Hallier haben die Franzosen 1814 die meisten Erinnerungen an jene Stätte, wo der Robinson erzählt und erlebt worden war, hinweggetilgt. Jetzt ist auf der Stelle eine Lederfabrik mit ziemlich wüster Umgebung errichtet.

Früchte seines Fleisses nicht reifen zu sehen; aber se geschwächte Gesundheit machte ihm diese Trennung bieterisch zur Pflicht. Den Kindern Schuback's u Böhl's wollte er auch jetzt noch den letzten Rest sei Kraft widmen: Beide nahmen dies Opfer einer edlen (sinnung nicht an [1]).

Campe zog nun mit nur vier Schülern [2]) nach T tau, einem Dorf an der Bille, drei Meilen von Hambu Seine Arbeit theilte sich hier zwischen der Landwir schaft und der Erziehung seiner Zöglinge. Zugleich v band er sich mit Stuve und Trapp zu einem gros Werk über Erziehungskunde, der allgemeinen Revis des gesammten Schul- und Erziehungswesens (seit 17

Im August 1785 trat Campe zur Wiederherstell seiner durch übertriebene Stubenarbeiten geschwäch Gesundheit eine längere Reise an [3]). Sein Weg füh ihn zunächst nach Braunschweig. Hier besuchte er u seinen alten Lehrer Richter, damals Generalsuperint dent. Auch der Herzog empfing ihn zu wiederholten len und bot ihm eine Anstellung an in seinem Lan Campe fürchtete für seine glückliche Unabhängigk auch reizte ihn nicht die Ehre, den Grossen zu gefal Lessing's Grab, der doch wenige Jahre vorher ges ben war, konnte ihm Niemand nachweisen [4]). Die Pfl

---

[1]) Die Leitung der Anstalt übernahm seit 1783 E. Ch. Trapp, fessor der Pädagogik zu Halle.

[2]) Ferdinand, Anton, Nikolaus und Ary. Vergl. Cam Reise von Trittow nach Wismar und Schwerin etc.

[3]) Reise des Herausgebers von Hamburg bis in die Schweiz im 1785.

[4]) Als Campe ein paar Jahr später nach Braunschweig übersie liess er den bereits eingesunkenen Hügel Lessing's wieder aufri

der Pietät bestimmt ihn, einen Abstecher von dreizehn Meilen zu Pferde zu machen, um seine alte Mutter zu Holzminden zu besuchen. Der Weg dahin führt ihn nach Deensen, dem Orte seiner Geburt; mit Wehmuth ruht sein Blick auf dem Kirchlein, in dem die Gebeine seines Vaters ruhen, auf den Stätten, wo er den Traum der Jugend geträumt. In Göttingen hat er ein kleines Rencontre mit einem Musensohn nach der Art von Zachariä's Renommisten. Ueber Kassel geht es dann bei erbärmlichem Wetter über Marburg und Giessen nach Frankfurt. „Man überhäuft mich" — schreibt er von hier am 29. August an seine Frau — „überall mit so vielen Freundschafts- und Liebeserweisungen, dass ich zuweilen in Versuchung gerathe, zu glauben, dass man mich zum Besten haben wolle. Ehegestern, da ich nach Hanau reisen wollte, zog ich wie der Rattenfänger von Hameln durch die Stadt, begleitet von einer ganzen Herde von Kindern aus den ersten Häusern, die sich an mich hingen. Sie hatten unter sich den Vertrag gemacht, dass je zwei und zwei mich an der Hand haben und dann zweien anderen Platz machen sollten. Fünf Hofmeister gingen als Adjutanten neben her. So schleppten sie mich bis vor das Thor in einen Garten, wo ich die Diligence erwarten sollte. Solche

---

und mit Epheu und Pappeln bepflanzen. Im Jahr 1788 erliess der Schauspieldirector Grossmann von Hannover aus ein Schreiben an die deutschen Schaubühnen zum Zweck einer Benefizvorstellung für ein Denkmal über Lessing's Grabhügel: unter die Wenigen, die sich der Sache mit Wärme annahmen, gehört Campe und seine treffliche Gattin, die selbst einen Entwurf zu dem projectirten Denkmal zeichnete. Die Bühne und das Publicum blieben kalt, Deutschland schien seinen grossen Dichter vergessen zu haben. Campe hat dann Lessing's Grab mit einem einfachen Sandstein bezeichnet, der es vor dem Vergessenwerden bewahrt hat. Erst in diesen Tagen ist die alte Schuld abgetragen worden.

Anhänglichkeit, solche Herzlichkeit habe ich fast noch nie gesehen." Ueber Darmstadt, die Bergstrasse entlang, deren Reize ihn entzücken, erreicht er Heidelberg und Karlsruhe, von wo er am 3. Sept. seinen Lieben in der Heimath Bericht erstattet. Auch in Darmstadt überhäuft man ihn mit Liebe und Güte. In der Zahl derer, mit denen er Verbindungen anknüpft, befindet sich auch „Rath Merk, ein Mann von grossem Kopfe, aus dem Cirkel der Schlosser, Lavater, Göthe". Auf dem Melibocus, den er besteigt, schleppt er mit den Genossen Steine zusammen, um ein Denkmal in Form eines Altars zu hinterlassen. „Du siehst, meine Beste, dass das mildere Klima und das Romantische der Gegenden, die ich durchstreift bin, schon angefangen haben, mich zur Empfindsamkeit zu stimmen und ich stehe nicht dafür, dass Du, wenn das so fortgeht, einen wahren Siegwart an mir zurückerhalten wirst." Aus den nächsten Reisestationen (Strassburg, wo besonders das „erstaunliche Felsengebäude" des Münsters und „das berühmte Denkmal des noch berühmteren Marschalls von Sachsen" ihn fesselt, Colmar, wo er seinen ehrwürdigen Freund Pfeffel begrüsst, Basel, Schaffhausen, von wo aus er einen Abstecher nach dem Rheinfalle macht) liegen keine Briefe vor. Der Heimgekehrte kann seinem lieben Bruder Hiller (Nov. 1785) nicht beschreiben, wie viel Liebe man ihm überall bewiesen hat. „Sogar Gastwirthe, wollten kein Geld von mir annehmen. Hundert deutsche Schriftsteller werden vermuthlich, ihren höheren Talenten gemäss, mehr geehrt und bewundert als ich, aber ich zweifle, ob irgend einer unter ihnen sich einer so allgemeinen Liebe rühmen dürfe. Man hat mich oft bis zu Thränen gerührt." Demselben Briefe entnehmen wir, dass die freundliche Zusprache des Herzogs von Braunschweig doch nicht auf

einen ganz unfruchtbaren Boden gefallen, dass es diesem vortrefflichen Fürsten gelungen war, die Bedenklichkeiten Campe's zu heben [1]).

---

3. Die Meisterjahre.

Die alte Welfenstadt an der Oker war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Mittelpunkt für künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen geworden. Herzog Karl († 1780) hatte, einen Gedanken des Abtes Jerusalem mit Lebhaftigkeit ergreifend, das Collegium Carolinum gegründet, um die Lücke zwischen der niederen und hohen Schule auszufüllen. Von Jahr zu Jahr wuchs der Ruhm der jungen Anstalt, für welche man bedeutende Kräfte gewonnen hatte. Einen gewandten und unermüdlichen Curator besass dieselbe an Jerusalem, geliebt von seinem Fürsten und vom Volk, berühmt als Redner, grösser noch als Mensch denn als Schriftsteller. Von den übrigen Lehrern nennen wir Gärtner, den witzigen, anregenden, geschmackvollen Professor der Beredtsamkeit; Zachariä, Professor der schönen Wissenschaften, würdevoll, vielseitig gebildet; Ebert, den Professor der englischen Literatur, Klopstock's Freund, nicht frei von Sinnlichkeit und sentimen-

[1]) „Er (der Herzog) schenkt mir ein Canonicat und bittet mich, bis zur Eröffnung desselben, ihm zu erlauben, dasselbe sogleich durch eine Pension von 400 Th. zu realisiren, ohne dass auch nur in der entferntesten Weise ein Dienstverhältniss daraus entstehe. Es soll, fügt er hinzu, nicht Besoldung, nicht Vergeltung sein, sondern man wünscht nur, dass Sie meinen Beweis darin finden mögen, wie ungern wir Sie lange genug entbehrt haben."

taler Schwärmerei, aber auch graciös und launig; Schmid, Lessing's Freund, Professor der lateinischen Literatur, geschätzt als Lehrer und als Uebersetzer; Eschenburg, Professor der Literaturgeschichte, Verfasser werthvoller Lehrbücher, auch durch seine Arbeiten über Horaz und Shakspeare in weiten Kreisen bekannt geworden [1]). Auch Leisewitz gehört in diesen Kreis, verehrt wegen seiner Verdienste um das Armenwesen, durch seinen „Julius von Tarent" würdiger Genosse des Braunschweiger Parnasses. Dem Herzog Karl war sein Sohn Karl Wilhelm Ferdinand gefolgt, nach kriegerischen Lorbeeren strebend, aber auch ein Freund der freien Künste und ein Mäcen der Schriftsteller, der den Dichter des Nathan für seinen Dienst gewann. Aus Campe's Meisterjahren, wie sie in Braunschweig sich erfüllt, wird uns ein ungleich ansprechenderes Bild entgegentreten, als jenes, das der Biograph Lessing's von diesem Fürsten gezeichnet hat [2]).

So kehrte denn Campe im Frühjahr 1786, ausgerüstet mit einem Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, den er im Sturm und Drang seiner Lehr- und Wanderjahre gesammelt hatte, dem Rufe des edlen, für die Ideen der Aufklärung empfänglichen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig folgend, zurück in das Land seiner Väter, um daselbst als Schulrath eine Reform des Schulwesens anzubahnen und zu leiten. Ein Theil des Schlosses zu Salzdahlum ward ihm zur Wohnung angewiesen. Der Gedanke seines Lebens sollte hier, wenn auch unter mancherlei Verstörung, zur That werden. Er verhehlte sich nicht, dass „die Alten, die Unverbesserlichen"

[1]) K. Schiller, Braunschweig's schöne Literatur in den Jahren 1745 bis 1800.

[2]) Stahr, G. E. Lessing II, 37.

ihm fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen würden. Darum nach gleichgesinnten Genossen sich umschauend, beantragte er beim Landesfürsten die Berufung von Ernst Christian Trapp, der auch bis 1779 am Educationsinstitut zu Dessau gewirkt, und von Johann Stuve, seit 1777 Conrector zu Prenzlau, der bereits um die Verbesserung des Schulwesens in den preussischen Staaten sich verdient gemacht hatte. Stuve, wie Campe bei allem Selbstgefühl bescheiden, freimüthig, dabei redegewandt und praktisch, sollte der praktischen Durchführung der Reformen seine Kraft widmen, während Trapp, dessen äussere Erscheinung schon weniger imponirte, in der Ausarbeitung neuer Lehrordnungen und Schulbücher seine eigenthümliche Begabung verwerthen sollte. Mit beiden, so wie mit Heusinger, gab Campe das „Braunschweigische Journal“ [1]) heraus. Campe, Trapp und Stuve bildeten nun ein besonderes Landescollegium, das sich die Aufgabe stellte, für das Schulwesen des Herzogthums eine neue Epoche heraufzuführen. Wie ein Wetterstrahl fuhren in die vielfach verrotteten Zustände Campe's „Fragmente über einige verkannte, wenigstens ungenutzte Mittel zur Beförderung der Industrie, der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes“ [2]), das kühne Programm des pädagogischen Triumvirates. Aber während Campe vom Landesfürsten mit allen Beweisen der Huld und des Vertrauens gleichsam

---

[1]) Im ersten Stück (Januar 1788) spricht Campe sich aus über Absicht und Gegenstände dieser Zeitschrift: sie soll unbefangen Untersuchungen anregen und fördern, kurz Alles ins Auge fassen, was eine Beziehung auf die Bildung und Glückseligkeit des Menschen hat, die wichtigsten Fragen der Philosophie, Philologie und Pädagogik, insbesondere auch die Kritik der neuesten Literatur, und das Alles in einem anständigen Tone, ohne persönliche Gehässigkeit, keinem zu Lieb und keinem zu Leide.

[2]) Das Nähere im Abschnitt VI.

überschüttet wurde, fühlte sich Alles, was stumpfsinnig am Altüberlieferten haftete, die Mitglieder der Landstände und die hohe Geistlichkeit, als deren Wortführer der Abt Velthusen auftrat, durch den allzuraschen Feuereifer der neuen Pädagogen verletzt. Und als man nun im neuen Collegium sofort zur Eröffnung der Conferenzen schritt und den ersten Reformversuch an der lateinischen Schule zu Holzminden machte: da lieferten die Stände, hinter deren Rücken die Geistlichkeit den Widerstand organisirte, den Nachweis, dass das neue Landescollegium der Verfassung und den ausdrücklichen Versprechungen des vorigen Herzogs bei der Errichtung eines eigenen Finanzcollegiums zuwiderlaufe. Die Stände um eine nachträgliche Sanction zu bitten, dazu besass doch der Herzog und sein Minister von Hardenberg zu viel Selbstgefühl; und so scheiterte der so redlich gemeinte Schulverbesserungsplan an diesen Klippen. Die Geistlichkeit machte schliesslich ihrem Aerger und ihren Befürchtungen in einer Fluth von Pamphleten Luft [1]). Mendelssohn hat ihn damals auf den Dank der Nachwelt und einiger Guten unter den jetzt Lebenden verwiesen.

Hatten nun auch die Conferenzen durch diese Wendung der Dinge ein rasches Ende genommen und schien auch der Entwurf einer Schulreform im Keim erstickt, so kamen doch die aufgestellten Grundsätze und Verbesserungsvorschläge der Katharinen-Schule und dem Carolinum zu Gute, an welche in mancher Hinsicht die umgestaltende und verjüngende Hand gelegt wurde. Aber vor Allem wurden die zu Braunschweig ausgesprochenen Ideen weiter getragen durch die feurigen Zungen der Presse. Campe selbst blieb nach wie vor der Liebling des Her-

---

1) Vergl. Abschnitt VI.

zogs, auch in der Sonne der Hofgunst sich gleich bleibend, immer der bescheidene, freimüthige und unabhängige Mann. Gleichwohl regte sich der Neid, und die übele Nachrede zischelte, als der Herzog dem Schulcollegium die Zimmer der verwittweten Herzogin im Schlosse zu Wolfenbüttel anwies und für Campe und seine Familie einen Theil des Lustschlosses zu Salzdahlum zurecht machen liess. In des Herzogs eigenem Wagen abgeholt [1]) hatte Campe oft stundenlange vertraute Unterredungen im Cabinet des Fürsten, während die Räthe und Höflinge in den Vorzimmern sich langweilten. Und als Campe gegen Ende des Jahres 1787 die bisher mit dem Waisenhaus verbundene Buchdruckerei und Buchhandlung unter der nunmehrigen Firma „Braunschweigische Schulbuchhandlung“ übernahm, da schenkte ihm der Herzog ein ansehnliches Gebäude der Stadt, bisher den Zwecken des Lotto dienstbar, zur Aufstellung der Pressen; die Buchhandlung selbst wurde im Schlosse zu Wolfenbüttel etablirt, die ehemalige Hofconditorei ward zum Waarenlager. Die Pagenzimmer bezog ein Buchhändler. Der Erfolg war glänzender als man geahnt; der Absatz der Erziehungsschriften, der Kinderbibliothek, der Reisebeschreibungen ein unglaublicher. So konnte nicht bloss das schon zu Trittow angefangene „Revisionswerk“ [2]) fortgesetzt werden, Campe konnte jetzt auch den Plan fassen zu einer grossen „Schulencyclopädie, oder vollständigen Sammlung neuer, den bisherigen Fortschritten in der Aufklärung und den jetzigen Bedürfnissen der verschiedenen Stände angemessenen Schulbücher jeder Art, von den ersten und einfachsten Ele-

---

1) Nekrolog in der Allg. Zeitung 1818.
2) Vergl. Abschnitt III.

menten an bis zur höchsten Stufe des Schulunterrichts"[1]), eine Unternehmung für das man hervorragende Kräfte wie Heyne und Forster zu gewinnen suchte[2]). Die orthodoxe Geistlichkeit witterte auch in diesem Werke Gefahr für den reinen Glauben und Campe antwortete den Angriffen mit einer That, die der gemüthswarmen Religion seines Herzens entsprang: er verwandte einen Theil des Ertrages der ausser Landes verkauften Exemplare, um die Landesschulen mit einer hinreichenden Anzahl von Freiexemplaren zu versorgen. Dagegen empfing der unwürdige Tross, der ihn mit literarischem Koth zu bewerfen suchte, eine wohl verdiente Züchtigung in der mit edlem Selbstgefühl geschriebenen Rechtfertigungsschrift: „An meine Freunde" (1787)[3]). Zu dem schon 1783 erschienenen „Theophron oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend" trat als Gegenstück das an Campe's vortrefflich erzogene Tochter Lotte gerichtete Buch: „Väterlicher Rath für meine Tochter (1789)", Schriften, die Tausenden zum Segen gereicht haben[4]).

In demselben Jahre, in welchem im „Revisionswerk" Rousseau's Émile übersetzt und erläutert ward, flog die Kunde von der französischen Revolution durch die Welt, die Herzen der Zeitgenossen bewegend und spaltend. Im Jubel der ersten Begeisterung, die Campe damals mit den besten unseres Volkes theilte, und mit voller Zustimmung seines Landesfürsten machte er sich mit seinem ehemaligen Schüler Wilhelm von Humboldt und einem Hrn. W. (Wendeborn?) auf, um selbst Augen-

---

[1]) Vergl. Abschnitt III.
[2]) Vergl. die betr. Briefe im Abschnitt VIII.
[3]) Vergl. Abschnitt VI.
[4]) Vergl. Abschnitt III.

zeuge von „dem rührenden Sieg der Menschheit über die Zwangsherrschaft zu sein". Ueber Crefeld, Lüttich und Brüssel erreichen sie Paris am 3. August 1789, wo sie während eines dreiwöchentlichen Aufenthaltes sich „den schaukelnden Wogen des Pariser Weltmeeres überlassen". Die Auszüge aus dem „Pariser Tagebuch" in den Briefen an die geliebte Lotte [1]) enthalten eine lebendige Schilderung der Sehenswürdigkeiten der Weltstadt. Aber besonders die (zuerst im „Braunschweiger Journal" 1789 bis 90 abgedruckten) „Briefe aus Paris" [2]), ein Wetterleuchten in die verrotteten Zustände einer untergehenden Weltordnung hinein, mit der Beredtsamkeit eines warmen Herzen und mit der Detailmalerei eines Augenzeugen geschrieben, geben ein ergreifendes Bild jener Stürme, unter welchen der Thron des heiligen Ludwig unterging.

Kurz nach Campe's Ankunft zu Paris fand jene berühmte Sitzung der Nationalversammlung in der Nacht vom 4. auf den 5. August 1789 statt, welche den bisherigen Zustand Frankreichs gänzlich umgestaltete. Es war ein Wettstreit — bemerkt Campe — zwischen Grossmuth und Grossmuth, zwischen Patriotismus und Patriotismus; welche erhabene Tugenden die Gemüther der Stellvertreter des Volkes auf einmal, und ohne dass sie darauf vorbereitet waren, wie durch einen elektrischen Funken, zum höchsten Enthusiasmus entzündeten. Die Folge davon war, dass die ganze Versammlung, wie von einem unwiderstehlichen Zauber fortgerissen, alle Bedenklichkeiten, alle Rücksichten, die doch vielleicht nicht unzeitig gewesen wären, ja sich selbst und ihr eigenes

---

1) Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen, achter Theil.
2) Vergl. Abschnitt VI.

persönliches Interesse gänzlich aus dem Auge verlor, und einstimmig und unter lauten Zurufungen der Nation und der Menschheit die unerhörtesten Opfer mit einer Schnelligkeit brachte, welche die protokollführenden Schreiber nöthigte, ihre Federn niederzulegen und das Aufzeichnen der zwanzig grossen Beschlüsse, welche in dieser stürmischen nächtlichen Stunde zu Stande kamen, bis auf den folgenden Morgen zu verschieben. Das ganze alte Gebäude des Lehnsystems mit allen seinen glänzenden Vorrechten für die Herrschaften, mit allen seinen drückenden Lasten für die Unterthanen ward in einigen Minuten von Grund aus umgestürzt und zernichtet; der Adel, die Geistlichkeit, ja ganze Provinzen thaten Verzicht auf ihre angeerbten Rechte, Freiheiten und Privilegien; alle wollen künftig nur der allgemeinen Rechte eines Bürgers und Franzosen geniessen, und wie jeder andere Bürger und Franzose die Staatslasten tragen helfen. —

Eine freundliche Einladung Mirabeau's rief ihn am 13. August nach Versailles in die Nationalversammlung, wo er „dem Leichenbegängniss des französischen Despotismus beizuwohnen das Glück hatte", jener Sitzung, in welcher die von Target entworfene Adresse verlesen wurde, nach welcher man dem Könige den Ehrentitel „Wiederhersteller der französischen Freiheit" übertrug und ihn ersuchte, mit der Versammlung in der Schlosscapelle wegen der glücklich vollendeten Revolution ein feierliches Te Deum zu singen. Am nächsten Tage ward dieser Aufzug in Scene gesetzt; Campe und seine Reisegefährten schlossen sich den Mitgliedern der Nationalversammlung an und gelangten unangefochten bis in die sogenannte grosse Gallerie des Schlosses, wo der König die Adresse annehmen wollte. Hier lief nun alles — erzählt unser Reisender — weil der König noch nicht da

war, eine Zeitlang unordentlich durcheinander, und ein Getöse, welches, von fern gehört, dem Brausen des Meeres glich, erfüllte den Saal, Prinzen, Erzbischöfe, Marquis, Grafen, Edelleute, Priester und Bürger schwärmten bunt durch einander, man glaubte in Noah's Kasten zu sein. Plötzlich öffnete sich eine Seitenthür; und in dem nämlichen Augenblicke waren tausend winkende Hände und Hüte in der Luft, welche zur Stille einluden, und ein allgemeines Zsch! Zsch! verkündigte die Ankunft des Monarchen. Er trat herein; und da hätten Sie sehen sollen, wie die nämlichen Menschen, welche Tags zuvor auf jede Silbe eifersüchtig waren, die dem Wiederhersteller der französischen Freiheit zu viel Respect zu bezeugen schien, auf einmal wieder die alten, ihrem Beherrscher mit Leib und Seele ergebenen Franzosen zu sein das Ansehen hatten, die sie ehemals waren. Einige sprangen auf Stühle, Andere hingen sich an die Säule und die Uebrigen reckten sich, auf den Zehen stehend, so weit sie konnten, in die Höhe, um das ihnen gar nicht unbekannte Antlitz des königlichen Mannes anzustaunen, dessen vorige Majestät sie selbst so sehr beengt hatten. Als der Präsident ausgeredet und der König vorgezeichnetermaassen darauf geantwortet hatte: brach die ganze Versammlung in ein dreimaliges so schmetterndes Vive le roi! aus, dass der Palast in seiner Grundfeste erbebte. Und nun äusserte Jeder gegen seinen Nachbar die lebhafteste Freude über die deutliche und vernehmliche Art, womit Se. Majestät geredet hatte; und über die Zufriedenheit, die man dabei in Ihrer Miene wahrgenommen zu haben glaubte. Der König trat nunmehr verlangtermaassen den Weg zur Schlosscapelle an; und wir anderen Deputirten — ich war in diesem Augenblick stolz genug, meine Freunde und mich für Deputirte der Menschheit zu halten — folgten

ihm auf dem Fusse nach. Wir brauchten nur durch einige an die grosse Galerie stossende Zimmer zu gehen, so waren wir da. Als wir das letzte von diesen Zimmern erreicht hatten, kam die Königin, begleitet von Madame und von Madame Elisabeth durch eine Seitenthür zum Vorschein, um in die an dieses Zimmer stossende und schon geöffnete königliche Tribune der Capelle zu treten. Der König nahm unterdess seinen Sitz unten in der Kirche ein. Es war seit dem Anfange der Revolution das erste Mal, dass die Königin wieder öffentlich erschien; und man hätte daher glauben sollen, dass Jeder begierig gewesen wäre, sie zu sehen. Allein die Deputirten gingen, ohne sich durch Stillstehen oder durch irgend eine Art von Ehrenbezeugung aufzuhalten, bei ihr vorüber, und Jeder nahm den ersten den besten Platz ein, den der Zufall ihm anwies. Der meinige war glücklicher Weise in der Nähe der Königin; und Sie können denken, ob ich den Vortheil, den er zum Beobachten mir gewährte, zu benutzen suchte. Ihre Majestät ergriffen in dem Augenblick, da Sie ihren Sitz einnahmen, das Gebetbuch und ihre Augen blieben während der ganzen gottesdienstlichen Handlung fast ununterbrochen darauf geheftet. Wenn sie sich je zuweilen davon losmachten, so geschah es, um Madame oder Madame Elisabeth anzublicken, zu denen Ihre Majestät von Zeit zu Zeit ein freundliches Wort redeten. Der gemischte Ausdruck ihres Gesichts — aber welche Sprache hat Worte, um ein Gemisch von Empfindungen auszudrücken die wegen der sonderbaren Lage, worin Ihre Majestät sich befand, die einzigen in ihrer Art sein mussten! Den König konnte ich an der Stelle, wo ich stand, nicht sehen; aber einer meiner Gefährten, der in dieser Betrachtung glücklicher war, weil

er seinen Platz unten in der Kirche bekommen hatte, versicherte mich, dass Se. Majestät während der ganzen Feierlichkeit das allergleichgültigste und untheilnehmendste Gesicht von der Welt gezeigt habe. —

Nächst dem grossartigen Schauspiel der Revolution war Nichts, was Campen mehr angezogen hätte, als Rousseau's Grab und jede Nachricht, die er von dem grossen Todten auftreiben konnte. Deshalb unternahm er gegen Ende August eine Wallfahrt nach Ermenonville. „Ich eilte nach dem Hause, welches der unsterbliche Mann während seines Aufenthalts zu Erménonville bewohnte, und worin er starb. Es ist ein kleines bescheidenes Häuschen, zwar in der Nähe des Schlosses, aber ganz unter Bäumen versteckt. Man führte mich die Treppe hinauf. Hier traten wir in das kleine Zimmer, welches er einst bewohnte, und worin er auch zu schlafen pflegte. Sein Bett stand noch da; gegen demselben über der alte Lehnstuhl, worin sein Körper sitzen blieb, als der grosse Geist, der bis dahin ihn belebt hatte, sich zum Vater der Geister erhob. An diesem Zimmer ist ein kleines Cabinetchen, kaum drei Ellen lang und tief; das nämliche, worin jener Lehnstuhl damals stand, und worin Rousseau verschied. Seine letzten Worte — an seine unwürdige Frau gerichtet, waren folgende: „Erzeige mir, liebes Weib, den Gefallen, das Fenster zu öffnen, damit ich noch einmal so glücklich sei, jenes Grün zu sehen. — Wie schön es ist! — Wie klar und heiter der Tag! O wie ist die Natur doch so gross! — Sieh jene Sonne; scheint ihr lachendes Antlitz mich nicht abzurufen? — Welch unermessliches Licht! — Siehe da Gott selbst; ja, Gott selbst, der mir seine Arme öffnet, und zum Genuss jenes ewigen, unwandelbaren Friedens einladet, nach dem ich

so lange mich gesehnt habe!" — Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sank ihm das Haupt auf die Brust, und er war nicht mehr!

Was ich, auf dieser heiligen Stelle stehend, nach jenen grünen Aesten und nach dem schmalen Streif vom Himmel blickend, wohin seine Augen in dem Moment, da sie brachen, noch gerichtet waren, empfand — Ihnen das zu beschreiben, werden Sie mir wohl nicht zumuthen wollen. Jetzt wallten wir nach seinem Grabe: Der Weg dahin führt durch eine Menge romantischer Anlagen, wovon die eine immer noch anmuthiger als die andere ist. Der Tag war heiter und schön. Die Luft schien Kleist's Zuruf vernommen zu haben:

Ihr Winde, wehet sanft; die heilige Asche ruht!

Kaum dass ein leichtes Lüftchen es wagte, durch das Rohr des Teiches zu flüstern, worin die Pappelinsel schwimmt — ach! nicht mehr schwimmt. Ein Wolkenbruch hat vor einigen Jahren den Damm des Teiches zerrissen; seitdem ist das Wasser abgelaufen, und ein mit Schilf bewachsener Sumpf umgiebt die Insel. Je näher wir dieser kamen, desto heftiger klopfte mein Herz. Jetzt standen wir daneben, das ehrwürdige Monument im Angesicht, aber unvermögend zu ihm hinzugehen, ein zehn Schritt breiter unergründlicher Sumpf hielt uns davon zurück. Ich schäme mich nicht, es zu sagen: ich war so bewegt, dass ich die Arme darnach ausstreckte. Wäre es nur um eine Benetzung bis an die Knie zu thun gewesen, ich hätte mich hineingestürzt und wäre durchgewatet. — Die feierliche Stille der Natur; die Dunkelheit des buschreichen Waldes, worin wir standen; die dagegen abstechende Bläue des Himmels über der Pappelinsel; das weisse Grabmal auf derselben, von hohen sanft-

schwankenden Pappeln beschattet; und vor Allem der Gedanke: da liegt der Mann, dem du, die Menschheit so viel, dem Frankreich, das ihn höhnte, seine Freiheit verdankt! Da ruht er nun, von einer dankbaren Nachwelt beweint, der, so lange er lebte und aus der unerschöpflichen Fundgrube seines tiefen Geistes Gedanken auswarf, welche die Menschen, ihrer Grösse und Neuheit wegen, noch nicht fassen konnten, von seinen engbrüstigen und neidischen Zeitgenossen verkannt, gehasst, gekränkt und verfolgt wurde! — Dies Alles und die klagenden Inschriften, welche gefühlvolle Wanderer hier rings umher an den Bäumen und auf den Steinen zurückgelassen hatten, versetzten mich, ich wiederhole es, in einen Empfindungszustand, den ich in Betracht seiner Innigkeit und der wunderbaren Mischung von Schmerz und Freude, von Liebe und Erbitterung, von Erhebung und Niedergeschlagenheit, von Schwermuth und Hochgefühl, noch nie erfahren hatte." — —

Die Begeisterung Campe's für das französische Volk und für jene schöneren Tage der Revolution, da die ersten gräulichen Auftritte schon vorüber, die letzten aber noch nicht erfolgt waren, schien gleichwohl die Klippe zu werden, an der die Gunst des Hofes zu scheitern drohte. In Berlin hatte die pietistische Umgebung, welche den gutmüthigen und mystischen König Friedrich Wilhelm II. umstrickt hielt, das berühmte Wöllner'sche Religionsedict erwirkt. Der Sturm der Entrüstung, den diese Beschränkung der Lehr- und Glaubensfreiheit hervorrief, sollte durch geschärfte Censurverordnungen unterdrückt werden. Der Besprechung von Pillnitz folgte „der Kreuzzug gegen die Franken". Jetzt wurde auch Campe, der schon längst den Zorn des Adels auf sich gezogen hatte, als deutscher Jacobiner von allen Seiten angefeindet.

Carl Wilhelm Ferdinand, in Berlin selbst, wohin er als Kriegsrath häufig berufen wurde, durch mannichfache Einflüsterungen aufgestachelt und durch ein förmliches Drohschreiben des preussischen Ministeriums geängstet, verlangte von Campe in mündlicher Unterredung das Versprechen, von der ihm unbedingt zugestandenen Pressfreiheit jetzt keinen Gebrauch zu machen und ernannte eine Commission, welche zur Beilegung des Conflictes beantragte, Campe und seine Freunde sollten „hinfüro in ihrem Journal sowohl als in ihren sonstigen edendis alle Gegenstände, so theologisch-dogmatischen als politischen Inhalts, vor der Hand ganz unberührt lassen und dass sie in specie sich aller Kritiken benachbarter Regierungen und ihrer Verordnungen, besonders der preussischen, gänzlich enthalten möchten". Campe, dem dieser Beschluss am 17. März 1792 eröffnet wurde, erblickte darin eine „geistige Landesverweisung". Er beschloss, auch nicht eines Haares Breite zu weichen. In einem Promemoria, das er der Commission überreichte, vertheidigte er mit edlem Freimuth das Recht der Pressfreiheit als ein unveräusserliches Recht der Menschheit; er ist bereit, im äussersten Falle den Wanderstab zu ergreifen. „Sei gutes Muths, liebes Weib!" — schrieb er damals nach Hamburg — „ich bin es nie in höherem Grade gewesen. Es ist etwas so unbeschreiblich Süsses darin, für Wahrheit und Menschheit etwas aufzuopfern, dass Dem, der das Glück hat, von der Vorsehung dazu bestimmt zu werden, eher Glückwünschungen als Beileidsbezeugungen gebühren. Meine Kraft und mein Muth wachsen in eben dem Maasse, wie ich sie nöthig habe. Ich könnte jetzt, wenn es nöthig wäre, wahrlich mit lachendem Gesicht zum Scheiterhaufen gehen." Doch zum Aeussersten sollte es nicht kommen. Der Herzog liess ihm eröffnen, er solle

nach Gewissen handeln. Die Gegner, die Campe in den Kreisen des Adels und der höheren Geistlichkeit hatte, rächten sich nun durch ein Pasquill, das gegen Campe und Mauvillon [1]) gerichtet, in zahllosen Exemplaren eines Morgens an die Strassenecken angeschlagen war: „Ihr infamen Kerls, ich meyne die hiesigen Französischgesinnten! Wo man euch von Obrigkeitswegen eure verdammte Zunge nicht bindet und euer Schreiben und Drucken nicht hindert, das Verkaufen derselben mit Macht nicht abschaffen wird: so sollt ihr Schurken bei Abendzeit keinen sicheren Schritt mehr thun können. Ja, ihr seid in Gefahr! C(ampe) und M(auvillon) hüte dich!" A. von Humboldt hatte damals dem vielgeschmähten Manne zugerufen: „Bei der festen, unerschütterlichen Ueberzeugung, recht und wahr zu handeln, ruft uns die Vernunft jenen alten Denkspruch zu: „Lass sie reden, was kümmert's dich!" Campe schrieb eine Vertheidigungsschrift: „An meine Mitbürger" (Dec. 1792). Er konnte sich darauf berufen, dass seine Gegner es nicht wagten, mit offenem Visir gegen ihn aufzutreten, dass sie bisher keine bestimmte auf Thatsachen gegründete Anklage zu erheben vermochten. Was die Anklage betraf, er habe der französischen Revolution die wärmsten Sympathien entgegengebracht, so konnte er darauf hinweisen, dass sein Enthusiasmus lediglich jener ersten Zeit der Bewegung gegolten habe, als das durch Parteigeist noch nicht verwilderte französische Volk mitten in einer gänzlichen Auflösung aller gesetzlichen Bande sich auf einer

---

[1]) Schlichtegroll im Leben Mauvillon's (Nekrolog auf d. J. 1794). Mauvillon war herzoglich-braunschweigischer Obristlieutenant und Professor der Kriegswissenschaft am Carolinum, ein Freund Mirabeau's, geistreich und redlich, doch rechthaberisch und von sarkastischer Rücksichtslosigkeit.

seltenen Höhe der Gerechtigkeit und Ordnungsliebe gezeigt habe; später habe er nur eine bittere Thräne des Unmuths gehabt, als eine Sache, in ihren Anfängen so gerecht, in ihren Erfolgen so viel versprechend, durch eine Handvoll blutgieriger Meuchelbuben zu einem Fluche für die gesammte Menschheit geworden sei. — Was endlich den Vorwurf betraf, durch die Annahme des französischen Bürgerrechts habe er eine unpatriotische Handlung begangen, so konnte er daran erinnern, dass jenes Bürgerrecht auch einem Klopstock, einem Schiller, einem Matthisson ertheilt worden sei, und zwar zu einer Zeit, als das deutsche Reich noch nicht im Kriege lag mit der jungen Republik, dass auch eine urkundliche Ausfertigung desselben an ihn noch nicht gelangt, also auch eine Zurücksendung des Diploms gar nicht möglich sei [1]. Und so konnte er schliesslich seine Mitbürger feierlich auffordern, wenn sie einer unvaterländischen Handlung ihn überführen könnten, einen rechtlichen Ausspruch der Obrigkeit über ihn zu veranlassen. — Die Wirkung dieser kleinen Schrift war eine entscheidende; die Verläumdung verstummte. Campe's Mitbürger kehrten zu ihrem früheren Wohlwollen zurück; Carl Wilhelm Ferdinand war auch damals nicht an ihm irre geworden. —

Im nächsten Jahre riss der Tod in den engeren Freundeskreis eine empfindliche Lücke. Campe stand mit Trapp am Sterbebett seines treuen Freundes, des ehrlichen Stuve, der auch unter dem schönen Himmel Italiens die Täuschungen des Lebens nicht vergessen hatte und in freudeleerer Stimmung, mit siechem Körper, heimgekehrt war. Er empfahl dem Freunde die Sorge

---

[1]) Die Urkunde selbst erhielt Campe ein Jahr später durch den französischen General Custine.

für seine Tochter Minna. Zur Frau Räthin, die ihn etwas zurecht legte, sah er mit dankbarem Blicke auf und mit den Worten: „der letzte Liebesdienst und Minna!“ Nochmals rief er nach einiger Zeit seinen Freunden zu: „Wacht über Minna's Unschuld!“ Campe liess ihn neben Lessing, dessen Grab er schon früher ein Immergrün gegeben hatte, beisetzen; eine Kiefer deckte beide Hügel mit ihrem Schatten. Stuve's einzige Tochter setzte er in alle Kindesrechte bei sich ein; dem Freunde selbst erwies er die letzte Ehre in der Vorrede zu seinem literarischen Nachlass, den Campe veröffentlicht hat[1]).

Nachdem diese Stürme sich gelegt hatten, wandte Campe seine wissenschaftliche Thätigkeit mit seltener Ausdauer dem Studium der deutschen Sprache zu. Die Bekämpfung der in unsere Muttersprache eingedrungenen Fremdwörter ward ihm eine wahre Herzensangelegenheit. Nachdem bereits Klopstock in dem zweiten Theil der Campe'schen Erziehungsschriften einen Aufsatz über deutsche Rechtschreibung geliefert hatte, trat Campe selbst auf den Plan zunächst mit den „Proben einiger Versuche deutscher Sprachbereicherung“, sodann mit der von der Berliner Akademie der Wissenschaften gekrönten Preisschrift „Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache“ (1794). Hierauf stiftete er zur Reinigung der in sich so reichen Muttersprache eine Gesellschaft von deutschen Sprachfreunden, welche die Frucht ihrer Forschungen in den „Beiträgen zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache“ niederlegten[2]). Die Beiträge citirten selbst die berühmten deutschen Classiker vor ihr Gericht und die Dioskuren

---

[1]) Stuve, kleine Schriften gemeinnützigen Inhalts. Nach seinem Tode herausgegeben von Campe. 2 Bde. 1793.

[2]) Vergl. Abschnitt V.

von Weimar liessen es an scharfen Pfeilen in den Xenien nicht fehlen [1]). Campe vertheidigte sich mit Ruhe und mit Würde. Die Ergebnisse der bisherigen Forschung wurden sodann zusammengefasst in dem „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" (1801). Aber seine letzte Kraft setzte er ein, um ein ächtes Nationalwerk, ein grosses „Wörterbuch der deutschen Sprache", zu schaffen (1806 bis 1811), ein Meisterwerk deutschen Fleisses und deutscher Gründlichkeit, ein Unternehmen fast zu gross für einen Sterblichen, dem Campe nicht bloss einen Theil seines Vermögens, sondern selbst seine Gesundheit aufopferte, in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, wie Fichte's Reden eine That deutscher Vaterlandsliebe, geboren aus dem Geiste, in welchem Campe's Freund, der edle Seume, der nur die Morgensäume deutscher Freiheit sehen durfte, gesungen hat:

Hass und Spaltung herrscht in unsern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit flieh'n wir wie die Pest.

In dieses rege wissenschaftliche Treiben fällt die Reise durch England und Frankreich, die er allen Süchtlingen zum Vorbild im Sommer 1802 unternahm und in Briefen an seinen Enkel Eduard geschildert hat [2]). Aus einem Briefe an Campe's Frau heben wir eine Stelle aus, als ein Zeugniss von der Anerkennung, die Campe's Ver-

1) Vergl. Abschnitt V.

2) Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend. Vierter, fünfter und sechster Theil. Vergl. auch: „Fröhliche Botschaft für die Süchtlinge oder Hypochondristen", Teutsch. Merkur 1803. S. 185 ff.

diensten in der Seinestadt gezollt wurde (6. August 1802): Ich lerne eine Menge sehr interessanter Menschen kennen ohne dass ich nöthig habe sie aufzusuchen, sie suchen mich auf nachdem man in mehreren hiesigen Journalen die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich zu richten für gut gefunden hat. Noch heute wieder liefert man in einem der gelesensten Journale, welches ein Eigenthum des Ministers Talleyrand - Perigord ist, Folgendes, welches uns Deutsche lächeln machen wird, weil ihr wohl wisst, dass ich eine solche Auszeichnung nicht verdiene: „Parmi les étrangers qui sont venus visiter la France depuis la paix, il serait injuste de passer sous silence M. Campe un des auteurs les plus utiles qui aient jamais existé. C'est à l'instruction de l'enfance la plus tendre qu'il a consacré la plupart de ses travaux; c'est à ses ouvrages que nous devons ceux de Berquin, qui s'est toujours confessé son imitateur et son disciple. Son nouveau Robinson a été traduit dans toutes les langues de l'Europe même dans celles des peuples les moins lettrés. En Allemagne on l'imprime constamment; il n'y a pas un enfant dans ce pays qui n'ait lu et relu cet ouvrage avec un plaisir toujours nouveau; il en est de même de l'ami des enfants de l'histoire de la decouverte de l'Amerique, de la Bibliothèque des enfants, de l'histoire de la collection des voyages et des autres ouvrages de cet auteur. Sa plupart de ces livres sont traduits ou se traduisent en ce moment en français et méritent d'être recommandés à tous les parens et de servir d'exemple aux auteurs qui veulent se devouer à la même carrière et dont il serait à desirer que le nombre se multipliât. — M. Campe a presidé pendant long temps une maison d'éducation qu'il avait établie près de Hambourg; aujourd'hui retiré dans une terre acquise

par ces honorables travaux, il cherche encore à être utile à la postérité par des plantations très-étendus.

Serit arbores quae alteri saeculo prosint. Cic.

Un voyage entrepris pour sa santé l'a conduit à Paris où il est accueilli avec empressement par tous ceux qui connaissent ses travaux et qui savent les appreciel. — Die unterstrichenen Worte beziehen sich auf eine ähnliche öffentliche Anpreisung meiner Wenigkeit in dem „Chef du cabinet", wo man mich unter vielen Complimenten zu ehren glaubte, indem man mich le successeur et l'imitateur de Berquin nannte. Hierüber wird auch Mercier sich in diesen Tagen öffentlich vernehmen lassen. Ich erhalte Einladungen über Einladungen besonders zu öffentlichen Vorlesungen in gelehrten Anstalten und Gesellschaften, die hier ebenso stark als die Schauspiele besucht werden. Bei einigen solchen Gelegenheiten hat man meine Bescheidenheit auf die Folter gespannt, indem der Präsident oder der Secretär der Versammlung ankündigte, was für einen Reisenden man das Vergnügen habe dieser Sitzung beiwohnen zu sehen, worauf dann von Seiten der Zuschauer lebhaftes Händeklatschen erfolgte. Ihr seht, dass ich mich nicht zu lange hier aufhalten muss, wenn mir der Kopf nicht verdreht werden soll. Ich rechne indess darauf, dass meine lieben Landsleute schon dafür sorgen werden, ihn wieder auf seine rechte Stelle zu setzen. Viele glauben, dass ich durch beiläufige Winke und Aeusserungen einigen Einfluss auf die jetzt im Werke seiende Einrichtung des öffentlichen Unterrichts haben könnte. Deswegen habe ich mich zu diesem und jenem führen lassen, den ich sonst nicht gesehen haben würde. Uebermorgen soll ich eine audience particulière beim Minister des Innern haben und in einigen Tagen auch bei Röderer, dem künftigen ministre de

l'instruction publique. Ich könnte, wenn ich es wünschte, mich auch Buonaparte vorstellen lassen, allein das will ich nicht; dieser grosse Mann hat, wie man ihm wohl ansehen kann, zu viel zu thun, um sich mit einem Menschen wie ich in lange Gespräche einzulassen, und ihm durch blosse Bücklinge auch nur ein paar Minuten Zeit zu verderben, widersteht meinem Gefühle. — —

Dann kam die Zeit der schweren Noth. Der tapfere Prinz Ludwig fiel bei Saalfeld, es folgte die Unglücksschlacht von Jena; der unglückliche Herzog Ferdinand, an dem Campe mit ganzer Seele hing, wurde schwer verwundet auf einer Bahre nach seiner Residenz getragen, die Härte des Siegers vertrieb den blinden, von Allen verlassenen Greis nach Ottensen, wo er verschied. Hierauf die Demüthigung von Tilsit. Zwei Jahre später kam Ferdinand's würdiger Sohn auf seinem heroischen Zuge durch Braunschweig. In diese trübe Zeit fallen Campe's sprachliche Studien; in einer Zeit, da Alles verloren schien, wollte er das freie Palladium noch retten, die deutsche Sprache. —

Aber noch einmal sollte Campe am Abend seines Lebens die schwanken Bretter der politischen Schaubühne betreten, als nach dem Frieden von Tilsit Braunschweig dem Königreich Westphalen einverleibt wurde. Das Vertrauen seiner Mitbürger sandte ihn als Deputirten nach Kassel, der Hauptstadt des neuen Reiches, in das Buonaparte seinen jüngsten Bruder Hieronymus eingesetzt hatte. An diese politische Thätigkeit Campe's hat sich des Lästerers Zunge geheftet: er hat es gethan, um in jener schweren Zeit für sein engeres Vaterland so viel zu retten, als noch möglich war. Aber durch das, was er in Kassel sah und hörte, schwand der letzte Strahl der Hoffnung, die er noch etwa auf den König von Westphalen

nach seiner Vermählung mit einer Enkelin des Herzogs Karl von Braunschweig setzen mochte. In jenen Tagen der Feigheit und des Verrathes schreibt er an die Seinen (Kassel, 20. Dec. 1807): „Die Deputirten rennen hier überall mit den Köpfen gegen einander; man sieht es den allermeisten, selbst denen unter ihnen, die ganz unabhängig leben könnten, sehr deutlich an, dass sie irgend etwas für sich wollen. Sie scheinen auf glühenden Kohlen zu stehen und vor dem Augenblicke zu zittern, da über ihre Wünsche entschieden wird. Gottlob, ich gehöre nicht zu diesen, weil ich keine Wünsche habe.“ Trauernd über den politischen Jammer des Vaterlandes zog sich Campe von nun an immer mehr in den engeren Kreis seiner Familie zurück; ein Genosse seiner Lust und seines Leids war damals der auch als pädagogischer Schriftsteller geschätzte Prediger Junker.

Es erübrigt jetzt noch, auf Campe's häusliche Verhältnisse einen Blick zu werfen. Lotte, Campe's einzige Tochter, eines solchen Vaters würdig, vermählte sich am 27. October 1795 mit dem Buchhändler Friedrich Vieweg aus Berlin. Campe ertrug die Trennung nicht lange; und als der Schwiegersohn nach Braunschweig übersiedelte, um später die Schulbuchhandlung zu übernehmen, als körperlich und geistig wohlbegabte Enkel und Enkelinnen den greisen Grossvater umgaben (Eduard und Carl; Sophie, Lilla und Maria), da hatte ein Kreis lieber Menschen sich geschlossen, in dem Campe wie ein Patriarch des alten Bundes lebte und waltete. Es fehlt nicht an Berichten der Zeitgenossen, welche das Bild dieses schönen Familienlebens abspiegeln. So schreibt der neunzehnjährige Perthes 1793 aus Leipzig (Perthes' Leben I, 39): „Hrn. Educationsrath Campe fand ich noch weit über das Ideal erhaben, das ich mir von dem Ver-

fasser des Theophron gemacht hatte. Er ist ein langer, hagerer, aber schöner Mann. Würde ist über sein ganzes Wesen verbreitet. Ein nur auf Vernunft beruhendes Betragen leuchtet aus der kleinsten seiner Handlungen hervor. Am meisten trägt zur Verherrlichung seiner Familie seine Frau bei, welche die feinste Bildung der grossen Welt mit dem besten Herzen und die trefflichsten Kenntnisse mit den Pflichten der sorgsamen Hausfrau zu verbinden weiss. Nun kommt noch das Meisterstück dieser Familie, das Muster der Erziehung und der Bildung, Lottchen Campe. Sie zu loben, wie sie es verdient, bin ich nicht im Stande" [1]). Auch die Magd, die treue Hanne, gehört ganz mit zur Familie, die Zöglinge vergessen auch später nicht, an die Hanne aus dem Robinson Grüsse zu bestellen. Als sie am 9. Sept. 1790 nach qualvollen Leiden ihr Leben endigte, schrieb Campe an die Seinen, die sich gerade zu Magdeburg befanden: Der Tod unserer braven Hanne soll und wird uns eben so nützlich werden, als es ehemals ihr Leben war. Um die Lücke, die in unserer kleinen Familie dadurch entsteht, wieder auszufüllen, wollen wir näher aneinander rücken, und uns dadurch den Ueberrest unseres eigenen Lebens, so sehr wir können, zu versüssen suchen. Du, liebe Lotte, trittst nun ganz in den Wirkungskreis, worin die Verstorbene, so lange sie konnte, Dir ein so musterhaftes Beispiel gab. Hätte Gott ihr länger Leben und Gesundheit verliehen: so würde ich meinen brennenden Wunsch, Dich zu einer wackeren Hausmutter gebildet zu sehen, schwerlich ganz erreicht haben, weil ihre leidenschaftliche Thätigkeitsliebe nicht würde aufgehört haben, Dir die meisten

---

[1]) Aehnlich G. P. von Bülow, Rückblicke auf mein Leben. Helmstedt 1844.

Geschäfte zu entziehen. Du siehst, Gott hat sie nur
lange leben lassen, als ihr Beispiel Dir nützlich s
konnte und sie nun hinweggenommen, da sie Dir hä
hinderlich werden können, diesem Beispiele zu folg
Verehre diese weise Güte und erweise Deine Liebe u
Dankbarkeit gegen die Gestorbene dadurch, dass
ihre Tugenden immer mehr und mehr zu den Deinig
machst. —

Um das Jahr 1791 hatte Campe sich einen geräu
gen Garten vor der Stadt gekauft, der noch jetzt der I
milie angehört. Hier floss ihm in ländlicher Beschä
gung ein nie versiegender Quell der Erholung. Freud
thränen traten ihm zuweilen in die Augen, wenn er
den Nutzen und an das Vergnügen dachte, das er du
die Obstbäume, die er gepflanzt, einst den spätesten E
keln bereiten werde. Im Frühling 1800 begann er ein
Theil des sehr grossen Gartens in Waldung zu verwa
deln. Während dieser Arbeit kam ihm der Wunsch, u
ter diesen von ihm selbst gepflanzten Bäumen, neben s
nen dankbaren Kindern, einst die letzte Ruhestätte
finden. Unter solchen und ähnlichen Gemüthsergötzli
keiten ging seine Arbeit so rasch von Statten, dass er
ungefähr zwei Frühlings- und einem Herbstmonate üb
10,000 selbst gezogene Pappeln, Akazien, Ahorn, B
ken u. s. w. glücklich an ihren Platz gefördert hat
welche in der Folge durch 23,000 andere in zwei Herbst
und zwei Frühlingen vermehrt wurden; so dass die G
sammtzahl aller von ihm gezogenen und selbst verpfla
ten Bäume über 33,000 betrug.

Und nun schritt er zur Anlegung des oben erwäh
ten letzten, kleinen Hauses. Das Ganze sollte eine sin
bildliche Darstellung des menschlichen Lebens se
Man trat in die Anlage auf einem schnurgeraden, breit

hellen und auf beiden Seiten mit Blumenstücken eingefassten Wege ein. Dieser bezeichnete die Kindheit, wie man durch folgende Inschrift beim Eingange erfuhr:

Des Lebens Reise geht, wie dieser Weg,
Zu g'rader Richtung erst, durch Blumen hin;
Und hell und lachend ist es rings umher.

Am Ende dieses Weges verschloss ein Gitterthor den Ausgang des Gartens ins freie Feld, und man hatte dabei eine weite Landgegend, die von einem Berge, der Elm genannt, begrenzt wird, vor Augen. Hier war der Uebergang aus der Kindheit in das Jünglingsalter durch folgende Inschrift angedeutet:

Doch bald schiebt man dem Sohne der Natur
Ein Gitter vor; das hemmet seinen Lauf
Zu Gottes schöner, weiter, freier Welt.

Von hier an verwandelte sich der gerade Weg in einen seitwärts ablaufenden, krummen, merklich engeren und dunkleren, der aber doch anfangs noch eine Aussicht in die weite Landgegend gewährte und mit allerlei Blumenstücken, zwischen wilden Bäumen und Gebüsch, bepflanzt war. Man wurde auf diese Veränderung durch folgende Inschrift aufmerksam gemacht:

Nun krümmet sich sein Pfad, ungern oder gern
Folgt er, wohin ihn Zwang, wohin ihn Neigung zieht.

Man kam, auf diesem Wege fortschreitend, an eine Stelle, wo eine auf einem nahen Lusthause befindliche vergoldete Kugel den Lustwandelnden ins Auge blickte. Man konnte bei dieser an das Glück denken, welches der Jüngling zu erreichen strebt. Diesen Gedanken regte folgende Inschrift an:

Und Zwang und Neigung ziehen ihn dahin,
Wo falscher Glanz, verstärkt durch's sanfte Grün
Der Hoffnung, ach! den Unerfahrenen lockt.

Am Ende dieses zweiten Weges befand man sich beim Eingange zu einem gerundeten, mit dem erwähnten Lusthause bebauten Winkel; und las die Worte:

> Er kömmt und sieht, und hascht und findet sich
> Betrogen jämmerlich! was Gold ihm schien,
> War Blech, das nur des Goldes Farbe log.

Man suchte einen Ausgang aus diesem Winkel; fand ihn aber nicht. Dagegen las man in der Nähe des Lusthauses folgende Worte:

> Doch einmal da, und einmal eingeengt
> Durch äussern Zwang, der fortzuschreiten wehrt,
> Baut er sich an und spricht: ich bin am Ziel!

Allein wer kann und mag bei einem erreichten Ziel immer und ewig bleiben? Man wirft sich wieder in die Jünglingsbahn zurück, sieht bald aus derselben einen neuen, noch krummeren Weg links ablaufen, fängt an auf gut Glück auch diesen zu verfolgen und stösst auf folgende Inschrift:

> Am Ziele, sagtest du? Betrogener, sprich:
> Was treibt von ihm dich weg? Was spornet vom
> Errung'nen dich zum Unerrung'nen fort? —
> Ein angeborner Drang, der Fortschrittstrieb!

Indem man nun diesen Schlangenweg des *männlichen Alters* zu verfolgen fortfuhr, traf man an den Seiten desselben, bald einen Obstbaum, bald Blumenstauden an und las die Worte:

> So schreite denn, wohin der Trieb dich spornt,
> Unaufgehalten fort; doch bist du klug,
> So eile nicht so sehr! So pflücke dir
> Von Zeit zu Zeit was Flora hier, was dort
> Pomona zur Erquickung beut! Geneuss,
> Und geh! Ein kleiner Hügel wartet dein;
> Und dieser Hügel ist dein wahres Ziel!

Nun ward der Weg merklich dunkler; man sah ihm an, dass er der Weg des Alters ist. Wenn man hierauf in die Nähe des verheissenen Hügels kam, stellte sich folgende Inschrift dar:

Bist müde, Pilgersmann? Geduld! Zehn Schritte weit
Steht, freue dich! dein Bettlein schon bereit.

Indem man nun an den runden Platz kam, worauf der Grabhügel sich zeigte, erblickte man das Horazische: Absint profani! in folgenden Worten:

Ihr ungeweihten Aftermenschen, fort!
Nur wer die Menschheit ehrt, betrete diesen Ort!

Innerhalb dieses mit Pappeln und Akazien umpflanzten Rundplatzes nun warf Campe einen beträchtlichen Hügel auf, und bepflanzte ihn mit Immergrün. In dem rings um diesen Platz in einigen Jahren entstehenden Dickichte gedachte er in der Richtung des Brockens einen kleinen Durchschnitt zu machen, so dass man, vor den Hügel tretend, diesen Riesenberg, als ein Bild unvergänglicher Dauer, vor Augen haben sollte. Den Seinigen hatte er aufgetragen, auf den Hügel, sobald er seine irdischen Ueberreste einschliessen werde, den schönsten Obstbaum aus seiner Baumschule zu pflanzen, mit der Anordnung, die Früchte, die er tragen werde, jedesmal unter eine Zahl armer Kinder zu vertheilen, welchen man dabei ein kleines Erntefest geben solle. An den Obstbaum über ihm sollte man die Worte heften:

Auferstehn, ja auferstehn,
In diesem Bäumchen werd ich jung und schön!

Und wenn man wollte hinzusetzen:

Indess ihr andern armen Wichte,
In euren Gräbern modert bis zum Weltgerichte.

Durch folgende Inschriften, an dem Pappelkreis aufg hangen, hoffte er diejenigen, die ihn mit ihrem Besucl beehren würden, zu Betrachtungen einzuladen, dem Or angemessen.

Gleich vorn war an der Einfassung dieses Kreis ein Sitz angebracht, worüber man folgende Worte las:

Willkommen, Bruder Mensch, erzeugt, wie ich,
Für Tod und Grab; doch auch, wie ich,
Geboren für die Seligkeit
Der grenzenlosen Ewigkeit;
Willkommen! Setze dich!

Weiterhin stand:

Ich war einst, was du bist, auf Erden;
Was ich jetzt bin, wirst du einst werden.

Und was dann? daran erinnerte die dritte Tafel:

Der Staub legt sich zum Staube nieder,
Und hat mit Würmern nur Verkehr;
Der Geist, ein Fünkchen Gottes, kehret wieder,
Zu Gottes ew'gem Flammenmeer.

Die vierte Tafel enthielt folgende von Herder entlehnt schöne Stelle:

Wir schwimmen in dem Strom der Zeit,
Auf Welle Welle fort;
Das Meer der Allvergessenheit
Ist unser letzter Ort.
Genug wenn Welle Welle trieb,
Und keine ohne Wirkung blieb.
Wenn dann auch in der Zeiten Bau
Mich bald ihr Schutt begräbt,
Und nur mein Saft auf Gottes Au
In andren Blumen lebt;
Und mein Gedanke mit zum Geist
Vollendeter Gedanken fleusst!

Indem man sich endlich dem Ausgange näherte, fand man noch den brüderlichen Zuruf:

Der grossen Hoffnung voll, die sich dir hier erneute,
Geh, Bruder Mensch, nun an dein Werk zurück,
Zu fördern uns'rer Brüder Glück;
Und so nur, nicht durch Träumerei'n, bereite
Dich (bist du anders nicht ein Thor)
Zu deinem Tode lebend vor,
Und wirf den Alfanz auf die Seite! —

Die treue und liebe Gefährtin seines Lebens sollte neben ihm unter seinem grünen Hügel ruhen; seine übrige Familie sollte sich, so wie der Tod sie abrufen werde, rings um ihn her zwischen die Pappeln und Akazien legen. — —

Die literarischen Verbindungen, die lange schon zu Hamburg geknüpft, waren fortgesetzt, neue geknüpft worden. Es war eine gewaltige Arbeitskraft, eine seltene Elasticität des Geistes, die Campen befähigte, neben so grosser literarischer Fruchtbarkeit auch noch mit den berühmtesten Zeitgenossen einen lebendigen Gedankenaustausch zu unterhalten. Aus der grossen Zahl Derer, mit welchen Campe in brieflichem Verkehr stand, nennen wir nur Adelung, Archenholz, Boie, Bahrdt, Böttiger, Cuvier, Cramer, Ebert, Eberhard, Engel, Eschenburg, Feder, Forster, Garve, Gökingk, Gedike, Heyne, Henke, Herder, A. und W. v. Humboldt, Jakobi, Kant, Kästner, Knigge, v. Kleist, Lavater, Mendelssohn, J. v. Müller, Mercier, Mirabeau, Nicolai, Pfeffel, Reimarus, Schiller, Semler, Spalding, Schlosser, Spittler, Salzmann, Sulzer, Schlözer, Teller, Trapp,

Voss, Wieland, Wolke, Zollikofer[1]). — Aus de gastlichen Hause in dem Garten vor Braunschweigs Th ren schied Niemand ohne die Sehnsucht nach Wiede kehr. So Seume, der resignirte Stoiker, der die auserl senen frischen Kartoffeln in dem Sanssouci des Agath dämon der Kinderwelt zu rühmen weiss; so A. v. Hun boldt, den nach einem Besuche (1789) das Herz hinzi nach Campen, nach dessen vortrefflicher Gemahlin u der den Eltern so ähnlichen Lotte. Dohm schreibt na einem kurzen Aufenthalt zu Salzdahlum: „Solche Ta giebt es nicht im deutschen Rom;" Cramer kann n der „glücklichen, seelenvollen Tage" vergessen, die er diesem Hause verlebt, Gedike nimmer der „wonnig Stunden". Eberhard nimmt 1805 „mit schwerem He zen" Abschied und Wolke weiss heimgekehrt (1797) so vi zu erzählen, fast zum Eifersüchtigwerden, wie seine Eh hälfte scherzend nach Braunschweig schrieb. Göking schreibt (17. Mai 1782): „Ich dachte Sie im vorig Jahre zu sehen. Nun werde ich vielleicht sterben, oh Sie jemals zu umarmen. Was thut es? Ich liebe S so gut, als wenn ich Sie lange gekannt hätte und ha Grund, Sie so zu lieben." Forster gesteht (5. Octb. 177 „Die Erinnerung an alles, was mir in Ihrer liebenswür gen Familie wiederfahren ist, bis auf den letzten unv gesslichen Abschied, hat Reize für mein Herz, dergl chen nur wahre, unverstellte Natur haben kann. Ich ha gelernt, die Natur über alles zu schätzen, seitdem ich in Tahaiti kennen gelernt, und in Europa an so manch Orten vergebens gesucht habe." Böttiger weiss zu rü men (6. Sept. 1795): „Jede Stunde, die ich mit Ihn verlebt habe, ist so reich an Stärkung und Belehrung f

[1]) Vergl. die im Abschnitt VIII. mitgetheilten Briefe.

mich gewesen, dass ich mich noch lange, lange Zeit im Nachgenuss alles des Guten freuen und durch die Erinnerung daran im Glauben an gute Menschen befestigen werde."

Auch an Heimsuchungen hat es Campen nicht gefehlt. Als das vorige Jahrhundert zur Neige ging, da führte auch ihn ein heftiges Nervenfieber an den Rand des Grabes; im nächsten Jahre überfiel ihn eine an Blindheit grenzende Augenschwäche, die ihm unmöglich machte, zu lesen oder zu schreiben; in diesen traurigen, langsam schleichenden Stunden sind die meisten jener Gedichte entstanden, die er in seinem Tagebuch uns aufbewahrt hat [1]. In den ersten Jahren des Jahrhunderts machte unter dem Drucke gehäufter Arbeit immer mehr eine krankhafte Disposition sich geltend, gegen die er zu Karlsbad, wo er wiederholt (1805 und 1810) den Sprudel trank, Hülfe suchte. Unter den Kurgästen, mit denen er während seines letzten Aufenthalts zusammentraf, befand sich auch Göthe, der Campen, des alten Haders vergessend, freundlich begrüsste, so wie der Dichter der Urania nebst seiner Freundin Elise v. d. Recke, die gerade von Töplitz kam, wo sie den armen Seume hatte begraben lassen. An Auszeichnungen hat es dem Verfasser des Robinson auch im Lande Böhmen nicht gefehlt; in Prag streiten sich zwei Familien darum, ihn aufnehmen zu dürfen. „Wahrlich" — meint Campe — „der Prophet ist ein Narr, der im Vaterlande bleibt und nicht ins Ausland geht." Am 3. August 1810 verliess er Karlsbad, zu Blankenburg erwartet von den Seinen, mit denen er in heiterer Laune den Brocken bestieg. Aber der eigentliche Zweck der Badereise war doch nicht erreicht

[1]) Vergl. Abschnitt VII.

worden; immer mehr fühlt Campe sich müde, gebrochen, herabgestimmt; als er im Mai 1813 die letzten Bogen des Wörterbuches an Fr. Vieweg übergiebt, geschieht es mit den Worten: „Hier, lieber Sohn, haben Sie den letzten Bogen, aber damit auch meine letzte Kraft." Auch eine Seereise nach Kopenhagen (Ende Juni 1814) konnte die dunkelen Schatten nicht zerstreuen, die sich immer mehr auf diesen hellen, kraftvollen Geist zu lagern drohten. Als die Ketten gebrochen waren, mit welchen Buonaparte's Schergen das deutsche Leben gebunden hatten, als unser Volk in der Väter Siegeskranz wieder dastand, da neigte Campe's Gestirn sich zum Untergang. Der Zustand, in dem er die letzten Lebensjahre in treuer, verständiger Pflege der Seinen verbracht hat, war weniger die Nacht der Seelenstörung, als vielmehr die Dämmerung eines Traumlebens, die sein edles Haupt umhüllte und durch die doch auch noch geistige Lichtblitze zuckten. Der sonst schlanke Körper wurde dabei voll und kräftig. Man liess ihn gern gewähren, Geschäftsbriefe schreiben, die nie abgesandt wurden, Rechnungen berichtigen, die schon berichtigt waren. Als im Sommer 1817 ein Dresdner Portraitmaler, Matthaei, seine Gattin sprechend ähnlich gemalt hatte, freute er sich dieser Aehnlichkeit so sehr, dass er nun auch dem Maler sich zu sitzen bequemte [1].

Am 22. October 1818 ist er erlöst worden zur Freiheit, nach welcher er so treu gesucht hat. In seinem Testamente (vom 30. März 1808) hatte er, der echte Phi-

---

[1]) Oelgemälde Campe's und seiner Frau befinden sich im Besitze der Vieweg'schen Familie zu Braunschweig. — Campe's Bildniss, nach dem Pastellgemälde von Schröder auf Stein gezeichnet erschien am 1. October 1822 in Braunschweig. Sein Bildniss findet sich auch vor dem 47. Bande der allg. deutschen Bibliothek; vor dem 4. Stück der Olla Potrida von 1785; vor dem zweiten Band der Hebe von 1786.

lanthrop von Gottes Gnaden, angeordnet, dass vom Robinson und vom Theophron eine besondere Auflage zu je 2000 Exemplaren gemacht und unter arme Kinder und Jünglinge, auch, dass der Aufwand einer prunkvolleren Leichenfeier (200 Thlr.) unter die Armen vertheilt werde. Seinem letzten Willen gemäss wurde er in seinem Garten, unter dem von ihm selbst angelegten Hügel, zwischen den von ihm selbst gepflegten Bäumen bestattet. Seine Beisetzung fand nach den Anordnungen statt, die in seinem Testamente niedergelegt waren. Demgemäss wurden seine sterblichen Reste in einen schlichten Sterbemantel gehüllt und in einen einfachen, offenen Sarg aus drei ungehobelten Brettern gelegt. Früh Morgens in aller Stille, ohne Glockengeläut, ohne Trauergefolge, ist er in sein Grab gesenkt worden. Sechs Träger, einfache Handwerker, trugen den Sarg. Kein Geistlicher hat ihn begleitet. Doch wurden der Kirche und ihren Dienern die doppelten Gebühren entrichtet [1]).

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot kehrt in den Hafen der Greis. — —

So war Joachim Heinrich Campe. Eine edle Seele, in welcher die tiefsten Fragen der Menschheit gährten und zuletzt feste Gestalt gewannen. Die Menschheit wollte er erziehen zur Glückseligkeit und zur Freiheit.

---

[1]) Die Frau Räthin, das „edle deutsche Herz von echtem Schrot und Korn," wie Johannes Böhl in einem Briefe sie nennt, starb am 29. Januar 1826 und wurde in ähnlicher, einfacher Weise bestattet. Wir tragen hier noch die Notiz nach, dass der Vater der Frau Räthin, der im siebenjährigen Kriege unter des grossen Friedrich's Fahnen gefochten, später zu Berlin als Inspector an dem Gefangenhause angestellt war. Seinen beiden Söhnen und der einzigen Tochter hatte er eine für die damaligen Verhältnisse sehr sorgfältige Erziehung gegeben. Zu den Freunden des Hiller'schen Hauses gehörten u. a. J. J. Engel und K. W. Ramler. Dorothea selbst ist einst ein gern gesehener Gast in der Familie von Moses Mendelssohn gewesen.

Altes hat er nur zertrümmern gewollt, um Neues und Besseres an seine Stelle zu setzen. Wie bei Pestalozzi war sein Wissen auf den Schweiss seiner Lehrzeit gebaut. Der Kampf mit Hindernissen, der durch seine Jugend ging, hat frühe schon die Energie des Wollens in ihm gross gezogen. Sein Spott über die Legionen der Dichterlinge, seine praktische Tendenz zum Philanthropinismus, die ihn unter die Gegner des Humanismus geführt hat, hat Manchem tadelnswerth geschienen. Aber stets hat er aus Ueberzeugung, nie aus Rechthaberei gekämpft; was er aber als Ueberzeugung erkannte, dafür trat er mit Mannesmuth und ohne Menschenfurcht in die Schranken, in stolzer Freiheitsliebe und in aufopfernder Hingabe an sein Ideal. Mit Schiller und Forster hatte er das gemein, dass seine Politik eine Politik der Menschheit war; aber so sehr auch der Kosmopolitismus des Zeitalters ihn streifte, so war er doch deutsch in tiefstem Grunde seines Wesens und in seinen Schriften. Er konnte zürnen und leidenschaftlich bewegt werden [1]: aber mit der treuesten Liebe umfasste er seine Freunde. An keinem Märtyrer der Freiheit ging er vorüber, ohne sein Haupt zu bekränzen: als die Kerkeröde des Hohenasperg den Dichter Schubart umfing, da hat Campe in einer warm geschriebenen Bittschrift die Losgebung des Unglücklichen gefordert; und als im Sommer 1794 das Gerücht durch Deutschland ging, dass Kant seiner Professur enthoben sei, da bot Campe dem berühmten Weltweisen in seiner Familie ein Asyl. Kein Nothleidender, kein unschuldig Verfolgter hat sich vergeblich an ihn gewandt; davon zeugt so manches Blatt in seinem Nachlass. Die

---

[1]) Vergl. die Schrift: Moritz, ein abgenöthigter, trauriger Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde. Br. 1789.

Gabe, Menschenherzen zu erobern, besass er in hohem Grade; als der junge Perthes nach einer Bekanntschaft weniger Tage von Campe schied, da schreibt er: „Es war mir, als verliess ich Vater, Freund und Alles, was Glück auf dieser Erde heisst." Dabei war ihm eine angeborne Würde und Feierlichkeit eigen, die ihn ganz besonders zum Lehrer und Leiter einer Erziehungsanstalt befähigte. Als Sohn und Bruder war er zärtlich und liebevoll; verhasst war ihm die Lüge und die Heuchelei, in welcher Form sie auch sich zeigte; gegen Andersdenkende bewies er jene Toleranz, die mehr an der Milde als der Strenge des Urtheils erkannt wird. Die wahren Christen wollte er an der Liebe erkennen, nicht am Hasse; darum drang er von der dogmatischen Formel auf die gemüthswarme Religion des Herzens. Auch das Ausland hat ihm den Kranz der Anerkennung gereicht [1]).

So war Joachim Heinrich Campe. In diesem Sinne hat Professor Meyer von Bramstedt die Lithographie seines verstorbenen Freundes angezeigt: Das ist der Führer unserer Jugend und derer, die nach uns jung werden! So heiter und durchdringend war sein Blick, so rein und frei seine Stirn, so zwanglos anständig seine Haltung. — Auch in diesem Aeusseren erkennen wir den

---

1) Didot, Nouvelle biographie universelle (Paris 1854). Bd. VIII, S. 383: „Une philanthropie sincère et le patriotisme le plus noble sont le caractère enpreint dans tous les ouvrages philosophiques et pédagogiques de Campe. L'amélioration des moeurs, la réforme totale de l'éducation de la jeunesse, tel fut le but constant de ses efforts actifs et éclairés. Son style est pur et coulant, à la fois vif et doux, simple et dégagé. Campe a su surtout se mettre à la portée de la jeunesse et choisir les formes les plus propres à l'interesser. Comme philosophe il passe facilement des spéculations les plus abstraites à une morale douce et du sérieux le plus grave à l'enjouement le plus aimable."

sokratischen Weisen, dem die seltene Gabe verliehen wa die tiefgeschätztesten Lehren mit den fasslichsten Wo ten auszudrücken. — Wir scheiden von dem Bilde sein äusseren Lebens, von diesem unvergänglichen Abbild ein edlen, biedern Menschheit, mit den Worten der Gra schrift, die einst der greise Pilgersmann sich selbst g setzt hat, als er am nahen Ziel seiner irdischen Bahn si angekommen sah:

HIER RUHET
NACH EINEM LEBEN VOLL ARBEIT UND MÜHE
ZUM ERSTENMALE
DER PFLANZER
JOACHIM HEINRICH CAMPE.
ER PFLANZTE
WENN GLEICH NICHT IMMER
MIT GLEICHER EINSICHT UND MIT GLEICHEM GLÜCK
DOCH IMMER
MIT GLEICHEM EIFER UND MIT GLEICHER TREUE
BÄUME IN GÄRTEN UND WÄLDER,
WÖRTER IN DIE SPRACHE, UND
TUGENDEN IN DIE HERZEN DER JUGEND.

WANDERER!
HAST DU AUSGERUHT UNTER SEINEN
BÄUMEN,
SO GEHE HIN
UND THUE DESGLEICHEN! — —

II.

ZUR RELIGION UND THEOLOGIE.

Πλήρωμα νόμου ἡ ἀγάπη.

Paulus ad Romanos.

Von dem Weisesten der Griechen, von Sokrates, wird erzählt, dass er eine Nacht hindurch geblickt habe zu den Sternen über ihm und zu den Sternen in seiner Brust: am Morgen sei er niedergefallen und habe gebetet zur Gottheit. So haben die Besten unseres Geschlechtes seit Jahrhunderten hinauf- und hinabgeblickt und haben darüber nachgesonnen, ob religiöse Bildung sich rein aus der Natur des Menschen entwickele, unter den Einflüsterungen der um ihn rauschenden Natur, oder ob sie durch ein besonderes Wort Gottes an uns gebracht sei. Nur Gott kann zeugen von Gott, nur er selbst kann sich der Welt offenbaren. Die ursprüngliche Offenbarung Gottes ist die Schöpfung: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes. Aber ist auch die Welt ein Tempel Gottes, als solchen erkennt ihn erst der im Tempel denkende und anbetende Menschengeist. Menschen, vom göttlichen Geiste erfüllt, werden die Boten Gottes an die Menschheit.

Solche und ähnliche Probleme, die höchsten der Menschheit, haben auch Campe's Brust bewegt, dessen religiösen und sittlichen Standpunkt wir in diesem Abschnitte darzulegen haben [1]).

---

[1]) 1. Philosophische Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derselben. Berlin 1773.

Die erste streng wissenschaftliche Arbeit aus Campe's fruchtbarer Feder waren die philosophischen Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion (1773). Sie sind wie eine Variation über das Thema, das Faust ausspricht, als er von Gretchen katechisirt wird:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?

Spalding hatte sie im Manuscript gelesen und ausdrücklich zum Drucke empfohlen. Er behandelte darin die Frage über das Verhältniss von Vernunft und Offenbarung, welche damals in den theologischen und popularphilosophischen Kreisen stark ventilirt wurde. Wie bei Spalding, so ist auch bei Campe die Anregung unverkennbar, die er durch Wolff und die englischen Deisten

---

2. Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen. Dessau 1777. Neueste Aufl. Braunschweig 1813. Eine lateinische Uebersetzung erschien unter dem Titel: H. Campe de moribus libellus singularis, secundum repetitae lectionis autographum. Brunsvici 1780. Eine französische unter dem Titel: Petit livre de morale pour les enfans, traduit de l'Allemand d'après la cinquième edition. Paris 1799.

3. Compendium artis vivendi, ex Erasmi Roterodami libro de civilitate morum puerilium concinnatum. Hamb. 1778.

4. Biblia sacra, ex Seb. Castellionis interpretatione in usum juventutis breviata. Hamburgi 1779.

5. Versuch eines Leitfadens beim christlichen Religionsunterrichte für die sorgfältiger gebildete Jugend. Braunschw. 1791. Achte Auflage 1813.

6. Kleine Seelenlehre für Kinder. Hamburg 1780. Neunte Auflage 1830.

7) Versuch eines Beweises für die Unsterblichkeit unserer Seele s. Deutsch. Museum für 1780. II, 195 bis 213. Eine Verbindung des ontologischen und des metaphysischen Beweises.

empfing. Schon Wolff hatte den Satz aufgestellt, dass die Offenbarung den Wahrheiten der Vernunft nicht widersprechen könne. Die Schriften der englischen Freidenker fanden auch in Deutschland durch Uebersetzungen immer weitere Verbreitung, der Denkglaube ward die herrschende Richtung des Zeitalters, die sich mit der an einer übernatürlichen Offenbarung festhaltenden Kirchenlehre entweder friedlich auseinandersetzte oder sie offen bekämpfte. Der ersteren gemässigten Richtung gehörten jene Berliner Theologen an, mit denen Campe befreundet war, Teller und Sack, vor Allem Spalding, auf den Shaftesbury so nachhaltigen Einfluss geübt hat. Diese Stimmung spiegelt sich auch in Campe's erstem schriftstellerischem Versuch. Er schrieb denselben als junger Candidat, seinen Namen in bescheidener Schüchternheit verschweigend.

Veranlasst wurde diese Schrift durch die damals vielbesprochene Abhandlung des Abtes Jerusalem über die Frage: Ob überhaupt ein ausserordentlicher göttlicher Unterricht von der Religion oder eine Offenbarung mit der Weisheit Gottes bestehen könne? (Vergl. Jerusalem: Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion.) Zwei Freunde, Agathokles und Hermogenes, besprechen sich über die Schrift des gelehrten Kanzelpredigers und Abtes, jener mehr den rationalen, dieser den supranaturalen Standpunkt vertretend. Das lesende Publicum, für das Campe schreibt, theilt er in drei Classen: in entschlossene Gläubige, in wankende Zweifler und in entschlossene Ungläubige. Der allgemeinste Zweck dieser Campe'schen Schrift liegt darin, das Buch Jerusalem's durch die Beiträge anderer Denker zur grösstmöglichen Vollkommenheit zu führen, insbesondere aber steckt sie sich die Aufgabe, in die Untersuchungen über die

Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes mehr objective Ruhe zu bringen und durch eine Sichtung der hergebrachten Beweise für jene Möglichkeit diejenigen auszuscheiden, welche das Licht einer strengeren Prüfung nicht ertragen können.

Die Schrift enthält vier „Gespräche". Das erste Gespräch verbreitet sich über die Frage, ob es zur willigen Annahme der Religion hinreichend sei, überhaupt zu wissen, dass sie von Gott sei; oder ob man auch die Art und Weise, wie sie dem Menschen von Gott bekannt gemacht worden, wissen müsse. Das Ergebniss lautet: Man trage die Religion, geläutert von menschlichen Zusätzen, den Menschen deutlich vor; man zeige ihnen die Wohlthätigkeit dieser Lehren und die in die Augen fallende Unentbehrlichkeit derselben zum Glücklichsein; man lasse sie selbst hieraus die Frage beantworten, ob eine so erhabene, so milde, so wohlthätige Lehre, welche ein Segen für das ganze menschliche Geschlecht ist; ob eine Veranstaltung, welche in sich selbst, in ihrer ganzen Einrichtung das unleugbare Siegel der himmlischen Weisheit, einer unermesslichen göttlichen Liebe trägt, ob eine Lehre, welche auf den unumstösslichsten Grundsätzen der Vernunft beruht, und ohne welche alle menschliche Weisheit ein Luftgebäude ohne Grundlage wäre; ob die das Werk, die Erdichtung eines frommen Betrügers, oder ob sie nicht vielmehr eine wirklich aus göttlicher Weisheit geflossene, und unter wirklich göttlicher Veranstaltung bekannt gemachte Unterweisung sei? Die Frage aber: auf welche bestimmte Weise diese göttliche Direction dabei obgewaltet habe — eine Frage, deren Beantwortung in unseren Tagen durchaus keinen praktischen Einfluss mehr weder auf die willige Annahme, noch auf die treue Ausübung dieses Unterrichtes hat —, die lasse

man doch ja aus der öffentlichen Versammlung weg; der gebe man unter den speculativen Erörterungen der Schultheologie, aber ja nicht in den Lehrbüchern der eigentlichen Religion, nicht in dem öffentlichen Unterrichte ihren Platz . . . .
Ich würde die Antwort von dem weisesten Lehrer des menschlichen Geschlechts entlehnen, dem auch einmal eine völlig ähnliche Frage vorgelegt wurde: Der Wind bläset, sagte dieser, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl: aber du weissest nicht, von wannen er kömmt und wohin er fähret. Also ist es mit der Religion. Du erfährest wohl, wenn du es nur erfahren willst, dass sie eine göttliche Lehre, und voll göttlicher Kraft sei; aber wie sie zu dir vom Himmel herabgekommen ist, das weissest du nicht, das brauchst du auch nicht zu wissen, wenn du dich nur von ihr zu deinem Heile unterweisen und zu Gott führen lässest. Oder willst du ja etwas mehreres erfahren: so wisse, dass sie zu dir nicht anders, als mittelbarer Weise kommt; dass du sie lernen, darüber fleissig nachdenken, sie ausüben und in einem feinen und guten Herzen bewahren musst. Siehe: das ist nach dem jetzigen Verfahren der göttlichen Fürsehung der einzige Weg, auf welchem sie dir zugeführt wird; und dessen musst du dich bescheiden. — —

Das zweite Gespräch untersucht, ob der Beweis von der Nothwendigkeit einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung, welcher von der Weisheit Gottes, in Rücksicht auf die Bestimmung des Menschen hergenommen wird, vollkommen gültig sei? Agathokles fasst seine Erörterung in den Worten zusammen: Nicht von der besonderen Bestimmung eines jeden Menschen, sondern von der allen gemeinschaftlichen Bestimmung der Menschen überhaupt habe ich geredet. Von dieser, nicht von jener,

habe ich ja nur behauptet und bewiesen, dass sie von allen Menschen durch die ihnen anerschaffenen Kräfte erreicht werden könne. Hat nun Gott nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen einige unter der grossen Anzahl seiner Menschen auserkoren, um sie durch eine unmittelbare Offenbarung zu einer ausserordentlich hohen Stufe der Vollkommenheit zu erheben, wozu diese anerschaffenen Kräfte nicht zureichend gewesen sein würden; so ist das ja eine andere Frage, die wir a priori eben so wenig bejahen können, als sie durch dasjenige, was ich bisher gesagt habe, verneint worden ist. Unsere Untersuchung hat uns nur zu der Einsicht geführt, dass eine solche Offenbarung nicht zu den Mitteln gehören könne, deren alle Menschen, selbst diejenigen, welche nie etwas davon gehört haben, zur Erreichung ihrer Bestimmung bedürften, sondern dass die allen nöthigen Mittel zur Erreichung der allen gemeinschaftlichen Bestimmung auch allen anerschaffen sein müssen.

Ob es nun übrigens noch ein particuläres Mittel, eine ausserordentliche Offenbarung gebe, wodurch ein abgesonderter Theil der Menschen, eine unweit höhere Bestimmung erreichen solle: das gehörte, wie gesagt, nicht zu unserer jetzigen Untersuchung, das muss aus ganz anderen Gründen entschieden werden. — —

Das dritte Gespräch wirft die Frage auf, ob der Beweis von der Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung, welcher von den physikalischen und moralischen Bedürfnissen der Menschen hergenommen wird, vollkommen gültig sei? Das Gespräch spitzt sich in den Sätzen zu: Die gute Sache, die göttliche Religion, dieses wohlthätige Licht, welches dem zur Ewigkeit wandernden Sterblichen die finsteren Pfade dieses Lebens bis über die Grenzen der Sterblichkeit hinaus erleuchtet; diese gute

Sache, sage ich, bedarf es ja wahrlich nicht, dass wir sie durch Gründe empfehlen, welche nicht aus ihr selbst genommen sind, und die Probe einer unpartheiischen Untersuchung nicht auszuhalten vermögen. Diese unweise Bemühung, nebst der unseligen Geschäftigkeit, die wesentlichen Lehren der Religion, diese so simpelen, so einfachen, so einleuchtenden Wahrheiten durch künstliche und grösstentheils falsche Zusätze zu erweitern, sind gerade die einzigen wirklich gefährlichen Pfeile gewesen, welche je auf die Religion und zwar von ihren eigenen Freunden abgedrücket sind. Wenn wir also des grossen Berufs, welchen die Fürsehung an uns hat ergehen lassen; des Berufs, Diener der Religion und Priester der Wahrheit zu sein, uns recht würdig machen wollen: so lassen wir uns unser ganzes Leben dazu heiligen; lassen wir uns alle anderen Wünsche, Absichten, Bemühungen und Vortheile, sie mögen Namen haben wie sie wollen, der einzigen grossen Angelegenheit nachsetzen, die Religion durch die Absonderung aller überflüssigen, falschen, und schädlichen Zusätze den Menschen annehmungswürdig zu machen, damit sie ihr das Herz mit Freuden eröffnen, und ihrer sanften Leitung sich gern und willig unterwerfen mögen. Welch ein heiliges, ehrwürdiges, freudenvolles Geschäft für den, der es nach seiner ganzen Wichtigkeit zu schätzen weiss, und ein Herz besitzt, welches höherer Freuden fähig ist. Und wenn dann sein Gewissen ihm vor Gott das Zeugniss giebt, dass er dieses Geschäft mit Ehrlichkeit und Ernst getrieben habe: was achtet er bei dieser reinen Wonne des verächtlichen Gewinnstes, durch seine Bemühungen die zweideutige Gunst der Welt erlangt zu haben; oder des kleinen Verlustes, durch die Verschiedenheit der Denkungsarten ihre gute Meinung von ihm verringert zu sehen? O wie verschwinden diese

Gegenstände vor unseren Augen, wenn unsere Blicke unablässig auf unser wahres Ziel geheftet sind! — —

Das vierte Gespräch endlich vertieft sich an der Hand der Geschichte in die Frage, ob die Menschen durch ihre natürlichen Kräfte zur Erkenntniss des wahren Gottes hätten gelangen können? Agathokles und Hermogenes führen eine Reihe von Aussprüchen der classischen Schriftsteller des Alterthums ins Feld, Instanz steht hier gegen Instanz, das Urtheil lautet: Non liquet. Beide reichen sich schliesslich in dem Geständniss die Hand: Wir wollen zwischen beide in die Mitte treten, und aufrichtig gestehen, dass wir nicht begreifen, wie auf diese Weise etwas Zuverlässiges ausgemacht werden könne. Dieser ganze Streit läuft doch am Ende darauf hinaus, dass man a priori bestimmen will, wie die göttliche Weisheit habe verfahren können, und der Herr Abt Jerusalem hat selbst mehr, denn einmal, sehr richtig erinnert, dass eine solche idealische Declamation, was Gott nach seiner Allmacht habe thun können, und was er nach unserer Weisheit habe thun müssen, gar nichts entscheide. Wenn wir also vernünftig sein wollen: so bleibt uns in dieser ganzen Sache nichts weiter übrig, als zu sehen, was Gott wirklich gethan hat, und nicht, was er unserer Einsicht gemäss, hätte thun können, oder thun müssen. Und zu dieser vernünftigen Bescheidenheit bei allen unseren Untersuchungen dieser Art, braucht es weiter keiner Beweggründe als der Erinnerung: dass die Wege des Herrn nicht unsere Wege, und seine Gedanken nicht die unserigen sind. — —

Campe's „Philosophische Gespräche“ sind bedeutend nach Form und Inhalt. Die Verstandesformeln der immer mehr erstarrenden Wolff'schen Philosophie und der theologischen Schule blieben auf die gelehrten Kreise

beschränkt: solche warme und anziehende Ausführungen, wie die Campe'schen, erwarben sich Leser in allen Ständen. Wie Mendelssohn, der auch philosophische Gespräche (1755) geschrieben hat, hat Campe die still erhabne, so leicht dahinfliessende Behandlungsweise Plato's sich zum Muster genommen; wie er darnach gestrebt hat, klar und anmuthig zu sein und doch eindringlich und tief, populär und dennoch wissenschaftlich, das mögen die ersten Seiten dieser Schrift bezeugen, die wir, eine Probe der Darstellung und der Entwicklung, hier folgen lassen [1]).

Agathokles und Hermogenes.

Agathokles.

Nur eine Frage, guter Hermogenes, müssen Sie mir vorher erst beantworten, ehe wir zu der Untersuchung verschiedener Beweisarten der unmittelbaren Offenbarung selbst fortschreiten. Vielleicht, dass die Beantwortung derselben den Weg, den unser Verstand zu nehmen denkt, erheitern, und die Schreckensbilder, die ihn schüchtern machen könnten, glücklich von demselben verscheuchen dürfte. Was würden Sie sagen, wenn irgend ein ernsthafter Mann Ihnen beweisen wollte, dass der Wanderer, um seinen Pfad nicht zu verfehlen, oder der Ackersmann, um bei seiner Arbeit am hellen Tage sehen zu können, sich vorher erst die verschiedenen Weltsysteme müsse erklären lassen; erst vorher wissen müsse: ob Ptolomäus oder Tycho von Brahe oder Copernicus die wahre Ordnung der Laufbahnen der Planeten gefunden habe?

---

[1]) Ein Exemplar der etwas selten gewordenen Schrift verdanken wir der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen.

Hermogenes.

Noch begreife ich nicht wie Sie auf diese wunderliche Frage kommen, und was Sie damit sagen wollen. Nun, ich würde den Mann bedauern, der seine Zeit, seinen Witz und seine Rednerkünste zum Beweise einer solchen Grille verschwenden wollte.

Agathokles.

Aber wenn er nun leugnete, dass es eine Grille sei? Wenn er nun in allem Ernst behauptete, dass man das Tageslicht zu seinen Berufsgeschäften unmöglich recht gebrauchen könne, wenn man nicht vorher gewiss sei, ob der Quell des Lichtes, die Sonne, sich täglich um die Erde wälze, oder ob die Erde der sich bewegende Theil sei, und sich um die Sonne drehe?

Hermogenes.

Sie spotten meiner und des Sophisten, den Sie sich geschaffen haben dazu, Agathokles!

Agathokles.

Nur Geduld! Hermogenes zweifelt also nicht, dass es zum Gebrauch des Sonnenlichtes durchaus unnöthig sei zu wissen, ob die Sonne sich der Erde oder die Erde sich der Sonne nähere?

Hermogenes.

Ob ich daran zweifele? Bei Gott! ich zweifele so wenig daran, dass es mir überall gleichgültig ist, ob Jemand sagt, dass der Quell des Lichtes, bei dem ich sehe, in jener brennenden Sonne, oder im Monde, oder in diesen meinen Augen sei. Ich sehe Licht; ich kann meine Ge-

schäfte dabei treiben; was will ich mehr? — Was kümmert's mich, woher es komme?

Agathokles.

Halten Sie ein, mein Freund! Sie übersehen in der kleinen Hitze, worin meine seltsam scheinende Fragen Sie gesetzt haben, die Folgen, die ich aus Ihrer Aeusserung herleiten könnte. Wie? Wenn ich Ihre Behauptung auf alle andere Güter des Lebens ausdehnen wollte?

Hermogenes.

Und die Verlegenheit, in die ich dadurch gesetzt würde?

Agathokles.

Wäre diese, dass Sie zugeben müssten, dass es überhaupt zum guten und rechtmässigen Genuss dieser Güter nicht erfordert werde, dass man die Art wisse, wie sie entstehen, und den Weg, auf dem sie uns zugeführt werden?

Hermogenes.

Es sei so: aber wohl verstanden, dass man dabei überhaupt nicht aus den Gedanken verliere, dass alle diese Güter des Lebens ein Geschenk des wohlthätigen Urhebers unseres Daseins sind, von dessen Güte, wie der erhabene Psalmendichter singt, die Erde voll ist. Der Wind bläset, und reiniget die Luft, und befruchtet die Felder; ein kühlender Thau erfrischet die Gewächse; ein sanfter Regen tränkt lechzende Saaten; die Blitze leuchten, der Donner brüllt; die Atmosphäre wird von schweflichten Dünsten gereinigt, die Erde befruchtet. Der Mensch, der Gesegnete des Herrn, falle auf sein Angesicht, und ver-

ehre die allgewaltige Hand, die das alles für ihn bewerkstelligt! Das ist seine Pflicht, seine heilige unverbrüchliche Pflicht! — Aber ein Naturforscher zu sein, den Lichtstrahl spalten, den Lauf der Gestirne berechnen, Planeten wiegen, die Entstehungsart des Windes, des Thaues, des Regens, der Gewitter erklären zu können; das ist zwar eine seiner herrlichen Fähigkeiten würdige und überaus nützliche Beschäftigung: aber eine allgemeine Obliegenheit aller Menschen ist es nicht. Man kann ein guter und edler Bürger in der Stadt Gottes sein, ohne ein Naturkundiger zu sein.

Agathokles.

Recht, mein Hermogenes! Sie machen mir Herz, noch einen Schritt weiter zu gehen; aber nur an Ihrer Hand, mein Lieber, damit Muth und Behutsamkeit zusammenbleiben. — Das waren leibliche Güter wovon Sie redeten: gefällt es Ihnen jetzt zu versuchen, ob auch auf die sogenannten geistlichen Güter sich eine Anwendung davon machen lasse?

Hermogenes.

Sehr gern. Nur muss ich, weil ich noch nicht weiss, welchen Weg Sie eigentlich einschlagen wollen, im Voraus verbitten, eine durchgängige Analogie dieser leiblichen und geistlichen Güter in Absicht der Art ihrer Darleihung anzunehmen, weil es sich wohl finden könnte, dass hier eine Verschiedenheit der göttlichen Haushaltung, nach welcher die einen und die anderen uns mitgetheilt werden, obwalte.

Agathokles.

Besorgen Sie keine Erschleichungen von mir, die meiner Absicht im geringsten nicht zu Nutzen kommen

würden. Ich habe nicht die Analogie im Sinne gehabt, welche Sie vermuthen, ohngeachtet ich dabei einem berühmten Vorgänger, einem Buttler, hätte folgen können. Mein Weg geht dermalen in eine ganz andere Gegend. Sie behaupten, und das mit vielem Rechte, dass zu einem würdigen und dankbaren Genuss der irdischen Güter dieses Lebens ganz und gar nicht erfordert werde, dass man die eigentliche Art und Weise, wie sie entstehen, und wie sie uns mitgetheilt werden, kenne, wenn man sich nur dabei hüte, nicht die milde Hand aus dem Auge zu verlieren, welche uns mit diesem Segen überschüttet. Nun frage ich, ob Sie es zufrieden sind, dass wir die Anwendung hiervon auch auf die geistlichen Güter machen? Ob Sie vergönnen zu sagen, dass es damit eben die Bewandtniss habe? Dass man sie ehrlich und treu, zum Heile seiner Seele, mit der innigsten Dankbarkeit gegen den Geber derselben anwenden, und gebrauchen könne, ohne eben ängstlich um die Art und Weise, wie sie von Gott uns mitgetheilt sind, bekümmert zu sein? Oder ob man, ohne Schaden seiner Seele, der Untersuchung, wie uns diese Güter verliehen werden, nicht überhoben sein kann? Was dünket meinen Freund?

Hermogenes.

Ich gestehe es, Ihre Frage macht mich etwas verlegen. Es scheint allerdings — — —

Agathokles.

Keine Uebereilung, mein Werther. Ich lasse Ihnen Zeit, die Sache erst nach allen ihren Seiten zu betrachten. Ich will mich unterdess noch deutlicher erklären, damit die ganze Wichtigkeit des Resultates unserer Untersuchung Ihrer Vorstellungskraft gegenwärtig sei und Ihre

vorsichtige Aufmerksamkeit wo möglich, noch stärker spanne. Das Ende unserer Unterredung muss darauf hinauslaufen, dass wir über einen oder den anderen von folgenden Punkten übereinkommen: entweder es ist nicht genug, dass man alle Wahrheiten und Mittel des Heils, deren Bekanntmachung die Fürsehung veranstaltet hat, zu seiner moralischen Vervollkommnung ehrlich anwende; sondern man muss auch schlechterdings zu einer entschiedenen Gewissheit gekommen sein, ob die Bekanntmachung derselben nach dem ordentlichen oder nach einem ausserordentlichen Verfahren der göttlichen Regierung, mittelbarer oder unmittelbarer Weise geschehen sei? Oder es ist bei einer fleissigen und gewissenhaften Anwendung dieser Heilswahrheiten und bei einem Herzen voll Dankbarkeit gegen den, der sie an unsere Vorstellungskraft gebracht hat, nicht schlechterdings zur Seligkeit nothwendig, dass man über die eigentliche Art der Mittheilung derselben entscheidend sei? Die eine oder die andere von diesen Behauptungen muss das Ziel sein, bei dem wir beide zusammentreffen werden. . . . .

Zu den Grundgedanken dieser Jugendschrift hat Campe nach zwei Jahrzehnten noch ausdrücklich sich bekannt. — —

Ein Nachklang jener Ausführungen Campe's, in die Sprache und in die Fassungsgabe der Jugend übersetzt, ist sein Leitfaden beim christlichen Religionsunterricht. An die Spitze desselben stellt Campe die Fragen der erwachenden Vernunft: Wer bin ich? Wem habe ich es zu verdanken, dass ich bin? Was soll ich hier? Was soll ich künftig werden? Die Antwort auf diese Fragen giebt die Religion, die Gotteslehre, welche die Menschen zu ihrem eignen Besten belehrt. Der Inhalt derselben wird aus der Natur und aus der Bibel ge-

schöpft. Christus hat dieselbe vollständiger als alle früheren Lehrer verkündigt. Natürliche und christliche Religion sind der Hauptsache nach ein und dieselbe Religion. Jede Religion ist Vernunftreligion, weil sie von Gott uns nur mittelst unserer Vernunft bekannt gemacht werden kann. Die christliche Vernunftreligion ist übereinstimmend mit den Aussprüchen der gesunden Vernunft und den Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens. Was weder in der gesunden Vernunft noch in unzweideutigen Stellen der Bibel begründet ist, ist Aberglaube. Gegen diesen zu protestiren macht das Wesen der protestantischen d. i. freigläubigen Kirche aus. Der Zweck der Religion ist, die Menschen gut und glücklich zu machen. Dies die Grundgedanken der Einleitung. Der erste Abschnitt handelt dann von des Menschen Natur, Bestimmung und Würde. Auch die Nachkommen der ersten Menschen werden gottähnlich geboren. Sie können böse werden durch böses Beispiel. Abschnitt zwei: Von Gott, dem Schöpfer des Weltalls. Abschnitt drei: Von der göttlichen Vorsehung. — Christus, von dessen Person der fünfte Abschnitt handelt, war der grösste Lehrer der Menschheit, ein wahrer Mensch, von seinen Zeitgenossen durch höhere Weisheit und musterhafte Rechtschaffenheit unterschieden, gesandt von Gott, die Menschen frei zu machen von Unwissenheit und Sünde, durch seine Lehre, sein Beispiel und sein Leiden. Die nächsten Abschnitte handeln noch von der christlichen Besserung, vom Gebet, vom zukünftigen Leben (die Seele dauert fort und wird einen neuen Leib erhalten) und von den zehn Geboten. Die Entwickelung der Begriffe in diesem Büchlein ist natürlich und ungesucht, die Beweise und die biblischen Stellen gehen über das Denken einer reiferen Jugend nicht hinaus.

An die kurze Besprechung des Leitfadens mag sich die Frage nach der methodischen Behandlung des Religionsunterrichtes, wie Campe ihn gelehrt und geübt hat, anschliessen. Und da müssen wir sagen: Campe ragt auch hier um eines Hauptes Länge über die meisten seiner Zeitgenossen. Da ist kein geistloses Memoriren von Sprüchen und Kernliedern, sondern eine pädagogische Behandlung, die das Kind religiös empfinden und handeln lehrt, die dem Schüler den lebendigen Gott zeigt in der Natur und in der Geschichte. In jenem Denkmal, welches Campe seinem Gottlieb Böhl gesetzt hat, spricht er seinen Gegensatz zu dem geistlosen Unterrichte jener Zeit in klarer, gemüthvoller Weise aus: Man muss hierbei wissen, dass ich überhaupt bei dem sogenannten Religionsunterrichte, d. i. bei dem heiligen Geschäfte, jungen Seelen Liebe zu Gott, zu unseren Mitmenschen und zur Tugend einzuflössen, anders zu Werke gehen zu müssen glaubte, als man gewöhnlich dabei verfährt. Da war, wenigstens in den Jahren der Kindheit, von keinen festgesetzten Lehrstunden, von keinem Auswendiglernen einer trockenen, mitunter häufig unverständlichen Fragelehre, von keinem Hersagen oder Herplappern gelernter Gebetsformeln die Rede. Ich bemühte mich auch hierin das schöne Beispiel des weisen Urhebers unserer Gotteslehre nachzuahmen.

Dieser sperrte seine Jünger, wenn er von Gott und göttlichen Dingen mit ihnen reden wollte, in kein dumpfes Lehrzimmer ein, sondern ging mit ihnen ins freie Feld, wo Gott in jeder Pflanze, in jedem Grashalme, nicht bloss ihrem Verstande, sondern auch ihren Sinnen gegenwärtig war; oder er erstieg eine Anhöhe mit ihnen, wo sie die wundervollen Werke desselben, welche Weisheit und Liebe verkündigen, übersehen konnten. Er liess sie nicht

auswendig lernen, nichts Gelerntes herplappern, sondern gab ihnen nur ein Beispiel, des kindlichen Geistes und der Einfalt, womit sie beten sollten, indem er ihnen vorbetete, ohne von ihnen zu verlangen, dass sie seine Worte nachsagen und auswendig lernen sollten. Er gab keine festgesetzten Lehrstunden, zu bestimmten Zeiten, aber er benutzte jede sich darbietende natürliche und schickliche Veranlassung, ihnen reinere Begriffe von Gott, fromme Gefühle, rechtschaffene Gesinnungen und frohe Hoffnungen einer glückseligen Zukunft einzuflössen. Ich glaubte, dass dieses Beispiel des besten Lehrers auch für mich, wie für andere Jugendführer, aufgestellt sei, und ahmte es in meiner Erziehungsanstalt nach; was auch immer andersdenkende Menschen darüber urtheilen und sagen mochten. Auch mein Unterricht und meine Erweckungen dieser Art waren daher immer kurz und einfach; auch sie wurden jedesmal nur bei Gelegenheiten gegeben, welche eine natürliche Veranlassung gewährten, zu dem Verstande und dem Herzen meiner Zöglinge zu reden, und ich gab sie so oft die Jahreszeit und andere Umstände es erlaubten, am liebsten mitten in der schönen, freien Natur, die das bewies, was ich nur sagen konnte, die das dem Herzen zuführte, was ich dem Verstande vorlegte. Auch ich liess meine frommen Kinder weder Morgens noch Abends, weder vor noch nach dem Essen Gebete hersagen, aber ich selbst und meine Mitarbeiter verrichteten unser eignes Gebet häufig mit lauter Stimme in ihrer Gegenwart, und auch dies am liebsten in dem grossen Tempel der Natur, unter dem erhabenen Gewölbe des Himmels, und bei Veranlassungen, welche eine dankbare Ergiessung unserer Herzen uns und unseren Kindern zum Bedürfnisse machten. Ich belehrte sie dabei, dass wir dieses laute Gebet nur um ihretwillen verrichteten, um

sie an den seligen Empfindungen, welche uns dabei belebten, und an den segensreichen Folgen, welche wir davon erführen, Antheil nehmen zu lassen; rieth ihnen aber dabei oft, wenn sie für sich beten wollten, welches ich ihnen nicht zu sehr empfehlen könnte, es jedesmal im Stillen und ohne Zeugen zu thun, weil sie alsdann mit ihrem lieben himmlischen Vater sich um so viel ungestörter und herzlicher würden unterhalten können [1]. —

Wie pädagogisch richtig Campe die Sache angreift, das wird noch mehr erhellen, wenn wir eine Abhandlung über diesen Gegenstand aus der Hamburger Zeit ins Auge fassen. Sie führt den Titel: „Ueber den ersten Unterricht in der Religion" [2]. In drei Fragen fasst er seine Aufgabe zusammen: Wann muss mit diesem Unterrichte angefangen werden? Wie muss die Art und Weise, die Methode dieses Unterrichtes beschaffen sein? Endlich, was muss von Religionswahrheiten zuerst gelehrt werden? Die hergebrachte Observanz, bemerkt er, würde den Religionsunterricht am liebsten schon in der Wiege beginnen. Von dem Begriffe des Wortes Religion ausgehend stellt nun Campe die Frage so: Wie früh man den Kindern Religion d. h. thätige Liebe und Gehorsam gegen Gott einflössen müsse? Auch er antwortet: So früh als möglich — aber möglich ist es erst dann, wenn die Pflicht, Gott zu lieben, dem Kinde veranschaulicht werden kann durch die Liebe, die es in der That bereits für seine Eltern und Geschwister empfindet. Eine weitere Vorbereitung bestehe darin, dass man das Kindesauge öffene für den reichen Segen, der aus der Natur in mancherlei Gestalten hervorquillt. Der eigentliche Religionsunterricht wird daher beginnen können, je nach der An-

---

[1]) Schreiben aus Algier etc., S. 108.

[2]) Sammlung einiger Erziehungsschriften 1778. I, 180 ff.

lage des Kindes zwischen dem fünften und zehnten Lebensjahre.

Mit Recht warnt Campe, bei diesem ersten Religionsunterricht schulmässig und systematisch zu Werke zu gehen; ein Verfahren, bei welchem das Kind sich daran gewöhnt, Worte nachzusagen, mit denen es keinen Begriff verknüpft; vielmehr soll derselbe in gelegentlichen Gesprächen behandelt und in die Form der Erzählung eingekleidet werden. Ebenso erklärt sich Campe mit aller Entschiedenheit dagegen, dass das Kind gewisse Gebetsformeln auswendig lerne und zu festgesetzten Zeiten herplappere.

In Ansehung der Methode hebt Campe folgende Punkte hervor. Zuerst möge man immer wahr sein, sowohl hinsichtlich der religiösen Begriffe selbst, die man dem Kinde mittheilt, als auch hinsichtlich der Einkleidung und der Beweise. Unter allen Beweisen sei der analogische der Kindesnatur am meisten angemessen. Der Unterricht selbst sei ein gleichmässig fortschreitender. Mit ernsten Worten rügt Campe dann die schulmässige Art, die Religion zu lehren, das Auswendiglernen des religiösen Leitfadens, das Erzwingen desselben durch Strafen, der beste Weg, die Religion selbst verhasst zu machen — eine Prophetenstimme auch an die Gegenwart!

Was endlich die Religionswahrheiten selbst betrifft, die den Kindern im ersten Unterrichte mitgetheilt werden sollen, so stellt Campe den Grundsatz auf, nur das dem Kinde bekannt zu machen, was seine eigene Wissbegierde ihm zum Bedürfniss macht und was seinem Alter wirklich nützlich ist. — Dass das Kind gleich die Religion schauen, dass es durch unmittelbare Vorgänge zu dem Gefühl des religiösen Lebens gelangen müsse, dass Religion kein Gegenstand des Wissens, sondern des Ge-

müths sei, dass die Naturkunde und die Geschichte mit hereinzuziehen seien, dass eine Stufenfolge stattfinden müsse — das sind lauter Lichtblicke, durch welche Campe ahnungsvoll seinen Zeitgenossen vorauseilte. —

An diese theoretische Entwickelung reiht nun Campe in sechs Gesprächen zwischen Mutter und Tochter den Versuch einer leichten Entwickelung der ersten Religionsbegriffe — klar und bestimmt in der Frageweise, sei es dass erörtert oder entwickelt oder begründet wird, das Endergebniss immer eine religiöse Wahrheit. Wir theilen, das Gesagte zu belegen, das zweite Gespräch mit.

Mutter. Wo ist denn wohl Deine Puppe hergekommen, mein liebes Lottchen?

Lottchen. I, die hast Du mir ja gekauft; weisst Du nicht mehr, von der dicken Frau, die so viel schöne Sachen hatte?

Mutter. Aber woher mag denn wohl die Frau sie gekriegt haben?

Lottchen. Sie sagte ja, sie hätte sie selbst gemacht.

Mutter. Musste sie denn erst von Jemand gemacht werden? Konnte sie nicht so von sich selbst entstehen, ohne dass sie Jemand machte?

Lottchen. Von sich selbst? O, Du spasst nur, liebe Mutter!

Mutter. Aber ist denn alles, was wir haben, erst gemacht worden? Zum Exempel Dein Kleid?

Lottchen. Hat das nicht der Schneider gemacht?

Mutter. Aber dies ganze grosse Haus, das haben doch wohl keine Menschen gemacht?

Lottchen. Wo wollte es denn sonst hergekommen sein? Hast Du nicht gesehen da am Markte, wo wir gestern

vorbei gingen? Da bauten die Menschen ja auch eben ein grosses Haus.

Mutter. Ja, ganz recht. — Es entsteht also nichts von sich selbst; sondern alles wird von Menschen gemacht! nicht, liebe Lotte?

Lottchen. Ja, Mutter.

Mutter. Aber ich weiss doch etwas, was kein Mensch gemacht hat, und doch recht wunderschön ist.

Lottchen. O, was ist das? Zeige es mir, liebes Mütterchen; bitte bitte!

Mutter. Das will ich gern; komm, wir wollen dort ans Fenster treten. — Nun sieh mal da hinaus in den Garten und in das Feld; was ist da?

Lottchen. Ach! da sind so schöne Blumen! Und die sind so bunt, so bunt! allerliebst!

Mutter. Und was ist denn dort weiter hin?

Lottchen. Da sind Bäume, die uns das Obst geben. O sieh mal, wie da schon so viel kleine Aepfel an den Zweigen hängen! Die sollen schmecken, wenn sie erst reif sind! Dass Dich!

Mutter. Das sollen sie auch, mein Kind. — Nun da siehst Du also schon etwas, was die Menschen nicht gemacht haben, und was doch recht schön ist.

Lottchen. Haben das die Menschen nicht gemacht?

Mutter. Nein, Lotte. Wir Menschen können wohl die Blumen abpflücken, und daran riechen, aber wir können selbst keine machen. Wenn das Obst auf den Bäumen reif ist, so können wir es wohl abschütteln und essen, aber machen können wir weder Bäume noch Obst. — Aber siehe! da fängt es auf einmal an zu regnen, und der Wind bewegt die Bäume hin und her: sollten das auch wohl Menschen sein, die den Regen herunter giessen und den Wind wehen lassen?

Lottchen. Nein, das glaube ich nicht.

Mutter. Du hast recht. Denn der Regen fällt ja aus der Luft herunter, und wie könnten da Menschen sein? Und mit unserem Munde können wir wohl ein wenig blasen, aber gewiss nicht so einen Wind machen, wie der da ist, der die grossen Bäume schüttelt. — Siehst Du wie dort die Sonne eben hinter einer Wolke hervorkömmt?

Lottchen. Ach ja, die liebe Sonne!

Mutter. Und weist Du noch, wie wir gestern Abend unter den Linden waren, und den schönen Mond, und alle die lieben kleinen Sternchen sahen?

Lottchen. Die da oben am Himmel waren? Ach! das war recht niedlich!

Mutter. Nun, kannst Du glauben, dass diese hohe Sonne und der Mond und die Sterne, die so weit von uns weg sind, von Menschen gemacht wurden?

Lottchen. Nein, Mutter, das kann ich unmöglich glauben.

Mutter. O mein liebes Kind; es geschieht vieles, sehr vieles, ohne dass wir Menschen das Geringste dazu thun! Indess, dass wir schlafen, scheint der Mond und die Sterne, ohne dass sie Jemand angezündet hat. Ehe wir noch erwachen, ist schon die Sonne wieder da, um einen neuen Tag zu machen. Es wird Winter und Sommer, es regnet, schneit, friert und wird wieder warmes Wetter, ohne dass wir etwas dazu beitragen. Indess wir ruhig in unseren Häusern sitzen, wächst dort das Korn auf dem Felde und auf den Bäumen das Obst, das uns nachher so gut schmeckt. Auch die Thiere werden nicht von uns hervorgebracht, und doch geben sie uns Milch, Eier und Fleisch zu essen, und Wolle zu unseren Kleidern. Wir selbst, Du, mein liebes Lottchen, und Dein Vater und

ich und die anderen Menschen alle, haben uns ja auch nicht selbst hervorgebracht! Du wirst auch alle Tage grösser, ohne dass Du von Jemand länger gemacht wirst. — Du siehst also wohl, dass viele, viele Dinge geschehen, ohne dass die Menschen etwas dabei thun.

Lottchen. Aber wer thut es denn, wenn es die Menschen nicht sind?

Mutter. Es muss wohl einer sein, der noch viel mehr kann, als die Menschen können. Nicht wahr?

Lottchen. Ja, der muss recht viel machen können.

Mutter. Und muss gewiss recht gütig sein, weil er uns selbst gemacht hat, ohne dass wir ihn darum bitten konnten, und weil er uns alle Tage Speise und Kleider giebt?

Lottchen. Giebt er uns das auch? — Ich dachte, der Vater gäbe uns zu essen?

Mutter. Das thut er wohl; aber er kann doch selbst keine Speise machen. Siehst Du, Lotte, das Brot wird von Mehl, das Mehl aus dem Korn gemacht, und das Korn kann Dein Vater nicht hervorbringen, das wächst dort auf dem Felde. Eben so wenig kann Dein Vater Fleisch, oder Milch, oder Eier machen. Das alles muss also wohl einer für uns entstehen lassen, der selbst kein Mensch ist; und muss der nicht recht gütig sein, dass er uns so mit allem versorgt, was wir nöthig haben?

Lottchen. Ach! ja; aber wer ist denn das, liebe Mutter?

Mutter. Kind, es ist ein unaussprechlich gütiges, herrliches und mächtiges Wesen, welches wir Gott nennen, er ist es, welcher uns und alle Thiere, die Sonne, den Mond und die Sterne, die ganze Erde und alles, was darauf ist, gemacht hat. Der ist es, welcher Regen und Sonnenschein giebt, und wachsen lässt alles, was wir

nöthig haben. — Dieser liebe gute Gott ist also unser Aller Vater, von dem wir alle herkommen, der uns alle recht herzlich lieb hat, und dem wir alles zu verdanken haben, was uns Freude macht.

Lottchen. Aber meine Puppe hat er mir doch nicht gegeben? Die hat ja die Madame gemacht, und Du hast sie mir gekauft.

Mutter. Die Frau, mein Kind, hat sie nur zusammengesetzt; aber alles, was sie dazu brauchte, hat der liebe Gott gemacht. Sieh' nur, das Gesicht der Puppe ist mit Kreide und Farbe angestrichen; die lässt Gott in der Erde wachsen. Das Hemde ist von Leinwand, welches aus Flachs bereitet wird, und das Flachs bringt Gott auf dem Felde hervor. Der Rock ist von Baumwolle und die hat Gott auf Bäumen wachsen lassen. Das Kleid ist von Seide; und weisst Du, wo sie herkommt?

Lottchen. Nein, Mutter.

Mutter. Dazu hat der liebe Gott kleine Würmer erschaffen, die müssen die Seide aus ihrem Leibe herausspinnen. Ich will auf ein andermal Dir solche Würmer zeigen. — Auch das Geld, welches ich der Frau dafür gab, dass sie die Puppe so zusammengesetzt hat, war von Silber gemacht, und das Silber lässt Gott in grossen Bergen wachsen, wo es denn von Menschen herausgegraben wird. — Und gewiss würde ich Dir die Puppe nicht gekauft haben, wenn Gott nicht gemacht hätte, dass die Eltern ihre Kinder so lieb haben. Denn wenn ich Dich nicht lieb hätte, so schaffte ich Dir auch nichts an, was Dir Freude machen kann. Siehst Du also wohl, dass Du auch Deine Puppe Gott zu verdanken hast?

Lottchen. O, der liebe Gott! — Aber wo ist er denn? Ich möchte ihn so gern einmal sehen.

Mutter. Er ist bei uns, mein Kind, hier und an allen Orten; aber sehen können wir ihn nicht. Das macht, er ist ein unsichtbares Wesen, welches keinen solchen Leib hat, als wir haben, den man anschauen und betasten kann.

Lottchen. Wie weisst denn Du aber, dass er hier ist, wenn man ihn nicht sehen kann?

Mutter. Höre, mein liebes Lottchen, Du weisst doch nun schon, dass wir — ich und Du — jeder eine Seele sind; aber hast Du schon jemals eine Seele gesehen?

Lottchen. Nein.

Mutter. Aber glaubst Du nicht, dass meine Seele hier zugegen sei?

Lottchen. O ja, das glaube ich.

Mutter. Aber warum glaubst Du das?

Lottchen. O ich habe wohl behalten, was Du mir gestern sagtest; — weil Dein Körper sonst nicht lebte, und nicht vernünftig sprechen könnte.

Mutter. Ganz recht, mein liebes Kind. Also deswegen, weil meine Seele hier etwas thut, indem ich die Hand ausstrecke oder mit Dir rede, glaubst Du, dass sie hier zugegen sein müsse. Wenn Du nun wüsstest, dass der liebe Gott hier und an allen Orten auch etwas thue, auch etwas mache: würdest Du da nicht aus eben demselben Grunde überzeugt sein, dass er auch hier und an allen Orten zugegen sein müsse?

Lottchen. Ja, das würde ich. Denn wie könnte einer an einem Orte etwas thun, wo er nicht wäre?

Mutter. Du hast Recht, meine Liebe! So lass uns dann sehen, ob Gott hier um und neben uns wirklich etwas verrichte? — Halte mal Deine Hand hier an die linke Seite Deiner Brust; was giebt es da?

Lottchen. Ich weiss es nicht; aber es geht immer tick! tack! als wenn eine Uhr darin wäre.

Mutter. Ich will es Dir sagen. Das ist Dein Herz, welches sich immer hin- und herbewegt, wodurch Blut, welches auf der einen Seite dem Herzen zuläuft, auf der anderen wieder fortgeschnellt wird, damit es immer im Laufen bleibe. Stände das Herz einen Augenblick still, so würde das Blut in allen Adern aufhören zu laufen; dann würde Deine Seele in eben dem Augenblicke diesen Körper verlassen, und er würde todt sein. Es ist Dir also viel daran gelegen, dass dies Uhrwerk im Gange bleibe. Aber wer macht es nun so schlagen? Bist Du es etwa selbst?

Lottchen. Ich wusste ja nicht einmal, dass es so tick! tack! machte.

Mutter. Oder bin ich's? oder ist es irgend ein anderer Mensch?

Lottchen. Es kann ja keiner dazu kommen.

Mutter. Du hast ganz Recht. Wenn ich auch nicht hier wäre, so würde Dein Herz doch fortfahren zu schlagen. Ich kann also die Ursache davon nicht sein. Aber wer ist es denn?

Lottchen. O ich merke es schon; das wird gewiss der liebe Gott sein, der das macht.

Mutter. Getroffen, mein Kind! Denn wer könnte es sonst auch sein? — Ja, Gott, der liebe, gute Gott ist es, der unsere Herzen schlagen macht und uns dadurch lebendig erhält: kann er also wohl fern von uns sein? Muss er nicht vielmehr hier und an allen Orten zugegen sein, wo Menschen oder andere lebende Wesen sind? — Freue Dich also, liebes Kind, mit mir und allen Menschen, dass wir einen so guten und so mächtigen, obgleich unsichtbaren Vater haben, der immer bei uns ist, uns lauter Lie-

bes und Gutes thut, wenn wir ihn nur auch lieben und gute Menschen zu werden suchen. Morgen will ich Dir noch etwas mehr von ihm sagen. — —

Wenn nun auch Campe mit Recht auf das Gemüth beim religiösen Unterricht das Hauptgewicht legte, so wollte er, da der Lehrer bei diesem Gegenstande es auch mit Begriffen zu thun hat, die Thätigkeit des Verstandes nicht verkürzen. Er suchte daher den Religionsunterricht auf einen psychologischen Boden zu stellen, in einem propädeutischen Cursus aus der Anschauung durch die Sprache eine Reihe von Begriffen und Vorstellungen abzuleiten, welche die Brücke zu dem eigentlichen Religionsunterrichte bilden. In diesem Sinne schrieb Campe seine von steifer Pedanterie freie, sinnige „Kleine Seelenlehre für Kinder". In diesem Büchlein will er, wie die Vorrede eingehend darlegt, diejenigen Begriffe aus der Seelenlehre auf dem Wege der Erfahrung entwickeln, welche bei dem Zögling als Vorbegriffe vorausgesetzt werden müssen, wenn er irgend eines zusammenhängenden und auf Vernunftwahrheiten gegründeten Unterrichts in der Religion und Sittenlehre fähig werden soll. Demgemäss werden auf diesem Wege eine Reihe von Ausdrücken abgeleitet, wie sie bei jedem sittlichen Unterrichte vorkommen: Vorstellung, Begriff, Urtheil, Schluss, Gedächtniss, Phantasie, Neigung, Begierde, Sinnlichkeit, Naturtrieb, Leidenschaft u. s. w.

Sehen wir an einem Beispiel wie Campe den Begriff „Nachahmung" ableitet.

Neuntes Gespräch. (Bei Tische war Jedermann sehr begierig, zu wissen, was doch das wohl für ein Trieb sein möge, den der Vater noch erklären wolle; aber Kei-

ner konnte es errathen. Endlich gab man es auf, und redete von anderen Dingen. Da nahm der Vater sein Glas, benetzte den Finger mit Wasser, fuhr damit auf dem Rande des Glases herum, und lockte auf diese Weise wunderschöne Töne heraus. Sein nächster Nachbar hatte dies kaum bemerkt, so that er ein Gleiches, diesem ahmte der folgende nach, und dem wieder der Folgende, bis in weniger als ein paar Minuten die ganze Tischgesellschaft, Gross und Klein, mit den Gläsern spielte. Da lächelte der Vater, gab das gewöhnliche Zeichen zur Stille und sagte:)

Vater. Wie verfallt Ihr denn Alle auf einmal darauf, auf den Gläsern zu spielen?

Johannes. Ich habe es nicht zuerst angefangen.

Ferdinand. Ich that's, weil der es gethan hat.

Dietrich. Und ich, weil es Gottlieb that.

Gottlieb. Ja, und ich, weil Vater es selbst that.

Vater. Ihr habt also Alle Etwas gethan, das Ihr einen Anderen thun sahet?

Alle. Ja.

Vater. Und es befahl Euch doch Keiner, es so zu machen?

Alle. Nein.

Vater. Nun warum thatet Ihr es denn?

Johannes. Ja, das ist närrisch, wenn Jemand Einem etwas vormacht, gleich muss man es nachmachen!

Vater. Hast Du das gefühlt? — Und soll ich Dir nun erst noch sagen, was das für ein Trieb sei, den ich Euch heute noch zu zeigen versprach?

Johannes. Ah, nun weiss ich! Es ist der Trieb des Nachmachens!

Vater. Sage lieber, es sei der Trieb der Nachahmung. Auch diesen haben Eure Seelen mit allen anderen Menschenseelen gemein.

Nikolas. O, auch mit den Affenseelen! Die machen ja auch Alles nach, was sie sehen.

Vater. Ganz recht. Bei Kindern und Affen zeigt sich dieser Trieb am meisten; Ihr sehet also, mit welchen Herren Ihr eine Aehnlichkeit habt.

Matthias. Ja, mit den Herren Affen.

Gottlieb. O pfui! ich wollte dass wir den Trieb nicht hätten!

Vater. Das sage ja nicht in Ernst! Denn wenn Ihr ihn nicht hättet, so würdet Ihr in Eurem ganzen Leben wohl nicht klüger und besser als ein Aeffchen werden.

Dietrich. Wie so?

Vater. Wodurch werdet Ihr denn wohl von Tage zu Tage klüger und besser? Nicht wahr, vornehmlich dadurch, dass Ihr das thut, was Ihr erfahrene und verständige Leute thun sehet?

Dietrich. Ja.

Vater. Also durch den Trieb der Nachahmung?

Dietrich. Ja; aber warum werden denn die Affen nicht klüger dadurch?

Vater. Weil ihre Seele nur äussere Dinge, Geberden und Handlungen, aber nicht innere und unsichtbare Gedanken und Gesinnungen nachahmen kann; und das können sie nicht, weil sie keine Vernunft haben.

Gottlieb. Bleiben wir denn nun immer solche Affen?

Vater. Das Verlangen, Anderen nachzuahmen, bleibt zwar immer, auch wenn man schon erwachsen ist; aber dann befriedigt man es nicht mehr sogleich, als man es wohl zu thun pflegt, so lange man jung ist. Da bedenkt man vielmehr immer erst, ob es auch wohl nützlich sei, Anderen in dieser oder jener Sache nachzuahmen? Und wenn man keinen Nutzen davon sieht, so lässt man es bleiben.

Ferdinand. Vater, soll ich die Tafel herunterholen, um das auch anzuschreiben?

Vater. Thue es, aber bringe auch unser heutiges Bild mit.

Johannes. Ist davon auch etwas darauf zu sehen?

Vater. Das wollte ich selbst gern wissen; deswegen sagte ich, dass er es mitbringen solle.

Ferdinand. Hier, Vater, ist beides! — Was sollen wir denn bei den Kindern behalten, die da Soldaten spielen?

Vater. Diese Kinder thun Etwas, was sie von den Soldaten gesehen haben.

Johannes. Ha, ha! Sie ahmen den Soldaten nach.

Vater. Und zeigen also, dass ihre Seelen auch einen Trieb zur Nachahmung haben. Daran soll diese Vorstellung erinnern.

Ferdinand. Dies Mal sage ich doch vor, weil ich die Tafel und das Bild geholt habe?

Vater. Das giebt Dir nun wohl noch kein Vorrecht; aber wenn Du mir alle die sieben Naturtriebe, die wir nun schon kennen gelernt haben, recht ordentlich anzugeben vermagst, so mag es darum sein.

Ferdinand. Nun ja!

Vater. Du, Johannes, stelle Dich hinter ihn, um sein Nothhelfer zu sein, falls er stecken bleiben sollte.

Ferdinand. O, das wird nicht nöthig sein! (Er sagt Alles ordentlich und deutlich her.)

Vater. Nun, das war recht gut! So sage mir den vorall.

Ferdinand. Der siebente Trieb unserer Seele ist der Trieb der Nachahmung.

Vater. Und wozu treibt uns dieser?

Ferdinand. Der treibt uns an, dasjenige nachzuahmen, was wir andere Leute thun sehen.

Johannes. O, sollen wir nun nicht gleich noch mehr lernen?

Vater. Nein, Johannes, für dies Mal ist es genug.

Johannes. O, das ist Schade!

Vater. Weil wir für heute schon genug gelernt haben, so wollen wir den schönen Nachmittag zu einer Lustreise anwenden.

Alle. Zu einer Lustreise? O wohin? Wohin?

Vater. Nach Blankenese, um von einem der dortigen Berge der herrlichen Aussicht über die Elbe hin zu geniessen.

Alle (hüpfend und klatschend). Ah! nach Blankenese! zu Herrn Faber! O, das ist herrlich! das ist prächtig!

Vater. Es ist mir lieb, dass mein Vorschlag Euch Freude macht. Aber — macht Euch gefasst — selten pflegt im menschlichen Leben eine Freude ohne Begleitung zu kommen. Gemeiniglich hinkt ihr irgend ein Missvergnügen nach, welches nicht von ihr getrennt werden kann.

(Alle stutzen.)

So können wir heute z. B. nur Einen Stuhlwagen haben, und auf dem können wir nur höchstens Zehn sitzen. Zehn von uns werden sich also entschliessen müssen zu Hause zu bleiben.

(Allgemeine Bestürzung.)

Und wer soll das nun sein?

(Allgemeines Stillschweigen.)

Ich weiss keine bessere Auskunft, als dass wir losen. Einen Topf her! Hier sind so viele Zettelchen, als Köpfe da sind. Jeder von uns zieht einen davon aus dem be-

deckten Topfe hervor; wer ein gewinnendes Loos zieht, fährt mit; wem ein verlierendes zu Theil wird, der bleibt hier. Seid Ihr es so zufrieden?

Alle. Ja!

Vater. Nun wohlan! Der Kleinste zieht zuerst, und so bis zum Grössten hinauf. So! — so!

(Jeder zieht; Einige erheben ein frohlockendes Jauchzen; Andere, welche Nieten gezogen haben, machen ein klägliches Gesicht.)

Nun ist es entschieden. — Aber was ist das? Wie, Johannes, eine Thräne? — Das ist kein männliches Betragen. Unglücksfälle, die man sich nicht selbst zugezogen hat, muss man mit Standhaftigkeit erdulden.

Johannes. Ich will auch (wischt sich die Thräne ab, und zwingt sich zu lächeln).

Vater. Gut! Aber Ihr Anderen, wie ist Euch dabei zu Muthe? Wird Euer Vergnügen heute wohl recht vollkommen sein, da einige Eurer Freunde keinen Antheil daran nehmen können?

Alle. Nein!

Vater. Wie wäre es also, wenn wir die Reise nach Blankenese bis auf einen anderen Tag aufschöben und dafür heute nach Wandsbeck gingen?

Alle. O ja! ja! Nach Wandsbeck! Nach Wandsbeck!

Vater. So macht Euch fertig. — Aber halt! Da hat es ja wohl wieder etwas Neues in unserer Seele gegeben? Wartet doch, dass wir erst einen Augenblick darüber nachdenken. — Was that denn wohl Eure Seele, da ich sagte, dass wir nach Blankenese fahren wollten?

Nikolas. Sie freute sich.

Vater. Und was that die Eurige, Ihr Anderen, da Euch das Loos traf zu Hause zu bleiben?

Johannes. Sie betrübte sich.

Vater. Und das war wohl noch dazu eine recht grosse Freude und eine grosse Betrübniss?

Alle. Ja, eine recht grosse.

Vater. Fühltet Ihr nicht Alle, dass Euer Blut anfing viel schneller zu laufen; dass Euer Herz viel stärker klopfte?

Alle. Ja, das ist wirklich wahr!

Vater. Und dachtet Ihr in dem Augenblicke, da Ihr Euch so sehr erfreut, und Ihr Anderen in dem Augenblicke, da Ihr Euch so sehr betrübtet, dachtet Ihr da wohl an etwas Anderes?

Alle. Nein!

Vater. War es nicht, als wenn Ihr gegen alles Andere in der Welt taub und blind wäret?

Alle. Ja.

Vater. Und wollt Ihr wissen, wie man einen solchen Zustand unserer Seele nennt, da sie sich so sehr erfreut, oder so sehr sich betrübt, so heftig etwas begehrt, oder so heftig etwas verabscheut, dass sie an nichts Anderes denkt, nichts Anderes hört und sieht, und dass das Blut in unseren Adern einen schnelleren Lauf gewinnt? Man nennt ihn Affect, auf Deutsch: Leidenschaft. Eure Seelen waren also jetzt in Leidenschaft; die Eurigen, Ihr, die Ihr ein gutes Loos gezogen hattet, in der Leidenschaft der Freude, und die Eurigen, Ihr, die Ihr zu Hause bleiben solltet, in der Leidenschaft der Traurigkeit. — —

Der Leitfaden, der die Glaubenslehre vorträgt, erhält seine nothwendige Ergänzung durch das Sittenbüchlein für Kinder, in welchem die Sittenlehre abgehandelt wird. In vier Abendgesprächen behandelt Campe die Pflichten gegen uns selbst, die Pflichten ge-

gen Andere, die Pflicht der Geselligkeit, das Gewissen und die Religion — fasslich, lebendig, gemüthlich bei rechtzeitig eingestreuten Beispielen. Wir können uns nicht versagen, auch hier unseren Sittenlehrer selbstredend einzuführen: Noch muss ich Euch vor einer Untugend warnen, welche schon manchem Menschen viel Verdriesslichkeiten zugezogen hat. Es giebt nämlich Leute, welche gar nichts verschweigen können, und durch Schwatzhaftigkeit sich und Anderen oft grosses Unglück zuziehen. Das sind auch dumme Leute, die sich oft an ihrem eigenen Glücke hindern. Denn durch ihr Klatschen entstehen allerhand Zänkereien und Feindschaften, oft unter den besten Freunden. Deswegen meidet sie Jedermann, und Diejenigen, welchen sie geschadet haben, können nicht umhin, sie zu hassen. Alle suchen sie aus ihrem Hause und von ihrem Umgange auszuschliessen. Zu einem verschwiegenen Menschen hingegen haben alle Leute Vertrauen, und es kann daher nicht fehlen, dass er auf eine oder die andere Weise sein Glück machen muss. Ich muss Euch doch ein Beispiel davon erzählen, welches ich irgendwo einmal gelesen habe.

Einige von Euch wissen schon, dass es vor Zeiten ein mächtiges Volk gab, welches man die Römer nannte. Dieses Volk hatte dazumal keine Könige, sondern es liess sich von vielen alten Männern beherrschen, welche Rathsherren hiessen. Diese Rathsherren pflegten nun zu gewissen Zeiten zusammenzukommen, um sich über allerlei wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da Etwas vorfiel, was nicht alle Leute wissen sollten, so waren Alle schuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch wohl ihre Söhne mit in diese Versammlung zu nehmen, damit sie recht früh mit den Angelegenheiten des Vaterlandes bekannt werden, dasselbe

lieb gewinnen, und mit desto grösserem Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten.

So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papirius, mit seinem Vater diesen Rathsversammlungen beizuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versammlung zu Hause kam, verlangte seine Mutter zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen sei? Liebe Mutter, antwortete der Sohn, ich wollte Euch gern Alles erzählen, aber es ist mir verboten worden. Die unvernünftige Mutter wollte jedoch diese Entschuldigung nicht gelten lassen, sondern drohte mit Strafen, wenn er ihr nicht Alles wiedersage. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wusste, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also: man habe sich heute berathschlagt, ob es nicht gut sei, dass jeder Mann statt Einer zwei Frauen nehme?

Kaum hatte die thörichte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen umherlief, und ihnen das Geheimniss mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen Alle in die Rathsversammlung und schrien den Männern die Ohren so voll, dass diese auf den Gedanken geriethen, sie seien sammt und sonders verrückt geworden. Da trat der junge Mensch hervor, und sagte, er müsse seinen Fehler nur gestehen, er habe das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weiss gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht anders zu retten gewusst habe. Die Rathsherren gaben ihm darauf zwar einen Verweis, dass er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet sei; aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn doch Alle recht sehr lieb; und ob sie schon, aus Besorgniss vor schlimmen Fol-

gen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften, so erlaubten sie doch dem jungen Papirius, zu seiner nicht geringen Ehre, dieses Vorrechts, die ganze Zeit seiner Jugend hindurch, allein zu geniessen und gaben ihm, zum Andenken an jenen Vorgang, einen besonderen Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen und ein beständiges Denkmal seiner rühmlichen Verschwiegenheit sein sollte. Ich habe Euch diese Geschichte bloss deswegen erzählt, weil Ihr daraus lernen könnt, wie sehr die Menschen die Verschwiegenheit zu schätzen und zu belohnen pflegen. Denn sonst war es gar nicht hübsch, dass der junge Römer seiner Mutter eine Unwahrheit sagte; so wie es auch von der Mutter sehr hässlich war, dass sie Etwas zu wissen verlangte, das sie nichts anging und welches ihrem Sohne zu sagen verboten war.

Hütet Euch also, Ihr lieben Kinder, Etwas auszuplaudern, wovon Ihr vermuthen könnt, dass man es nicht gern bekannt gemacht wissen wolle. Sonst wird Euch Jedermann als Verräther fliehen, und Ihr werdet selbst niemals einen treuen Freund erlangen, in dessen sichern Busen Ihr Eure Geheimnisse niederlegen könnt. Denn ein Verräther wird von Jedermann gehasst, selbst von denen, welchen er dadurch zu dienen glaubt. Nur dumme Leute also, welche nicht Verstand genug haben, um einzusehen, dass sie selbst am meisten sich dadurch schaden, können in dieses Laster verfallen. Betragt Ihr Euch daher klüger, meine lieben Kinder, und merkt Euch hierüber den Spruch:

Treu und verschwiegen sein ist eine schöne Pflicht;
Wo plaudern schaden kann, da schweig' und rede nicht! [1]) — —

---

[1]) Sittenbüchlein S. 113.

Fürwahr, wenn derjenige ein Christ ist, der da glaubt, dass die Vollendung des religiösen Lebens in Christo erschienen sei und dass in einer von seinem Geiste beseelten Gemeinschaft auch unser religiöses Leben dieser Vollendung entgegengehe: dann war Campe ein echter Christ. Im October 1787, zu einer Zeit, als er unter der Wuth der orthodoxen Theologen seufzte, schrieb er an einen Freund: Ein Feind des rechtverstandenen und von der Spreu menschlicher Zusätze gereinigten Christenthums, welches ein Jerusalem, Spalding, Sie und ähnliche Männer als wahr erkannt haben und zu verbreiten suchen, ein Feind dieses Christenthums kann, meiner innigsten Ueberzeugung nach, nur ein Rasender sein. Was mich betrifft, so bin ich so weit entfernt gegen dieses Christenthum, ich will nicht sagen eine Feindschaft, sondern nur eine Abneigung, wahrzunehmen, dass ich es vielmehr mit meiner ganzen Seele ganz umfasse und es mir für nichts in der Welt möchte nehmen lassen. Dass ich das nicht sagen würde, wenn es nicht mein Ernst wäre, trauen Sie mir gewiss zu: weil ich Gottlob! mein ganzes bisheriges Leben zur Bürgschaft stellen kann, dass Heuchelei kein Bestandtheil meines Charakters sei. —

Campe war ein protestantischer Christ, nicht bloss durch den Zufall der Geburt, sondern aus innerster Ueberzeugung [1]). Die Freiheit des Glaubens hat er stets hochgehalten, die Freiheit der Lehre durch Wort und Schrift. Jeder Aberglaube, jede priesterliche Bevormundung dünkte ihm unerträglich. Aber mit der Glaubensfreiheit verband er Glaubensinnigkeit, ein Gewissen, fromm, demüthig, opferbereit. Wie hat sein Herz dem Manne entgegengeschlagen, der im Geisterkampf der Reformation

[1]) Ueber den Unterschied des Katholicismus und Protestantismus. Braunschw. Journal II, 5 ff.

in erster Linie gestanden, unserem Luther! Im Jahre 1808 wurden Beiträge gesammelt zu einem Denkmal für den Helden der Geistesfreiheit. An Lessing's Sinngedicht anknüpfend:

Wie, Luther's Denkmal dieser Stein?
Er wird des Steines Denkmal sein!

schrieb Campe einen fulminanten Artikel in den „Reichsanzeiger", gegen ein Denkmal von Erz und Stein sich erklärend (26. Nov. 1805): Luther's Denkmal muss nicht nur gross und erhaben sein, wie er war, es muss auch in seinem Sinne, in Uebereinstimmung mit seinem Geiste, errichtet werden — sein Geist muss aus ihm und über ihm wehen; es muss die fortschreitenden Wirkungen dieses grossen Geistes durch Jahrhunderte und Jahrtausende befördern, vermehren, verstärken helfen; es muss nicht auf Hunderte und Tausende, sondern, wie er, auf Millionen aus allen Ständen, aus allen Ländern, aus allen Zeiten, wirken; es muss nicht nur dem deutschen Namen bei anderen Völkern Ehre bringen, sondern auch die ganze deutsche Völkerschaft auf der Himmelsleiter, die Jakob im Traum sah, auf der endlosen Leiter der Aufklärung, der geistigen und sittlichen Bildung, und der Menschenthümlichkeit oder sogenannten Humanität um mehrere Stufen höher heben, und mit diesem Emporheben, wie Luther's Geist, durch Jahrhunderte und Jahrtausende ununterbrochen fortfahren; es muss nämlich endlich auch dauernder, als Stein und Erz, es muss, wie Luther's Verdienste um die Menschheit unvergänglich und unsterblich sein.

Nicht wahr, das heisst Ihr schwärmen? — Ich nicht; obwohl ich fühle und nicht zu läugnen begehre, dass es mir, so oft ich an die Möglichkeit dieses Denkmals denke und mir den Entwurf dazu ausmale, jedesmal ein wenig

warm vor der Stirn wird. „Also möglich wäre ein so hünenmässiger Entwurf?“ Nicht bloss möglich, sondern auch ausführbar; wie ich, wenn Ihr noch einige Augenblicke mir Eure Aufmerksamkeit schenken wollt, durch Darlegung des ganzen Gedankens erweisen zu können glaube. Wohlan! lasst uns hören,

Quid dignum tanto ferat hic promissor hiatu.

Wohlan denn!

1. Man setze von den eingelaufenen Geldern auf das vollendetste geschichtliche Meisterwerk über Luther's Verdienste um die Menschheit einen ungewöhnlich hohen Preis, wenigstens tausend Ducaten, damit auch allenfalls ein deutscher Tacitus, wenn etwa ein solcher im Verborgenen unter uns leben sollte, sich darauf einzulassen der Mühe werth achten könne.
2. Man verlange von diesem Werke, dass
   a) der Zustand der Menschheit vor der durch Luther bewirkten Geistesumwälzung,
   b) das, was er zur Verbesserung dieses Zustandes, so lange er lebte, wirkte,
   c) die sich immer mehr und mehr entwickelnden Folgen dieser Wirkungen bis auf unsere Zeiten, und
   d) der wahre Zweck und Geist des Lutherthums klar und wahr, kurz und doch vollständig, in der edelsten und doch zugleich einfachsten, gemeinverständlichsten und reinsten Schreibart auf eine so würdige und meisterhafte Weise darin entfaltet und beschrieben werden sollen, dass der Verfasser einem Xenophon, Plutarch oder Tacitus, ohne Verletzung der Bescheidenheit, an die Seite zu treten wagen dürfe.

3. Man setze einen zweiten geringeren Preis, 100 Ducaten, für den besten und kernhaftesten Auszug aus Luther's Schriften, höchstens 24 Bogen stark, aus, worin unter passenden allgemeinen Ueberschriften diejenigen Kernsprüche des grossen Mannes aufgestellt werden, die das Eigenthümliche seines Geistes am meisten bezeichnen, und deren Inhalt auch noch in unseren Zeiten und bei unserem Lichte betrachtet, beherzigt und verbreitet zu werden verdient. Diese Auszüge werden eben so viele Belege zu den in der ersten Preisschrift entwickelten Hauptzügen des grossen Geistes und des Heldengemüthes unseres Luther's sein.
4. Man ersuche die drei der ersten freigläubigen oder sogenannten protestantischen Musensitze durch engere Ausschüsse aus ihrer Mitte drei einander untergeordnete gelehrte Gerichtshöfe zu bilden, die über die einlaufenden Preisschriften zu entscheiden hätten. . . . .

So war es ein echt protestantischer Zug, wenn Campe mehr auf die Gesinnung den Nachdruck legte, als auf das äussere Werk, wenn er im tiefsten Innern sich abgestossen fühlte, so oft ihm auf seinen Reisen das fromme Nichtsthun der Mönchsübungen, die äussere kirchliche Ceremonie, die ganze Unnatur der Wunder- und Heiligengeschichten entgegentrat. So wenn er über Paderborn schreibt: Dahingegen herrscht in dieser Stadt, wie in dem ganzen Lande, der strengste und — es thut mir Leid, hinzusetzen zu müssen — der plumpste und abergläubischste Zwangglaube oder Katholicismus, mit allen den schädlichen Missbräuchen, welche gewöhnlich damit verbunden sind. Statt der thätigen Volksmenge, welche das Strassengewühl einer betriebsamen Stadt zu einem

so angenehmen Schauspiele macht, sieht man hier die Strassen mit müssigen Geistlichen, mit andächtelnden, in schwarze Regentücher gehüllten und einen Rosenkranz am Arme tragenden Weiblein, die zur Messe schleichen, und mit Bettlern bevölkert, die für die Gabe, die sie fordern, sich anheischig machen eine heilige Messe für dich zu hören. Von zweckmässigen neueren Anstalten zur Aufklärung und Veredelung des Volkes habe ich hier nicht Eine auskundschaften können. Und doch scheint in dem ganzen nördlichen Deutschland, so weit ich es kenne, wohl keine andere Gegend solcher Anstalten mehr zu bedürfen, als diese[1]). —

Oder, wenn er unter dem Eindruck der ersten Nachrichten von der französischen Revolution über die Zustände in Brüssel sich also vernehmen lässt: Man ist hier noch sehr abergläubig, und wird es vermuthlich noch lange bleiben, weil der Mönchs- und Pfaffengeist hier noch wenig oder nichts von seinem allgewaltigen Einflusse verloren zu haben scheint. Dies lässt von der hier bevorstehenden Staatsumwälzung für die Menschheit überhaupt nicht viel Erfreuliches und Grosses hoffen. Die Pfaffen werden eine Hauptrolle dabei spielen; und diese werden sich wohl hüten, dem menschlichen Geiste mehr Freiheit auszuwirken oder zu verwilligen, als mit den Ansprüchen ihrer geistlichen Herrschgier bestehen kann. Die Brabanter werden ihr Blut und Leben daran wagen, die bürgerlichen Ketten, von welchen sie jetzt gefesselt sind, zu zersprengen, um sich — geistliche dafür anlegen zu lassen. Dann wird man Herr Gott dich loben wir! singen, und sich frei wähnen, weil Hände und Füsse frei geworden sind, indess man Kopf und Gewissen in neue

[1]) Reise nach Paris, S. 29.

Fesseln legte. O Menschheit! O Volk! Wie wird euch mitgespielt [1])! —

Freilich, weil er selbst ein Gewissen hatte, so ehrte er auch das fremde Gewissen, die Ueberzeugung Andersdenkender. Es sei mir vergönnt — mahnt er einmal — meine jungen Leser zu erinnern, dass es unverständig und lieblos gehandelt sein würde, wenn man unserer katholischen Brüder deswegen, dass sie das Unglück haben, minder aufgeklärt als wir zu sein belachen oder verspotten wollte. O meine jungen Freunde! lasst uns das Licht der besseren Erkenntniss, welches die gütige Vorsehung uns vor so vielen Millionen unserer Zeitgenossen so vorzüglich leuchten lässt, mit Freude und Dankbarkeit gebrauchen, wozu es uns verliehen wurde, nämlich dazu, immer bessere, weisere, duldsamere und glücklichere Menschen zu werden, und gute Gesinnungen und Glückseligkeit verbreiten zu helfen, wo und wie wir können — aber lasst uns nie so unbillig und grausam sein, Jemand zu verspotten, oder gar zu hassen und zu verfolgen, weil ihm Vorurtheile ankleben, die man uns nie eingeflösst hat und von welchen also frei zu sein uns auch zu keinem Verdienste angerechnet werden kann [2]). —

Man glaubt fast einen Redner eines altkatholischen Concils der Gegenwart zu hören, wenn er katholisch und päpstlich scharf auseinander hält: Ich meine nicht die katholische Religion, sondern nur die genannten beiden Auswüchse derselben, ohne welche jene sich recht gut denken lässt. Von diesen sage ich, hofften alle aufgeklärten Freunde der Vernunft und der Menschheit in allen Glaubenszünften, dass sie, einmal weggeschnitten, nicht

---

[1]) Reise nach Paris, S. 103.

[2]) Reise von Hamburg in die Schweiz, S. 127.

von Neuem wieder hervorwachsen sollten, und dass alsdann die katholische Gotteslehre, gereinigt von menschlichen Zusätzen, gleich ihren Schwestern, den freigläubigen Bekenntnissen, sich der Einfachheit, Wahrheit und Würde der ursprünglichen Christuslehre immer mehr und mehr wieder nähern würde, um hiernächst nicht mehr die unduldsame Beherrscherin, sondern eine sanfte Zurechtweiserin der Verirrten, eine duldsame Freundin der Schwachen und eine Trösterin der Leidenden zu sein [1]. — —

So war Campe's Christenthum, nicht die gottselige Phrase, sondern ein Christenthum des Herzens und der That. An der Liebe wollte er die wahren Christen erkennen, nicht am Hasse, nicht an der Verketzerung. Wie das Zeitalter der Aufklärung, so hat auch er in Lessing's Nathan, diesem Sendboten der Menschen-, Religions- und Völkerduldung, den idealsten Ausdruck seines Glaubens gefunden [2]. Wie hat er aus tiefer Erfahrung heraus die Wahrheit gepredigt, dass an Gottes Segen Alles gelegen sei! [3] Wie konnte er eifern gegen die Frömmler und Heuchler, die Gott und Christus im Munde führen, aber um die Befolgung der Vorschriften des Christenthums sich nicht kümmern! [4]. Das betonte er stets, dass es nicht auf die grünenden und wieder welkenden Blätter ankomme, nicht auf schöngeistige Empfindungen und weichliche Rührung, sondern auf die Frucht, auf die starke, lebendige That. In seinem innersten Wesen bescheiden und demüthig glaubte er an eine göttliche Weltregierung und baute seine Hoffnung auf die

---

1) Reise durch England und Frankreich, S. 168.

2) Vergl. die Abhandlung im Braunschw. Journal (I, 407): Giebt es eine Glaubenspflicht?

3) Theophron, S. 135. — 4) Theophron, S. 296.

unvergänglichen Güter, die uns das Christenthum verheissen hat. Und gerade weil er ein Christ war, zwar nicht im Sinne der Concordienformel, aber im reinsten Sinne des Worts, darum war er auch ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein rastlos thätiger Bürger; darum ist noch lange Segen von ihm ausgegangen auf Viele, denen er ein Führer und Vorbild gewesen ist für's Leben, wie die untergehende Sonne noch im Abendroth die Strahlen ihres Lichtes zurücklässt! — —

III.

DER PÄDAGOGE.

„Orandum est, ut sit mens sana
in corpore sano“

Juvenalis.

Wir wenden uns nun derjenigen Thätigkeit Campe's zu, in welcher er die beste Kraft seines Denkens und Wollens verzehrt hat. Als Pädagoge hat Campe die Wurzeln seiner Kraft im Philanthropinismus, dessen Schriftsteller er geworden ist [1]).

---

[1]) 1. Die Empfindungs- und Erkenntnisskraft der menschlichen Seele. Leipzig 1776.

2. Pädagogische Unterhandlungen. Dessau und Leipzig 1777.

3. Neue Methode, Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren. Altona 1778.

4. Sammlung einiger Erziehungsschriften. 2 Thle. Leipzig 1778.

5. Ueber Empfindsamkeit und Empfindelei in pädagogischer Hinsicht. Hamburg 1779.

6. Theophron oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend. Hamburg 1783. Neunte Aufl. 1832. Eine französische Uebersetzung unter dem Titel: Theophron ou le guide de la jeunesse. Brunsv. 1798.

7. Klugheitslehren für Jünglinge, aus des Grafen von Chesterfield's Briefen an seinen Sohn (ursprünglich ein Theil des Theophron). Braunschweig 1793.

8. Geographisches Kartenspiel. Hamburg 1784.

9. Ueber Belohnungen und Strafen in pädagogischer Hinsicht. Braunschweig 1788. (Aus dem Revisionswerk abgedruckt.)

10. Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Braunschweig 1789. 10. Aufl. 1832.

11. Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens. 16 Thle. Hamburg 1785 bis 1792.

12. Historisches Bilderbüchlein oder die Allgemeine Weltgeschichte in Bildern. Braunschw. 1801. 4. Aufl. 1831.

Der Schule der Philanthropen, die der Verwirklichung der Ideen Locke's und Rousseau's nachsann, war das freundliche Geschick zu Theil geworden, ein Zeitalter vorzufinden, das mit Begeisterung gerade auf Erziehungsfragen sich geworfen hatte. Das Ideal, das der Philanthropinismus sich gesteckt hatte, war: Heranbildung einer neuen Menschheit durch Erziehung einer neuen Jugend. Zur Erreichung dieses Zieles schien ein völliger Bruch mit der bisherigen Erziehungsweise angezeigt: andere Methode, andere Schulbücher, andere Lehrer; grössere Betonung der körperlichen Erziehung, geistige Erziehung zur Humanität. Mögen auch diese Neuerer nicht immer so stark sein in der Position wie in der Negation: so haben sie gleichwohl eine Menge fruchtbarer Entwickelungskeime ausgestreut, neue pädagogische Untersuchungen

---

13. Neues A-B-C- und Lesebuch. Braunschw. 1806.

14. Braunschweigisches Journal, philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, herausgegeben von Trapp, Stuve, Heusinger und Campe. Braunschw. 1788. (Seit 1790 von Trapp allein herausgegeben.)

15. Zur allgemeinen Schulencyclopädie gehörig:

a) Encyclopädie der lateinischen Classiker (zweckmässig abgekürzt): Plautus, Seneca, Terentius, Phaedrus, Ovidius, Horatius, Virgilius, Cicero, Sallustius (bearbeitet von Schulz, Heusinger, Meineke, Lenz, Köppen, Nöhden, Wetzel, Weiske, Döring, Dahl). Braunschw. 1790 bis 1800.

b) Die kleine Messiade (Auszug aus dem Klopstock'schen Epos). Braunschw. 1795.

c) Auszüge aus den classischen französischen Schriftstellern. Herausgegeben von Trapp und Campe 1794 bis 1825. (Lafontaine, Boileau, Racine, Corneille, Fenelon, Fontenelle, Molière, Voltaire.)

d) Funke, C. Ph. (Lehrer in Dessau), Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in den Schulen und Liebhaber dieser Wissenschaften; Leitfaden zum Schulunterrichte. Handbuch der Physik für Schullehrer und Freunde dieser Wissenschaft; Neues Realschullexicon, enthaltend die zur Erklärung der alten Classiker nothwendigen Hülfswissenschaften.

angeregt und die geistige Regsamkeit ihres Zeitalters mächtig gefördert. Schmidt hat in folgender Weise die Bilanz gezogen: „Der Philanthropinismus hat die Erziehung dem verderblichen Zwange des äusseren Lebens enthoben und mit einem freieren Geiste belebt, der körperlichen Ausbildung Geltung verschafft, durch möglichste Veranschaulichung beim Unterricht und durch lebendige praktische Lehre den todten Gedächtnisskram aus der Schule verbannt — in der Religion die Offenbarung Gottes in der Natur, ein Moment, das bisher beim Religionsunterricht ganz übersehen und vernachlässigt war, sowie dem Kirchenthum gegenüber das Christenthum betont — die Schulstube zu heiteren Sitzen des Frohsinnes, der Gesundheit und der Liebe gemacht — die dem Leben abgestorbenen, kalten, herrschsüchtigen Schuldespoten zu liebevollen Vätern und Freunden ihrer Zöglinge umgeschaffen. Endlich aber — und das ist nicht das geringste Verdienst — begann mit dem Philanthropinismus, mit der Herrschaft des Realismus überhaupt, eine neue Periode für die Elementarbücher und belehrenden Unterhaltungsschriften der Kinderwelt“ [1]).

Unter den Vertretern des Philanthropinismus steht Campe zweifellos obenan, edler als Basedow, gewandter als Wolke, maassvoller als Bahrdt, tiefer als Salzmann, besonnener als Trapp.

Campe hat die pädagogischen Principien des Philanthropinismus — Pflege des Körpers und Entfernung der seine Kraft zerstörenden geheimen Sünden und Gewohnheiten; Richtung des Unterrichts auf das im äusseren Leben Brauchbare und Nützliche; eine naturgemässe, den Unterricht leicht und angenehm machende Methode; Bil-

---

1) K. Schmidt, Geschichte der Pädagogik. III, S. 217.

dung des Zöglings zur Sittlichkeit durch Aufklärung des Verstandes — ihrer Einseitigkeiten entkleidet und für das wirkliche Leben anwendbar gemacht. Mit Basedow begann er 1777 die „Pädagogischen Unterhandlungen", die an der Spitze eine Abhandlung Campe's tragen: „Von der eigentlichen Absicht eines Philanthropins" (St. 1, S. 14 ff.). Campe führt hier mit jenem rhetorischen Schwunge, der den Schriften aus seinem jüngeren Alter eigen ist, aus, dass die Verbesserung des Erziehungswesens von öffentlichen Schulanstalten ausgehen müsse, dass man in der Dessauer Anstalt unter den Auspicien eines weisen Fürsten eine „normale Mutterschule" für ganz Europa zu gründen wünsche, den Pflanzort der Lehrer für Alle, eine Anstalt, die physische und sittliche Erziehung gleich sehr abzwecke, in welcher das Verhältniss der Zöglinge zu den Lehrern das folgsamer Kinder zu den Eltern sei, wo man wenig Strafe des Bösen, desto mehr Belohnung des Guten habe und den Kirchen und Secten gegenüber sich ganz unpartheiisch verhalte. Dabei zeichne sich das Dessauer Institut durch zweckmässige Lehrmittel und gute Methode rühmlichst aus. Wie sehr übrigens Campe noch in den Basedow'schen Geleisen einherging, beweist seine damals schon angefochtene Behauptung, dass im Gottesdienst des Philanthropin Nichts vorkomme, was nicht von jedem Gottesverehrer, er sei Christ, Jude, Muhamedaner oder Deist, gebilligt werden müsse. Die beste Widerlegung dieses Satzes liefert Campe selbst in einer von ihm gehaltenen „Philanthropischen Erbauungsrede für Kinder" (Unterhandlungen S. 200 bis 216) über die Stelle aus Christi Bergpredigt: „Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen." Der Widerspruch gegen diese „allgemeine Religion", die dem

für alle Religionen Gemeinsamen nachsann, ging zunächst von der katholischen Geistlichkeit aus und Fürst Leopold Franz und die Professoren der Anstalt gaben am 20. Mai 1777 die öffentliche Erklärung ab, dass die Kinder römischer Confession an allen Sonntagen dem Gottesdienst beizuwohnen haben und in besonderen Stunden dem katholischen Geistlichen zur Unterweisung zu überlassen seien (Unterh. S. 294). — Aber auch gegen den einseitigen Appell an das Ehrgefühl der Zöglinge sträubt sich schon damals Campe's gesunder pädagogischer Sinn und er wahrt seinen Standpunkt in einer Abhandlung, „Ob es rathsam sei, die Ehrbegierde zu einer moralischen Triebfeder bei der Erziehung zu machen" (Unterh. S. 271 bis 278).

In Verbindung mit Stuve, Trapp und Heusinger gab Campe das „Braunschweigische Journal" heraus (1788 bis 1791), philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, dessen Hauptzweck dahin gehen sollte, „freimüthige Untersuchungen über Alles anzuregen und zu fördern, was eine nahe Beziehung auf die Ausbildung und die dadurch zu bewirkende Glückseligkeit des Menschen habe." Demgemäss ist der Inhalt ein höchst mannichfaltiger; ausser den Herausgebern lieferten Beiträge Hofrath Schlosser, Domherr v. Rochow, Professor Buhle in Göttingen, Hauptmann von Winterfeld u. A. — Wie diese Zeitschrift die neueren Erziehungs- und Aufklärungsideen verbreitete, so machte fast noch mehr in diesem Sinne die wirksamste Propaganda die „Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens" (16 Bde. 1785 bis 1791), ein Werk, von dem Jean Paul gesagt hat, kein Volk habe etwas Aehnliches entgegenzustellen, jede Mutter, jede Braut

sollte wie ein Juwel sich daran zuschleifen[1]). Campe wollte bei diesem Unternehmen „die hellsten Köpfe unter den praktischen Erziehungsphilosophen zu einer gemeinsamen planmässigen Wirksamkeit vereinigen", die bunt umherliegenden pädagogischen Bausteine sammeln, ordnen, zusammensetzen. Das Werk, das Rousseau's Ideen in die weitesten Kreise getragen hat, ist durchaus auf das Praktische angelegt. Von Mitarbeitern seien erwähnt Bahrdt in Halle, Stuve in Neuruppin, Villaume in Halberstadt, Trapp in Hamburg; einzelne Theile der Pädagogik werden in eingehender Weise beleuchtet. Z. B. Zweck der Erziehung; Grundsätze der körperlichen Erziehung; die früheste Erziehung der Kinder; die Unzuchtssünden der Jugend; die Erziehung durch Hauslehrer. In der richtigen Erkenntniss, dass Locke und Rousseau die Bahnbrecher und Vorläufer der Philanthropen waren, bringt der IX. Band John Locke's Handbuch der Erziehung, übersetzt von Rudolphi, und Band XII bis XV, gerade im Revolutionsjahr 1789, Rousseau's Émile, übersetzt von C. F. Cramer[2]), wobei die Revisoren in fortlaufenden Anmerkungen aneignend oder ablehnend ihre Stellung zu den Rousseau'schen Ideen wahrten. Ein Brief aus dieser Zeit, an Elise Reimarus, nach Hamburg geschrieben (31. Aug. 1790), lässt uns einen Blick in diese Studien werfen, aus deren Stille bereits Campe aufgeschreckt wurde durch das Zetergeschrei der Finsterlinge wider seine Pariser Briefe. Es heisst darin: Vielleicht ist ohne dass ich es mir bewusst bin, ein geheimer Beweggrund zu meiner schriftstellerischen Freimüthigkeit, weil ich lieber verbannt werden als an der Auszehrung sterben möchte. Hoffentlich werden Ih-

---

1) Levana, S. 14. — 2) Ueber diesen s. d. Nähere im VIII. Abschnitt.

nen und Doctors (der Arzt Joh. Albr. Heinr. Reimarus mit seiner Frau) durch Sieveking's die für sie abgegangenen Exemplare meiner Reise nunmehr ausgeliefert sein, und Sie werden finden, dass ich mich in mancher Stelle wiederum gar nicht sanft gebettet habe. Bin ich nicht ein Narr, dass ich mir immer wieder neue Händel auf den Hals ziehe, da ich, wenn ich wollte, mehr als irgend Einer meiner gelehrten Mitbrüder der Ruhe pflegen könnte? Aber, wie gesagt, mich gelüstet des Scheiterhaufens, um der Auszehrung zu entgehen; und so ist meine scheinbare Keckheit am Ende doch wohl nur baare Poltronerie. Weil ich einmal von Schriftstellerei zu reden angefangen habe, so will ich Ihnen doch eine Idee mittheilen, die mir in diesen Tagen gekommen ist, und von der ich wünschte, das Sie Ihnen und den übrigen Interessentinnen nicht missfallen möchte. Ich habe in einigen Abendstunden angefangen den vierten Theil des Emile zu commentiren, worin, wie Sie wissen, von der weiblichen Erziehung die Rede ist, und worin Rousseau in seiner Sophie das Ideal eines trefflichen Mädchens, das sich zu einer guten Gattin und Hausmutter qualificirt, aufzustellen glaubt. Er stellt uns aber, wie ich glaube, ein Monstrum auf, ein Wesen von so widersprechenden Eigenschaften, dass es in der Natur schlechterdings nicht existiren kann. Er schreibt hierbei der weiblichen Natur Empfindungsarten und Eigenschaften zu, die er nur von verderbten französischen Weibern abstrahiren kann. Ich habe mein Möglichstes gethan, Ihr Geschlecht gegen ihn in Schutz zu nehmen, aber da er immer in dem Inneren der Weiberseelen gelesen haben will: so scheint seine Sache mehr vor ein weibliches als männliches Forum zu gehören. Wie wäre es also, beste Elise, wenn Sie, die Doctorin (Reimarus) und die Sievekingen diesen Theil

in Gesellschaft mit einander durchläsen, meine und meiner Mitarbeiter Anmerkungen prüften und zwischen Rousseau und uns als competente Richterinnen entscheiden wollten? Sie würden dadurch Ihrem Geschlecht, mir und dem publico einen gleich grossen Dienst erweisen. Dass Ihre Namen nur denen genannt werden sollten, denen Sie dieselben zu nennen erlauben würden, versteht sich von selbst. Wenn Sie meine Bitte erfüllen wollen, so bitte ich um baldige Antwort und danke zum Voraus für Ihre Bereitwilligkeit. — —

Wir wenden uns zunächst zu denjenigen Abhandlungen, in welchen Campe für einzelne Unterrichtsgegenstände eine leichtere und angenehmere Methode erstrebt.

In der Absicht, den Kindern das Lesenlernen sowohl leichter als auch angenehmer zu machen, schrieb Campe schon 1778 sein „Neuestes A-B-C-Buch, nebst einem Buchstaben- und Silbenspiele in sechsundzwanzig kleinen Karten," an das methodische Verfahren Basedow's bezüglich des ersten Leseunterrichts theils sich anlehnend, theils dasselbe fortbildend. Campe glaubte auf fünf Hauptschwierigkeiten des Lesenlernens aufmerksam machen zu müssen. 1) Das Einschieben gewisser Laute, die beim Lesen nicht gehört werden, z. B. in geschärften und gedehnten Silben (Mann — Heer), wo nur das erste n, das erste e hörbar werden. Solche entbehrliche Buchstaben sollten wegbleiben, bis die Kinder schon zu einiger Fertigkeit gelangt seien, es sei also in der Lesefibel z. B. nicht die zu schreiben, sondern di — nicht Hahn, sondern Han. Die zweite Schwierigkeit besteht nach Campe darin, dass die Benennung der Buchstaben mit dem Laute nicht übereinstimmt, das Kind könne z. B. nicht vermuthen, dass die Buchstaben c h e zusammengesetzt den Laut che ausdrücken, es werde

vielmehr geneigt sein sie cehaê zu lesen. Daher giebt Campe den Rath, die zusammengesetzten Buchstaben als einfache anzusehen, z. B. sch nicht s c h (es ce ha), sondern sche, und die Mitlauter stets nur mit nachfolgendem stummen e auszusprechen, also h nicht ha sondern he, j nicht jod sondern je u. s. w. Endlich sollen die Kinder vorerst nur in einem einzigen Alphabet lesen lernen.

Demnach treten die Wörter in Campe's Fibel in nachstehender Form auf:

was gafst du, affe, so mich an?
gelt, freund, du bist ein bauersman?
zu dinen! und wer bist den du?
ein af und feiner her dazu. —

Nachdem so das Lesen erleichtert worden, möchte Campe es den Kindern auch angenehm machen. Zur Erreichung dieser Absicht ersann er das Buchstaben- und Silbenspiel. Nachdem die Kinder sich gesetzt, zieht der Lehrer das Buchstabenspiel (welches aus 26 Karten besteht und zugleich für das Silbenspiel eingerichtet ist) aus der Tasche, und sagt ungefähr Folgendes: Kinder, das Spiel, welches ich Euch heute lehren will, ist ein närrisches Spiel: es wird Euch tausenderlei Vergnügen machen. Jetzt will ich Euch sagen, worin es eigentlich besteht. Seht, ich nehme von diesem Kartenspiel so viel Karten, als Eurer da sind, welche spielen wollen; also eins, zwei, drei! —

Damit der Leser sich von diesen Karten und ihrem Gebrauche einen deutlichern Begriff machen könne, will ich die erste derselben hier abdrucken lassen.

a	ab	ach	ad
af	ag	ai	ak
al	am	an	äp
ar	as	ast	asch
at	au	aks	az
aus	A	a	A

(Der Lehrer nimmt, indem er dies sagt, die drei ersten Karten Nr. 1, 2, 3 ab, und steckt die übrigen wieder zu sich.) Nun seht Ihr, auf diesen Karten stehen allerlei Figuren, wir brauchen uns jetzt aber nur um eine einzige auf jeder zu bekümmern, welche gleich obenan steht. Wozu die anderen gut sind, sollt Ihr schon ein andermal hören. Nun betrachtet erst diese drei Figuren recht, und merkt Euch, wie man sie nennt; denn sonst könntet Ihr nicht mitspielen. Seht, diese erste Figur, die fast wie ein Hufeisen aussieht, wird a genannt; die da auf der zweiten Karte heisst man be, und die dritte da (ch) che. Nun mische ich diese drei Karten und dann sage ich, als der Geber:

Ich geb', ich gebe; aufgeschaut!

Und Ihr antwortet:

Gieb her, gieb her, wir schauen auf!

Dann sage ich wieder, indem ich jedem von Euch eine Karte gebe:

Ich geb', ich gebe a, b, ch (che)
Wer a bekommen hat, der steh'.

Dann sieht jeder geschwind seine Karte an, und wer a gekricht der steht auf. Die anderen beiden aber, welche b und ch, diese beiden da! bekommen haben, bleiben sitzen. Wenn nun der, welcher a hat, aufgestanden ist; so sagt er:

Herr, ich habe a und steh.

Dann spreche ich wieder:

Komm mit mir an jenen Ort,
Ich will Dir etwas zeigen dort.

Alsdann geht er mit mir in jene Ecke, wo ich ihm heimlich etwas zeige, was ihm Vergnügen machen wird. Was er aber gesehen hat, das darf er nicht nachsagen, bis die anderen auch erst gewonnen und es also auch zu sehen berechtigt sind. Nun, habt Ihr Euch alles dieses gemerkt? so wollen wir anfangen. Welche Figur heisst also a? Welche b? Und welche che? Was sagt Ihr, wenn ich gesagt habe: ich geb', ich gebe, aufgeschaut? Was sagt derjenige welcher das a bekommen hat? Diese Fragen wiederholt der Lehrer einigemal, damit die Kinder erst die Figuren der drei Buchstaben unterscheiden lernen. Die gewöhnliche Aufmerksamkeit der Kinder bei allem, was Spiel ist, wird machen, dass sie sich dieselben sehr geschwind einprägen werden. Die Namen der Buchstaben brauchen sie das erstemal so ganz fertig noch nicht zu wissen, wenn sie sich nur die Figuren recht gemerkt haben, um eine von der anderen gehörig unterscheiden zu können.

Nun fängt also der Lehrer an, die Karten zu mischen und sie dann auszutheilen. Es ist aber gut, dass er die Karte mit dem a das erstemal demjenigen Schüler gebe, von dem er vermuthet, dass er die Buchstaben sowohl, als auch die beim Spiel zu sprechenden Worte, am besten gemerkt habe, damit das Spiel gleich anfangs um so viel sicherer und besser in Schwung komme und nicht durch Stottern oder Fehler unterbrochen werde.

Mit demjenigen, der das a gewonnen und erkannt hat, geht er alsdann, nachdem die obgedachten Formeln von beiden Seiten gesagt sind, in die entfernteste Ecke des Zimmers und zeigt ihm allda das erste Bild im A-B-C-Buche, nämlich den Ackersmann und den Affen, doch

ohne ihm diesmal schon den Inhalt des darunterstehenden Gesprächs bekannt zu geben. Er lässt ihn bloss bemerken, dass die beiden Wörter unter dem Bilde mit einem solchen a anfangen, und setzt hinzu, dass das die Ursache sei, warum er jetzt gerade dieses und kein anderes Bild, als Gewinn, zu sehen bekommen habe. Damit aber die Bilder zur Zeit, da sie gezeigt werden, noch den Reiz der Neuheit für die Kinder haben mögen, darf man ihnen vorher das A-B-C-Buch nicht in die Hände geben.

Nun setzt der Lehrer sich mit dem ersten Schüler wieder an den Tisch zu den Uebrigen und das Spiel fängt auf die vorige Weise von Neuem an. Der Lehrer aber sorgt dafür, dass die a-Karte diesmal nicht wieder eben demselben, sondern einem anderen Schüler zu Theil werde: und damit dieses von seiner Lenkung abhänge, ungeachtet die Karten, wie gewöhnlich, der umgekehrten Seite nach gegeben werden, so sind sie auf dieser Aussenseite mit Zahlen bezeichnet worden.

Beim dritten Spiele endlich veranstaltet der Lehrer, dass auch der dritte Schüler die a-Karte, und also auch die Prämie bekomme: denn damit dieses Spiel erst allen recht angenehm werde, so muss man sie das erstemal auch alle gewinnen lassen. Damit sie aber unter der Zeit, dass die Karte, welche das a enthält, gewinnt, die beiden anderen Buchstaben, b und ch, auf den beiden übrigen Karten sogleich mit merken mögen; so fragt der Lehrer, indem er mit dem Gewinner zurückkommt, einen jeden der beiden übrigen Schüler, wie aus blosser Neugier: Was hattest Du denn bekommen? Zeige mir doch! Und was Du? — zum anderen. Auf diese Weise werden sie jedesmal die Figuren noch einmal ansehen, und die Namen derselben noch einmal hören, wodurch beide auf eine unmerkliche Weise sich ihrem Gedächtnisse einprägen

werden. Wenn alle drei das a gehabt und das dazu gehörige Bild gesehen haben, so wird die zweite Karte, welche das b enthält, und endlich auch die dritte, auf welcher das ch steht, zur gewinnenden Karte gemacht. Die Art des Spiels bleibt dabei eben dieselbe, nur dass der Lehrer in die dritte Formel und der Schüler in die vierte, beim zweiten Spiel das b, und beim dritten das ch, statt des a setzt; z. B.

Ich geb', ich gebe a, b, ch (che),
Wer b (und nachher che) bekommen hat, der steh!

Und eben so der gewinnende Schüler:

Herr, ich habe b (und nachher che) und steh.

Auf diese Weise werden also die Kinder dies erstemal drei Buchstaben gelernt haben.

Mit denselben Karten wird auch das Silbenspiel gespielt und in ganz ähnlicher Weise:

Lehrer. Ich geb' ich gebe, aufgeschaut!
Schüler. Gieb her, gieb her; wir schauen auf!
Lehrer. Ich geb', ich gebe ba, cha, da,
Wer ba bekömmt, der rufe ba.
Schüler. Herr, ich hab's und rufe ba!
Lehrer. Komm mit mir an jenen Ort,
Ich will Dir etwas geben dort u. s. w. — —

Das Büchlein selbst war rasch vergriffen worden und als Campe nach einem Menschenalter auf vielfaches Verlangen dasselbe in verbesserter Gestalt wieder aufzulegen gedachte, da bedurfte es eines Aufrufes im Hamburger Correspondenten, um im heiligen römischen Reich noch zwei zerfetzte Exemplare aufzutreiben. So entstand 1806 das „Neue Abeze- und Lesebuch mit vielen schönen Bildern". Die dem alten Buche einverleibten zweiundzwanzig Fabeln, die meist allgemein gefallen hatten, wurden beibehalten. Dabei giebt das neue Büchlein noch eine

Reihe didaktischer und methodischer Winke. Dabei ist der Stufengang folgender. Zuerst das Bilder-Abeze in dreiundzwanzig Fabeln zur ersten Leseübung; sodann die Silbentafel zur Uebung im Buchstabeln; hierauf Leseübungen nach dem kleinen und grossen Abeze; zuletzt in Gesprächen zwischen Mutter und Tochter, eine Entwickelung der ersten religiösen Begriffe, ein Ersatz für die fünf Hauptstücke aus dem kleinen lutherischen Katechismus, die man im vorigen Jahrhundert den Lesefibeln anzufügen pflegte.

Blicken wir noch einmal auf die Campe'sche Fibel zurück, so wäre auf dem Standpunkt der heutigen Methodik allerdings zu erinnern, dass in derselben das alte buchstabirende und sillabirende Verfahren noch nicht völlig überwunden ist, nachdem Gottfried Zeidler zu Leipzig, Venzky und Hecker zu Berlin bereits den Weg zur Lautirmethode gezeigt hatten, dass gegen die Ordnung, in welcher die Buchstaben auftreten, vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft sich gegründete Bedenken erheben lassen, dass durch die Schreibart der Campe'schen Fibel dem Kinde falsche Wortbilder eingeprägt werden: aber immerhin bezeichnet dieselbe einen ganz ausserordentlichen Fortschritt gegenüber der alten Methode, wie sie noch im Schulmethodus des Herzogs Ernst von Gotha nachklingt. In der Forderung, dass der Schüler nichts Unverstandenes lesen dürfe, dass der Stoff des Lesebuches dem nächsten Kreise der Anschauung zu entnehmen sei, dass man vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreiten müsse, finden wir Grundsätze ausgesprochen, deren vollständige Verwerthung der neueren Zeit erst angehört. Und nicht das geringste Verdienst war hier, wie man mit Recht bemerkt hat, die Erlösung der armen kleinen Mensch-

heit von der bisherigen Buchstabirplackerei. Und wenn nun Campe bemüht ist, den ersten Leseunterricht zu erleichtern, jede Pein ihm abzustreifen, so hat dieser Grundsatz gewiss seine Berechtigung. Auch das Spiel ist ja die Aeusserung einer Thätigkeit, wie Jean Paul so schön und wahr bemerkt, der Thätigkeit im leichtesten Flügelkleide, und auf dieser Altersstufe mag auch das Spiel in den Dienst des Unterrichts gestellt werden.

Von ähnlichen Gesichtspunkten ging Campe auch bei der Erleichterung aus, die er für den geographischen Unterricht anstrebte. Nicht als ob er Alles der Jugend in Spielerei hätte verwandeln wollen; nicht als sollte sein geographisches Kartenspiel die Stelle des Unterrichts vertreten: er wollte zunächst nur der vaterländischen Erdbeschreibung das Langweilige und Beschwerliche nehmen. Zu diesem Zwecke arbeitete Campe nach den besten damaligen Quellen dreihundert geographische Kärtchen aus, deren drei im Interesse der Veranschaulichung hier folgen mögen.

I. Die Donau.

Urspr. — in Schwaben; erhält bei **Doneschingen** den Nahmen.

Ausfl. — durch Schwaben, Baiern, Oestreich, Ungarn, die Türkei ins schwarze Meer.

Nimt auf:

1. Den Fluss **Iler** bei Ulm in Schwaben.
2. **Lech** bei Donawerth in Baiern.
3. **Isar**, bei Dokkendorf in Baiern.
4. **Inn**, bei Passau in Baiern.
5. **Ens**, bei Ens in Oestreich.

I. Berlin.

(Obers. Kreis Mark Brandenburg.)

Hptst. Rsdst. Mfktst. Hdst.

Flst. — an der **Spree.**

Einwohner — 143,000.

Bschfh. Eine der grössten und schönsten Städte in Europa.

Merkw. Sehr viele grosse und blühende Fabriken; viele prächtige Palläste und Bürgerhäuser, welche Pallästen gleichen; viel sehenswürdige Kunstwerke und eine Besatzung von Soldaten, die ihres Gleichen nicht in der Welt haben.

---

3. Produkte des baierschen Kreises.

1. **Getreide** und **Baumfrüchte.**
2. **Gute Viehzucht,** besonders gute **Pferde.**
3. **Wild** und **wildes Geflügel.**
4. **Salz.**
5. **Holz.**
6. **Mineralien:** Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Galmei und mineralische Quellen.

Für dieses geographische Kartenspiel giebt Campe folgende Anweisung. Man schneidet zuvörderst die Kärtchen aus, und legt alle zu einem und eben demselben Kreise gehörige auf einen besonderen Haufen. Ist dies geschehen, so wählt man von diesen eilf Haufen diejenigen, welche man jedesmal will, nur der Zahl nach nicht mehr und nicht weniger, als spielende Personen da sind. Sind der letzteren z. B. sechs, so wird auch nur mit sechs beliebigen Kreisen gespielt, und die übrigen fünf Haufen werden auf die Seite gelegt.

Nun nimmt man von jedem Haufen 1) die Kreiskarte, das ist diejenige, worauf die zu einem Kreise gehörige Länder beschrieben stehen; 2) die dazu gehörige Productenkarte; 3) eine von den sechs Stromkarten, und zwar diejenige, auf welcher der den Kreis durchfliessende Strom beschrieben steht; 4) endlich alle diejenigen, welche Städte enthalten, die den Kindern sowohl dem Namen als auch der Lage nach schon bekannt sind. Ich setze voraus, dass für solche zehnjährige Spieler deren in jedem Kreise nicht mehr als höchstens zehn sein können. Was nach dieser Auswahl von den sechs Haufen übrig bleibt, wird gleichfalls auf die Seite gelegt. Kinder, welche schon ihren zweiten geographischen Cursus vollendet haben, werden zwar nicht alle, aber doch die meisten in diesem Spiele vorkommenden Städte schon gemerkt haben, und brauchen also weniger Karten auf die Seite zu legen.

Jetzt wird die Umrisskarte von Deutschland auf den Tisch gelegt. Der Lehrer oder Kinderfreund, welcher seinen Kleinen bei diesem Spiele Gesellschaft leisten will, geht alle nunmehr ausgesuchten Spielkarten mit ihnen durch, und zeigt ihnen noch einmal die Lage einer jeden Stadt auf der erwähnten Umrisskarte, auf welcher nur diejenigen Städte durch o bezeichnet sind, welche in die-

sem Spiele vorkommen. Da es nothwendig zur Sache gehört, dass jedes mitspielende Kind die Lage eines jeden vorkommenden Ortes sogleich anzudeuten wisse: so werden die kleinen Herren und Damen sich schon gefallen lassen, dass das Spiel nicht eher angehe, bis sie hierin sich erst hinlänglich geübt haben.

Ist dieses geschehen, und sind die Karten, wie gewöhnlich, gemischt, so wird gegeben, und zwar so, dass jeder Mitspielende sechs empfängt, und alsdann die nächstfolgende Karte umgeworfen wird, um anzuzeigen, was in diesem Spiel Trumpf oder Couleur sein soll. Träfe dieses zum Beispiel diejenige Karte, auf welcher Hamburg oder irgend eine andere im niedersächsischen Kreise liegende Stadt steht, so würden in diesem Spiele alle zum niedersächsischen Kreise gehörigen Karten Trumpf sein.

Uebrigens ist der Werth, den jede Karte in diesem Spiele haben soll, durch Nummern angedeutet worden. Ausserdem wird die jedesmalige Kreiskarte als der Daus, die Productenkarte als der König, die Stromkarte als die Königin, und die mit I bezeichnete als der Bauer angesehen. Nummer 2 wird also durch Nummer I desselben Kreises, diese durch die Stromkarte eben desselben Kreises, diese durch die Productenkarte, und diese endlich durch die Kreiskarte gestochen. Die Karten des niedersächsischen Kreises zum Beispiel haben also folgende Rangordnung:

1) Die Kreiskarte, als Daus.
2) Die Productenkarte, als König.
3) Die Elbstromkarte, als Dame.
4) Die Stadt Hamburg Nummer 1, als Bube.
5) Die Stadt Bremen, Nummer 2.
6) Die Stadt Lübeck, Nummer 3.
7) Die Stadt Nordhausen, Nummer 4 u. s. w.

Sobald nun jeder seine sechs Karten empfangen hat: läuft er das darauf beschriebene durch, um zu sehen, ob er etwa vier Städte erhalten habe, die in einer oder mehreren Qualitäten übereinkommen. Hat er zum Beispiel vier Städte, welche darin übereinkommen, dass sie Manufacturstädte, oder Handelsstädte, oder Flussstädte u. s. w. sind; so sagt er: ich melde vier Manufacturstädte, oder vier Handelstädte u. s. w. Vier Kreiskarten, oder vier Productenkarten oder vier Stromkarten gelten das Nämliche. Kommen die vier Städte in zwei Qualitäten überein; sind sie zum Beispiel Handelsstädte und Manufacturstädte zugleich; so sagt er: ich melde doppelt, nämlich vier Städte, welche das oder das zugleich sind. Kommen sie in drei, vier oder fünf Qualitäten überein; sind sie zum Beispiel im letzteren Falle zugleich Hauptstädte, Residenzstädte, Manufacturstädte, Flussstädte und Festungen: so meldet er dreifach, vierfach, fünffach u. s. w. Es hat aber der Vorsteher des Spiels eine steinerne Rechentafel zur Hand, auf welche er die Namen der Spielenden der Reihe nach schreibt, und bei jedem Namen anmerkt, wie viel ein jeder gemeldet habe. Wer einfach meldet, dem wird ein Auge, wer zweifach oder dreifach meldet, dem werden zwei oder drei Augen gut geschrieben u. s. w. Ist das Gemeldete in der Couleur, so wird es doppelt angerechnet. Hat jemand mehr als vier übereinkommende Städte, etwa fünf oder gar sechs zu nennen, so erhält er für jede über die Zahl vier hinzukommende Stadt ein Auge, und wenn es in Couleur ist, zwei Augen mehr angemerkt. Es versteht sich, dass jeder das, was er meldet, auch vorzeigen müsse, damit jeder Mitspielende sehe, dass er sich in seiner Angabe nicht geirrt habe.

Hierauf beginnt das eigentliche Spiel. Derjenige, welcher vor der Hand sitzt, spielt nach Belieben aus, und

jeder folgende Spieler muss ihn bedienen, wenn er kann, das heisst, er muss aus eben dem Kreise beiwerfen, aus welchem jener zu spielen für gut findet. Hat jemand nichts aus diesem Kreise, so darf er mit einem Trumpf stechen. Der Stich gehört dem, dessen die höchste Karte war, oder welcher stach; und dieser spielt, wie gewöhnlich, wieder aus, nachdem vorher jeder von dem Reste des Kartenhaufens eine neue Karte abgenommen hat. So oft wieder abgenommen worden ist, steht jedem frei zu melden, wenn er durch die neu abgenommene Karte etwa von Neuem etwas zu melden bekommen hat. Doch dürfen hierbei diejenigen Karten, welche schon einmal gemeldet worden sind, nicht wieder mit in Anschlag gebracht werden; es müsste denn in einer anderen Qualität sein. Wäre zum Exempel ein Ort, schon als eine Manufacturstadt gemeldet worden: so darf er nachher gar wohl als Flussstadt oder Handelstadt zum zweiten Male gemeldet werden.

Auf diese Weise wird nun mit Ausspielen und Abnehmen bis auf die letzte Karte fortgefahren. Der letzte Stich wird, ausser den Augen, die er enthält, noch als ein besonderes Auge mehr angerechnet. Hierauf zählt jeder die Karten, die in den Stichen, die er bekommen hat, enthalten waren. So viel Karten, so viel Augen werden ihm gut geschrieben.

Nun ist aber noch das Wichtigste zu leisten übrig. Er muss nämlich die in seinen Stichen enthaltenen Karten einzeln auflegen, und die Lage einer jeden darauf befindlichen Stadt, ohne erst lange zu suchen, mit einem zu diesem Behuf neben ihm liegenden Stöckchen sogleich auf der Umrisskarte andeuten. Verfehlt er dieselbe, so verliert er für jeden Fehler ein Auge, und der auf ihn folgende Spieler weiset ihn, wenn er kann, zurecht. Kann

er dieses nicht, so thut es der Nächstfolgende u. s. w. Der Zurechtweisende bekömmt dafür ein Auge zugeschrieben. Und hier zeigt es sich, wie nöthig es sei, die Lage der Städte vorher wohl gemerkt zu haben.

Ist dies geschehen, so nimmt der Vorsteher des Spiels einem jeden seine Stiche ab, und da ist nun jeder verbunden, von den Städten, die in seinen Stichen waren, irgend etwas zu sagen, was er sich davon gemerkt hat. Hat jemand bei einer unter seinen Stichen befindlichen Stadt gar nichts anzumerken, oder merkt er etwas Unrichtiges an: so wird ihm ein Auge ab- und demjenigen, der ihm aushilft, zugeschrieben. Hieraus sieht man, dass es nöthig sei, während des Spiels, geschwind und mit Aufmerksamkeit zu lesen, was auf den Karten bei jeder Stadt angemerkt steht.

Am Ende werden die Augen eines jeden Spielers summirt, und derjenige, welcher die meisten hat, erhält den Preis des Spiels. — —

Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass Campe durch dieses geographische Kartenspiel weder den Unterricht selbst ersetzen noch das geographische Studium zur Tändelei herabwürdigen wollte [1]). Erwägen wir nun, dass in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Geographie in den Volksschulen meist gar nicht, selbst auf den Gymnasien in kümmerlichster Tabellen- und Katechismusform gelehrt wurde, so werden wir auch darin einen Fortschritt erkennen dürfen, dass Campe an Stelle des tod-

---

[1]) Wie sehr Campe den Ernst der Arbeit zu würdigen wusste, geht aus der in Form eines Dialogs gehaltenen Abhandlung hervor: Soll man die Kinder Komödien spielen lassen? (Braunschw. Journal, I, S. 206 ff.). Campe will dies nur ausnahmsweise gestatten, wenn nützlichere Beschäftigungen darunter nicht leiden, die Stücke nur musterhafte Charaktere enthalten und keine fremden Zuhörer zugegen sind.

ten Schematismus Bilder, Gruppen zu geben, Leben in das statistische Material zu bringen suchte. — —

Wie bei dem geographischen, so hat auch bei dem geschichtlichen Unterrichte von Alters her viel materialistisches Treiben, viel ideenloser Gedächtnisskram sich breit gemacht. Es war daher ein richtiges pädagogisches Gefühl, dem Campe's „Geschichtliches Bilderbüchlein oder die älteste Weltgeschichte in Bildern und Versen" entsprang. In zehn Gesängen behandelt es die älteste Geschichte der Menschheit, die Geschichte der Juden, der Phönizier, der Aegypter, der Perser, der Griechen und der Römer. Campe selbst hat es nur als eine Kleinigkeit betrachtet, durch welche er den kleinen Menschen ein Vergnügen zu machen gedachte, und wenn sich auch darüber streiten lässt, ob er immer den rechten Ton getroffen, so war ihm doch dafür das klare, volle Verständniss aufgegangen, dass die geschichtlichen Lebensbilder zwar in einfacher, volksthümlicher Sprache, aber mit dramatischer Anschaulichkeit vorzuführen, dass die Geschichte möglichst mit der Poesie zu verbinden sei, wenn dieser Unterrichtsgegenstand ins Volksleben eindringen, wenn er das Herz erwärmen, die Phantasie befruchten, den Charakter ausbilden, das Nationalgefühl erwecken soll. Wir heben als Probe einen Abschnitt aus dem sechsten Gesange aus.

Und als es nunmehr tagte, stiess
Der Thürmer in sein Horn und blies
Und blies so laut, dass Alt und Jung
Im Hui! aus den Federn sprung.
Was giebt's? Was giebt's? rief Jung und Alt;
Und von dem Thurm herab erschallt
Die Antwort, süss, wie Saitenklang,
Der Feind ist fort! — Nun Gott sei Dank!

Und aus dem Thore stürzet sich
Ein Strom von Menschen endelich *),
Und wogt hinaus, hinaus ins Feld.
Der kleinste Wicht ist jetzt ein Held,
Der hundert Feinde, oder mehr,
Erlegen will mit seinem Speer.
Vergebner Muth! Das Feld ist leer,
Und weit und breit kein Grieche mehr.

Doch seht, ihr Leutchen, seht, o seht,
Was für ein Wunderding dort steht!
Man sieht das Pferd von Holz und stutzt,
Und starrt es an; ist ganz verdutzt,
Und weiss fürwahr nicht, was man sieht.
Ein neuer Auftritt! aus dem Riet
Erhebet sich, mit Schlamm bedeckt,
Ein halb verklommner Mann, und streckt
Die Arme flehend aus. Man sieht,
Es ist der Griechen einer; zieht
Ihn höhnend fort, und stellet ihn
Vor Priamus, den König, hin.
Wer seid ihr? fraget dieser ihn.
Drauf jener: Herr, ein Unglückssohn;
Dem einen Tode kaum entflohn,
Und schon dem andern wieder nah.
„Ihr seid ein Grieche?“ — Leider, ja! —
„Sprecht deutlicher, und saget an!
Was macht ihr hier?“ Darauf so der Mann:
Die Griechen merkten lange schon,
Dass eure Stadt und euer Thron
Steht felsenfest vor jeder Macht;
Drum war man auf die Flucht bedacht.
Allein man fürchtete das Meer
Und seine grassen Stürme sehr,
Und sandte deshalb zum Apoll,
Zu fragen, was geschehen soll',
Bevor man wieder geh' an Bord.
Da kam zurück das Schreckenswort:
Durch Blut besänftigt man das Meer;
Nehmt einen Mann aus eurem Heer,

*) eilfertig.

Und schneidet ihm die Kehle ab;
Sonst wird der Abgrund euer Grab.
Das Loos traf mich. Warum? Es war
Uliss, der Gauch, schon manches Jahr
Mein blutbegier'ger grimmer Feind,
Und Priester Kalchas — war sein Freund.
Durch diesen nun erklärten sich
Des Priesters Götter gegen mich;
Und so, Herr König, wehe mir!
Wurd' ich bestimmt zum Opferthier.
Doch eh' der Tag des Jammers kam,
Ermannt ich plötzlich mich, und nahm
Zur Nacht die Flucht in jenes Rohr.
Da steckt' ich nun bis an das Ohr,
Gleich einem Frosch, im tiefen Schlamm.
Die Nacht verging; der Morgen kam;
Ich blicke forschend ringsumher,
Und sehe, Heil mir! öd und leer
Das ganze Feld. Ich kriech' hervor;
Da packen Jene mich beim Ohr
Und schleppen mich hieher zu euch.

Das Herz des Königs ward jetzt weich,
Er sprach: Getrost, du armer Mann!
Forthin gehörst du Troja an.
Doch nun verkünde treulich mir,
Was soll dies Hünenbildwerk hier?
Wer hat es, und wozu, gemacht?

Drauf Jener gleichsam mit Bedacht,
Und wie nach inn'rem Kampf mit sich:
Die Griechen selber zwingen mich,
Ihr Feind und euer Freund zu sein;
Hier ist die Wahrheit blank und rein!
Ein grosses, grosses Heiligthum
Ist dieses Werk, erbaut zum Ruhm
Der Göttin Pallas; und es steckt
Viel mehr darin, als ihr entdeckt.
Es steckt darin des Schicksals Schluss,
Der über euch entscheiden muss.
Denn wisst, verletzt ihr dieses Pferd,
So kehren bald von ihrem Heerd

Die Griechen wiederum zurück.
Aus ist es dann mit eurem Glück,
Mit eurer Herrschaft; auf der Welt
Kann nichts euch retten; Troja fällt!
Doch glückt es euch, das heil'ge Pferd
In eure Mauern unversehrt
Und unentweiht zu bringen: dann
Hebt Griechenlands Verderben an.
Ganz Asia erhebet sich
In grosser Masse fürchterlich;
Und hin ist dann mein Vaterland!
Es wird besiegt, verheert, verbrannt.

So spricht der schlaue Schalk, und wiegt
Die Troj'er ein, die er belügt.
Man holet eiligst Walzen her;
Wohl hundert Männer oder mehr
Die spannen sich dem Pferde vor;
Und so geht's fort, zum nächsten Thor.
Allein das Thor ist viel zu klein;
Das Riesenpferd geht nicht hinein.
Was nun zu thun? — Und Einer gab
Den Rath: Werft doch die Mauern ab!
Man that's; und unter lautem Schrein
Zog man das Riesenpferd hinein.

Und als es stand an seinem Ort,
Da überliess man sich sofort
Der Freude und der Schmauserei.
Allüberall ging's dudildei!
Und hurrah! hopsassa! juchhei!
Man trank und ass, und ass und trank;
Man sang und pfiff, und pfiff und sang,
Und trieb's so fort, und trieb's so lang,
Bis endlich, hart um Mitternacht,
Der Schlaf dem Ding' ein Ende macht.

Und, da nun Alles lag und schlief,
Der Grieche nach dem Pferde lief,
Und öffnete des Bauches Thor.
Da sprangen wohlgemuth hervor

Uliss und seine Kumpanei,
Wie's Küchlein aus dem offnen Ei;
Und in demselben Augenblick
Kommt auch der Griechen Heer zurück
Und schlüpft durchs Mauerloch herein.

Und nun beginnt, beim rothen Schein
Der angesteckten Stadt, die Schlacht.
Man tobt und würgt die ganze Nacht.
Durch alle Strassen strömt das Blut,
Und alle Strassen mäht die Gluth
Mit ihrer krummen Sichel ab.
Viel Tausend finden hier ihr Grab,
Im Feuer der, und der durchs Schwert. —

Die übrigen pädagogischen Schriften Campe's und, wenn wir von einigen Abhandlungen Trapp's[1]) absehen, auch die meisten Beiträge zum Revisionswerk beschäftigen sich mit der Erziehung, ihrem Zwecke, ihrer Aufgabe und ihren Mitteln.

Eine höchst wichtige Materie behandelt das aus dem Revisionswerk besonders abgedruckte Büchlein über Belohnungen und Strafen in pädagogischer Hinsicht. Die Untersuchung richtet sich zunächst auf die Bestimmung des Zweckes, den der Erzieher bei allen Belohnungen und Strafen vor Augen haben muss. Dieser Zweck ist allgemein bekannt: Durch Belohnungen zum Guten reizen, durch Strafen vom Bösen abschrecken. Aber das durch Belohnung oder Strafe erzielte Besserwerden des Zöglings darf keine Scheinverbesserung sein, sondern eine innere Veredelung. Diese Verbesserung muss ferner eine Vervollkommnung des ganzen Subjects, nicht die Einpfropfung einer einzelnen Tugend

---

[1]) Revisionswerk Bd. VII, VIII und XI, über die Methode des Unterrichts, das Studium der alten Schriftsteller und den Unterricht in Sprachen.

oder die Ausrottung eines einzelnen Fehlers vor Augen haben. Auch darf der Erzieher nie etwas bessern wollen, was die Natur, wenn man ihr Zeit lässt, von selbst bessern wird. Die Belohnungen und Strafen müssen der Art sein, dass das Gute dadurch reizend, das Böse dadurch verhasst werde. Daraus wird als Folgerung abgeleitet: Alle Strafen, im Affect vollzogen, sind unpädagogisch, ebenso alle Strafen, welche bloss darauf abzielen, gewisse Untugenden zu übertünchen, ebenso alle Belohnungen und Strafen, wodurch eine Tugend auf Kosten einer anderen eingepflanzt wird.

Der zweite Abschnitt betrachtet die Eintheilung der Belohnungen und Strafen. Gewöhnlich theilte man dieselben in natürliche und willkürliche, jene die natürlichen guten oder bösen Folgen der Handlungen, diese die in dem Willen des Erziehers begründeten; Rousseau wollte nur die ersteren angewandt wissen, das heisst das ganze Richteramt der Natur überlassen. Campe erklärt sich gegen die Rousseau'sche Theorie, da die natürlichen Folgen der guten und bösen Handlungen für die Kinder meist zu entfernt liegen; dagegen nimmt er noch eine dritte Art von Belohnungen und Strafen an, die vermischten, das heisst halbnatürlichen und halbwillkürlichen. Ein Kind zum Beispiel hat in Folge seiner Unmässigkeit Leibschmerzen und darf nun nicht mit den Anderen im Garten spielen — hier tritt die natürliche und die willkürliche Strafe in einen für das Kind fasslichen Zusammenhang.

Unter welchen Bedingungen kann nun aber dieser Zweck der Belohnung und der Strafe erreicht werden? Dies die dritte Frage, die Campe hier erhebt. Die Antwort fasst er in folgende Sätze zusammen: Man sei mit Belohnung und Strafe möglichst sparsam — man begnüge

sich, wenn immer möglich, mit den natürlichen Folgen der Handlungen — man verberge bei der Anwendung der gemischten Strafen sorgfältig Alles, was Willkürliches darin enthalten ist — man beobachte die strengste Gerechtigkeit und Unparteilichkeit — einerlei Vergehungen, einerlei Strafen — man widerrufe nie, was man nach reifer Ueberlegung angeordnet hat.

Diese Grundsätze wendet nun Campe an auf verschiedene damals übliche Belohnungen und Strafen. Er erklärt sich demgemäss mit aller Entschiedenheit gegen das sogenannte Certiren in den höheren Anstalten, gegen den Wettstreit durch Exercitien um den höheren Sitz. Zweckmässiger dünkt ihm die Führung entsprechend eingerichteter Censurbücher, in welche den Eltern der Einblick stets zustehen soll. Ebenso erklärt sich Campe gegen die Basedow'schen Meritentafeln mit ihren gelben und schwarzen Nägeln, gegen den Orden des Fleisses und der Tugend, den zu Dessau die Zöglinge im Knopfloch trugen. Auf Grund der obigen Theorien werden nicht minder verworfen alle beschimpfenden Strafen, Carcerstrafe, körperliche Züchtigung. — —

Klingen auch durch diese Ausführungen die Grundgedanken und die Schlagwörter des Philanthropinismus vernehmlich durch, so hat doch Campe den Uebertreibungen desselben die Spitze abgebrochen. Sein klarer Geist, sein nüchterner, praktischer Sinn überwindet mit Glück und Geschick den falschen Subjectivismus, der die Schule der Philanthropen bewog, das Ehrgefühl in einseitiger Weise durch Belohnung und Strafe anzufeuern. In Rousseau's [1]) Schule hatte Campe gelernt, dass der Schüler

---

[1]) J'aime cent fois, qu'il n'apprenne point ce qu'il n'apprendrait que par jalousie ou par vanité. Emile Liv. III.

lieber gar nicht lernen solle als mit Anspannung der Eitelkeit; daher sein gerechter Widerspruch gegen das tändelnde Gepränge mit Meritentafeln und Orden, Mittel, höchstens geeignet, die Eitelkeit des Schülers in bedenklicher Weise aufzustacheln. Doch lässt sich auch das nicht verkennen, dass Campe in seinem Erziehungsideal den Menschen zu sehr auf sich selbst, auf die Entwickelung seiner eigenen Kräfte stellt; er beurtheilt die Kindesnatur in ihrem tiefsten ethischen Kerne mit Vorliebe nach jener Behauptung Rousseau's, die einzige angeborne Leidenschaft sei die Selbstliebe, von jeder anderen Verkehrtheit lasse sich nachweisen, auf welchem Wege sie in das menschliche Herz hineingekommen [1]). — —

Die Greuel der Kriege und die Intriguen einer herzlosen Diplomatie hatten im vorigen Jahrhundert in der deutschen Poesie eine Richtung hervorgerufen, die ein friedevolles, unschuldiges Dasein besang, das man in der Schäferwelt suchte. Rousseau hat dieser empfindsamen Richtung den Schwung seines Genius geliehen. Durch die Dichtungen jener Zeit geht ein Weltschmerz, der das leidende Herz beklagt, dabei eine Weichherzigkeit, die zerfliesst in Seufzer und in Thränen. Die Harfe der Dichter ist vorwiegend gestimmt zur Melancholie. So Gessner in seinen affectirt sentimentalen Idyllen, so J. G. Jacobi und Tiedge in ihren Bildern voll Dämmerung und Mondschein. Der Ton, den Rousseau's neue Heloise angeschlagen hatte, tönt fort in den „Leiden des jungen Werther", das Wertherfieber gipfelt in Miller's thränenreichem Roman „Sigwart, eine Klostergeschichte". Diesen weichlichen und weinerlichen Schwärmereien ge-

---

1) Il n'y a point de perversité originelle dans le coeur humain . . . . la seule passion naturelle à l'homme est l'amour de soi-même. Emile Liv. II.

genüber schrieb Campe 1779 seine Flug- und Streitschrift über „Empfindsamkeit und Empfindelei in pädagogischer Hinsicht", die später erweitert und berichtigt in das Revisionswerk (Bd. III, S. 291 ff.) überging, unter der Aufschrift: „Von der nöthigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften[1]). Besondere Warnung vor dem Modefehler, die Empfindsamkeit zu überspannen". Als Veranlassung dieser Abhandlung bezeichnet Campe eine noch nicht ganz gedämpfte Epidemie unseres Zeitalters.

Campe zählt zunächst die Seelenkräfte auf, Verstand, Vernunft, Phantasie, Empfindungskraft, Scharfsinn, Witz. Sein Thema: Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den Kräften deines Zöglings! wird hierauf dahin definirt: Sorge dafür, dass die sämmtlichen Kräfte deines Zöglings dergestalt verhältnissmässig geübt werden, dass sie, jede in ihrer Art, gleich starker Anstrengungen fähig werden und dass der erwachsene Mensch alle mit gleicher Leichtigkeit in gleich starke Thätigkeit setzen könne! Diese Forderung wird nun in eingehender Beweisführung begründet, die Einwürfe widerlegt und schliesslich folgende drei Sätze abgeleitet: 1) Je mehr die ursprünglichen Kräfte eines Menschen sich dem Ebenmaasse nähern, desto grösser und ausgebreiteter ist seine Brauchbarkeit im bürgerlichen Leben; 2) desto

---

[1]) Die wissenschaftlichen Voraussetzungen dieser Abhandlung in mehr philosophischer Form finden sich schon in Campe's Büchlein „Die Empfindungs- und Erkenntnisskraft der menschlichen Seele. 1776", in welchem er die ursprünglichen Bedingungen jener zweifachen Kraft der Seele und die allgemeinen Gesetze derselben entwickelt, sodann untersucht, welchen Einfluss beide auf einander äussern, endlich festzustellen sucht, inwiefern Genie und Charakter eines Menschen von dem Grade der Stärke und Lebendigkeit jener Seelenkräfte abhänge. —

vielfacher, reiner, dauerhafter und stärker ist sein Genuss der Freuden dieses Lebens; 3) desto fähiger und williger ist er, auch über seine Mitmenschen Freuden verbreiten und Leiden von ihnen abwehren zu helfen. — Es folgt sodann die Aufzählung einer Reihe von Fällen, in welchen irgend eine Seelenkraft ein Uebergewicht hat über die anderen Kräfte; bei der Schilderung der Menschen, bei welchen die Empfindungskraft das Uebergewicht hat über die Erkenntnisskraft, da nimmt Campe Veranlassung, auf die kraftgenialischen Stürmer und Dränger seine pädagogischen Pfeile abzuschiessen. Zu dieser Classe von Menschen — sagt Campe — gehören alle diejenigen, die wir unter den Namen Empfinder, Empfindsame in schlimmer Bedeutung, Enthusiasten, Schwärmer, sogenannte Kraftgenies u. s. w. kennen; Leute, welche zwar in mancher Betrachtung sehr verschieden sein können, aber doch darin alle übereinkommen, dass sie in ihren innerlichen und äusserlichen Handlungen, in ihrer Denkungsart und in ihrem Thun und Lassen, sich mehr von ihren Empfindungen, von ihrer Einbildungskraft und Phantasie, als von einer geübten Vernunft und von einem richtig denkenden Verstande leiten lassen. Man kann sie daher alle unter dem allgemeinen Namen der Empfindsamen begreifen.

Ich habe versprochen, vor dieser Modekrankheit, welche in den letzt verflossenen zwölf Jahren das halbe gesittete Deutschland ergriff, besonders zu warnen. Hier schränke ich mich daher nur auf solche Beobachtungen ein, welche darthun werden, dass diese Seelenpest zu den Geschäften des bürgerlichen Lebens unfähig macht. Diese Geschäfte erfordern nämlich, wie Jedermann weiss:

a) Strenge Ordnung und Regelmässigkeit. Wir mögen stehen, an welchem Standorte wir wollen; unsere

Hand mag den Pflug oder das Staatsruder lenken; so ist Ordnung das erstere unentbehrliche Erforderniss zu einer glücklichen Geschäftigkeit. Das ist eine ausgemachte Wahrheit. Aber eben so ausgemacht ist es auch, dass der Empfindsame, der Enthusiast, das Kraftgenie zur Beobachtung einer genauen Ordnung in Geschäften durchaus unfähig sind. Die Seelen dieser Leute sind einer beständigen Abwechselung von Ebbe und Fluth unterworfen. Jetzt schwillt ihr Herz von heissen überschwenglichen Empfindungen auf; aber kaum hat es sich ergossen, so schrumpft es kalt und ausgeleert zusammen. Jetzt wollen sie Berge versetzen; und eine Stunde hernach vermögen sie kaum ein Sandkorn von seiner Stelle zu wälzen. Sie wirken entweder gar nicht, oder sie wirken im Sturm: aber Sturm und Regelmässigkeit vertragen sich schlecht zusammen. Ordnung erfordert Einförmigkeit; und diese ekelt sie an, weil sie keine neue und ungewöhnliche Empfindungen erregen kann. Sie sollen sich an Zeit, Ort und Regel binden: und ihre wilden Gefühle, die einzige Richtschnur ihrer Handlungen, wollen ungebunden sein. Ich enthalte mich einer umständlicheren Auseinandersetzung; die Sache ist zu bekannt. Eben so bekannt ist es, dass zu den meisten Geschäften des bürgerlichen Lebens

b) ein mühsamer Fleiss, eine geduldige, ausdauernde Emsigkeit erfordert werden. Abermals eine Forderung, welche der Empfindsame, auch wenn er wollte, seiner unsteten und ungeduldigen Gemüthsverfassung wegen, nicht erfüllen kann. Denn dazu gehört Ruhe des Geistes bei fortwährender Anstrengung; und der seinige kann nur tumultuarisch und nur

ruckweise wirken. Dazu gehören auch Kräfte, welche gewöhnt sind, gleichmässig thätig zu sein: die seinigen aber befinden sich abwechselnd bald in dem Zustande der Ueberspannung, bald in dem einer gänzlichen Erschlaffung. Er kann also nicht anhaltend wirksam sein, keine Geschäfte besorgen, zu welchen Stetigkeit, Geduld und ausdauernde Emsigkeit gehören. — Der Mann von Geschäften muss bekanntlich auch

c) mancherlei Arbeiten und Bemühungen übernehmen, welche theils unseren natürlichen Empfindungen überhaupt, theils seinen persönlichen Neigungen insbesondere gerade entgegen sind, und er würde daher, wenn er von seinen Gefühlen sich wollte beherrschen lassen, Arbeiten dieser Art entweder gar nicht, oder schlecht verrichten, und sich selbst gar schlecht dabei finden. Er soll zum Beispiel an einem angenehmen Frühlingstage, an welchem die ganze belebte Natur vor Vergnügen jauchzt und taumelt, zwischen seinen öden vier Wänden, wie angenagelt, sitzen und sich den Kopf mit Zahlen oder verwickelten Rechtshändeln zerbrechen; oder er soll als Richter alle Empfindungen des Mitleids unterdrücken, um die Gesetze seines Landes wider Personen geltend zu machen, denen er als Mensch so gern Verzeihung widerfahren liesse. Man setze den Empfindsamen an seinen Platz, und sehe, wie er leiden wird! und sehe, ob er im Stande sein wird, zu thun, was Amt und Pflicht von ihm verlangen! — Endlich muss der Mann von Geschäften auch

d) eine gewisse Biegsamkeit des Charakters besitzen, nicht verlangen, dass alles nach seinem Kopfe gehen solle, sondern nachzugeben und in den Willen sei-

ner Oberen sich zu fügen wissen. Abermals eine Erforderniss, wodurch der Empfindsame, der Enthusiast, der Kraftmann von den meisten Geschäften des bürgerlichen Lebens, welche mit Abhängigkeit verbunden sind, gänzlich ausgeschlossen werden. Denn wie könnten diese, welche nicht einmal von ihrer eigenen Vernunft, sondern nur von ihrem jedesmaligen augenblicklichen Gefühle abhängen wollen, sich in den Willen oder gar in die Launen eines Anderen zu fügen wissen? eine offenbare Unmöglichkeit.

Und nunmehr glaube ich hinlänglich dargethan zu haben, dass die Befolgung unserer Regel: sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts der ursprünglichen Kräfte deines Zöglings, nicht nur möglich, sondern auch sehr nützlich oder vielmehr höchst nothwendig sei, und zwar beides sowohl für den Menschen, als auch für den künftigen Bürger. —

Nachdem zuletzt noch eine Anzahl von Regeln über dies Wie? der Ausübung mitgetheilt und besprochen sind, erhebt Campe nochmals die warnende Frage: Was ist Empfindsamkeit und wie unterscheidet sie sich von ihrem Affen, der Empfindelei? Die Empfindsamkeit entstand durch eine proportionirliche, die Empfindlichkeit durch eine unproportionirliche, die Empfindelei durch eine alberne Ausbildung derselben guten Seelenkraft. Die beschämende Beziehung — bemerkt Campe — welche die gastfreie Horndose des alten ehrlichen Mönchs auf Jorik's unfreundliche Hartherzigkeit hatte, war eine natürliche, wahre Beziehung, und der Mann, den sie traf, hatte sittlichen Sinn genug, um sie in seinem Innersten tief zu fühlen. Jorik war also in dem Augenblicke dieses Gefühls ein Empfindsamer oder Empfindlicher; allein kein

Empfindler. Aber wenn unter der Legion seiner leidigen Nachlaller der Eine ein klägliches Gewinsel ob dem Tode eines Veilchens anhebt und sich nicht will trösten lassen, der Andere vor einer alten Eiche niederkniet und sie so ernstlich und ehrerbietig anredet, als hätte sie wirklich Ohren ihn zu hören, und Augen ihn zu sehen; der Dritte in ganzem Ernste mit dem Monde und den Sternen buhlt, ihnen Küsse zuwirft, die Arme nach ihnen ausstreckt, als wollte er sie umfassen — und das alles nicht etwa deswegen, weil das Veilchen liebliche Gerüche duftet, weil die Eiche ein nutzbarer Baum ist, weil der Mond und die Sterne uns durch ihr Licht erfreuen und Denkmäler der göttlichen Allmacht sind; sondern bloss deswegen, weil man ihnen Leben und Sinneskraft und sittliche Eigenschaften andichtet, die sie nicht haben, sie der Vorstellung nach in unnatürliche Verhältnisse setzt, in denen sie nie standen, und darüber alle ihre wahren, wirklich rührenden Beziehungen auf uns aus dem Auge verliert: so erkennt man an diesem kindischen Gewäsche den faselnden Empfindler, auf den die natürlichen Eigenschaften der Dinge keinen Eindruck machen, und welcher daher zu erdichteten phantastischen Eigenschaften und Beziehungen seine Zuflucht nehmen muss, um den Schein eines Gerührten zu haben. . . . .

. . . . Um aber diese allgemeinen Regeln in Ausübung zu bringen, lasst uns ja vorsichtig sein in der Wahl der Bücher, die wir unseren Kindern in die Hände geben wollen. Vergebens ist alle unsere Sorgfalt, wenn wir es in diesem einzigen wichtigen Punkte an gehöriger Aufmerksamkeit und Behutsamkeit fehlen lassen. Ein einziges empfindelndes oder zu empfindsames Duodezbändchen kann die Seele des gutartigen Jünglings oder des sanften Mädchens auf immer überschrauben. Und, o wie viel

sind dieser Bändchen: Wie fliegen sie umher von Nachttische zu Nachttisch, von Familie zu Familie und wie gierig saugen junge Leser und Leserinnen aus ihnen das süsse Gift falscher oder übertriebener Empfindsamkeit ein, welches um so viel verführerischer ist, weil es in der Schale der feinsten Sittlichkeit aufgetragen wird: O, Plato! Plato! Was würdest du sagen, sähest du ein einziges unserer Messverzeichnisse und wüsstest du, was hinter allen neumodischen Titeln enthalten ist! [1]).

Hieran reiht sich eine zweite Abhandlung: Ueber die früheste Bildung junger Kinderseelen im ersten und zweiten Jahre der Kindheit (Allg. Revision III, 1 ff.). Den Müttern, für welche dieser Aufsatz eigentlich bestimmt ist, ruft Campe zu: Es ist nicht meine, sondern Eure Angelegenheit, von der ich zu Euch reden werde; die Eurige mehr als irgend eines anderen Menschen. Denn Euch, Ihr Mütter, hat die Vorsehung recht eigentlich dazu ausersehen, die pflegenden und bildenden Schutzengel der von Euch geborenen Kinder in den ersten Jahren ihres dürftigen Erdenlebens zu sein. Euch legte sie, zum Zeichen dieses Berufs, die erste Nahrung des Kindes, die Muttermilch, in den Busen, und verband die Ausspendung derselben mit so viel Reiz für Euch, dass Ihr um so weniger Ursache haben möchtet, diese erste Erweisung Eurer Mutterpflicht, wofern nicht Noth Euch dazu zwänge, einer feilen Amme abzutreten. Euch hat sie in eben dieser Absicht die zur Wartung solcher zarten Wesen erforderliche Behendigkeit der Glied-

---

[1]) Vergl. auch den Dialog in dem Braunschw. Journal I, 150 ff. über das Thema: Soll man die Kinder mitleidig zu machen suchen? Campe stellt hier Regeln auf, wodurch das rechte Maass des Mitleidens und die Art und Weise, wie es in den Kindern erweckt werden kann, festgesetzt wird.

maassen und Euren Seelen jenes weiche und lebendige Mitgefühl fremder Leiden und Freuden, und die den hastigen Männerköpfen so unbegreifliche und so unnachahmliche Geduld verliehen. Mütter! Euer Beruf ist nicht zweifelhaft; Gott selbst hat ihn mit grosser leserlicher Schrift Eurem ganzen Wesen eingedrückt: wehe denen unter Euch, die, schwindelnd von den Zerstreuungen eines üppigen Modelebens, die Augen davor zu verschliessen wagen!

Aber ich lasse diese — denn was vermöchte meine schwache Stimme gegen das innere Geschrei ihrer verwöhnten Begierden, welche nach Befriedigung lechzen? — und wende mich bloss zu Euch, Ihr Besseren Eures Geschlechts, denen das Wohl Eurer Kinder mehr, als alle zerstreuende Vergnügungen, gilt; die Ihr den Muth habt, Euch aus dem grossen Weltstrome der Ueppigkeit herauszuarbeiten, um in dem stillen Schatten des Ufers nur Eurem Gatten, euren Kindern und Euch selbst zu leben; die Ihr, von der Würde Eurer Bestimmung, als Gattin und Mutter, durchdrungen, den ganzen Umfang Eurer heiligen Pflichten recht genau zu kennen wünscht, um ihnen allen mit dem freudigsten Eifer auf das Gewissenhafteste nachzuleben. Gute Mütter! Friede sei mit Euch am Abend Eures Lebens, wenn Ihr in dem Glücke, in dem Gehorsam und in der kindlichen Ergebenheit Eurer erwachsenen Söhne und Töchter die seligen Früchte Eurer jetzigen, durch mütterliche Zärtlichkeit versüssten Sorgfalt hundertfältig einernten werdet, indess Eure leichtsinnigen Mitschwestern diejenige Zeit, die sie jetzt, mit Vernachlässigung Ihrer armen verwaiseten Säuglinge, unter lauter zerstreuenden Ergötzlichkeiten auf Bällen und Assembleen, in Komödien-, Opern- und Redouten-Häusern, bei den Gastmählern der Reichen, und an den Spieltischen

müssiger Verschwender, so gedankenlos vergeuden, mit ihrem Herzensblute zurückkaufen möchten! Von Euch steht zu erwarten, dass Ihr Lust und Fähigkeit haben werdet, diejenigen Gegenstände, die ich Eurer Beherzigung darbieten muss, mit einer Aufmerksamkeit zu betrachten, deren jene, auch wenn sie wollten, nicht mehr fähig sind. Euch allein wird es auch nur möglich dünken, Euer Hauswesen und Eure ganze Art zu leben so zu ordnen, wie es zu einer genauen Befolgung derjenigen Vorschriften, die Ihr hier lesen werdet, durchaus erfordert wird. Eure Hand, Ihr Guten! und ich hoffe, es soll Euch nicht gereuen, mit einiger Anstrengung Eurer Denkkraft mir durch Gegenden gefolgt zu sein, in welche Euer eigenes Nachdenken Euch bisher wohl noch nicht geleitet hatte. — —

Ueber die Erziehung der Kinder hat Campe ernste Worte an seine Zeitgenossen gerichtet, welche „dem Tanze schöner Seifenblasen zusehen, die sinnreiche Schriftsteller ohne Unterlass steigen lassen“ und das übersehen, was zu ihren Füssen liegt. So in der Abhandlung: Von den Erfordernissen einer guten Erziehung von Seiten der Eltern vor und nach der Geburt des Kindes (Allg. Revision etc. I, 125). Von dem Satze ausgehend: Eure Kinder werden der Hauptsache nach sein, was Ihr seid, gut oder böse, glücklich oder elend — wendet er sich in glühender Beredtsamkeit gegen die Thorheiten und Gebrechen seiner Zeit, gegen die Entnervung so Vieler an Leib und Seele, gegen den zunehmenden Luxus, gegen die schlüpfrigen und die sentimentalen Schriftsteller, gegen das Verschwinden echter Gottesfurcht, gegen die Verketzerungssucht und die Unwissenheit der Geistlichen. Aber freilich — mahnt der Pädagoge — noch unendlich wichtiger, als das, was wir

glauben, ist das, was wir thun, ist die Beschaffenheit unserer Gesinnungen und unseres ganzen Wandels. Und hier, Ihr Neuverlobten, seht Ihr mich wieder bei eben dem Punkte, von dem ich ausging, bei der grossen Frage, die ich so gern recht tief ins Herz Euch rufen möchte, bevor ihr den entscheidenden Schritt zum Glück oder Unglück Eures ganzen künftigen Lebens vollendet; bei der Frage: wie es um Euer Herz, um Eure Gesinnungen, um Euer ganzes Thun und Lassen stehe? Ob rechtschaffenes Wesen und Gewissenhaftigkeit bei allen Euren öffentlichen und verborgenen Handlungen, durch fortgesetzte Aufmerksamkeit auf Euch selbst, und durch oft wiederholte Uebungen in der Selbstbekämpfung schon zur herrschenden Gesinnung bei Euch geworden sind? Und ob Ihr des redlichen Vorsatzes Euch bewusst seid, Euch in diesen Gesinnungen, auch in Ansehung der neuen und vielfachen Pflichten, welche der Ehestand auflegt, immer mehr und mehr befestigen wollen? Ist dieses: o so freuet Euch des reichen Segens, der in diesem Stande Eurer wartet; des Segens an eigener Zufriedenheit, an gegenseitiger dauerhafter Liebe und Ergebenheit, an häuslicher Ruhe, an blühendem Wohlstande und an einer wohlgerathenen, einst gleichfalls glücklichen Nachkommenschaft. Ist dieses aber nicht: o, dann bedauere ich Euren Unverstand, dass Ihr ohne Kompass und Senkblei Euch in schlechtverwahrter Barke auf ein Meer wagen wollt, welches häufige Untiefen, Klippen und Stürme aus allen Himmelsgegenden so gefährlich machen; und dessen Küsten mit so viel abschreckenden Trümmern vorher gescheiterter bereits so besäet sind! Bei Eurer Ausfahrt ist der Himmel freilich heiter; sanfte Weste hauchen in Eure schwellende Segel, und alles scheint Eurer Fahrt nichts als Glück und Vergnügen zu weissagen. Aber

traue, junger unerfahrner Seemann, diesen verführerischen Vorbedeutungen nicht! Erkundige Dich bei alten, durch Erfahrung ausgelernten Piloten, und vernimm, wie plötzlich die Scene sich zu ändern, der Himmel sich mit Wolken zu überziehen und die schrecklichsten Stürme zu erwachen pflegen! — —

Er eröffnet zuerst seinen Leserinnen einige Blicke in die Natur der jungen Menschenseele, dann zeigt er ihnen, wie eine menschliche Seele schon in den ersten Jahren der Kindheit vorbereitet und geübt werden muss, wenn sie aller Hindernisse ungeachtet glücklich das Ziel erreichen soll. Es giebt dergleichen Mittel — sagt Campe —, allein, so viel ich weiss, noch nur eins, welches schon jetzt in demjenigen Alter der Kindheit, von welchem hier die Rede ist, mit unausbleiblichem Nutzen für die Zukunft angewandt werden kann. Und dieses wäre? — Abhärtung! Bewahrung vor zu grosser Reizbarkeit an Leib und Seele.

Ich werde diesen Rath noch oft wiederholen müssen, und ihn nicht zu oft wiederholen können: thut Euren Säuglingen, was in der Fabel Thetis dem kleinen Achill, Ceres dem jungen Triptolemus that. Jene tauchte den einen in den Styx ein, um ihn unverwundbar zu machen; diese bestrich den anderen des Tages mit Ambrosia, und warf ihn zur Nachtzeit, um ihre wohlthätige Härte den schwachen Eltern zu verbergen, ins Feuer, um alles Zerstörbare, was er an sich hatte, zu verbrennen, und ihn unsterblich zu machen: das heisst, Beide waren gütig genug, ihre Zöglinge gegen einige unangenehme Empfindungen in der frühesten Kindheit mit derjenigen Abhärtung an Leib und Seele zu begaben, welche uns in den Stand setzt, nicht bloss unter den natürlichen Uebeln des Lebens, sondern auch unter der weit schwereren Bürde

der gesellschaftlichen Plagen, ohne Gefahr von ihnen zu Boden gedrückt zu werden, muthig fortzuschreiten. Ahmt diesem Beispiele nach, ihr Mütter, und ihr werdet einen beträchtlichen Theil der künftigen Leiden Eurer Kinder glücklich zernichtet haben. Denn wen von Beiden saht Ihr je unter Kränkungen von seinen Mitmenschen erliegen, den Leichtzubefriedigenden, Genügsamen, Gesunden, Starken und Abgehärteten, oder den durch eine zärtliche Erziehung an Leib und Seele verfeinerten, aber auch zugleich entnervten und von einer Menge entbehrlicher Bedürfnisse ohne Unterlass gereizten und gefolterten Menschen? Unstreitig den letzteren. Lasst also, dafern Ihr es wahrhaftig gut und mütterlich mit Euren Kindern meint, nicht diesen, sondern jenen, das Vorbild Eurer Nachbildung sein. Versagt Euren Kleinen mit liebevoller Strenge alle diejenigen angenehmen sinnlichen Empfindungen, welche nur durch solche Mittel in ihnen erregt werden können, die der Luxus eingeführt hat; lasst sie leiden, was die Natur will, das sie leiden sollen, um sie fest zu machen gegen die Pfeile der Widerwärtigkeit, welche zuverlässig auch auf sie einst werden abgeschossen werden; und behaltet bei allem, was Ihr ihnen thut, oder mit ihnen vornehmt, unablässig im Gedächtnisse, dass Ihr sie — nicht für die Kinderstube oder für den Sopha — sondern für die Welt erzieht, für eine Welt, in der man, wäre man auch des grössten Königs Sohn, doch nur selten auf getäfeltem Boden, öfterer über scharfe Kiesel, durch brennende Sandsteppen, oder auf einem mit Dornen durchwachsenen Grunde einherzugehen hat! — —

Zum Schluss folgen Regeln, die Ausbildung junger Kinderseelen durch körperliche und sittliche sowie durch eigene Thätigkeit betreffend. In diesem letzten Abschnitt giebt Campe nachstehende lehrreiche Mittheilung aus

seiner eigenen Kindheit: Es ging mir von meiner frühesten Kindheit an, wie es so vielen anderen unglücklichen Kindern zu gehen pflegt: unvernünftige Wärterinnen und Dienstboten suchten mich durch Bangemachen zur Folgsamkeit zu zwingen. Bald, wenn ich nach ihrem Willen nicht geschwind genug einschlafen konnte, wurde von aussen mit Ungestüm an die Thür oder an die Fenster geklopft, und ich wurde gewarnt: hörst du wohl den schwarzen Mann, der die Kinder auffrisst, wenn sie nicht schlafen wollen? Bald wurden Gespenstergeschichten und Teufelshistörchen erzählt; bald kleidete man sogar einen Popanz mit allen Attributen der Höllenbewohner aus, und liess ihn mit einem fürchterlichen Gebrüll erscheinen, um mich abzuholen. Sicher ist es, dass ein Missethäter, dem man die grausamste Todesart ankündigt, nichts Schrecklicheres empfinden kann, als was ich armer Knabe bei einer solchen Erscheinung empfand. Ich verlor darüber einige Mal alles Bewusstsein meiner selbst und ich war dem Tode dabei so nahe, dass ich noch jetzt mich wundern muss, wie ich ihm entgangen bin. Je grösser und sichtbarer aber meine Todesangst sich zeigte, desto entzückender war dies unmenschliche Schauspiel für diejenigen, die es veranstaltet hatten. Barbaren! warum stiesset ihr mir nicht lieber einen Dolch durch das Herz, um ein Leben, das ihr mir so sehr zur Qual zu machen wusstet, auf einmal abzuschneiden? Das würde Barmherzigkeit gewesen sein; denn was ich damals, was ich nachher, bei tausend Gelegenheiten bis in mein männliches Alter litt, war mehr, viel mehr als der Tod!

Die nächste Folge davon war, dass meine Jugendjahre, dieses von der Natur zur Sorgfalt und zur Freude bestimmte Alter, die unglücklichste Periode meines Lebens waren. Wenn ich des Morgens von einem unruhigen

Schlafe erwachte, in welchem irgend eine Teufels- oder Gespenstererscheinung mich bis auf den Tod geängstigt hatte, dachte ich nicht, wie andere Kinder an die Spiele und Vergnügungen des Tages; ich dachte an die wiederkehrende Finsterniss der Nacht, an die Möglichkeit des Abends zu diesem oder jenem Geschäft in ein anderes Zimmer oder nur über die Hausflur in die Küche geschickt zu werden, und an die Nothwendigkeit wieder zu Bette zu gehen, und eine neue lange Nacht im Finstern zubringen zu müssen. Daran dachte ich und zitterte, und zitterte immer mehr, je näher die gefürchtete Abendzeit wieder heranrückte. Wie oft unterdrückte ich sogar, zum Schaden meiner Gesundheit, ja mit Lebensgefahr, die dringendsten Bedürfnisse der Natur um der Nothwendigkeit überhoben zu sein, an einem finsteren Ort allein zu gehen!

So verfloss mir meine unglückselige Jugend, und eine zweite Folge davon war, dass mein Nervensystem, bei einer übrigens ziemlich natürlichen Lebensart auf dem Lande, durch unaufhörlich wiederkehrende schreckhafte Empfindungen, in hohem Grade geschwächt und empfindlich gemacht wurde.

In meinem vierzehnten Jahre wurde ich auf die Schule zu Holzminden geschickt. Wie mich schon ein halbes Jahr vorher der Gedanke quälte, was aus mir werden würde, wenn ich da vielleicht allein schlafen sollte! Welch ein kalter Todesschauer mir durch alle Glieder lief, da ich ankam und nun bemerkte, dass das, was ich so ängstlich besorgt hatte, wirklich geschehen würde! Wie ich mich ängstigte und quälte, da der Abend heranrückte, und in welchem jammervollen Zustande ich die erste und viele folgende Nächte — nicht in der mir

angewiesenen Kammer im Bette — sondern in meiner Stube auf dem Stuhle sitzend zubrachte!

Ich war ehrgeizig genug, meine Schwachheit zu verhehlen: aber um so viel hülfloser blieb mein Zustand. Endlich machte ich eine Entdeckung, die ich damals nicht gegen die von Columbus oder Mongolfier würde haben vertauschen wollen. Ich bemerkte, dass in dem Kämmerchen unseres alten Aufwärters, ausser dem eigenen Bette desselben, noch eine zweite leere Bettstelle stand. Sogleich war mein Plan gemacht. Der Alte ward zur Verschwiegenheit vermocht, und nun konnte ich auf fünf bis sechs ruhige Schlafstunden mit einer Freude rechnen, die ich nicht zu beschreiben vermag. Denn sobald nunmehr das ganze Haus im Schlafe lag, welches vor Mitternacht wohl nicht leicht der Fall war, husch! flog ich mit einem Kopfkissen und einer Decke unterm Arme in das Kämmerchen des Alten, und nahm Besitz von der leeren Bettstelle. Wie sanft ich dann auf blossen Brettern lag, und wie glücklich ich mich schätzte, vor Gespenstern und Nachtgeistern nunmehr in Sicherheit zu sein! Früh Morgens, sobald der Alte sich aufmachte um seine Aufwärterdienste zu verrichten, war auch ich wieder auf den Füssen, um mein Kissen und meine Decke über die Seite zu schaffen, bevor sonst Jemand im Hause aufgestanden war. Ich weiss nicht mehr, wie lange ich dieses trieb, aber dessen bin ich mir noch sehr lebhaft bewusst, dass dieser Zeitpunkt eine der glücklichsten Perioden meiner Jugend war.

Mit zunehmenden Jahren wurde ich zwar von der Thorheit dieser meiner Furcht vor Gespenstern vollkommen überzeugt; aber die Ueberzeugung, dass sie thöricht sei, mir so geläufig zu machen, dass ich ihr jedesmal zur rechten Zeit bewusst gewesen wäre, das habe ich nicht

gekonnt, kann es — zu meiner Schande sei es gesagt, wenn Jemand mir ein Beispiel von gänzlicher Austilgung solcher Eindrücke zeigen kann! — noch bis auf diese Stunde nicht.

Daher kommt's, dass mein ganzes Herz sich empört, so oft ich sehe, dass man Kinder erschreckt oder höre, dass man ihnen Gespenstermährchen erzählt. Man glaubt, solche Erzählungen schadeten Nichts, wenn die Kinder nur bei der Auflösung des Knotens erführen, dass alles, wovor sie sich während der Erzählung entsetzten, ganz natürlich zugegangen wäre; aber man irrt sich. Oder weiss denn ich in diesem meinen reifen Alter nicht noch viel überzeugender, als ein Kind es einzusehen vermag, dass alle diese Mährchen Fratzen sind, die ein vernünftiger Mensch nicht einmal seiner Aufmerksamkeit würdigen muss? Und sind um deswillen alle Eindrücke, welche diese Fratzen in meiner Jugend auf mich gemacht haben, schon völlig wieder ausgeglättet? Ich habe es schon gesagt, das sind sie nicht, das werden sie nie sein, so lange eine und ebendieselbe Seele diesen meinen Leib beleben, und so lange ein und ebenderselbe Leib dieser meiner Seele zur Wohnung und zum Empfindungswerkzeuge dienen wird. Gegengifte können zwar vom Tode erretten, aber auch verhindern, dass von dem vorhergenossenen Gifte irgend eine Wirkung zurückbleibe? auch bewerkstelligen, dass der ganze Körper in allen seinen Theilen völlig wieder ebenso gesund werde, als er vorher war? Das können sie nicht, und wenn auch alle Aerzte das Gegentheil behaupteten.

Daher, ihr Mütter, bitte und beschwöre ich Euch, duldet nicht, dass man Eure Kinder, es sei wodurch es wolle, erschrecke! Duldet nicht, dass man die Wörter Gespenst, Kobold, Teufel, Ruprecht, u. s. w. in

ihrer Gegenwart nur nenne, noch viel weniger aber, dass man ihnen Geschichten davon erzählt! — —

Diese zweite Abhandlung ergänzend liess Campe im fünften Band des Revisionswerkes (V, S. 1 ff.) eine dritte folgen: Ueber die grosse Schädlichkeit einer allzufrühen Ausbildung der Kinder. Dieselbe ist gleichsam ein Commentar zu dem Rousseau'schen Satze: laissez mûrir l'enfance dans les enfants (Emile l. II). Campe sucht der Natur die Methode abzulauschen, nach welcher sie verfährt. Die Natur verbessert ohne zu verschlimmern; sie entwickelt zuerst die Sinne, dann die Seelenkräfte; sie lässt die junge Seele sich aus sich selbst entwickeln; sie sorgt für das Gleichgewicht unter den menschlichen Kräften; sie lässt nirgends Lücken; sie richtet sich nach dem jedesmaligem Bedürfniss; sie unterrichtet nur durch Selbstthätigkeit und durch anschauende Erkenntniss. Aus diesen zehn Beobachtungen werden zehn Regeln der erziehlichen Thätigkeit abgeleitet und nach solcher Instruction die Lösung der Aufgabe versucht. Campe erörtert hierauf die Schädlichkeit der frühreifen körperlichen, der frühreifen gesellschaftlichen, einer frühreifen literarischen und einer frühreifen sittlichen Ausbildung. Er redet hier manches auch für unsere Zeit noch beherzigenswerthe Wort: Wer nicht weiss, oder wer, wenn er es noch nicht wusste, kann sich nicht alsobald und bloss durch Hülfe seiner Augen von den grossen Zerstörungen überzeugen, welche das frühe Lernen jeder Art in der ganzen körperlichen Verfassung des Kindes zurücklässt? Man sehe doch nur, welches wohl unterrichtete Kind man will, einen Augenblick mit einiger Aufmerksamkeit an, prüfe seine Körperkraft, halte es besonders mit anderen minder unterrichteten Kindern zusammen: und erschrecke vor dem weichen,

welken, schwachen und hinfälligen Wesen, welches man in der ganzen Körperverfassung des ersten vergleichungsweise bemerken wird. Sein matter Blick, sein zarter Gliederbau, seine schlaffen Muskeln, seine reizbaren und schwachen Nerven, seine kränkliche Gesichtsfarbe, sein ganzes abgespanntes, mattes und hinfälliges Wesen bei jeder nur mit einiger Anstrengung verbundenen Körperbewegung lassen für den, der sehen kann und sehen will, nicht den mindesten Zweifel übrig, dass das unnatürliche frühe Lernen, verbunden mit der ganzen übrigen unnatürlichen Lebensart unserer vornehmen Kinder, seine Kräfte gelähmt und seinen ganzen Körper bis zum Erbarmen ausgemergelt habe. Wie könnte es auch anders sein, da das Lernen schon an sich eine unnatürliche Beschäftigung, eine noch unnatürlichere für Kinder ist, und von so unnatürlichen Umständen begleitet wird, dass es ein Wunder aller Wunder wäre, wenn die Natur des Kindes nicht zum Theil wenigstens darunter zu Grunde ginge. Zu den unnatürlichen Umständen, deren ich jetzt erwähnte, gehört theils das viele Sitzen, wozu ein Kind, welches lernen soll, nothwendig gezwungen werden muss, theils die ungesunde eingesperrte Stubenluft, die es einathmet, theils die erzwungene Ruhe und einförmige Lage, worin es seinen Körper erhalten muss, theils der starke Widerwille, den es gegen die meisten Lehrgegenstände des Schulunterrichts empfindet und nothwendig empfinden muss, so lange noch nicht jede Eigenheit des kindischen Alters gewaltthätiger Weise in ihm getilgt worden ist: theils endlich das viele Unangenehme und Bittere, welches es unter den Verweisen, Vorwürfen und Strafen seiner Lehrer — auch der besten und sanftesten — täglich zu verschlucken hat. — Ja, wird man sagen, das war wohl vor Zeiten so, da die bekannte Schulnoth noch nicht

abgeschafft war; aber jetzt! Jetzt ist es mit dem Lernen unserer Kinder ein gar ander Ding! Und was für ein gar ander Ding ist es denn jetzt? Lasst uns ehrlich sein und die Wahrheit bekennen. Es ist wahr, unsere Schulzimmer sind lichter, lachender und bunter geworden; wahr, dass die rauhe, harte und pedantische Behandlungsart der Kinder sich, Gott sei Dank! in ein milderes und vernünftigeres, väterliches und freundschaftliches Benehmen aufgelöst hat; wahr, dass wir viele fehlerhafte Methoden des Unterrichts verbessert und dagegen unweit zweckmässigere eingeführt haben; wahr, dass dadurch dem Kinde das Lernen in eben dem Maasse erleichtert worden ist, in welchem wir für uns selbst das Lehren mühsamer gemacht haben; wahr, dass wir bei diesen verbesserten, der Natur der menschlichen Seele angemessenere Methoden dem Kinde weniger Zwang anthun und ihm einen grösseren Genuss seiner natürlichen Freiheit gönnen dürfen, als dies vorher möglich war; wahr also endlich, dass die Kinder jetzt weniger gequält werden, und hingegen gesunder, froher und munterer erhalten werden, als es bei der täglich anwachsenden Menge von Lehrgegenständen ohne diese verbesserten Methoden geschehen könnte. —

Aber nun lasst uns mit eben der Wahrheitsliebe auch die andere Seite betrachten.

Ist das Lernen denn nun wirklich schon zu einem so natürlichen, der Kindheit angemessenen Geschäft gemacht worden, dass kein unnatürlicher Zwang weder des Geistes noch des Leibes dabei stattfindet? Muss das Kind auch nicht bei unseren besseren Methoden den grössten Theil des Tages, wie angenagelt, dasitzen? Dürfen wir ihm, wenn wir nicht ganz zweckwidrig dabei verfahren wollen, wohl erlauben, sich nach Willkür zu bewegen

und ruhig zu halten, nach Belieben aufzuhüpfen und sich wieder hinzusetzen? Geht es bei unserem erleichterten Unterricht so ganz ohne gegenseitiges Missvergnügen, ohne Unwillen, Tadel und Vorwürfe auf Seiten des Lehrers, ohne Widerwillen, Seufzer und Thränen auf Seiten des Kindes ab? Wenn wir dem Wohlgedächtnisse desselben jetzt weniger Gewalt anthun, muthen wir seinen besseren und höheren Seelenfähigkeiten, seiner Vernunft, seinem Verstande, seinem Abstractionsvermögen, seiner Einbildungskraft, seiner Vergleichungskraft nicht vielleicht in eben dem Maasse mehr zu? Und sind es nicht gerade diese höheren Seelenfähigkeiten, deren Gebrauch bei einem Kinde eine unnatürliche Anstrengung erfordert, das Blut zum Kopfe treibt, den Nervensaft verzehrt, und eine gänzliche Abspannung an Leib und Seele zur Folge hat? Haben wir endlich nicht in eben dem Maasse, in welchem wir das Lernen leichter machten, es nun auf ein höchst schädliches Früh- und Vielwissen der Kinder angelegt, und haben demnach die armen kleinen Geschöpfe auf dieser anderen Seite nicht in der That zum Theil wieder verloren, was sie auf der ersten gewonnen hatten? — — —

Wenn sämmtliche pädagogische Schriften Campe's eine Perlschnur bilden, die schönsten, die kostbarsten dieser Perlen sind: „Theophron“ und „Väterlicher Rath für meine Tochter.“

Der Theophron enthält Erfahrungen und Vorschriften, theils zu einer weisen Wahl und Einrichtung des Berufslebens, theils über den Umgang mit Menschen. Theophron theilt aus seinem Schatze der Erfahrung diese Lehren der Weisheit seinem Sohne Kleon mit, der im Begriff steht, die gefahrvolle Wanderung des Lebens anzutreten. —

Zunächst werden die allgemeinen Vorbereitungen für das Geschäftsleben erörtert. Wer mit Erfolg ausser sich wirken will, muss zuvor auf sich selbst gewirkt haben. Das ist der feste Punkt des Archimedes in der sittlichen Welt. Dabei ist das Wichtigste die Erwerbung einer strengen Gewissenhaftigkeit. Je bedürfnissfreier ein Mensch ist, desto stärker ist er an Leib und Seele, desto grösser ist seine Wirksamkeit und seine sittliche Freiheit. Vermeide daher alle entnervenden Lüste! Strebe nach Einfachheit und Mässigkeit, schätze am meisten die stillen Freuden der Natur und des Hauses! Weitere nöthige Eigenschaften sind Ordnungsliebe, Festigkeit, Geistesgegenwart.

Was die Wahl des Berufs betrifft, so wird an die Spitze dieser Betrachtung die Mahnung gestellt: Wolle, indem Du auf die Schaubühne des geselligen Lebens trittst, nicht glänzen, sondern nützlich und glücklich sein! Je glänzender ein Standort ist, desto grösser sind seine Unannehmlichkeiten. Man kann in jedem Berufe zufrieden und glücklich leben. Je abhängiger eine Berufsart uns macht, desto misslicher ist sie. Raffe alle Deine Kräfte zusammen, um Dir diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten in vollstem Masse zu erwerben, welche zu der von Dir gewählten Berufsart nothwendig sind! Lasse nichts unvollendet, was Du einmal angefangen hast! Dein Amt sei von dem Augenblicke an, da Du es übernommen hast, der ausschliessliche Gegenstand Deiner Gedanken und Sorgen! Ehe Du ein Geschäft unternimmst, verabsäume nie, Deine Seele zu Gott, dem Urquell alles Guten, zu erheben! Hüte Dich vor dem abgeschmackten, auf Schrauben gestellten Modeumgang der feineren Welt! Handle nicht in Leidenschaft! Strebe nach der Ehre, in allen Dingen als ein zuverlässiger Mann zu erscheinen!

Den Schluss bilden Beobachtungen über die Menschen und Klugheitsregeln, den Umgang mit Menschen betreffend. —

Der Pendant zum Theophron, der „Väterliche Rath für meine Tochter", ist einem Herzen entsprungen, das tief seine Vaterpflichten fühlte, und das beim Anblick so mancher Missleitung blutete, durch welche das ewig gegängelte und getäuschte weibliche Geschlecht von seiner hohen Bestimmung so häufig abgeführt wird; solchen jungen Frauenzimmern, die nach einem treuen, kundigen Führer sich umsehen auf ihrem Lebenspfade, ist das Büchlein bestimmt, das in seinem ersten Theile von weiblicher Bestimmung und weiblicher Vollkommenheit und in seinem zweiten Theile die einem Frauenzimmer nöthigen Klugheitsregeln bespricht. —

Der „Theophron" und der „Väterliche Rath" enthalten einen Schatz echter Lebensweisheit. Nicht so empfindsam und schöngeistig wie Jean Paul's Levana, wollen sie den Menschen für die nächsten Zwecke des handelnden Lebens geschickt und tüchtig machen. Wenn auch mitunter vielleicht etwas breit und lehrhaft, sind beide Bücher durch die Besonnenheit ihrer Anschauungen, durch die Wahrheit eigener Erfahrung und durch die Feinheit ihrer Beobachtungen von unvergänglichem Reiz. Aus jedem Wort schlägt das warme, pulsirende Herz dem Leser entgegen. Wie viel Segen mögen sie gebracht haben in manche Hütte und in manchen Pallast!

Aus dem Theophron.

(Schluss der ersten Belehrung. Allgemeine Vorbereitungen zum Geschäftsleben.) S. 74.

Endlich, mein Kleon — denn der Anblick jener funkelnden Sterne, welche immer dichter und dichter hervorschimmern, erinnert mich, dass es Zeit ist unsere heutige Unterredung zu endigen —, lass mich mit einer Warnung schliessen, die man vielen Menschen nicht zu geben braucht, die aber für diejenigen, welchen sie Noth thut, von recht grosser Wichtigkeit ist. Und mein väterliches Herz besorgt nicht zu irren, wenn es Dich zu dieser Classe zählt.

Auch das gute Herz, mein Sohn, wenn es nicht durch Weisheit geleitet wird, kann den Mann von wichtigen und weitläufigen Geschäften oft in grosse Verlegenheit bringen. Dies geschieht nämlich, indem es ihn bewegt, aus unbegrenzter Dienstfertigkeit und Gefälligkeit mehr zu versprechen, mehr zu übernehmen und mehr zu thun, als seine Kräfte tragen können, und als seine Umstände erlauben. Das ist eine Schwachheit, mein Sohn, zwar eine sehr liebenswürdige, aber nichtsdesto weniger schädliche Schwachheit, vor der Jeder, der mit glücklichem Erfolge und zu eigener und Anderer Zufriedenheit wirken will, sich in Acht nehmen muss. Ich selbst bin tausendmal darein verfallen, aber ich habe auch tausendmal Ursache gehabt, es zu bereuen. Wer Alles selbst machen will, macht selten etwas recht; wer Allen dienen will, dient Keinem genug, und erntet für alle seine Mühe am Ende doch wohl nur Undank ein, wer Allen, die etwas

von ihm haben wollen, giebt, muss in einzelnen Fällen ungerecht sein. Zu rechter Zeit und aus dem rechten Beweggrunde ein wenig hart zu scheinen, und dadurch für den Augenblick etwas missfällig zu werden, ist auch Weisheit, ist oft mehr Wirkung eines guten und edlen Herzens als eine gar zu ausgedehnte und zuvorkommende Gefälligkeit, welche sich alle Menschen verbinden will, und darüber oft zu pflichtwidrigen Handlungen hingerissen wird.

Und wie kann und muss man diese Schwachheit zu vermeiden suchen? Dadurch, mein Sohn, dass man durch frühe und vielfältige Uebungen sich die Fertigkeit zu erwerben sucht, nach festen Grundsätzen und wohlüberdachten bestimmten Plänen zu handeln. Man muss mit Rücksicht auf das Maass seiner Kräfte und auf den Umfang derjenigen Handlungen, welche unmittelbar zu unserer Pflicht gehören, seine Zeit wohl eintheilen, und, so viel es sich thun lässt, jeder Stunde ihre bestimmte Arbeit oder ihre bestimmte Verrichtung anweisen; und man muss freiwillig nichts übernehmen, was nicht in eine oder die andere dieser Stunden, ohne Nachtheil der dafür schon bestimmten Berufsgeschäfte, sich füglich aufschieben lässt. Eben so muss man, mit Rücksicht auf seine und der Seinigen nothwendige Bedürfnisse, seine sämmtlichen Einkünfte eintheilen, dasjenige, was man, ohne Ungerechtigkeit gegen Andere, zu Werken der Wohlthätigkeit bestimmen kann, in eine eigene Casse werfen, und diese so verwalten, dass derjenige Nothleidende, der uns jedesmal der nächste ist, den also Gott zunächst an uns gewiesen hat, auch immer die uächsten Ansprüche darauf habe. Bei jeder anderen Zumuthung oder Bitte müssen wir gewohnt sein, schnell und reiflich zu überlegen, ob wir das Gebetene zugestehen können

und dürfen? Und so oft Eines von Beiden, oder Beides zugleich nicht der Fall ist, müssen wir das Herz und die Ehrlichkeit haben, nein! zu sagen. Dieses Nein! aber müssen wir, wenn wir auf das Lob eines guten Herzens Ansprüche machen wollen, jedesmal auf eine Weise sagen, welche die Bitterkeit desselben mildern, und den Bittenden überzeugen kann, dass wir es nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern aus Mangel an Kraft und Vermögen aussprechen. Grausam und unmenschlich ist es, das Niederschlagende einer verweigernden Antwort durch Härte in Worten, Mienen und Geberden, für den, der sein Vertrauen und seine Hoffnung auf uns gesetzt hatte, noch drückender zu machen, als es durch sich selbst schon ist.

So, mein Sohn, kommt man nach und nach, durch vielfältige Uebungen, zu der, jedem Menschen überhaupt, ganz besonders aber jedem Geschäftsmann nöthigen Fertigkeit, nach Grundsätzen und planmässig zu handeln. Wehe dem, der in einen Wirkkreis von beträchtlichem Umfange gesetzt wird, ohne diese Fertigkeiten erworben zu haben! Sein eigenes Loos und der Fortgang seiner Geschäfte können nicht anders, als sehr traurig ausfallen. Und nun genug für heute! Morgen werde ich Dir mit solchen Erfahrungen und Rathschlägen an die Hand gehen, welche Dir bei der Wahl Deines Berufs zu Statten kommen können.

Mit diesen Worten stand er auf, und ging, von seinem Sohne geführt, unter frohen Empfindungen, beim Anschauen des gestirnten Himmels, zurück zu seiner ländlichen Wohnung. — —

Aus:

Väterlicher Rath für meine Tochter.

Erster Theil: Aufgeklärte Religionsbegriffe.

Die zweite Art von Erkenntniss, worüber Du, mein Kind, wie jeder andere Mensch, einer Aufklärung bedarfst, sind die Wahrheiten der Religion. Eine Sache, die Dich so nahe angeht, die auf Dein Wohlverhalten, die auf Deine Ruhe und Zufriedenheit im Leben und Sterben einen so entscheidenden Einfluss haben kann, muss Dir nothwendig wichtig sein, muss Deinen Forschtrieb stark an sich ziehen, und so lange festhalten, bis Du Wahrheit und Trug unterscheiden gelernt haben und zu einer Gewissheit darüber gelangt sein wirst, die von den Meinungen und Urtheilen anderer Menschen unabhängig ist. Wäre die christliche Glückseligkeitslehre noch das, was sie in dem Munde ihres weisen Stifters war, so würde dieses Geschäft der eigenen Prüfung bald gethan sein, und der einfältigste Verstand würde eben so gut, als der Scharfsinn des gelehrten Untersuchers, damit zu Stande kommen können. Denn da brauchte man jede dazu gehörige Lehre, nach dem Rathe unseres Herrn und Meisters, nur an den Prüfstein der Ausübung der eigenen Erfahrung zu halten, brauchte nur darauf zu achten, ob die Annahme und Befolgung derselben uns wirklich besser, zufriedener und glücklicher machen würde, und man würde dadurch bald inne werden, ob diese Lehren von Gott, dem Urquell alles Wahren und Guten, oder von irrenden und täuschenden Menschen herrühren. Allein

wisse, Tochter! dass diejenigen, durch deren Mund und Feder dieser Schatz von Erkenntniss durch achtzehn lange und grösstentheils sehr finstere Jahrhunderte bis zu uns fortgepflanzt wurde, ihren Mitmenschen das Glück, die Wahrheit in ihrer liebenswürdigen Einfachheit und in dem ihr eigenthümlichen reinen Lichte zu erblicken, beneidet haben.. Man hat uns jene einfachen, sich durch sich selbst beweisenden und empfehlenden Sätze in ein so künstliches Gewebe von unfruchtbaren Grübeleien und Spitzfindigkeiten versteckt, dass es dem blossen Menschenverstand, von Schulgelehrsamkeit entblösst, überaus schwer werden muss, sie daselbst zu erkennen, noch schwerer sie von den damit durchwebten menschlichen Zusätzen abzusondern, um sie wieder in ihrer ursprünglichen Einfachheit, Wahrheit und Wohlthätigkeit zu besitzen und anzuwenden. Das ist es, was die Erlernung der Gotteslehre und die Bemühung, zu einer eigenen, festen Ueberzeugung davon zu gelangen, aus einem leichten Geschäfte des Herzens und des gesunden Menschenverstandes zu einer schweren und für viele Menschen misslichen gelehrten Arbeit gemacht hat.

Du, mein Kind, hast weder Zeit noch Beruf, Dich auf gelehrte Forschungen einzulassen; der Vortheil, der Dir daraus erwachsen könnte, würde immer klein und zweideutig, der Nachtheil hingegen gross und unvermeidlich sein. Gleichwohl muss auch Dir, wie jedem anderen Menschen, ungemein viel daran liegen, in einer für Dein ganzes gegenwärtiges und künftiges Leben so sehr wichtigen Angelegenheit zu etwas Gewissem zu gelangen, und Deine Ueberzeugungen auf einen Grund zu bauen, den weder die Scheingründe des Unglaubens, noch die Schreckbilder des Aberglaubens jemals wankend zu machen vermögen. Wie willst Du das denn nun anfangen? Vernimm mei-

nen Rath hierüber, und traue es meinem väterlichen Herzen zu, dass ich ihn Dir nicht geben würde, wenn ich nicht vollkommen überzeugt wäre, dass die Befolgung desselben Dir wohlthun werde.

Es kommt hierbei auf Zweierlei an. Man muss zuvörderst die wesentlichen und wirklich heilbringenden Wahrheiten der Gotteslehre oder Religion von dem, was die Menschen hinzugethan haben zu unterscheiden suchen; dann aber auch zweitens das, was nun wirklich göttliche Wahrheit ist, nach seinem ganzen anwendbaren Umfang nicht nur kennen lernen, sondern auch durch öftere Betrachtungen darüber seiner Seele recht geläufig machen, sich dafür erwärmen, es aus einer blossen Erkenntniss in bleibende und wirksame Grundsätze für das Leben verwandeln. Das Erste wirst Du, ohne alle Gefahr eines beträchtlichen Irrthums, bloss durch Anwendung folgender Regeln bewirken können.

1. Alles, was Dir, nach redlicher Anstrengung aller Deiner Seelenkräfte und nach sorgfältiger Anwendung aller Dir zu Gebote stehenden Mittel der Belehrung, dennoch unverständlich bleibt oder in einen wirklichen Widerspruch mit anderen völlig ausgemachten Wahrheiten der Vernunft und der Religion steht, das gehört nicht zur Religion, wenigstens nicht zu Deiner Religion und Du bist berechtigt, es davon auszuschliessen. Denn kein Mensch ist verpflichtet, Etwas zu erkennen, was er nicht erkennen kann, oder Etwas anzunehmen, was anderen für gewiss erkannten Wahrheiten widerspricht. Dieser Satz leidet keine Ausnahme.

2. Alles, worüber Diejenigen, welche der Gottesgelehrsamkeit ihr ganzes Leben gewidmet haben, unter sich selbst uneins sind, worüber sie sich zanken, anfeinden und verfolgen, das gehört nicht zur Religion, wenig-

stens nicht zu der Religion, welche Christus uns gelehrt hat und die in allen ihren Theilen nicht nur Ueberzeugung mit sich führt, sondern auch Frieden, Eintracht und Duldsamkeit einflösst. Wie könnte dem blossen Laien zugemuthet werden, dass er heller sehe als seine Führer? Wie könnte man von jenem Ueberzeugung verlangen in Dingen, welche diesen selbst noch nicht ausgemacht sind? Wie könnte Etwas ein Theil des Evangeliums, das ist einer frohen, beseligenden Verkündigung sein, was die Menschen zänkisch, hart, lieblos und verfolgungssüchtig macht?

3. Alles, was keinen Einfluss auf unser Leben und auf unsere Handlungen hat, was weder zur Verbesserung und Veredelung noch zur Beglückung der Menschen taugt, das gehört nicht zur Religion, als welche in allen ihren Theilen eine Lehre zur Tugend und Glückseligkeit sein soll. Diesen Prüfstein der Echtheit und Göttlichkeit der Religionswahrheiten hat uns Christus selbst hinterlassen. — —

Vor Allem ehrenvoll für Campe war der Auftrag, der an ihn, damals Feldprediger bei dem Regiment des Prinzen von Preussen, erging, für den Sohn des Kronprinzen einen Erziehungsplan auszuarbeiten. Wir sind in der Lage, nach einem noch vorhandenen Concepte den Entwurf mittheilen zu können.

Erziehungsplan

für das auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preussen zu erziehende Kind.

Man setzt voraus, dass die Bestimmung eines so vielbedeutenden Kindes keine geringere sei, als die, auf der militärischen und politischen Schaubühne einst eine

grosse Rolle zu spielen. Man glaubt daher, dass der Hauptzweck bei dieser Erziehung sein müsse:

1. in dem Herzen des Kindes einen unzerstörbaren Grund von Moralität, Gewissenhaftigkeit und Menschlichkeit zu legen;
2. es an Leib und Seele gegen alle Ungemächlichkeiten, Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten des Lebens so viel als möglich abzuhärten, um es vor aller Weichlichkeit und vor zu grosser Empfindlichkeit zu verwahren;
3. seine körperlichen und geistigen Kräfte im genauen Ebenmaasse zu entwickeln, zu üben und zu stärken, damit es im gleichen Grade an Leib und Seele stark, gewandt, muthig und geschickt werden möge;
4. ihm nach und nach in gehöriger Ordnung und mit Beiseitesetzung aller pedantischen Schulgelehrsamkeit diejenigen Sprachen und Wissenschaften mitzutheilen, welche zu seiner künftigen Bestimmung nothwendig oder nützlich sind.

   Diese scheinen zu sein:

   a) die französische }
   b) die englische } Sprache;
   c) die italienische }
   d) einige Kenntnisse der lateinischen Sprache, des allgemeinen Vorurtheils wegen, es müsste denn sein, dass Se. Königl. Hoheit zu befehlen geruhten, dass man auf dieses Vorurtheil keine Rücksicht nehmen solle.
   e) Die Geschichte, Geographie und Statistik überhaupt und ganz besonders die Geographie des deutschen Vaterlandes und aller daranstossenden oder zunächst gelegenen Länder.
   f) Die Geschichte und zwar erstlich die alte,

dann vorzüglich die neuere, dann ganz vorzüglich die Geschichte der preussischen und brandenburgischen Staaten.

g) Viel Mathematik, der künftig zu erlernenden Taktik und Kriegsbaukunst wegen; und aus eben der Ursache auch einige Uebungen in der Zeichenkunst.

h) Die schönen Wissenschaften, zur Bildung seines Geschmacks.

i) Das Gemeinnützigste und Interessanteste aus der Naturhistorie, in Verbindung mit dem Religionsunterrichte.

k) Zuletzt einiges Studium der Philosophie, so weit es nämlich nöthig ist, um die Gründe der Staatsklugheit einsehen und beurtheilen zu können.

Die Hauptsorge des Erziehers muss nun dahin gehen, dass die junge Seele des Kindes nicht mit zu vielerlei Kenntnissen auf einmal überhäuft werde, sondern dass er zu jeder Zeit das rechte Maass treffe, und auf alle Weise verhüte, dass ihm das Lernen zur Last und zum Ekel werde. Aus dieser Ursache muss er langsam und Schritt vor Schritt zu Werke gehen, und vornehmlich in den ersten beiden Jahren mehr vorbereiten, als schon wirklich aufbauen wollen.

Die in diesen beiden nächsten Jahren vorzunehmenden Beschäftigungen, Uebungen und Unterweisungen scheinen sich auf folgende Punkte einzuschränken.

1. Muss der Erzieher, bevor er irgend etwas anderes vornimmt, sich die Liebe, das Zutrauen und die bereitwilligste Folgsamkeit des Kindes zu erwerben und sie nachher immer zu erhalten suchen.

2. Muss er dafür sorgen, dass das Kind immer auf eine angenehme und so viel möglich nützliche Weise unterhalten werde.
3. Muss er täglich, um es an jede Witterung zu gewöhnen, es in die freie Luft führen, im Sommer täglich sich mit ihm baden, im Winter aber seinen ganzen Leib waschen lassen. [Sobald das Alter und die Kräfte des Kindes es erlauben, muss er es mit der gehörigen Vorsicht schwimmen lehren, worin er selbst sowohl als auch sein Begleiter eine ungewöhnliche Fertigkeit besitzt.]
4. Ausser den Promenaden und Spielen werden täglich zwei Stunden den Leibesübungen gewidmet, die eine mit Hülfe eines Tanzmeisters, die andere, indem man selbst allerlei Uebungen im Laufen, Springen, Exerciren etc. veranstalte, wobei zugleich die französische Sprache auf eine unmerkliche Weise eingeflösst werden kann. Könnte man eine Wohnung mit einem Garten haben, so würde die Bequemlichkeit zu solchen Leibesübungen und Spielen um so viel grösser sein.
5. In Ansehung der fremden Sprachen muss in diesen zwei Jahren keine andere, als allein die französische und zwar anfangs bloss als Muttersprache durch Plaudern und Spielereien erlernt und das Grammatikalische derselben bis auf ein reiferes Alter verschoben werden. Wenn der Lehrer sich das Ansehen giebt, dass er selbst ganz und gar kein Deutsch versteht, von Anfang an nichts als Französisch redet und dem Verstande des Kindes nur durch Pantomime und sinnliche Zeichen zu Hülfe zu kommen sucht: so wissen wir, aus einer vielfältigen Erfahrung, dass man in einigen Mona-

ten es dahin bringen könne, dass das Kind das Meiste von dem, was man sagt, versteht und selbst anfängt sich in eben derselben Sprache auszudrücken. — Auf eben diese Weise werden nach einigen Jahren auch die übrigen zu erlernenden Sprachen, eine nach der anderen, erst wie die Muttersprache durch Plaudern, dann grammatikalisch gelehrt.

6. Indem man aber, nach dieser Methode, Sprachkenntniss mitzutheilen sucht, bestrebt man sich zu gleicher Zeit dem Kinde richtige Begriffe über die nächstliegenden Dinge im gemeinen Leben und in der Natur beizubringen, indem man ihm diese Dinge, wenn es immer möglich ist, in der Natur selbst, und, wenn dieses nicht gleich möglich ist, in Bildern zeigt und erklärt. Alle vorbereitenden Kenntnisse aber, welche dem Kinde in den nächsten beiden Jahren nöthig sind, können ihm durch Vorzeigung und Erklärung der Basedow'schen Elementarbilder beigebracht werden.

7. Sobald das Kind die nächsten Gegenstände der Natur, der Kunst und des gemeinen Lebens kennt, fängt der Lehrer an, ihm auf eben dieselbe Weise diejenigen Vorbegriffe mitzutheilen, welche erst gehörig entwickelt sein müssen, ehe man die Erdbeschreibung lehren kann, die, meiner Meinung nach, die erste unter allen Wissenschaften ist, mit der man anfangen muss. Zu diesen Vorbegriffen gehören zum Exempel die Fragen: was Flüsse, Ströme, Seen, Meere, Meerengen, Meerbusen, Inseln, Halbinseln, festes Land, Grenzen u. s. w. sind? Was man Osten, Süden, Westen und Norden nennt? Wie man grosse Gegenstände, ja ganze Länder,

durch Hülfe des verjüngten Maassstabes, im Kleinen abbildet? Was eine Monarchie, Aristokratie, eine Republik u. s. w. sind?

8. Sind diese Vorbegriffe gehörig entwickelt und anschaulich gemacht worden: so nimmt der erste geographische Cursus seinen Anfang, indem der Lehrer
   a) einen Abriss des Gartens oder Hofraums macht, und das Kind eine Zeit lang übt, jeden Fleck desselben, den man ihm in der Zeichnung anweiset, in der Natur sogleich zu finden;
   b) ebenso mit dem Grundriss der ganzen Stadt, dann der ganzen Gegend verfährt; und endlich
   c) wenn das Kind hierdurch hinlänglich geübt worden ist, ein Land nach dem anderen und zwar dergestalt mit ihm durchgeht, dass er nur sehr wenige Namen von Städten und Flüssen nennt, aber desto mehr Angenehmes und Unterhaltendes von dem Eigenthümlichen eines jeden Landes und seiner Bewohner erzählt. —

9. In eben dieser ersten Periode der Kindheit füllt der Lehrer manche halbe Stunde mit Erzählungen solcher — wahren oder erdichteten — Geschichten und solcher Merkwürdigkeiten aus der Naturhistorie aus, welche dem Kinde vollkommen verständlich und zugleich unterhaltend sind.

10. Zwei von einander getrennte halbe Stunden werden täglich dem deutschen Lesen gewidmet und nur dann erst, wenn das Kind hierin zu einiger

Fertigkeit gelangt ist, fängt man an, es auch französisch lesen zu lehren.

11. Auf gleiche Weise werden täglich zwei von einander getrennte halbe Stunden auf die Schreibekunst verwandt, auch nach und nach spielend der Anfang im Zeichnen gemacht.

12. Erst nach Verlauf eines Jahres flösst man dem Kinde spielend das Ein mal Eins ein und lässt hierauf die vier Rechnungsarten folgen. In eben diesem zweiten Jahre kann man auch schon einige Vorbereitungen zu dem künftigen mathematischen Unterrichte eintreten lassen, indem man nämlich dem Kinde verschiedene mathematische Figuren bekannt macht und es übt, sie nachzumachen.

13. Der Religionsunterricht wird in dieser ersten Periode der Kindheit nicht nach festgesetzten Stunden, auch nicht mit dem Buche in der Hand gegeben: beides würde dem Kinde einen Widerwillen dagegen erwecken. Der Lehrer bemüht sich vielmehr bei seinen Spaziergängen und bei rührenden Veranlassungen, dem Kinde Ehrfurcht und Liebe gegen das höchste Wesen einzuflössen und es nicht papageienmässig, durch Nachplaudern auswendig gelernter Worte, sondern mit wirklicher Empfindung und aus dem Herzen beten zu lehren.

14. Endlich beobachtet der Erzieher mit der äussersten Sorgfalt jede kleine Charakteräusserung des Kindes, um jedem unsittlichen Auswuchse vorzubauen; giebt ihm selbst ein beständiges Beispiel von Sanftmuth, Billigkeit, Ordnung, Mässigkeit, Gerechtigkeit und Edelmuth und sucht ihm diese Tugenden, nicht durch vieles Predigen, denn das

würde fruchtlos sein, sondern durch öftere zweckmässige Uebungen einzuflössen.

Dies, wie mich dünkt, ist alles, was in den nächsten beiden Jahren mit dem Kinde vorgenommen werden muss. Sollte dieser kurze Entwurf so glücklich sein, Sr. Königl. Hoheit gnädigsten Beifall zu erhalten: so werde ich nicht ermangeln, Höchstdenenselben zu seiner Zeit auch die Fortsetzung dieses Erziehungsplanes unterthänigst zu Füssen zu legen. —

Zu einer Fortsetzung dieses Erziehungsplanes ist es nicht gekommen, da das Verhältniss Campe's zum preussischen Hofe sich bald wieder gelöst hat und zur Zeit der Wöllner'schen Verfinsterungsversuche selbst ein gespanntes geworden ist. Seit Xenophon's Cyropädie die Kunst zu herrschen an einem geschichtlichen Beispiel in Wahrheit und Dichtung dargelegt hat, hat es niemals in der Literatur an Schriften über Prinzenerziehung gefehlt, das vorige Jahrhundert ist besonders reich daran gewesen. Wir mögen es gleichwohl beklagen, dass jener Erziehungsplan Campe's einer Schöpfung gleicht, die nicht zum siebenten Tage gelangt ist. Campe's Charakter, der stets getragen wurde von den Ideen der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe, bürgt uns dafür, dass seine Prinzenerziehung in dem Worte des genialen Dichters sich zusammengefasst hätte, der den Himmel in sich trug, von dem er gezeugt hat: Um den Kühnsten zu bilden, bilde kühn! — [1]).

Es liegt die Frage nahe, wie sich Campe zu Pestalozzi gestellt hat, der seine pädagogische Heldenbahn bereits betreten hatte, als Campe auf der Höhe seines Ruhmes stand. Im Jahre 1805 hatte Campe sich ent-

---

1) Jean Paul's Levana S. 248.

schlossen nach Burgdorf zu reisen, um Pestalozzi's Elementarschule aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Reise selbst ist nie zur Ausführung gelangt. Dagegen findet sich in Campe's Papieren eine Notiz, aus welcher hervorgeht, dass seine Stellung vorerst eine zuwartende blieb. Campe war von einem Freunde aufgefordert worden, die Anstalt zu Buchsee öffentlich zu empfehlen. Bei aller Theilnahme für den „edlen Schwärmer“ kann sich Campe dazu nicht entschliessen, die von Pestalozzi's Erziehungsweise gehofften Früchte schon jetzt zu brechen, da sie noch nicht reif seien. Nach Allem — schreibt Campe — was ich von dieser Lehrart und ihrer Wirkung in Erfahrung gebracht hatte und in Ihrem Berichte bestätigt fand, konnte ich nicht umhin zu besorgen, dass die darnach unterwiesenen Kinder in hohem Grade einseitige, beschränkte und nur maschinenmässig wirkende, folglich für die allermeisten Geschäfte des bürgerlichen Lebens nicht sehr brauchbare und für die höheren Grade der menschlichen Ausbildung und Veredelung beinahe verlorene Wesen werden müssten. Die Vollkommenheit und Brauchbarkeit des Menschen erwächst ja, wie wir Alle wissen, aus der gleichmässigen Ausbildung und Verstärkung aller seiner angebornen Fähigkeiten und Kräfte. So wichtig und nöthig es daher auch ist — wie wir Anderen, die man vor einigen Jahren noch, wenn man sie schelten wollte, die neuern Erzieher nannte, zu predigen nicht aufgehört haben —, die Anschauungsfähigkeit der Kinder auf alle Weise zu üben, zu schärfen und zu verstärken: so ist dieses doch nicht die einzige ihrer Fähigkeiten, welche bearbeitet und verstärkt werden muss. Der Mensch soll nicht bloss anschauen, sondern auch das Angeschaute vergleichen, darüber nachdenken und Folgen daraus hinleiten, welche

nicht unmittelbar durch die Anschauung selbst gegeben werden. Geht man nun aber vollends so weit in der Einseitigkeit der Anschauungsübungen, dass man die Kinderseelen ganze Tage, Wochen, Monate und Jahre hindurch grösstentheils nur auf die Betrachtung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers und einiger Linien und Figuren beschränkt: so werden sie zwar, was sie allerdings sein sollen, Spiegel werden, aber unthätige und beschränkte Spiegel, welche nicht Alles, was in ihre Sinne fällt, sondern nur dasjenige, was Bezug auf ihre gewöhnlichen Uebungsgegenstände hat, klar und bestimmt darstellen, aber auch selbst dieses nicht selbstthätig bearbeitet und zur Hervorbringung eigener, neuer und nützlicher Gedankenreihen anwenden werden. Was sollen uns solche Spiegel in der bürgerlichen Gesellschaft? Was sollen sie für sich selbst? Ferner wie Pestalozzi's Kinder nothwendig alle genau eine und eben dieselbe Hand schreiben lernen; so müssen sie auch, scheint es, alle, ihrer geistigen Ausbildung und ihren inneren Fähigkeiten nach, einander eben so ähnlich sehen, als ihre Handschriften. Ihre Seelen werden ja so unwiderstehlich in eine und ebendieselbe knappe Form eingezwängt, dass sie nothwendig alle eine und dieselbe Gestalt gewinnen müssen, es wäre denn dass etwa eine oder die andere mit ungewöhnlichen Naturkräften begabte die Form zerbrächen. Würde das aber ein Glück für die menschliche Gesellschaft sein, welche einer so grossen Mannigfaltigkeit an Kräften bedarf? —

Wir ersehen leicht, dass Campe an dem Anschauungs- und Sprachunterricht Anstoss nimmt, wie ihn Pestalozzi im „Buch der Mütter“ an den menschlichen Körper geknüpft hat. Auch nach Campe hat man es gerügt, dass der grosse Schweizer sich hier in anatomische

Demonstrationen verliere, statt das Kind auf seine Umgebung zu leiten, da alles Leben nicht mit dem Wissen, sondern mit dem Thun beginnt. Auch Campe's Ausstellungen würden sich in dem bekannten Urtheil zusammengefasst haben: Vous voulez mechaniser l'education — das gegen jenes Paradoxon Pestalozzi's sich richtet, dass es eine Unterrichtsweise gebe, in welcher alle Fundamente des Wissens und Könnens so vereinigt seien, dass es genüge, wenn der Lehrer nur die Methode ihres Gebrauches erlerne, um sich und die Schüler zu den höchsten Unterrichtszwecken zu erheben. — —

Es erübrigt jetzt noch, auf den Plan einer grossen Schulencyclopädie einen Blick zu werfen. Campe hatte für dies so grossartig angelegte Unternehmen hervorragende Gelehrte gewonnen, darunter den genialen Georg Forster, den scharfsinnigen Beobachter von Natur- und Völkerleben, und Chr. Gottlob Heyne, den berühmten Begründer der echten Alterthumswissenschaft. Leider sollten gerade diese zwei Namen ersten Ranges dem Unternehmen verloren gehen, da Heyne, der nie ganz frei war von Missgunst und Herrschsucht, sich bald wieder zurückzog, und Forster sich bald darauf anschickte, einer Einladung der Kaiserin von Russland zufolge zum zweiten Male ins Südmeer zu schiffen [1]. Zwar die Auszüge aus den deutschen Classikern kamen nicht über den ersten Versuch hinaus, da Klopstock sich unzufrieden über die Art und Weise aussprach, wie man die Messiade gekürzt hatte; dagegen die Auswahl und Erläuterung der gelesensten römischen Classiker, von tüchtigen Schulmännern bearbeitet, verdient alles Lob. Campe ging dabei von folgenden Erwägungen aus:

[1] Vergl. in Abschnitt VIII. die betr. Briefe.

1. Kein einziges der classischen Werke ist dazu gemacht, Kindern als das erste Lesebuch zur Erlernung der lateinischen Sprache in die Hände gegeben zu werden. Man sollte diese ehrwürdigen Denkmäler des Alterthums, voll hohen Geistes und Sinnes, nicht zu der Schmach verdammen, Joachim Langen's, grammatikalischen und streitsüchtigen Andenkens, elenden Gesprächen an die Seite gesetzt und zur Marter für die armen Knaben gemacht zu werden.

2. Man sollte also lateinische Elementarbücher, im rechten und eigentlichen Sinn des Wortes, verfertigen, um die Knaben, so lange sie Knaben sind, das ist bis in ihr zwölftes bis vierzehntes Jahr, damit hinzuhalten, und sie auf die künftige Lesung der classischen Autoren dadurch vorzubereiten. Solcher Elementarbücher müsste man wenigstens vier haben, jedes ungefähr 12 bis 16 Bogen stark, um vom achten bis zwölften, oder besser vom zehnten bis vierzehnten Jahre täglich eine Stunde damit auszufüllen.

3. Der Charakter dieser Elementarbücher, besonders des allerersten, müsste, bei aller Echtheit des lateinischen Ausdrucks, die grösstmögliche Simplicität im Styl und Inhalt sein. Letzterer müsste ganz der kindlichen Fassungskraft und den Bedürfnissen dieses Alters entsprechen; ersterer müsste mehr in kurzen leicht verbundenen Sätzen, als in periodischen Zusammensetzungen bestehen. Die Verbindung und Stellung der Wörter müsste in dem ersten dieser vier Elementarbücher, so viel der Genius der Sprache es nur immer erlaubte, sich der deutschen Wortverbindung nähern. In den folgenden drei Büchern wiche die lateinische Wortfügung nach und nach von der deutschen ab, und der Styl finge an, einigen Periodenbau, doch ohne schwere Verwickelung, zu

bekommen, so, dass der Uebergang von dem letzten dieser Bücher zu dem Auszuge aus einem der leichtesten Classiker, etwa aus dem Justin, nicht merklicher und schwerer wäre, als der Uebergang von dem einen dieser Elementarbücher zum anderen.

4. In Ansehung des Inhalts dieser Bücher dürfte noch Folgendes zu beobachten sein. Er müsste zwar nur von solchen Sachen handeln, welche dem Kinde nahe liegen, deren Kenntniss für dieses Alter schon gehört und ihm schon jetzt nützlich werden kann; aber da man nicht deswegen Latein lernt, um über die Gegenstände des häuslichen und bürgerlichen Lebens Lateinisch schwatzen zu können, sondern um die alten Schriftsteller und einen lateinischen Vortrag über wissenschaftliche Gegenstände zu verstehen, und erforderlichen Falls zu einem solchen Vortrage selbst geschickt zu sein: so müsste in diesen Elementarbüchern alles Detail von solchen Dingen, welche weder in den alten lateinischen Schriften vorkommen, noch in dem Umfange unserer Schulwissenschaften liegen, gänzlich vermieden werden. Also keine detaillirte Beschreibung und Nennung der einzelnen häuslichen Dinge und Geräthschaften, wozu uns, weil sie neueren Ursprungs sind, echtlateinische Namen und Ausdrücke fehlen; also auch keine Beschreibung und Erzählung der verschiedenen Werkzeuge und Verfahrungsarten unserer Künstler und Handwerker! Dinge dieser Art gehören vielmehr recht eigentlich in ein französisches Elementarwerk, weil bei diesem wirklich derjenige Zweck eintritt, den wir dort nicht anerkennen konnten, nämlich der, die Kinder, über alle Gegenstände des häuslichen und bürgerlichen Lebens Französisch plaudern zu lehren; und weil man in einer lebendigen Sprache, und zwar in der Sprache des Volks, welches einerlei Künste, auch unge-

fähr einerlei Sitten, Gebräuche und Verfassung mit uns hat, über solche Dinge plaudern kann.

5. Demzufolge müsste der Inhalt dieser Bücher, theils in solchen anthropologischen Kenntnissen, welche dem kindischen Alter angemessen sind, theils in solchen Beschreibungen natürlicher und häuslicher Dinge und Einrichtungen bestehen, wozu wir echtlateinische Wörter und Redensarten haben, und wovon in den Schriften der Alten gleichfalls die Rede ist, so, dass die Erlernung dieser Wörter und Redensarten für eine Vorbereitung auf die nachherige classische Lectüre gelten könnte. Das letzte Elementarbuch hingegen müsste, um sich an die alten Historiker anzuschliessen und darauf vorzubereiten, irgend eine merkwürdige und interessante Periode aus der neueren Geschichte beschreiben, welche für sich ein Ganzes ausmachte, und welche eine grosse Mannigfaltigkeit von solchen Gegenständen, Handlungen, Auftritten und Weltbegebenheiten darböte, als in den Schriften der Alten gleichfalls beschrieben werden.

6. Dieser Theorie zufolge müsste der Inhalt der vier Elementarbücher folgender Gestalt bestimmt werden. Der erste und zweite Theil enthielten anthropologische und Naturkenntnisse, nur dass man das Aufzählen vieler Thierarten, Pflanzen, Werkzeuge und anderer Gegenstände, welche den Alten zum Theil unbekannt waren, vermiede; dafür aber allerlei anderweitige, das menschliche Leben, die menschliche Wirksamkeit, unseren irdischen Wohnplatz, unser Wohl- und Uebelsein betreffende Kenntnisse einwebte, insofern dieselben sich mit echtlateinischen Wörtern und Redensarten ausdrücken lassen und für das kindische Alter gehören. Dazwischen müsste man, um für Mannigfaltigkeit und Interesse zu sorgen, leichte Fabeln, kleine Erzählungen und Gespräche

einweben, welche auf die jedesmaligen Gegenstände irgend eine Beziehung hätten. Der dritte Theil könnte in einer mit möglichster Sorgfalt verfertigten lateinischen Uebersetzung der zu diesem Behuf umgearbeiteten und für den lateinischen Ausdruck bequemer eingerichteten „kleinen Seelenlehre für Kinder“, und der vierte Theil in einer mit gleicher Sorgfalt bearbeiteten Uebersetzung des „Columbus“ bestehen.

7. Durch Hülfe dieser vier Bücher und durch Anwendung einer künftig zu beschreibenden zweckmässigen und durch Erfahrung bewährten Methode würden nun die Kinder innerhalb vier Jahren und indem man täglich nur eine einzige Stunde auf dieses Geschäft verwendete, ohne marternde Anstrengung und unter beständiger Einsammlung nützlicher Sachkenntnisse, ganz bequem, so weit gebracht werden, dass sie einen mündlichen lateinischen Vortrag über solche Dinge, als in diesen Büchern vorkommen, verständen, ohne Schwierigkeit zur Lesung leicht geschriebener Classiker übergehen könnten, und dabei keiner anderen Mithülfe bedürften, als der, dass der Lehrer ihnen die vorkommenden schweren Stellen durch leichteres Latein erklärte.

8. Bevor aber die jungen Leute zur Lesung der classischen Autoren übergingen, müssten sie sich eine kleine, ihnen zu erklärende lateinische Grammatik, als den fünften Theil der lateinischen Encyclopädie, bekannt machen; welches nunmehr, da sie das grammatikalische Alter erreicht haben und Vieles schon ex usu wissen, keine grosse Schwierigkeit mehr machen kann. Auf die Grammatik folgte ein kurzer Unterricht in den Alterthümern, und weiter hin, wenn man zu den Dichtern schreiten wollte, ein Compendium der Mythologie. Und

nun träten die classischen Autoren ein, aber nicht ganz, sondern zweckmässig abgekürzt [1]. —

Campe liess ein solches Elementarbuch ausarbeiten, das dem Schüler die entsprechenden sprachlichen und sachlichen Kenntnisse zuführen sollte [2]. Ein Philologe von Fach, ein Schüler Heyne's, Professor Buhle zu Göttingen, führte sodann das Unternehmen in die gelehrte Welt ein [3].

Die Ansichten Buhle's über die Verbesserung der Methode des Unterrichts in der lateinischen Sprache und Literatur sowie über die Bearbeitung der lateinischen Classiker für den Schulgebrauch verdienen noch heute alle Beachtung. Folgendes seine Ansichten und Vorschläge.

Bei der Erklärung der alten römischen Schriftsteller auf Schulen lässt sich nur ein dreifacher Zweck denken, worauf alles hinzielen muss: 1) dass die Schüler die lateinische Sprache, als Sprache, gründlich und vollständig lernen; 2) dass sie sich eine richtige Kenntniss des Geistes und der Manier der alten Schriftsteller erwerben, und diese zur Bildung und Verfeinerung ihres eigenen Geschmacks anwenden; 3) dass sie sich die mannichfaltigen wissenschaftlichen Notizen sammeln, die in ihren Werken enthalten sind.

Dieses vorausgesetzt, glaubt Buhle gleichwohl annehmen zu dürfen, dass auf den meisten Gymnasien, ungeachtet darin die classische Literatur einer der vorzüglichsten Gegenstände des Unterrichts ist, und oft ein grösserer Theil der bestimmten Zeit darauf gewandt wird,

---

1) Braunschw. Journal I, 261 ff.

2) Rizhaub, Elementarwerk zur leichteren Erlernung der lateinischen Sprache. 5 Bändchen.

3) Braunschw. Journal I, 270 ff.

als wegen der Menge anderer, eben so nothwendig zu erlernenden Kenntnisse darauf gewandt werden sollte, doch die Art und Weise, wie man sie betreibt, noch einer sehr grossen Verbesserung oder Vervollkommnung fähig sei. Denn wenn sie es nicht wäre, so lässt sich gewissermaassen nicht begreifen, warum gerade die wenigsten jungen Leute von dieser Gattung der Schulstudien, die doch so vorzüglich eifrig betrieben wird, diejenigen Früchte einernten, die sie eigentlich davon einernten sollten; warum eine gemeiniglich dürftige und mangelhafte Kenntniss der lateinischen Sprache die ganze Ausbeute ist, welche die meisten von der Schule mitnehmen; und warum endlich sehr Vielen nach geendigten Schuljahren zum grossen Nachtheil ihrer völligen Ausbildung ein gewisser Widerwillen gegen alte Literatur so eigenthümlioh wird, dass sie, sobald sie angefangen haben, andere Wissenschaften zu bearbeiten, sich gar nicht mehr darum bekümmern mögen, wenn es auch ihnen an Musse und Veranlassung dazu nicht fehlt. Wenigstens kann hiervon die Ursache nicht immer in der Schwäche der Geisteskräfte oder der Trägheit und Unempfindlichkeit der jungen Leute liegen; sondern sie ist gewiss eben so oft in der planlosen, unzweckmässigen und verkehrten Methode zu suchen, die beim Unterricht in der Schule gewöhnlich befolgt wird.

Die ursprüngliche Anlage pflegt immer diese zu sein, dass der Unterricht stufenweise vom Leichteren zum Schwereren fortgehen soll, und dass in den niederen Classen nur solche Schriftsteller gelesen werden, die man mit Wahrheit oder nach einem Vorurtheil für die verständlichsten hält; und in den höheren wiederum andere, bei denen grössere Schwierigkeiten des Inhalts sowohl als der Sprache anzutreffen sind. An und für sich gründet

diese Idee einen sehr guten und lobenswürdigen Unterweisungsplan; es kommt aber natürlicherweise alles darauf an, wie sie in Ausübung gebracht wird, weil hierin eben die wichtigsten Fehler begangen werden können. Und so ist es denn auch wirklich am häufigsten der Fall, dass die Schriftsteller, welche zuvörderst in den niederen Classen erklärt werden, gar nicht so gewählt sind, wie es das Maass der Fähigkeiten und die Bedürfnisse der Knaben erfordern. Es giebt überhaupt schwerlich einen alten Schriftsteller, der sich so leicht, so natürlich, so gemeinfasslich ausdrückte, dass ein Knabe nicht erst eine ansehnliche Reihe von Hindernissen überwinden müsste, um ihn zu verstehen; im Gegentheil ist der Vortrag der meisten so beschaffen, dass der Knabe, ehe er zum Verständniss derselben gelangt, ermüdet wird, und mit der Ermüdung seinen bei der Flüchtigkeit des kindischen Alters ohnehin geringen Eifer für die Sache gänzlich verliert.

Um dieses zu beweisen, beruft sich Buhle auf die sogenannten Schulautoren, die dazu bestimmt sind, dass aus ihnen die erste Wörterkenntniss auf den Schulen gelernt werden soll. Nach seiner Annahme gehören zu der Zahl derselben die Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos, der Auszug des Justins aus dem Trogus Pompejus, die Briefe des Cicero an seine Freunde, das Compendium römischer Geschichte von Eutropius, die Schilderung der Feldzüge Alexander's des Grossen von Curtius u. A. Eins von diesen Büchern hat gewiss allemal jene Bestimmung. Jeder, welcher diese Schriftsteller nachher in reiferen Jahren, und mit vollständigen Sachkenntnissen ausgerüstet, gelesen hat, wird bei einigem Nachdenken eingestehen müssen, dass sie zu nichts weniger als zu Elementarbüchern der

lateinischen Sprache tauglich sind. Cornelius Nepos ist kein leicht verständlicher Schriftsteller von Seiten der Sprache; das lehrt schon die gedrungene Kürze seines Ausdruckes. Warum man ihn für so leicht hält, rührt wohl daher, weil alle seine Biographien nach einem Leisten gemodelt sind, und alle auf eine sehr simple einfältige Art anfangen. Noch schwerer aber ist er in Rücksicht auf den Inhalt. Wie ist es möglich, dass Knaben mit Nutzen Lebensbeschreibungen lesen können von einzelnen grossen Männern, die an der Spitze der Völker standen, unter welchen sie lebten, die an den vornehmsten öffentlichen Begebenheiten den stärksten Antheil hatten, und deren Privatgeschichte in den Zustand der Verfassung und in die Beschaffenheit der Verhältnisse ihres Staates auf das Innigste verwebt ist, ohne vorher mit der Geschichte der Zeit, in welcher sie lebten, und mit Alterthumskunde überhaupt sich schon beschäftigt zu haben? Der Lehrer kann der Unwissenheit des Knaben durch seine Erklärung nicht zu Hülfe kommen; er müsste sich sonst zu lange bei jeder einzelnen Stelle verweilen, da ihn überdies Erläuterung der Sprache, die, so lange er Knaben unterrichtet, sein vornehmstes Augenmerk sein muss, lange genug aufhält.

Mit dem Justin ist es eben so. Nicht zu gedenken, dass seine Geschichte ein gar trockener und mangelhafter Auszug aus einem ohne verhältnissmässigen Plan, und ohne sorgfältige historische Kritik angelegten grösseren Werke des Trogus ist: so enthält sie auch sehr viel Fabeln, Ungereimtheiten und anstössige Erzählungen; erfordert zum Verständniss, da sie als ein Stück von Universalhistorie betrachtet werden muss, und also mancherlei Gegenstände umfasst, mehr Nebenkenntnisse, als bei den Knaben vorausgesetzt, oder von dem Lehrer unter

den Umständen beigebracht werden können, und ist aus diesem Grunde zur ersten Lectüre im Lateinischen nicht zweckmässig. Dass die Briefe des Cicero an seine Freunde gar nicht zu diesem Behufe dienen, darüber wird kein Kenner den Beweis von mir verlangen, eben so wenig, als ein sachverständiger Schulmann die trockene Skizze des Eutropius von der römischen Geschichte, und die Erzählung der Thaten Alexander's des Grossen von Curtius zum ersten Gebrauche empfehlen möchte; jene nicht, weil sie einen lebhaften Knaben nicht interessirt, und eben wegen ihrer Kürze dunkel und unverständlich ist; diese nicht, weil gerade der blendende, bilderreiche Styl des Curtius einen noch ungebildeten Geschmack am leichtesten verführen kann, und ein Lobredner nie ein guter historischer Erzähler ist.

Auch die Wahl der Schriftsteller, die in den höheren Classen gelesen werden, ist jenen angegebenen Zwecken nicht völlig angemessen; wenn sich gleich im Ganzen weniger dagegen erinnern lässt. Man pflegt da einige Bücher des Livius, des Tacitus, irgend ein paar philosophische Schriften des Cicero zu erklären, und krönt am Ende die Arbeit durch Erläuterung der Oden des Horaz, der Metamorphosen des Ovid, und der Eklogen oder der Aeneis des Virgil. Wie viel nun hierdurch, sowohl für die Kenntnisse der Sprache, als der alten römischen Literatur und Alterthumskunde überhaupt, gewonnen wird und gewonnen werden kann, ist leicht abzusehen.

Gesetzt nämlich, dass die bisherige Auswahl der Schulautoren auch untadelhaft wäre: so ist doch ihre Zahl viel zu beschränkt und zu klein, als dass durch Erklärung derselben den Absichten, warum alte römische

Literatur auf Schulen getrieben werden muss, ein Genüge geschähe. Sie ist erstlich zu klein, weil die Schüler aus ihnen sich keine einigermaassen vollkommene Kenntniss der Sprache erwerben können. Wer im gemeinen Leben sich nur in einem kleinen, und zwar immer in einem und eben demselben Cirkel von Menschen aufhält, nur diesem seine Ideen mittheilt und gegen die seinigen austauscht, lernt auch nur die Sprache und die Denkungsart dieses Cirkels kennen; versetzt ihn der Zufall einmal in eine andere Gesellschaft, wo in Rücksicht auf die Art zu denken und die Manier des Ausdrucks ein anderer Ton herrscht: so wird er sich gleich als Fremdling fühlen, und die Absichten vielleicht gar nicht, oder doch in weit geringerem Grade erreichen, die er darin zu erreichen hoffte. Bloss der Umgang mit Menschen aus allen Ständen, von verschiedenem Alter, von mannichfaltigen Charakteren u. s. w. giebt uns erst jene Gewandtheit, vermöge deren wir uns überall zu finden wissen, und die das sicherste Mittel ist, von einer jeden neuen Bekanntschaft den rechten Nutzen zu ziehen. Gerade so geht es auch bei der Erlernung einer fremden Sprache, der wir darum unseren Fleiss widmen, um mit den Schriftstellern, die darin schreiben, uns zu unterhalten, und ganz in ihre Ideen einzudringen. Wer in der Schule nur einige wenige lateinische Schriftsteller studirt hat, kennt auch nur den Ideengang dieser, und das Colorit, welches sie ihren Ideen gaben; geht er nachher zu anderen über, die auf eine andere Weise denken und sich ausdrücken: so stösst er auf neue unerwartete Schwierigkeiten, ohne gleich zu wissen, wie sie zu heben sind, weil sie in der Schule nicht vorkommen. Erst durch mühsames Privatstudium und mit weit grösserem Zeitverlust lässt sich diese Lücke des

jugendlichen Unterrichts ausfüllen, und wie selten kann sie noch wirklich ausgefüllt werden?

Die Zahl der Schulautoren ist zweitens zu klein, um den Schülern eine richtige und vollständige Einsicht in die classische Literatur überhaupt beizubringen. Da der kleinste Theil von denen, welche sich auf den Gymnasien zum Gelehrtenstande vorbereiten, in der Folge alte Literatur zum Hauptgegenstande seiner Studien macht, und der andere, bei weitem grössere, nicht Musse oder Interesse genug dafür hat: so muss billig darauf gedacht werden, die Kenntniss, welche sich auf den Schulen davon mittheilen lässt, so ausgebreitet als möglich zu machen. Die Wenigen ausgenommen, welche sich zu eigentlichen sogenannten Philologen bilden, können die meisten, wenn sie die Schule verlassen haben, sich bei ihren akademischen Studien und hernach bei ihren Amtsarbeiten wenig mehr mit alter Literatur beschäftigen, und daher schränken sich ihre Kenntnisse davon gemeiniglich auf das ein, was sie in der Jugend fassten. Wer hieran zweifelt, frage nur die meisten Prediger, Rechtsgelehrten und Aerzte, wie viele Fortschritte sie seit ihren Schuljahren in der alten Literatur gemacht haben, und ob sie nicht vielmehr seit der Zeit darin zurückgekommen seien? Bei dem Umfange, den unsere Wissenschaften jetzt haben, bei dem unaufhörlichen Zuwachse der einheimischen Nationalliteratur, um die sich doch ein Jeder am ersten zu bekümmern pflegt, und bei den Geschäften und Pflichten, die einem Jeden nach seinem Verhältnisse in der Gesellschaft obliegen, ist es auch nicht wohl möglich, das, was etwa in der Jugend hierbei versäumt ist, noch nachzuholen. Wenigstens gehört ein ausserordentlicher Kopf und ungewöhnliche Wissbegierde,

oder eine Lage des Lebens dazu, die einen ganz ungestörten und freien Umgang mit der Muse erlaubt; und wie einzeln die Fälle sind, wie diese Umstände zutreffen, lehrt die Erfahrung.

Da also der grösste Theil der Zöglinge auf Schulen nur seine gegenwärtigen Jugendjahre dem Studium der alten römischen Literatur zu widmen pflegt und widmen kann, so ist der Wunsch sehr gerecht, dass auch beim Schulunterricht alles gethan werde, um die Kenntniss davon möglichst zu erweitern und zu vervollkommnen. Dass aber für dies unstreitige Bedürfniss durch die kleine Reihe der Schriftsteller, die auf Schulen gewöhnlich erklärt werden, nicht gesorgt ist, bedarf jetzt wohl keines weiteren Beweises; oder man müsste glauben, dass derjenige richtige Begriffe von römischer Literatur habe, der etwa vom Cornelius Nepos ein paar Lebensbeschreibungen, vom Justin, vom Livius, vom Tacitus ein paar Bücher gelesen hat, und sich überdies vielleicht noch den Horaz oder Virgil hat vorübersetzen oder voranalysiren lassen.

Man stelle sich Knaben vor, die einen planmässigen Unterricht im Lateinischen und in der alten römischen Literatur erhalten sollen, etwa von ihrem sechsten Jahre an. Hier kann man zuvörderst sicher darauf rechnen, dass ein paar Jahre hingehen, ehe sie das Lesen recht lernen und die ersten deutlichen Begriffe der Grammatik fassen. Man merke wohl, ehe sie deutliche Begriffe der Grammatik fassen; denn wenn sie die blossen Namen derselben lernen sollen, was man gewöhnlich in den unteren Classen allein beabsichtigt, so kann das freilich in weit kürzerer Zeit bewirkt werden. Zu diesen ersten grammatischen Begriffen, womit die Knaben vor allem anderen vertraut gemacht werden müssen, gehören aber nur die

wesentlichen Formen und Regeln der Declinationen und Conjugationen der Wörter; nichts von der Syntaxis. Erst vom achten bis zum zwölften Jahre müssen die Knaben zur Kenntniss der Sprache selbst angeleitet werden. Dieses kann nun erstlich dadurch geschehen, dass man sie Wörter auswendig lernen lässt, was nicht so ungereimt ist, wie Einige es ansehen; es kömmt nur darauf an, dass man jedes Wort, welches der Knabe lernen soll, ihm auf gewisse Art interessant zu machen weiss. Zweitens auch und noch besser kann es dadurch geschehen, dass man sie anfangs leichte, einfache lateinische Sätze erklären lässt, und sie dabei auf den Sinn jedes Worts, auf die grammatische Form desselben und auf die Stelle, welche es in dem Satze einnimmt, aufmerksam macht. Von den simpeln Sätzen geht man dann nach und nach zu complicirteren fort und entwickelt diese immer auf dieselbe Weise, so dass man bei einer längeren Periode auch noch den Zusammenhang der einzelnen Redetheile, und die dadurch bewirkte Verbindung der Gedanken genauer zeigt.

Sind die Knaben so weit gekommen, dass sie eine ganze Periode ohne grosse Schwierigkeiten fassen und verstehen können, dann mag man anfangen, mit ihnen ein zusammenhängendes lateinisches Buch zu lesen. Nur nehme man dazu keinen alten classischen Schriftsteller; es ist keiner, der dazu leicht genug wäre, und der Lehrer, der damit den Anfang der Lectüre macht, erschwert sich selbst und seinen Zöglingen die Sache unendlich. Uebrigens versteht es sich von selbst, dass auch bei den ersten lateinischen Lesebüchern eine Stufenfolge beobachtet werden muss; dass man zuerst leichtere und hernach immer schwerere nehme, und dass in eben dem Verhältnisse auch die Beschaffenheit des Inhalts den Be-

dürfnissen und Fähigkeiten der Knaben entsprechen müsse. Am besten scheint es, zum Inhalte dieser Lesebücher die alte Geschichte zu wählen, und darin die vornehmsten Begebenheiten in einem natürlichen leichten Erzählungstone und in einem fasslichen Zusammenhange vorzutragen. Dann würde die Lesung derselben als Vorbereitung zum Studium nicht nur der römischen Historiker, sondern aller classischen Schriftsteller überhaupt dienen. Nach dieser Vorbereitung hätte der Knabe wenigstens Sprachkenntniss genug, um den Uebergang zur Lesung der Classiker machen zu können. Wenn man nun rechnet, dass die meisten in ihrem achtzehnten, neunzehnten Jahre die Schule verlassen, so bleiben etwa fünf bis sechs Jahre übrig, wo eigentliche alte Literatur getrieben werden kann. Ferner wird in eben diesem Alter schon die Erwerbung einer grossen Menge anderweitiger Kenntnisse nothwendig, die einen beträchtlichen Theil der für den Schulunterricht festgesetzten Zeit für sich fordern, und daher können wöchentlich wohl kaum mehr als zehn Stunden dem Lesen lateinischer Schriftsteller gewidmet werden. Bei dieser Kürze der Zeit ist es aber unmöglich, die Jugend mit der Sprache, dem Geiste und dem Inhalte auch nur der vornehmsten und wichtigsten römischen Classiker hinlänglich bekannt zu machen, sobald man sie ganz mit ihnen lesen will; selbst ist es dann unmöglich, wenn auch nichts weiter geschieht, als dass der Lehrer sie nur übersetzen lässt, ohne sich auf Erklärung, weder der Sprache, noch des Inhalts, einzulassen. Es bleibt also hier nichts anderes übrig, als eine nach gewissen Zwecken geordnete Sammlung der römischen Classiker zu besorgen, wo bei jedem so viel abgekürzt ist, als abgekürzt werden muss und darf, damit der Schüler so viel Zeit gewinne, als möglich, und auch

nichts verliere, was für ihn von wesentlichem Nutzen sein kann.

„Also eine neue Sammlung von Ausgaben der römischen Classiker wie die in usum Delphini," wird man hier einwerfen, „die doch bekanntlich der humanistischen Literatur so viel Schaden gethan hat, und die gegenwärtig bei allen vorzüglichen Eigenschaften, welche man ihr zum Theil nicht absprechen kann, doch nicht brauchbar ist, weil sie nur Bruchstücke der alten Autoren enthält? — Wozu neue Ausgaben, worin die Autoren abgekürzt, oder, wie es heissen sollte, verstümmelt sind! Könnte der Lehrer nicht die Stellen selbst ausheben, die er zur Lection nützlich und dienlich findet, und sind gerade besondere Ausgaben nöthig, worin nur solche aufgenommen sind? Muss man, um den Charakter eines alten Schriftstellers von der rechten Seite kennen zu lernen, ausser dem guten Theile seiner Werke, nicht auch den schlechten lesen? Oder wird der sich eine richtige Idee z. B. vom Ovid, vom Horaz machen können, dem jede unehrbare oder schmutzige Stelle vorenthalten ist?"

Alle diese Einwürfe, und mehr dergleichen, die sich leicht erdenken lassen, haben nur beim ersten Blick und bei einer gewissen Eingenommenheit gegen die Sache etwas Scheinbares, können aber ohne grosse Mühe aus dem Wege geräumt werden. Es fragt sich erstlich, haben die Ausgaben in usum Delphini wirklich geschadet und wodurch? Ich weiss für mein Theil keine andere nachtheilige Folge derselben, als dass sie etwa in dem Zeitalter, wo sie erschienen, andere vollständige Ausgaben der Alten einige Jahre zurückhielten; weil das Publicum an jenen schon genug hatte, dass aber eine Sammlung abgekürzter Autoren jetzt in unserem Zeitalter dieselbe Folge haben würde, ist gar nicht zu erwarten. Diese

kann erscheinen, und eine gute kritische und vollständige Ausgabe eines alten Schriftstellers wird darum nicht weniger Verleger und Leser finden als sonst. Wenn die Editionen in usum Delphini wirklich geschadet haben, so war daran die Grundidee, wonach sie eingerichtet wurden, nicht schuld, sondern die Unwissenheit und Geschmacklosigkeit derer, welche sie zum Theil besorgten. Diese waren oft schlechte Kritiker, und noch schlechtere Ausleger, verdarben und verfälschten den Text, erklärten ihre Schriftsteller unrichtig, und so war es natürlich, dass sie der Literatur durch ihre Arbeit mehr schadeten, als nützten. Bei der Sammlung, die hier bezielt wird, ist das nicht zu fürchten. Denn es soll durchaus keine neue Recension irgend eines Schriftstellers vorgenommen, sondern immer der kritischbeste Text, so wie er sich in der Ausgabe findet, die als die vollkommenste anerkannt wird, zum Grunde gelegt werden; es sollen ferner gar keine Erklärungen hinzu kommen; diese zu geben, wird dem Lehrer überlassen.

Bei dem anderen Einwurf, dass der Schüler die abgekürzten Autoren in der Folge nicht brauchen könne, verkennt man ganz den Zweck der Unternehmung. Die Sammlung abgekürzter Autoren ist nicht für Männer, nicht für gelehrte Philologen, sondern für Knaben und Jünglinge, als solche, bestimmt; diesen will man Zeit ersparen, diese will man nur mit dem Nützlichen und dem Interessanten aus den Werken der alten römischen Schriftsteller bekannt machen. Es ist doch gar kein vernünftiger Grund da, warum sie ausserdem auch noch jeden Schmutz und jeden Unrath kennen lernen sollen, und warum man den Lehrer, wenn er ein Mann von Delicatesse und Gefühl für Wohlanstand und Sittlichkeit ist, gerade in die Verlegenheit setzen will, diesen Schmutz und

diesen Unrath seinen Schülern begreiflich und anschaulich machen zu müssen. Es aber überhaupt dem Lehrer überlassen zu wollen, dass er die nützlichen Stellen selbst aushebe, und die verderblichen weglasse, ist erstlich nicht rathsam und zweitens auch nicht thunlich. Nicht rathsam ist es, weil man sich nicht auf den Geschmack der pädagogischen Einsichten, und die Kenntnisse eines jeden Lehrers ohne Unterschied verlassen kann, und weil schwerlich, wenn jeder Lehrer für sich handelt, Harmonie der Lehrmethode stattfinden dürfte. Nicht thunlich ist es, weil oft die schmutzigsten und unmoralischsten Züge, in ein paar Worten, in Anspielungen liegen, die hier und da in einer Periode versteckt sind, und also von dem Lehrer nicht einmal übergangen werden können, falls er nicht zu viel aufopfern, und die Neugierde der jungen Leute, die gerade in solchen Fällen am lebhaftesten ist, noch mehr durch sein Ueberschlagen erwecken und reizen will. Uebrigens ist es für den Jüngling immer schon genug, wenn er den Charakter eines alten Schriftstellers fürs Erste auch nur von seiner guten Seite kennen lernt; sobald ihm in reiferen Jahren daran gelegen ist, seine Begriffe darüber vollkommen zu berichtigen: so darf er ja nur den Autor noch einmal ganz lesen. Dies letztere muss man ja ohnehin thun, auch wenn man den Schriftsteller in der Schule ganz hat erklären gehört, um von ihm wahren Gebrauch machen zu können; denn es wird ja in der Schule kein Schriftsteller mit gewissen individuellen Rücksichten oder Zwecken gelesen. — —

Wir haben nur noch hinzuzufügen, dass die neuen Ausgaben der Classiker, wie sie aus der Schulbuchhandlung hervorgingen, sich bald einer grossen Verbreitung durch ganz Deutschland erfreuten, zahlreiche Zuschriften gelangten nach Braunschweig, die Campen den Dank

und die Anerkennung der Lehrenden und Lernenden ausdrückten. — —

Und damit scheiden wir von Campe, dem Pädagogen. „Als ein Licht stand er unter den Pädagogen jener Zeit und ist in Vieler Andenken als ein Stern stehen geblieben“ [1]). Die glänzenden Vertreter der realistischen Opposition in England und Frankreich, Locke und Rousseau, waren seine Vorbilder; aber während Rousseau in seinem Emil im letzten Grunde doch nur ein lebloses Schattenbild entworfen hat, bereitet Campe seinen Zögling vor für die grossen Aufgaben und Kämpfe der wirklichen Welt. Wie Pestalozzi die Menschheit liebend hat auch er die Segnungen der Familie zu Segnungen der Schulstube zu machen gesucht. Auch er hat mit dem Feuer der Jugend und mit der Weisheit des Alters zu jenem ruhmvollen Aufschwunge beigetragen, durch den die deutsche Schule als Muster dasteht für alle Völker. Im grossen Saale seines Hauses hatte Campe Rousseau's Büste aufgestellt und darunter, ein Ausdruck seines eigenen Strebens, die Worte gesetzt: „Er zerknickte die Ruthen für Kinder und Völker.“ Und so hat sich auch an Campe, dessen Name unter den unsterblichen Wohlthätern unseres Geschlechtes stets genannt werden wird, Varnhagen von Ense's Urtheil erfüllt, dass die Art und Weise, wie Jemand über Rousseau urtheilt, der Prüfstein für viele Menschen ist [2]). — —

---

1) Gervinus, Gesch. d. deutsch. Dichtung. V, 321.

2) Die Notiz, die auch bei Hettner sich findet (Literaturg. II, 325), unter Rousseau's Büste hätten die Worte gestanden: „Mein Heiliger!“ ist unrichtig; diese von einem Schwager Campe's herrührende Inschrift befand sich unter einem Bilde Friedrich's des Grossen.

IV.

DER JUGENDSCHRIFTSTELLER.

„Kommt, lasst uns unsern Kindern leben!“

Fr. Fröbel.

„Campe ist der eigentliche Repräsentant der Kinderliteratur" [1]) (K. Schmidt). Im Gefühle, dass man den neuen Zuständen auch neue Menschen entgegenbringen

---

[1]) 1. Kleine Kinderbibliothek (auch unter dem Titel: Hamburgischer Kinderalmanach). 12 Bdchen. Hamburg 1779 bis 1784. (Uebersetzt in's Französische: Petite bibliotheque des enfans traduite de l'Allemand par l'Abbé Grandmottet. Brunsv. 1800.)

2. Sammlung interessanter und zweckmässig abgefasster Reisebeschreibungen für die Jugend. 12 Thle. Hamburg 1285 bis 1793. (Uebersetzung: Recueil des voyages interessantes pour l'instruction et l'amusement de la jeunesse. Francof. 1786 bis 1794.)

3. Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend. 6 Thle. Braunschw. 1801 bis 1804. Reise von Braunschweig nach Karlsbad etc. Br. 1806.

4. Robinson der Jüngere, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder. Hamburg 1779. 27. Aufl. 1833. Der Robinson ist in alle europäischen Sprachen übersetzt, sogar ins Russische und Neugriechische. Unter den fünf französischen Uebersetzungen ist die beste: Le nouveau Robinson, traduit par l'Abbé Grandmottet. 7. édition. Brunsv. 1833. Unter fünf englischen Uebersetzungen zeichnet sich aus: Robinson the younger, translated from the german by John Timaeus. Brunsv. 1800. Eine italienische: Il nuovo Robinson, tradotto in Italiano dell' originale tedeseco. Halle 1787. Eine spanische: Robinson el nuovo traducida al Castellano por D. Tómas de Yriarte. En Hamburgo 1809. Eine lateinische: Robinson Secundus. Tironum causa latine vertit etc. Ph. J. Lieberkuhn. Zulichaviae 1785.

5. Die Entdeckung von Amerika. Hamburg 1781. 15. Aufl. Braunschw. 1831 (gleichfalls ins Französische und Englische übersetzt).

6. Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften. Ausgabe der letzten Hand. 30 Bde. Braunschw. 1817.

müsse, haben von jeher umgestaltende Geister sich an die Jugend gewandt. In der Jugendwelt steht die Nachwelt vor uns. Und welche Thätigkeit trüge einen köstlicheren Lohn in sich, als die Bildung unschuldiger Kinderseelen, die nach dem schönen Bilde des Dichters dem Rosenholze ähnlich sind, das Blumenduft ausstreut? Wenn der Herder'sche Satz richtig ist, dass ein Buch einen Menschen oft auf eine ganze Lebenszeit verdorben oder gebildet hat, dann ist die Jugendlectüre mehr als eine gelegentliche Zugabe im Dienste der Jugendbildung, sie ist dann vielmehr eine Macht, eine pädagogische Grossmacht.

Was die Jugendschriften seiner Zeit angeht, so machte Campe die Beobachtung, dass bei allen Fortschritten der betreffenden Literatur es immer noch an einem Lesebuch für Kinder fehle, das ebenso unterhaltend als lehrreich und dabei in jeder Hinsicht unschädlich wäre. Er stellt sich daher die Aufgabe, das vielfach zerstreute Gute zusammenzutragen, die Spreu zu sondern von dem Weizen. So entstand seine „Kleine Kinderbibliothek". Er hat in dieselbe nur solche Stücke aufgenommen, die ihm ebenso verständlich als unterhaltend und lehrreich erschienen. Wo ihm ein Zweifel über die Brauchbarkeit entstand, da las er das betreffende Stück jungen Kindern vor; begann eines derselben während der Vorlesung zu gähnen, so war das Verdammungsurtheil gesprochen. Dabei hat er drei Abstufungen festgehalten, den Altersstufen bis zum siebenten, zum zehnten, zum zwölften Jahre des Kindes entsprechend. — Dabei hielt er den weiteren Grundsatz fest, die Menschen, die in den einzelnen Stücken auftreten, von einer möglichst liebenswürdigen Seite zu schildern, dagegen Thiere in passenden Fabeln zu Trägern der Thorheiten und der Laster zu

machen. Daher ist wenigstens in der ersten Abtheilung, welche für das jüngste Alter bestimmt ist, nie von bösen, hassenswerthen Kindern die Rede. Nicht als habe Campe den Kindern die schlimmen Seiten der Menschheit für immer verbergen wollen: aber er hielt es für unmöglich, in den zarten Herzen den Funken der Menschenliebe zu wecken, wenn die Menschheit mit den dunkelsten Farben ihnen gezeichnet würde.

Einen Theil der Aufsätze hat er selbst, einige haben mitarbeitende Freunde geliefert, Anderes ist gedruckten Schriften entnommen. Von bekannteren Namen erwähnen wir: Gleim, Eschenburg, Weisse, Pfeffel, Nicolai, Göz, Goekingk, Hagedorn, Gellert, Kleist, Lichtwehr, Zachariä, Claudius.

Zunächst mag ein Beispiel der Campe'schen Erzählungsweise folgen.

Der Nebel.

An einem schönen Herbstabend ging Lotte mit ihrem Vater spazieren.

Nicht sehr weit von ihnen stieg aus einer niedrigen Wiese eine dicke Nebelwolke empor, welche von fern das Ansehen eines weissen Sandhügels hatte.

„Vater, Vater!“ schrie Lotte, „o sieh doch, was ist das da unten auf der Wiese?“

Vater. Es ist Nebel, mein Kind.

Lotte. Aber es scheint ja ganz dicht zu sein, als wenn man es mitgreifen könnte!

Vater. Wenn wir da wären, würden wir ihn kaum bemerken.

Lotte. O, das sagst Du wohl nur so! Wenn wir da wären, würden wir ihn anfassen können.

Vater. Meinst Du? Komm, wir wollen hingehen.

Lotte. O, das ist schön. Ich will oben darauf klettern, da wird man recht um sich sehen können.

Sie liefen hin. Da sie an Ort und Stelle angekommen waren, bemerkte man kaum einen feinen Dunst, der nur von fern gesehen so dicht zu sein geschienen hatte.

Vater. Siehst Du, Lotte, dass ich die Wahrheit sagte! Wo ist nun der weisse Berg, den wir von dort sahen?

Lotte. Fort! — Aber das ist doch närrisch; es schien so viel hier zu sein, und nun ist fast gar nichts da.

Vater. Wundere Dich nicht darüber, liebe Lotte; es giebt in der Welt der Dinge mehr, die in einiger Entfernung wunder was zu sein scheinen, und kommt man zu ihnen, so sind sie nichts als ein leerer Dunst.

Lotte. Was sind das für Dinge, Vater?

Vater. Erinnerst Du Dich nicht an die schöne geputzte Dame, die uns gestern in der prächtigen Staatscarosse begegnete?

Lotte. Ach ja! das war einmal eine prächtige Kutsche! Und so schöne allerliebste Pferde davor; und der Kutscher und die beiden Bedienten, die hinten aufstanden, die schimmerten einmal recht von Silber!

Vater. Das muss wohl eine rechte Lust sein, so eine vergoldete Kutsche mit so raschen Pferden und so schön gekleidete Bedienten zu haben, und selbst so aufgeputzt zu sein, wie die Dame war. Nicht wahr, Lotte?

Lotte. Ja, das glaube ich.

Vater. Aber sahst Du nicht, wie verdriesslich und kränklich die schöngeputzte Dame in ihrer herrlichen Carosse dasass, recht als wenn sie zur Strafe darin eingesperrt gewesen wäre?

Lotte. Ja, das ist wahr, sie sah eben so aus, wie unsere Marie, da sie das Fieber hatte.

Vater. Sie musste ja also doch wohl nicht zufrieden sein, ungeachtet sie in der schönen Kutsche sass und so viel prächtige Sachen hat?

Lotte. Nein.

Vater. Siehst Du, Lotte? Alle die äussere Pracht also, die uns, von fern betrachtet, oft so sehr gefällt, muss sich ja wohl eben so verhalten als dieser Nebel, der uns von fern auch ganz anders vorkam als wir ihn jetzt sehen, da wir uns selbst darin befinden. Schöne Kleider, schöne Kutschen und Pferde, schöne Häuser und Gärten können uns nicht glücklich machen; man kann sie besitzen, und doch sehr unzufrieden dabei sein. Thöricht ist es also, sich solche Dinge eifrig zu wünschen. Wer darnach läuft, der läuft nach einem blossen Dunste, der ihm zu nichts hilft, sobald er ihn erreicht hat.

Erinnere Dich daran, mein Kind, so oft Du wieder einen Nebel aufsteigen siehst, und bedenke dann immer, was ich Dich oft gelehrt habe, dass nichts, als Güte des Herzens, wahre Rechtschaffenheit, und nützliche Geschäftigkeit uns eine dauerhafte Glückseligkeit gewähren können. Willst Du das, liebe Lotte?

Lotte antwortete mit einem stummen, herzlichen Kuss auf des Vaters Hand. — —

Den Gesichtspunkt der zweckmässigen Auswahl und Abstufung nach Form und Inhalt festhaltend, liess Campe der Kleinen Kinderbibliothek den Jüngeren Robinson folgen; beim Robinson werden demnach die Vorbegriffe vorausgesetzt, welche durch die Kinderbibliothek gewonnen waren; wo die Entwickelung des Robinson aufhört, da tritt der Columbus ein, der selbst wieder auf den Kortes und Pizarro vorbereitet. Immer höher ist

der Ton in jeder nächstfolgenden Schrift gestimmt. Endlich sollte die Entdeckung von Amerika auf eine Unterhaltungslectüre vorbereiten, welche Campe für die nützlichste erachtete, auf eine Sammlung zweckmässig abgefasster Reisebeschreibungen. Dies der Plan, nach welchem die Campe'schen Jugendschriften entstanden und verfasst sind. —

Die schönste und duftigste Blüthe im Kranze der Campe'schen Jugendschriften ist sein „Robinson der Jüngere".

Im Jahre 1719 war in England der Robinson Crusoë von Daniel Defoe erschienen. Bald begann das Buch seinen Siegeszug durch die Welt; in Deutschland, wo schon der Schluss des Simplicissimus den Reiz für ferne Gegenden geweckt hat, ward es nicht weniger bewundert als nachgeahmt. Aber in alle diesen deutschen Robinsonaden ist das hohe englische Urbild zu platten und dürftigen Ausgeburten verzerrt. Erst Campe hat unter der Einwirkung des englischen Robinson ein Buch geschaffen, das durch glückliche Verwendung des überkommenen Stoffes fast in alle Sprachen übersetzt, von Cadix bis Petersburg gelesen, selbst als lateinisches Elementarbuch in vielen Anstalten eingeführt wurde und für Campe's Ruhm und selbst seine Wohlhabenheit das eigentliche Piedestal abgegeben hat.

Durch Rousseau's Anregung entstanden in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts unzählige Kinderschriften, wie Rochow's und Weisse's Kinderfreund, wie Schummel's und Pfeffel's Kinderspiele. Da versuchten sich gleichzeitig, im Jahre 1779, zwei deutsche Schriftsteller an dem vielbewunderten Buche des englischen Autors, Wezel und Campe; die Schrift des Ersteren sollte bald in dem fluthenden Strom der Litera-

tur untergehen; das Werk des Letzteren ist unermesslich populär geworden. —

Das Urbild des Robinson ist ein Schottländer, Alexander Seldcraig, geboren zu Largo in der Grafschaft Fife im Jahr 1676. Ein wilder Bursche war er Sonntags von der Kanzel herab öffentlich vermahnt worden. Darauf nahm er Matrosendienste. Nach sechsjährigen Irrfahrten heimgekehrt, verwandelt er seinen Namen in Selkirk. Bald darauf ging er mit dem berühmten Seefahrer Dampier ins Südmeer. Wegen offener Widersetzlichkeit gezüchtigt, verbarg er sich in die Wälder der Insel Juan Fernandez, als das Schiff dort anlegte. Auf der unbewohnten Insel brachte er vier Jahre und vier Monate zu [1]. Nach einem mühevollen Leben wurde er im Jahr 1709 wieder erlöst aus seiner Einsamkeit durch den Capitain Woodes Roger und nach England zurückgebracht. Selkirk beschrieb hierauf seine Erlebnisse und übergab seine Papiere dem überaus fruchtbaren Schriftsteller Daniel Defoe zur Durchsicht. Defoe entnahm daraus die Materialien zu seinem Roman; er änderte nur Zeit, Ort und Namen, verlegte die Handlung von jener Insel der Südsee auf eine der Caraiben am Ausfluss des Orinokko, nannte seinen Helden Robinson, liess ihn durch Sturm und Schiffbruch dahin verschlagen werden und versetzte die Begebenheit in das siebenzehnte Jahrhundert. Rousseau fand das Defoe'sche Buch ganz besonders empfehlenswerth für seinen Emil [2]. In

---

[1] Vergl. H. Hettner: Robinson und die Robinsonaden, Berlin 1854; wieder abgedruckt in seiner „Geschichte der englischen Literatur“ S. 291 bis 316.

[2] Emile livre III, S. 45 (wir citiren nach der Pariser Ausgabe, Pougin 1839): Puisqu'il nous faut absolument des livres, il en existe un qui fournit, à mon gré, le plus heureux traité d'education naturelle. Ce

der That ist das Buch, wie Rousseau's Scharfblick erkannte, wohl geeignet die Jugend an Abhärtung des Körpers, an Fleiss, an Unabhängigkeit, an Werthschätzung des gesellschaftlichen Lebens, an Vertrauen auf die Vorsehung zu gewöhnen. Nur widerstrebte Defoe's Schreibart und Einkleidung dem deutschen Geschmack. — Wezel's [1]) Bearbeitung bleibt in ihrem ersten Theile dem englischen Original möglichst treu, im zweiten Theile hat der Verfasser einen politischen Roman eigener Erfindung geliefert, der kaum nach dem englischen Vorbild die Staffage entlehnte — Campe hat den Defoe'schen Robinson vielfach umgeändert, der ja selbst mehr Roman ist als Geschichte. Er macht seinen Robinson zu einem gebornen Hamburger, um ihn der Theilnahme deutscher Leser näher zu bringen, er versetzt die Geschichte in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, er lässt ihn durch einen Sturm auf seine Insel geworfen werden, nachdem die übrige Mannschaft zu Grunde gegangen, er übergeht die Gefangennehmung Robinson's durch Seeräuber, seine Flucht aus der Sclaverei, seine Niederlassung in Brasilien. Und während der alte Robinson sich mit Werk-

---

livre sera le premier, que lira mon Emile; seul il composera durant longtemps toute sa bibliothèque, et il y tiendra toujours une place distinguée . . . . Quel est donc ce merveilleux livre? Est-ce Aristote? est-ce Pline? est-ce Buffon? Non; c'est Robinson Crusoé.

Robinson Crusoé dans son ile, seul, depourvu de l'assistance de ces semblables et des instruments de tous les arts, pourvoyant cependant à sa subsistance, à sa conservation, et se procurant même une sorte de bienêtre; voilà un objet intéressant pour tout âge et qu'on a mille moyens de rendre agréable aux enfants . . . . . . Ce roman, débarassé de tout son fatras, commençant au naufrage de Robinson près de son île, et finissant à l'arrivée du vaisseau qui vient l'en tirer, sera tout à la fois l'amusement et l'instruction d'Emile durant l'époque dont il est ici question . . . . . .

[1]) Robinson Crusoe, neu bearbeitet. Leipzig 1779.

zeugen, Waffen und Lebensmitteln aus dem gescheiterten Schiffe versieht, lässt Campe ihn entblösst von Nahrung und Geräthe ans Land sich retten, wodurch allerdings den jungen Lesern die Bedürfnisse des Menschen und das Glück des Zusammenlebens in grösserer Gemeinschaft viel mehr veranschaulicht wird. Endlich legt Campe die Geschichte einem Hausvater in den Mund, der sie in einer Reihe von Sommerabenden der versammelten Familie unter freiem Himmel erzählt. Auf dem Titelkupfer der ersten Auflage sitzt Campe nebst seiner Frau, nebst Lotten und den Zöglingen unter einem Baume, diese der Erzählung des Hausvaters lauschend. — Der zweite Theil des Campe'schen Robinson, der im nächsten Jahre (1780) erschien, schildert den Einsiedler in der Gesellschaft des erretteten Freitag, im Besitz der unentbehrlichsten Geräthe, einem gescheiterten Schiffe entnommen, und endigt mit Robinson's Heimkehr. —

Hören wir nun den Verfasser des deutschen Robinson selbst.

Im Vorbericht zur ersten Ausgabe spricht Campe sich eingehend aus über die Zwecke, die er bei der Ausarbeitung dieses Werkchens vor Augen hatte. Erstlich wollte er die jungen Leser auf angenehme Art unterhalten, sodann an dem Faden der gewählten Erzählung der lesenden Jugend die Vorbegriffe des gelehrten Wissens vermitteln [1]), drittens ihre naturkundlichen Kenntnisse erweitern [2]), viertens in den jugendlichen Herzen fromme

---

1) So werden auf fassliche Art erklärt die Begriffe: Mündung, Ebbe und Fluth, Erdzunge, Wolkenbruch, feuerspeiender Berg, wagerecht, Nothwehr, Stapel, Horizont, Stranden, Floss, Strandrecht, Wrack, Bankerott, Pallisaden, Sclavenhandel u. s. w.

2) In dieser Hinsicht werden z. B. besprochen: der Campeschen-

und tugendhafte Empfindungen [1]) erwecken. Daher will er auch sein Büchlein nicht zu Leseübungen gebraucht wissen, erwachsene Kinderfreunde sollen daraus vorlesen, nur reiferen Kindern soll es in die Hand gegeben werden. Endlich will er durch dies Buch, das die Kinderseelen aus der eingebildeten Schäferwelt in die wirkliche Welt zurückführt, das jede körperliche und geistige Menschenkraft weckt, das nicht zu müssiger Rührung, sondern zur Selbstthätigkeit reizt, dem leidigen Empfindsamkeitsfieber entgegentreten, dieser garstigen Seuche, die zwar nicht mehr am hellen Mittag verderbt, die aber noch im Finstern schleicht und die junge Nachkommenschaft an Leib und Seele zu schwächen droht [2]). Indem

---

baum, die Austerbank, die Kokosnuss, das Lama, das Salz, der Hebel, die Muskitos, der Mais, der Brotfruchtbaum, die Magnetnadel.

[1]) Der Barmherzigkeit (S. 13), der Ergebung (S. 21), des Gebets (S. 28), der Standhaftigkeit (S. 69), der Selbstüberwindung (S. 87), des Gottvertrauens (S. 93) u. s. w.

[2]) Daher Rückkehr von solcher Unnatur zur Natur. Daruaf beziehen sich Stellen wie folgende (S. 28): Wenn Ihr nach unserem Beispiel Euch mit einem mässigen Genusse gesunder, einfacher und ungekünstelter Speisen zu begnügen und das süsse Gift der Leckereien immer mehr und mehr zu verschmähen lernt; wenn Ihr den Müssiggang als eine Pest des Leibes und der Seele flieht, und, so viel es immer möglich ist, bald durch Kopfarbeit — durch Lernen und Nachdenken —, bald durch Handarbeit beschäftigt seid; wenn Ihr Euch oft freiwillig übt, etwas sehr Angenehmes, das Ihr gar zu gern haben möchtet, und auch haben könntet, aus eigener Entschliessung zu entbehren, und etwas sehr Unangenehmes, das Euch äusserst zuwider ist, und das Ihr auch von Euch abwehren könntet, mit Vorsatz zu übernehmen; wenn Ihr Euch der Hülfeleistungen anderer Menschen so wenig als möglich bedient, und vielmehr durch Euren eigenen Verstand und durch Eure eigenen Leibeskräfte Eure Bedürfnisse jedesmal selbst zu befriedigen, Euch selbst zu rathen und aus Verlegenheit zu ziehen sucht; wenn Ihr endlich in Eurem ganzen Leben den grossen Schatz eines guten Gewissens zu bewahren, und dadurch Euch des Beifalls und der Liebe unseres allmächtigen und allgütigen himmlischen Vaters zu versichern trachtet: dann, liebste Kinder, werdet Ihr gesund an Leib und Seele sein; dann werdet Ihr bei

sich Campe das Ideal eines solchen Buches ausmalt, fällt ihm die Stelle aus Rousseau ein und der Robinson sprang in blanker Rüstung aus seinem Haupte, wie Minerva aus dem Haupte des Zeus.

Die ganze Geschichte des Aufenthaltes des jüngeren Robinson auf seiner Insel zerlegt Campe in drei Zeiträume. Im ersten Zeitraum ist Robinson allein, er muss sich helfen mit seinem Verstand und die fehlenden Werkzeuge durch seine Hand ersetzen; im zweiten wird ihm ein Gefährte beigesellt, zu zeigen den Werth des gesellschaftlichen Lebens; im dritten wird er durch ein gescheitertes Schiff mit den nöthigen Werkzeugen und anderen Annehmlichkeiten des Lebens versehen. —

Die „Entdeckung von Amerika“ ist nach ähnlichen Grundsätzen gearbeitet wie der Robinson. Das Buch zerfällt in drei Theile: Kolumbus — Kortes — Pizarro. Auch hier war es eine Hauptabsicht des Verfassers, theils den Verstand seiner Leser durch nützliche und angenehme Kenntnisse aufzuklären (hier insbesondere aus der politischen und mathematischen Geographie), theils neuen Muth ihnen einzuhauchen, der allen Drangsalen des menschlichen Lebens sich männlich entgegenstemmt [1]). Am Schlusse des Pizarro fragen die Kinder, ob auch diese Geschichte gedruckt und die Namen der Kinder darin genannt werden, wie im Robinson. Der Vater entgegnet: Was ich hier erzählt und mit Euch gesprochen habe, wird, sobald es gedruckt worden ist, von einigen tausend Menschen gelesen . . . wenn Ihr nun künf-

---

jeder Abwechselung des Schicksals ruhig bleiben, weil Ihr alsdann fest überzeugt seid, dass Euch nichts begegnen könne, was Euch nicht von einem weisen und liebevollen Gotte zu Eurem wahren Besten zugesandt werde.

[1]) Vorrede S. IX.

tig einmal nach Bremen, oder nach Stade, oder nach Ritzebüttel kommen werdet, gleich wird man sich auf allen Strassen, wo Ihr Euch nur blicken lasst, ins Ohr zischeln: Seht, seht, das ist einer von Campe's Pflegesöhnen! — Nun, das soll mich doch wundern, wird ein Anderer hinzusetzen, zu sehen, was aus dem geworden ist! — Wir wollen einmal Acht geben, werden dann Alle sprechen, wie er sich wohl betragen wird? — Und nun werden Aller Augen auf Euch gerichtet sein. Man wird jeden Eurer Schritte und Tritte beobachten, wird auf Alles aufmerksam sein, was Ihr redet und thut. Und erfüllt Ihr dann, wie ich mit Zuversicht zu hoffen wage, die Erwartung, die man sich von Euch gemacht hat, o, dann wohl Euch! dann werden alle Menschen mit Liebe und Freundschaft Euch zuvorkommen! .....

Aber sollte man auch — welches der liebe Gott verhüten wolle! — an irgend Einem unter Euch nicht die Geschicklichkeiten, nicht die anständigen Sitten, nicht das warme, menschenliebende, für jedes Gute offene Herz entdecken, welche man bei Euch Allen künftig zu erwarten berechtigt ist: o, dann wehe ihm! wehe seinem guten Namen und seiner ganzen irdischen Glückseligkeit! Alle Menschen werden mit Fingern auf ihn weisen, werden mit Unwillen und Verachtung zu einander sagen: ist das der — indem sie seinen Namen nennen — den wir aus dem Robinson und aus der Entdeckung von Amerika kennen? Das eins von jenen glücklichen Kindern, welche Gott dazu bestimmt zu haben schien, so ganz vorzüglich treffliche und brave Männer zu werden? Und kann nun weiter nichts als das? . . . .

Seht, Kinder, so würden die Leute in diesem Falle von Euch sprechen, und was würde dann aus mir, Eurem alsdann schon alten und grauen Vater, werden, der Euch

Alle so herzlich liebte, der so manche sorgenvolle Stunde für Euch durchlebte, und der Euch Alle nicht nur hier, sondern auch im ewigen Leben so gern beglückt sehen möchte! Was würde aus mir werden, wenn ich so etwas auch nur an einem Einzigen unter Euch erleben müsste? O, ich kann mir nicht einmal die blosse Möglichkeit davon denken, ohne dass mir das Herz vor Bangigkeit zerspringen will! — —

Wie das Reisen mit Verständniss zu den vorzüglichsten Bildungsmitteln des erwachsenen Menschen gehört, so das Lesen von Reisebeschreibungen für das jugendliche Alter. Wie bunt, wie wechselnd, wie anregend sind die Bilder, welche eine gute Reisebeschreibung an dem kindlichen Auge vorüberführt, das Meer im Sturm und in der Ruhe, die Wunder der Tropenländer, der Zauber einer Eislandschaft, Prärien, Hafen- und Residenzstädte, in der scheinbar leblosen Natur Thiere und Menschen, das Leben des Einzelnen und der Völker mit seinen Kämpfen und Sorgen! Campe hat vor Anderen die hohe Bedeutung zweckmässiger Reisebeschreibungen für die Jugend erkannt und gewürdigt, er hat wie Wenige es verstanden, das Material zu sammeln und zu gruppiren, sich fühlend und sinnend in dasselbe zu versenken, bis es Gestalt und Leben gewann.

Schon in seiner Flugschrift über „Empfindsamkeit und Empfindelei“ hatte Campe es ausgesprochen, dass vielleicht keine Lectüre für die Jugend nützlicher sein dürfte als eine Sammlung anziehender und durchgängig zweckmässig abgefasster Reisebeschreibungen, wie sie damals noch nicht vorhanden waren. Denn — setzt er hinzu — wenn irgend etwas recht eigentlich dazu geschickt ist, in einem jungen Kopfe aufzuräumen, seine Welt- und Menschenkenntniss auf eine leichte und ange-

nehme Weise zu erweitern, den Hang zu abenteuerlichen Ansichten des menschlichen Lebens und zu arkadischen Träumereien, zu welchen so viele andere Modebücher ihn einladen, zu schwächen, ihm frühzeitig einen heilsamen Ekel gegen das faselnde, schöngeisterische, empfindelnde, Leib und Seele nach und nach entnervende Geschwätz der besagten Modebücher, und dagegen einen wünschenswürdigen Geschmack an ernsthaften und nützlichen Unterhaltungen einzuflössen: so sind es gewiss solche Reisebeschreibungen, bei deren Auswahl und Verfertigung man sowohl in Ansehung der Sachen, als auch des Vortrages, dieses jugendliche Alter und jene Zwecke einzig und allein im Gesicht gehabt hätte. —

Aber noch eine andere, eine pädagogische Rücksicht war es, die Campe bei der Herausgabe seiner Reisebeschreibungen leitete. Seine „Kinderbibliothek“ war nunmehr zu sechs Bänden angewachsen, und wiewohl man die Fortsetzung derselben von vielen Seiten wünschte, so achtete er dafür, die Jugend sei nun mit kleinen dichterischen und prosaischen Stücken sittlichen Inhalts hinreichend versorgt. Denn so sehr er sich bemüht hatte, in diese kleinen Aufsätze eine gesunde und nahrhafte Seelenspeise zu legen, so musste er sie doch auch mit Naschwerk würzen, um den Appetit der kleinen Menschen zu reizen. Da man aber Naschwerk nicht zur täglichen Speise machen darf, so hielt er sich im Gewissen verpflichtet, den künftigen Theilen der Kinderbibliothek einen anderen Inhalt unterzuschieben.

So entstand die Campe'sche Sammlung von Reisebeschreibungen für die Jugend, geschöpft aus den besten deutschen, englischen und französischen Quellen und ausgewählt in der Absicht, zu gleicher Zeit zu vergnügen und zu unterrichten, aber dabei an den Faden

einer jeden Erzählung so viel gemeinnützige Kenntnisse zu knüpfen, als es ohne Ermüdung der jugendlichen Leser geschehen kann. Aber nicht bloss in die Tropenwelt Ostindiens, in die Einöden des heissen Afrika oder in die Zaubernacht der Nordpolarländer wollte er die Jugend führen: auch auf die Bühnen der Welt, auf die damals die Blicke Europas sich richteten, nach England und Frankreich führt er seine Leser, immer des Grundgedankens eingedenk, dass diese Sammlung eine belebende Begleiterin des Unterrichts in der Erdbeschreibung werde. Mit dem zwölften Bändchen der ersten Sammlung liess Campe den Plan einstweilen fallen, um ihn später (1801) wieder aufzunehmen mit reicheren Mitteln der Sprache und der Erfahrung, aber doch im Gefühle, dass die Welt seitdem sich sehr geändert, dass auch seine Tage, wenn auch nicht unfreundlich und rauh, doch schon kühl und neblig zu werden begonnen hatten. Was Campe gewollt und verheissen, hat er geleistet, glücklich und feinfühlend in der Auswahl, mit einer Gabe der Darstellung, nicht oft erreicht, vielleicht nie übertroffen.

Aus Campe's
„Reise durch England und Frankreich“[1].

(Das Wiedersehen in Hamburg.)

.... Hamburg! Welche süsse Erinnerungen, und welche warme Dankgefühle weckt dieser, mir ewig unvergessliche Name in meiner gerührten Seele! Hier war es, wo ich zu einer Zeit, als ich aus Gewissensdrang Amt und Brot und Alles aufgegeben hatte, was einem Familienvater beruhigende Aussichten in die Zukunft gewähren

[1]) In Briefen an einen jungen Freund in Deutschland. S. 6 bis 10.

kann, und meine ganze kleine Habe sich nun nur noch auf einen Kopf mit mittelmässigen Fähigkeiten und auf eine an rastlose Arbeitsamkeit gewöhnte Hand beschränkte, — hier war es, wo ich damals die edelste Gastfreundschaft, zuvorkommende, treue Liebe und ein eben so seltenes als ehrenvolles Vertrauen fand, wodurch ich in den Stand gesetzt, oder vielmehr wider meinen Willen gleichsam gezwungen wurde, eben dieselbe Laufbahn, aus welcher das Verhängniss mich weggeschleudert hatte, noch einmal, und zwar unter glücklicheren Vorbedeutungen, zu betreten. Habe ich auf dieser Laufbahn, der mühseligsten, aber auch zugleich der verdienstlichsten von allen, die ein Sterblicher einschlagen kann, nicht ohne allen Beifall der Weiseren und Besseren unter meinen Zeitgenossen, und nicht ohne alle Erfolge, nach einem hohen und herrlichen Ziele gestrebt, und ist es mir durch diese Bestrebungen und durch jene Erfolge, wie meine Freunde mich überreden wollen, gelungen, zu der anerkannten Verbesserung des deutschen Schul- und Erziehungswesens, welche uns die Aufmerksamkeit und die Achtung des Auslandes zugezogen hat, auch mein geringes Scherflein beizutragen: so verdanke ich das lediglich der liebevollen Aufnahme und dem fast beispiellosen Vertrauen, womit hier Menschen mich beehrten, welchen ich bis dahin völlig unbekannt gewesen war.

Du begreifst, lieber Eduard, dass ich ein Land, in welchem ich als Fremdling solche Aufnahme, solche Liebe und solch Vertrauen fand, nicht ohne die innigste Rührung wiedersehen konnte. Wir fuhren durch die reichen sogenannten Vierlande, sonst auch das Erdbeerenland genannt, weil die fleissigen Bewohner dieser der Elbe entrissenen fetten Marschgegend unter anderen auch eine Menge der schönsten Erdbeeren bauen; und meine Rüh-

rung wuchs, je näher wir dem grünen Deiche kamen, diesem mir heiligen Fleckchen, auf welchem ich die schönsten, fruchtbarsten und glücklichsten Abschnitte meines Daseins verlebt hatte. Jetzt waren wir da. Dem Kutscher zurufen, dass er halten sollte, den Pelz abstreifen, aus dem Wagen springen und dem schönen Garten zueilen, worin ich einst meiner herrlichen menschlichen Pflanzschule wartete, war das Werk einer Secunde. Ob der jetzige Besitzer dieses Gartens, der Rathsherr Valentin Meyer, mein würdiger Freund, da sei oder nicht; ob er Gesellschaft habe oder nicht; ob er mich annehmen könne oder nicht; das galt mir in diesem Augenblicke völlig gleich; darnach mich erst zu erkundigen oder fragen zu lassen, fiel mir gar nicht ein. Ich war in meinem Eigenthume; ich nahm wieder Besitz von jedem Fleckchen und jedes Fleckchen weckte tausend unaussprechliche wehmüthig-süsse Gefühle und Erinnerungen in mir. Hier hatte ich mit meinem Häuflein Dies, dort Jenes vorgenommen; hier hatte ich Tugendübungen, dort Körperübungen mit ihm angestellt. Hier hatten die trefflichen Knaben an meinem Nacken, an meinen Armen, an meinen Schössen gehangen, wenn vom Robinson oder Kolumbus erzählt werden sollte, dort hatten wir dem Allvater unser kindliches Dankopfer an manchem schönen Sommerabend unter dem Sterngewölbe seines unermesslichen Naturtempels dargebracht. Hier hatte mein verewigter frommer Gottlieb mich mit irgend einer neuen Seite seines engelreinen Herzens durch irgend eine tugendhafte Handlung überrascht, die weit über sein zartes Alter ging; dort hatten mein lieber Hans, mein edler Johannes, mein treuer John, mein guter Nikolas, mein wackerer — ach! dem Weltmeere zur Beute gewordener Konrad u. s. w. mir Fähigkeiten, Fertigkeiten und Gemüths-

eigenschaften entfaltet, welche mir mit überschwänglichen Gefühlen der Freude und des Dankes gegen die meine schwachen Bemühungen so väterlich segnende Vorsehung lohnten. Hier war es auch, wo Deine gute Mutter, als fünf- oder sechsjähriges Mägdlein, mir verhiess, was sie so treu und brav geleistet hat. Lass mich erst ausweinen, lieber Junge, und sorge dafür, dass das Andenken an Deine Jugend mir einst, wann Du Mann sein wirst, falls ich dann noch leben sollte, eben so süsse Freudenthränen auspressen möge! —

Mein Eintritt in diesen Garten, sowie nachher mein Einzug in die gute Stadt Hamburg selbst, kamen mir wie
eine Auferstehun[illegible] Alle Gefühle und Erinnerungen,
welche bis d[illegible] lumm[illegible]ten, wachten wieder
auf in mir: [illegible] ich [illegible]bt, empfunden und
[illegible] he[illegible] plötzlich wieder so
[illegible] Augenblicke erst er-
[illegible]eit meiner Abreise aus
[illegible]ne Zwischenzeit schien
[illegible]. Ich [illegible]on jener
[illegible] — [illegible]chlafen;
[illegible] die ich
[illegible] mir wohl
[illegible]st Freund-
[illegible]chgefühlen
[illegible]ie biederen,
[illegible]mmer glei-
[illegible]rer noch am
[illegible]e flog, und sie
[illegible] war ich nicht
[illegible] ein Seliger, von
[illegible]mmels eingeführt!
[illegible]chaft, treuer Liebe

[illegible]gefühlter Dankbarkeit, was sind die üppigsten Genüsse der Sinne, was alle die erkünstelten Vergnügungen des Gaumens und der Einbildungskraft gegen eure höheren und reineren Beseligungen!

Meine Gefühle sollten, wo möglich, noch höher steigen. Ich sah diejenigen meiner lieben Zöglinge wieder, welche in und neben Hamburg leben. Der Ruf: Vater **Campe** sei gekommen, hatte kaum sich zu verbreiten angefangen, als sie herbeieilten, um Freude gegen Freude, Liebe gegen Liebe bei mir auszutauschen. Es wurde ein Tag bestimmt, an welchem wir, vereinigt mit einigen Freunden, die es werth waren, einem solchen Familienfeste beizuwohnen, auf einem der schönsten Flecke, die es in Deutschland geben mag, das Fest der väterlichen und kindlichen Liebe und die Freude des Wiedersehens feiern wollten; und schwerlich werde ich auf [illegible] ganzen Reise Etwas erleben, was mit den Fre[illegible]es Festes irgend eine Vergleichung aushalten k[illegible]

Ziehen wir die Bilanz! Von der zünftig[illegible] samkeit hat **Campe**, der Jugendschriftstelle[illegible] staunenswerther Fruchtbarkeit, nicht allzu gros[illegible] erfahren. Man gesteht zwar zu, dass **Campe's** [illegible] schriften den Gesichtskreis der Jugend erweitert, s[illegible] manchen nützlichen Kenntnissen bereichert haben, [illegible] um dann in allen Tonart[illegible] [illegible]fällige Urtheil zu w[illegible] [illegible]erholen, das **Schlosser** [illegible]nnte Kinder[illegible] [illegible]tur jener Zeit aussprach[illegible] [illegible]n, der alten, pedantischen [illegible] ein Ende zu machen, ab[illegible]

[illegible]) Weltgeschichte XVII, 137. Aehnlich[illegible] [illegible]hen Dichtung, V, 320 ff.; **Schmidt**, [illegible] [illegible]1; **Bauer** in Schmid's Realencyclopädie A[illegible] [illegible]gische Zeitfragen, S. 126 u. a. m.

eigenschaften entfaltet, welche mir mit überschwänglichen Gefühlen der Freude und des Dankes gegen die meine schwachen Bemühungen so väterlich segnende Vorsehung lohnten. Hier war es auch, wo Deine gute Mutter, als fünf- oder sechsjähriges Mägdlein, mir verhiess, was sie so treu und brav geleistet hat. Lass mich erst ausweinen, lieber Junge, und sorge dafür, dass das Andenken an Deine Jugend mir einst, wann Du Mann sein wirst, falls ich dann noch leben sollte, eben so süsse Freudenthränen auspressen möge! —

Mein Eintritt in diesen Garten, sowie nachher mein Einzug in die gute Stadt Hamburg selbst, kamen mir wie eine Auferstehung vor. Alle Gefühle und Erinnerungen, welche bis dahin geschlummert hatten, wachten wieder auf in mir; Alles, was ich hier erlebt, empfunden und gethan hatte, wurde in und vor mir plötzlich wieder so lebendig, als hätte ich es in diesem Augenblicke erst erlebt, empfunden und gethan. Die seit meiner Abreise aus dieser Gegend bis heute verflossene Zwischenzeit schien mir jetzt ein kurzer Traum zu sein. Ich hatte von jener Zeit an — so kam es mir vor — bis heute geschlafen; jetzt war ich erwacht. Ich begrüsste die Bäume, die ich einst gepflanzt hatte, die Stellen, auf welchen mir wohl gewesen war, die Häuser, in welchen mir einst Freundschaft und Liebe erwiesen wurde, mit den Hochgefühlen eines Erstandenen. Und als ich nun vollends die biederen, herzigen und edeln Menschen, meine sich immer gleichen, treuen und lieben Freunde, so viele ihrer noch am Leben sind, wieder sah, als ich in ihre Arme flog, und sie mit den ihrigen mich umschlangen: o, da war ich nicht bloss ein Erstandener mehr; da war ich ein Seliger, von Seligen zum Genuss der Freuden des Himmels eingeführt! Heilige Empfindungen wahrer Freundschaft, treuer Liebe

und tiefgefühlter Dankbarkeit, was sind die üppigsten Genüsse der Sinne, was alle die erkünstelten Vergnügungen des Gaumens und der Einbildungskraft gegen eure höheren und reineren Beseligungen!

Meine Gefühle sollten, wo möglich, noch höher steigen. Ich sah diejenigen meiner lieben Zöglinge wieder, welche in und neben Hamburg leben. Der Ruf: Vater Campe sei gekommen, hatte kaum sich zu verbreiten angefangen, als sie herbeieilten, um Freude gegen Freude, Liebe gegen Liebe bei mir auszutauschen. Es wurde ein Tag bestimmt, an welchem wir, vereinigt mit einigen Freunden, die es werth waren, einem solchen Familienfeste beizuwohnen, auf einem der schönsten Flecke, die es in Deutschland geben mag, das Fest der väterlichen und kindlichen Liebe und die Freude des Wiedersehens feiern wollten; und schwerlich werde ich auf meiner ganzen Reise Etwas erleben, was mit den Freuden dieses Festes irgend eine Vergleichung aushalten kann. — —

Ziehen wir die Bilanz! Von der zünftigen Gelehrsamkeit hat Campe, der Jugendschriftsteller von so staunenswerther Fruchtbarkeit, nicht allzu grosse Gunst erfahren. Man gesteht zwar zu, dass Campe's Kinderschriften den Gesichtskreis der Jugend erweitert, sie mit manchen nützlichen Kenntnissen bereichert haben, aber um dann in allen Tonarten das abfällige Urtheil zu wiederholen, das Schlosser über die gesammte Kinderliteratur jener Zeit aussprach [1]: sie habe zwar dazu beigetragen, der alten, pedantischen und pietistischen Erziehungsart ein Ende zu machen, aber sie habe auch der Ober-

[1] Weltgeschichte XVII, 137. Aehnlich Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, V, 320 ff.; Schmidt, Geschichte der Pädagogik, III, 561; Bauer in Schmid's Realencyclopädie Art. Campe; Kühner, Pädagogische Zeitfragen, S. 126 u. a. m.

flächlichkeit und der Anmaassung den Weg bereitet und den Sinn für wahre Poesie und für gediegene Bildung abgeschwächt. Wenn Gervinus hier Alles langweilig, saftlos, läppisch und kindisch findet, so muss, abgesehen von manchen allerdings höchst seichten, fabrikmässigen Producten in jener Fluth von Kinderschriften, dem Kenner der Campe'schen Werke der Gedanke sich aufdrängen, ob diese weitgehenden Urtheile wirklich auf eine genaue Kenntniss dieser auf den literarischen Index gesetzten Jugendschriften sich gründen, oder ob dieselben vielmehr nur ein Nachklang sind jener bittren Sarkasmen, wie sie in dem tollen Wagestück der Xenien oder in der kraftgenialischen Satyre eines Lichtenberg, eines Merck die Trojer bekämpft, aber auch manchmal ins Blaue geschossen haben. Wenn Dahlmann (Politik S. 290) den Satz aufstellt, ein Kinderbuch müsse neben dem Verständlichen noch einen stachelnden Zusatz von nichtverständlichen Dingen enthalten, wenn Kästner einst gesungen hat:

„Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann,
Da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm heran.
Jetzt kauern hin zum lieben Kindlein
Die pädagogischen Männlein" —

so muss die hier zu Grunde liegende Anschauung als eine pädagogische Verkehrtheit bezeichnet werden; denn die Aufstellungen des berühmten Historikers und des berühmten Epigrammatisten verstossen gegen Hauptgrundsätze der Erziehung, die für den Pädagogen jenseit allen Streites liegen: dass der Erzieher nichts fordere, was die Kräfte des Zöglings übersteigt, dass er die Individualität desselben beachten müsse. Und damit scheint uns die Instruction zur Lösung dieses Streites gegeben zu sein: es ist der Gegensatz der rein **ästhetischen** und der rein **pädagogischen** Betrachtungsweise, die

hier schliesslich zu so verschiedenen Ergebnissen gelangt. „Wer aber auf gelichtetem und geebnetem Wege fest und sicher dahinwandelt, sollte die Bahnbrecher nicht schmähen, dass sie in der Dunkelheit und Wildniss nicht die gleiche Sicherheit hatten."

Was den Robinson insbesondere betrifft, so hat man in der neuesten Zeit den Versuch gemacht, im Gegensatz zu Campe's Jugendschrift das Originalwerk des De Foë'schen Robinson in möglichst ursprünglicher Gestalt der lesenden Jugend wieder vorzuführen [1]). Auch dieser „erste und älteste Robinson" hat es doch auch für nöthig gefunden, den ganzen dritten Theil des Originals, die nicht mehr zutreffenden geographischen Mittheilungen, die Behandlung religiöser Streitfragen und anderes Beiwerk wegzulassen, zum unabwendbaren Zeugnisse, dass unser Bedürfniss und unser Geschmack eine Bearbeitung des Originals erheischt, eine Beseitigung alles Wustes, wie schon Rousseau es gefordert hat [2]). Aber man tadelt die in Gesprächsform von Campe eingestreuten Betrachtungen, als welche zwischen den spannenden Ereignissen sich schal und altklug ausnähmen. Und doch, wir dürfen hier nicht übersehen, dass Campe, von dem Vorlesen zur freien Erzählung übergehend, ein Werk uns gegeben hat, wie es geschichtlich entstanden und erlebt worden ist, wie er selbst sich darüber mit bewusster Absichtlichkeit erklärt: „Ich war damals nur der Aufschreiber und Aufzeichner dessen, was meine Kinder mir vorsagten und was sie unter meinen Augen thaten; und wenn an und in jenen kleinen Schriften etwas Verdienstliches ist, so ist es dieses: dass ich treu und ge-

---

1) Robinson Crusoë. Leipzig, Spamer. 1873.

2) Débarassé de tout son fratras.

wissenhaft nach der Natur gezeichnet und Alles so wiedergegeben habe, wie diese es mir vorhielt" [1]). Darum sind auch in der „Entdeckung von Amerika" [2]) der Zwiegespräche weniger geworden, weil den in ihren Kenntnissen bereicherten Kindern seltener etwas aufstiess, das der Erklärung bedurfte. Sodann aber können wir das nicht als zureichenden Grund erachten, durch welchen die ganz ausserordentliche Verbreitung des Campe'schen Robinson erklärt würde (1872 die zweiundachtzigste Auflage), dass man immer wieder sagt, auch in der Verwässerung behaupte der De Foë'sche Stoff eine hinreissende Anziehungskraft. Endlich glauben wir den Versuch wagen zu dürfen, dem „ersten und ältesten Robinson" den „Robinson den Jüngern" gegenüber zu stellen, dem unbefangenen Urtheil es überlassend, ob durch die Campe'sche Behandlung in der That die Anschaulichkeit der Handlungen durch trockene Erläuterungen abgeschwächt werde. Wir wählen dazu den Moment der Erzählung, da Robinson mit den Cannibalen und mit seinem Freitag zusammentrifft.

Aus

Robinson Crusoë der Aeltere.

Reisen, Abenteuer und Erlebnisse [3]).

(S. 98 ff.)

Plötzlich aber erwachte in dem Unglücklichen die Lust zum Leben; er ergriff die Flucht und rannte mit unglaublicher Schnelligkeit das Ufer entlang, gerade auf meine Wohnung zu. Ich war auf den Tod erschrocken,

---

1) Schreiben aus Algier etc. S. 79. — 2) Vorrede S. VI.
3) Leipzig, Spamer. 1873.

als ich ihn diese Richtung nehmen sah, zumal da eine ganze Schaar ihm nachlief. Dennoch rührte ich mich nicht und schöpfte erst dann wieder frischen Muth, als ich bemerkte, dass nur noch drei Männer den Flüchtling verfolgten, der indess einen so beträchtlichen Vorsprung hatte, dass, wenn er diesen schnellen Lauf nur eine halbe Stunde aushielt, jene ihn nicht einzuholen vermochten.

Zwischen ihnen und meiner Festung lag die Bai, deren ich früher öfter erwähnt habe. Wollte der Flüchtling seinen Verfolgern entrinnen, so musste er diesen Meeresarm durchschwimmen. In der That warf er sich ohne Zaudern in die Fluth und nach etwa dreissig oder vierzig kräftigen Stössen gelangte er an das andere Ufer, erkletterte behend das Gestade und setzte dort seinen Lauf mit ausserordentlicher Schnelligkeit fort. Als die drei Verfolger an das Wasser kamen, kehrte sich einer bedächtiglich um und ging zu seinen schmausenden Gefährten zurück; die beiden anderen dagegen schwammen dem Flüchtling nach, brauchten aber noch einmal so viel Zeit dazu als dieser.

Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo mein Traum sich erfüllen sollte, und ich glaubte mich von der Vorsehung dazu berufen, diesem Unglücklichen das Leben zu retten. In grösster Eile stieg ich von meiner Warte hinab, nahm die beiden Gewehre, die ich am Fusse der Leiter gelassen, und ging nach dem Meere zu, indem ich einen kürzeren Weg einschlug; bald befand ich mich denn auch zwischen dem Entflohenen und den Verfolgern. Jenen rief ich laut zu, allein der Arme erschrak ebenso über mich wie er über seine Feinde erschrocken war. Ich gab ihm deshalb mit der Hand ein Zeichen, zu mir zu kommen, und ging sogleich den beiden Nachsetzenden entgegen. Plötzlich stürzte ich auf den Einen los und

schmetterte ihn mit einem Kolbenschlage zu Boden. Ich wagte nämlich nicht, meine Flinte abzufeuern, aus Furcht, durch den Knall auch den übrigen Schwarm herbeizulocken, obgleich die Entfernung so bedeutend war, dass schwerlich der Schuss gehört oder der Pulverrauch gesehen werden konnte. Der Gefährte des Erschlagenen blieb entsetzt stehen; als ich mich aber ihm nahete, legte er einen Pfeil auf den Bogen, um auf mich loszudrücken. Ich kam ihm indess glücklich zuvor und streckte ihn durch einen Flintenschuss nieder.

Dieser Knall, das Feuer und der Rauch machten den armen geretteten Wilden so bestürzt, dass er wie angewurzelt stehen blieb. Doch schien er mehr geneigt, vor mir zu fliehen, als sich mir zu nähern. Wieder winkte ich ihm mit der Hand, zu mir zu kommen. Er schien meine Zeichensprache zu verstehen, that einige Schritte vorwärts, stand still, kam dann noch näher und hielt wieder inne. Ich konnte es dem armen Teufel ansehen, dass er zitterte wie Espenlaub, denn er mochte ohne Zweifel denken, dass er nun mein Gefangener geworden sei und dass jetzt doch an ihn die Reihe kommen würde, getödtet zu werden. Ich fuhr jedoch fort, ihm zuzuwinken, und suchte ihm durch freundliche Worte und Geberden seine Angst zu benehmen. Dies bewog ihn, sich allmählich zu nähern, aber nach je zehn oder zwölf Schritten kniete er nieder, um mir seine Dankbarkeit und Unterwürfigkeit auszudrücken. Ich lächelte ihm zu und winkte ihm nochmals; endlich kam er ganz nahe, kniete nieder, küsste die Erde, ergriff meinen rechten Fuss und setzte ihn auf seinen Kopf. Vermuthlich wollte er mir dadurch zu verstehen geben, dass er von diesem Augenblicke an mein Sklave sei. Ich richtete ihn auf, sah ihn freundlich an und that alles Mögliche, um ihm Muth einzuflössen. . . . . .

Noch wusste ich nicht, wohin den Wilden bringen; meinem Traum zufolge hätte ich ihn nach meinem Schlosse bringen müssen, doch schien es mir gerathener, mit ihm nach der Grotte, zu dem von meiner Hauptwohnung entferntesten Theil der Insel, zu gehen. Dort angelangt, gab ich ihm Brot, Rosinen und frisches Wasser, — eine Mahlzeit, die ihm trefflich mundete. Alsdann wies ich ihm eine Schütte Reisstroh zum Lager an und gab ihm dazu noch eine Decke. Nicht lange, so war mein wilder Gast nach seinen Strapazen ruhig eingeschlafen. —

Aus

Campe's Robinson der Jüngere.

(II, 28 bis 31.)

Aber plötzlich, da dieser arme Mensch merkte, dass alle mit seinem Unglücksgefährten beschäftigt waren und eben nicht so sehr auf ihn achteten, ergriff er, in der Hoffnung sein Leben zu retten, die Flucht, und lief mit unglaublicher Geschwindigkeit gerade auf die Gegend zu, wo Robinson's Wohnung war.

Freude, Hoffnung, Furcht und Grauen ergriffen zugleich das Herz unseres Freundes und färbten seine Wangen bald mit hoher Röthe, bald mit Todtenblässe, Freude und Hoffnung, weil er bemerkte, dass der Entronnene viel schneller laufen konnte, als Diejenigen, welche ihn verfolgten; Furcht und Grauen hingegen, weil der Verfolgte und die Verfolger ihren Weg gerade nach seiner Burg zu nahmen. Jetzt war zwischen dieser und jenen noch ein kleiner Meerbusen, den der Unglückliche durchschwimmen musste, wenn er sich nicht gefangen geben wollte. Allein kaum war er dabei angekommen, als er,

ohne sich einen Augenblick zu besinnen, hineinplumpte, und mit eben der Schnelligkeit, die er im Laufen bewiesen hatte, nach dem gegenseitigen Ufer schwamm.

Zwei seiner Verfolger, welche die vordersten waren, schwammen ihm nach, die Uebrigen kehrten zu ihrem verruchten Gastmahle zurück. Mit innigem Vergnügen bemerkte Robinson, dass die beiden auch im Schwimmen dem ersten bei weitem nicht gleichkamen. Dieser floh schon gegen seine Wohnung zu, indess jene noch nicht zur Hälfte durchgeschwommen waren.

In diesem Augenblick fühlte unser Robinson sich von einem Muthe beseelt, der so gross und feurig noch nie in ihm erwacht war. Seine Blicke sprühten Feuer, sein Herz drängte ihn, dem Unglücklichen beizuspringen; er ergriff, ohne sich einen Augenblick länger zu bedenken, seine Lanze, rannte den Berg hinab, und war in einem Hui! zwischen dem Verfolgten und seinen Verfolgern. Halt! rief er dem Ersten mit lauter donnernder Stimme zu, indem er aus dem Gebüsche hervorsprang, halt! — Der arme Flüchtling sah sich um und erschrak bei dem Anblick des über und über in Felle gehüllten Robinson, den er vermuthlich für ein übermenschliches Wesen hielt, dergestalt, dass er nicht wusste, ob er sich vor ihm niederwerfen oder entfliehen solle.

Robinson winkte ihm mit der Hand, gab ihm zu erkennen, dass er zu seiner Beschützung da sei und rückte dabei allmählich gegen seine beiden Verfolger an. Jetzt war er so weit gekommen, dass er den ersten mit seinem Spiesse erreichen konnte. Er ermannte sich und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Stoss in den nackten Leib, dass er zu Boden stürzte. Der andere, welcher noch ungefähr hundert Schritte entfernt war, stutzte, holte darauf einen Pfeil hervor und schoss auf Robinson,

indem dieser auf ihn losgehen wollte. Der Pfeil traf gerade die Stelle des Herzens, — aber glücklicher Weise nur so schwach, dass er von der harten Pelzjacke wie von einem Panzer zurückprallte, ohne ihn auch nur im geringsten zu verletzen.

Robinson liess dem Feinde nicht Zeit einen zweiten Schuss zu thun; er rannte auf ihn zu und streckte ihn in den Sand, indem er eben wieder den Bogen spannte, und jetzt sah er sich nach dem Geretteten um.

Der arme Flüchtling stand zwischen Furcht und Hoffnung noch auf eben derselben Stelle, auf der ihm Robinson zugerufen hatte, ungewiss, ob das, was vorging, zu seiner Rettung geschehe oder ob die Reihe jetzt an ihn kommen werde. Der Sieger rief ihm zu und winkte ihm herbeizukommen. Er gehorchte, stand aber bald wieder still, trat abermals etwas näher und stand von Neuem still, und zwar mit sichtbarer Angst und in der Stellung eines Betenden. Robinson gab ihm alle ersinnlichen Zeichen von Freundschaft und winkte ihm abermals, herbeizutreten. Er that es, doch kniete er alle zehn oder zwölf Schritte mit den demüthigsten Geberden nieder, als wenn er ihm danken und zugleich ihm huldigen wollte.

Robinson nahm hierauf seine Larve ab, um ihm ein menschliches und freundliches Gesicht zu zeigen, worauf er ohne Bedenken näher trat, vor ihm niederkniete, den Boden küsste, sich platt niederlegte und Robinson's Fuss auf seinen Nacken setzte, vermuthlich zur Versicherung, dass er sein Sklav sein wolle. Unser Held, dem es mehr um einen Freund, als um einen Sklaven zu thun war, hob ihn liebreich auf und suchte ihn auf jede nur mögliche Weise zu überzeugen, dass er nichts als Gutes und Liebes von ihm zu erwarten habe.

Dieser gab ihm durch Zeichen zu verstehen, dass er die Bogen und die Pfeile der Getödteten nehmen und ihm folgen solle. Der Wilde hingegen bedeutete ihm, dass er erst die todten Körper im Sande verscharren wolle, damit ihre Gefährten, wenn sie etwa nachfolgen sollten, sie nicht finden möchten. Robinson bezeugte ihm Beifall über diese Vorsichtigkeit, und da war er mit seinen Händen so hurtig darüber aus, dass er in weniger als einer Viertelstunde schon beide Leichname verscharrt hatte. Dann wanderten Beide nach Robinson's Wohnung und erstiegen den Berg.

Lotte. Aber, Vater, nun war Robinson ein Mörder geworden!

Fritzchen. I, das waren ja nur Wilde, die er umgebracht hatte; das thut nichts!

Lotte. Ja, es waren aber doch Menschen.

Vater. Allerdings waren sie das, Fritzchen, und wild oder gesittet, thut hier nichts zur Sache. Die Frage aber ist nur, ob er ein Recht dazu hatte, diese Unglücklichen umzubringen? Was meinst Du, Johannes?

Johannes. Ich glaube, dass er ein Recht dazu hatte.

Vater. Und warum?

Johannes. Weil sie solche Unmenschen waren, und weil sie sonst den anderen armen Wilden würden todt gemacht haben, der ihnen doch wohl nichts zu Leide gethan hatte.

Vater. Aber wie konnte Robinson das wissen? Vielleicht hatte dieser den Tod verdient. Vielleicht waren diejenigen, die ihn verfolgten, Diener der Gerechtigkeit, die von ihrem Oberhaupte dazu befehligt waren. Und dann, wer hatte Robinson zum Richter über sie bestellt?

Nikolas. Ja, aber wenn er sie nicht getödtet hätte,

so würden sie seine Burg gesehen haben, und dann hätten sie es den Anderen wieder erzählt —

Gottlieb. Und dann wären sie alle gekommen und hätten den armen Robinson selbst umgebracht —

Fritzchen. Und aufgefressen dazu!

Vater. Jetzt seid Ihr auf dem rechten Flecke: zu seiner eigenen Sicherheit musste er es thun, ganz recht! Aber ist man denn wohl berechtigt, um sein eigenes Leben zu retten, einen Anderen umzubringen?

Alle. O ja!

Vater. Warum?

Johannes. Weil Gott will, dass wir unser Leben erhalten sollen so lange wir nur können. Wenn also Einer uns umbringen will, so muss es ja wohl recht sein, ihn erst umzubringen, damit er es müsse bleiben lassen.

Vater. Allerdings, lieben Kinder, ist eine solche Nothwehr nach menschlichen und göttlichen Gesetzen recht; aber, wohl gemerkt, nur in dem einzigen Fall, wenn ganz und gar kein anderes Mittel zu unserer eigenen Rettung übrig ist. Haben wir hingegen Gelegenheit, entweder zu entfliehen oder von Anderen beschützt zu werden, oder unseren Verfolger ausser Stand zu setzen, uns zu schaden, so ist ein Angriff auf sein Leben ein wirklicher Mord, und wird auch von der Obrigkeit als ein solcher bestraft.

Vergesst nicht, lieben Kinder, Gott zu danken, dass wir in einem Lande leben, in welchem die Obrigkeit so gute Veranstaltungen zu unserer Sicherheit getroffen hat, dass unter hunderttausend Menschen höchst selten auch nur ein einziger in die traurige Nothwendigkeit gerathen kann, von dem Rechte der Nothwehr Gebrauch machen zu müssen.

Genug für heute! — —

Und so mögen Campe's Jugendschriften ein Segen bleiben auch für die kommenden Geschlechter, die Denkkraft weckend durch ihre fassliche Darstellung, die Sittlichkeit kräftigend durch edle Gesinnung, die Herzen erwärmend durch gehaltvollen Stoff! Und so möge der Robinson insbesondere, der dem Sohne des grossen Verbannten, der auch dem Herzog von Reichstädt einst ein Lieblingsbuch gewesen, in Campe's Bearbeitung, deren wohlverdienter Ruf die Zugluft der Kritik nicht zu scheuen braucht, auch ferner durch seine lebendige Kleinmalerei die Kinderwelt entzücken und uns selbst, die Erwachsenen, manchmal zurückversetzen in den schönen Traum, in das verlorne Paradies der eigenen Jugend, in deren Erinnerung unser vaterländischer Dichter gesungen hat:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit
Was mein einst war! — —

V.

ZUR

REINIGUNG UND BEREICHERUNG

DER

DEUTSCHEN SPRACHE.

„Wer mich verbrittet, ich hass' ihn! Mich gallicismet, ich hass' ihn!
Liebe dann selbst Günstlinge nicht, wenn sie mich zur Quiritin
Machen und nicht, wenn sie mich verachä'n. Ein erhabenes Beispiel
Liess mir Hellänis; sie bildete sich durch sich selbst."

Klopstock.

Während der Noth und der Schmach der Napoleon'schen Fremdherrschaft, damals als ein anderer Held des Geistes, als Fichte mit seinen Gedanken den Kampf rüstete gegen den Helden der Bayonette, damals fasste Campe seine bisherigen Bemühungen zur Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache [1]) zu einem grossen Werk zusammen, das, selbst eine patriotische That, in jenen Tagen, als Deutschland verloren schien, wenigstens die vaterländische Sprache retten sollte. —

Unsere Sprache und unsere Literatur ist ja lange genug der stolze Königsmantel gewesen, mit dem wir unsere nationale Blösse bedecken mussten, bis wir zu dieser Frist unser bestes Blut daran gesetzt, endlich ein Volk zu werden. So reagirte schon die deutsche Natur gegen die

[1]) 1. Proben einiger Versuche deutscher Sprachbereicherung. Braunschweig 1791 bis 1792. Erster und zweiter Versuch.

2. Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache (gekrönte Preisschrift). Braunschw. 1794.

3. Nachtrag und Berichtigungen zum ausübenden Theil der Campe'schen Preisschrift. Braunschw. 1794.

4. Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. 2 Bde. Braunschw. 1801.

5. Versuch einer genaueren Bestimmung und Verdeutschung der für unsere Sprachlehre gehörigen Kunstwörter. Braunschw. 1804.

6. Beiträge zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. 3 Bde. Braunschw. 1795 bis 1797.

7. Wörterbuch der deutschen Sprache. Braunschw. 1807 bis 1812. 5 Thle.

gelehrte Schulpoesie des Zeitalters der Renaissance und gegen den französischen Geist in jener „fruchtbringenden Gesellschaft", die ein deutscher Fürst, Ludwig von Köthen (1617), gründete, in der ausdrücklichen Absicht, die deutsche Sprache zu Ehren zu bringen. Der Wolfenbüttler Consistorialrath Schottel († 1676), ein Mitglied dieser Gesellschaft, schrieb eine „ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache", voll rührender Klage über die Verunreinigung deutscher Sprache. Er sang:

. . . . es kitzelt euch vor allen
Wenn ihr aus Unverstand die deutsche Zier beschmiert,
Aufsuchend fremden Koth . . . .

Feuriger noch trat in diese Fusstapfen der Anhaltiner Philipp von Zesen, der Begründer der Hamburger „Rosengesellschaft", der freilich in seiner schwärmerischen Liebe für die deutsche Sprache und in seinem glühenden Hasse aller Fremdwörter an der Grenze der Lächerlichkeit anlangte. Von der zweiten schlesischen Schule bis auf Klopstock herrschte dann der tändelnde französische Geschmack. Seit Klopstock und Lessing steigt der deutsche Geist in Jugendkraft aus den Grüften eines veralteten Geschmacks. Während die Ketten klirrten, mit welchen Buonaparte's Schergen das deutsche Leben gebunden hatten, erwachte das deutsche Gewissen und ermannte sich die deutsche Nation in ihren edelsten Vertretern.

In derselben Zeit, als F. L. Jahn, diese Prophetennatur alter Zeit, seinem Volke zurief: „Ein Volk, das seine eigene Sprache verliert, giebt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen" [1]: da erhob auch Campe, der Vor-

[1]) Jahn, Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes. Leipz. 1806.

kämpfer für die Reinheit und den Reichthum unserer Muttersprache, seine vaterländische Stimme. Unter diesem volksthümlichen Gesichtspunkte müssen wir Campe's Leistungen auf diesem Gebiete betrachten, um dem tiefsten Wollen des Mannes gerecht zu werden. Schon im Jahre 1791 war Campe mit einigen Versuchen von deutscher Sprachbereicherung vor die Oeffentlichkeit getreten [1]). Auf der betretenen Bahn weitergehend schrieb er 1794 die von dem königlichen Gelehrtenverein zu Berlin gekrönte Preisschrift „Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache". Schon hier finden wir die Grundsätze, Regeln und Grenzen genau bezeichnet, welche fortan das Richtmaass für Campe geblieben sind.

Die Preisfrage der königl. Akademie hatte fünf Fragen vorgelegt; sehen wir in Kürze, wie Campe seine Aufgabe zu lösen versucht hat.

Ist vollkommene Reinheit einer Sprache überhaupt, und besonders der deutschen, möglich? Dies die erste Frage. Campe stellt zunächst den Begriff „vollkommene Sprachreinheit" fest. Wenn eine vollkommen reine Sprache eine solche wäre, die sich mit keiner anderen Sprache in irgend einem Punkte berührte, also weder Wörter noch Wortformen mit einer anderen Sprache gemein hätte: so könnte dieser Vorzug nur einer Ursprache im eigentlichen Sinne zukommen. Aber auch die Ursprache könnte diese Reinheit nur so lange behaupten, als sich keine Töchtersprachen aus ihr entwickelt haben, die mit

[1]) Die Allg. deutsche Bibliothek fand damals das von Campe vorgeschlagene „Zerrbild" (statt Carricatur) unerträglich; heute hat Campe's Vorschlag volles Bürgerrecht (Allg. deutsche Bibl. Bd. 110, S. 548). Das Gleiche gilt von anderen Fremdwörtern, die wir Campe'n verdanken, z. B. Kunststrasse statt Chaussee, Stelldichein statt Rendezvous u. a. m.

der Muttersprache nothwendig Vieles gemein haben. Wenn man aber den Begriff vollkommener Sprachreinheit dahin einschränken wolle, dass eine Sprache Alles aus sich selbst, aus ihren eigenen Wurzeln und Stämmen ableite und keinen Ausdruck einer anderen Sprache entlehne, so könne auch dieser Vorzug nur einer Ursprache und zwar nur so lange eigen sein, als das dieselbe redende Volk von jeder Vermischung mit anderen Völkern sich rein erhalte, indem durch Verkehr und Handel eine gegenseitige Uebertragung der Sachen und der Begriffe unausbleiblich herbeigeführt werde. Diese Uebertragung werde um so unvermeidlicher sein, wenn das eine Volk vor dem anderen einen Vorsprung habe in Kunst und Wissenschaft, also auch in der Ausbildung der Sprache. So seien dem deutschen Volke mit der Ausbreitung des Christenthums mit dem römischen Dogma auch römische Wörter aufgedrungen worden (Altar, Priester, Kanzel etc.); ebenso habe später eine maasslose Bewunderung der Franzosen die deutsche Sprache mit französischen Wörtern befleckt. Und so schränkt Campe den Begriff der Sprachreinheit darauf ein, dass eine Sprache nur solche Wörter und Redensarten aufnehme, die ihrer eigenen Sprachähnlichkeit gemäss sind oder welchen sie vor der Aufnahme das Gepräge ihrer eigenen Sprachähnlichkeit aufgedrückt hat, wie bei segnen (von signare), Pfingsten (von pentecoste) u. s. w. Und so kommt er, unter Berufung auf Luther, dessen Bibelwerk nur einige wenige Fremdwörter enthält, gegenüber dem unverständlichen Hohnlächeln anmaassender Knaben zu dem Ergebniss, dass diese Art der Sprachreinheit wohl unter uns erreicht werden kann — aber auch müsse. Ist vollkommene Sprachreinheit nothwendig? Dies die zweite Frage. Die Nothwendigkeit wird erhellen, wenn die Vor-

züge einer Sprache dargethan sind, welche alle ihre Theile, aus sich selbst hervorgebracht hat. Je mehr eine Sprache sich aus sich selbst entwickelt, desto vollkommener ist sie sowohl in sich, weil sie in diesem Falle eine grössere Einheit und Selbstständigkeit behauptet, als auch in Bezug auf das sie redende Volk, weil sie am besten zur Eigenthümlichkeit desselben passt, dem Geiste, den Sitten desselben gemässer ist, weil sie das wirksamste Mittel der geistigen und sittlichen Ausbildung dieses Volkes ist und der Gemeinverständlichkeit sich erfreut.

Was die dritte Frage betrifft, die Frage über die Grenzen dieser Sprachreinigung, so stellt Campe das Gesetz auf, diejenigen fremdländischen Wörter, die schon in die Volkssprache übergegangen sind und mit der deutschen Sprachähnlichkeit übereinkommen, beizubehalten, diejenigen hingegen, welche der deutschen Sprachähnlichkeit widerstreben und noch keinen Eingang in die Volkssprache gefunden haben, auszumerzen. Zu der ersten Classe gehören Wörter wie Nase (nasus), Ohr (auris), Auge (oculus), Lippe (labia), Wind (ventus), Kohl (caulis), Fenster (fenestra) u. a. m. Dagegen verlieren wir nichts, wenn wir nicht mehr galant, Engagement, Indignation, Spleen sagen, sondern fein und artig, Verbindung, Unwille, Misstrauen oder Schrulle.

Aus welchen Quellen darf und muss aber zur Reinigung und Bereicherung unserer deutschen Schriftsprache geschöpft werden und nach welchen Grundsätzen hat dies zu geschehen? In ausführlicher Darstellung, der wir hier nicht folgen können, bespricht Campe die ältesten Denkmäler unserer Sprache, Luther's Schriften, die guten deutschen Schriftsteller neuester Zeit, die Hauptmundarten der deutschen Sprache, die mit der deutschen verwandten Sprachen, die innere

Fruchtbarkeit unserer Sprache zur Hervorbringung neuer Wörter durch Zusammensetzung und Ableitung, wobei er von dem obersten Grundsatz ausgeht, dass, wenn wir die Wahl haben, ein uns fehlendes Wort neu zu prägen oder ein vergessenes aus den Fundgruben unserer Sprache wieder ans Licht zu ziehen, wir das Letzte dem Ersten vorziehen müssen, dass aber auch das Bilden neuer Wörter nicht willkürlich und nur da vorgenommen werden soll, wo die Noth es erfordert und für die Sprache ein Gewinn erreicht werden kann.

Dies die leitenden Grundgedanken, nach welchen Campe ein Werk unternahm, in dem sich allmählich die beste Kraft seines Lebens verzehren sollte. Schon damals hat er es klar gefühlt und in der Vorrede zu dem „Nachtrag“ es offen ausgesprochen, dass er, wie jetzt die Sachen bei den Deutschen stehen, weder sonderliche Ehre noch andere Vortheile von seinem Unternehmen erwarte, dass daher kein Fingerkitzel ihn treibe, sondern das warme, deutsche Herz.

Nach diesen Vorarbeiten fasste Campe den Entschluss, in Vereinigung mit einer Gesellschaft von Sprachforschern zunächst eine Zeitschrift zu gründen, die sich die Aufgabe setzte, an der Verbesserung und Ausbildung der deutschen Sprache zu arbeiten. So entstanden in den Jahren 1795 bis 1797 die „Beiträge zur Beförderung der fortschreitenden Ausbildung der deutschen Sprache“. Verdienstvolle Männer stellten Campen ihr Wissen und ihr Können zur Verfügung. So Prof. Eschenburg in Braunschweig, Prof. Rüdiger in Halle, Prof. Heynatz zu Frankfurt a. d. O., Prof. Löwe in Breslau, Schulrath Gedike zu Berlin und Andere. In den gelesensten Zeitschriften wurden der Plan und die Grundsätze des Werkes dargelegt, das die besten

deutschen Schriftsteller hinsichtlich ihrer Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit prüfen, gelegentliche Sprachberichtigungen sammeln und auch für die Gegenurtheile Andersdenkender ein öffentlicher Sprechsaal sein sollte. Die „Zueignungsschrift an die Deutschen" rief den Zeitgenossen Herder's goldene Worte zu (aus den Briefen zur Beförderung der Humanität): Erwache also, Du schlafender Gott, wenn Du nicht etwa dichtest oder über Feld gegangen bist; erwache, deutsches Publicum, und lass Dir Dein Palladium nicht rauben! Aus dem trägen Schlummer, aus dem niedrigen Stolze, der das Beste wegwerfend verachtet, aus der Anmaassung, die dem Schlechtesten das Privilegium (das Vorrecht) des Besten ertheilen zu können glaubt, aus der nie theilnehmenden Kälte, aus der völligen Seelenentfremdung, glaube mir, wird nichts, und kann nichts werden. Die Zeit, da das alles galt, ist vorüber. Unsanft aus dem Schlaf gerüttelt, erwache und zeige, dass Du kein Barbar bist, damit man Dir nicht als einem Barbaren begegne. Deine Sprache, die Schwester der griechischen, die Königin und Mutter vieler Völker für ganz Europa, hast Du zu sichern, auszubilden, zu bewahren. —

Bei aller Vielseitigkeit der „Beiträge" [1]) hat diese Zeitschrift dadurch am meisten die Blicke der Zeitgenossen auf sich gezogen, dass durch sie gleichsam ein Sprach-

---

[1]) Was ist Hochdeutsch? von Campe. — Ueber den Geschichtsstyl, von Mackensen. — Philosophische Forschungen über Natur und Wesenheit der Sprache, von Mertian. — Ueber Zeitwörter, vorzüglich Sein, Haben und Werden, von Löwe. — Grundsätze der Wortforschung (Etymologie), von Heinzelmann. — Ueber den Ursprung der Sprache, von Mackensen. — Ueber Wann und Wenn, von Campe. — Ueber die Völkernamen, von Winterfeld. — Orthographische Aufsätze, von Winterfeld. — Ueber Vocale und Consonanten, von Wagner. — Ueber das Fürwort Es, von Gedike u. a. m.

areopag errichtet und vor denselben die scheinbar Unantastbaren, die grossen classischen Dichter und Schriftsteller unserer Nation, citirt wurden; zunächst Wieland, Herder, Goethe, Voss und Kant. Wie die Gesellschaft der Sprachforscher ihre Aufgabe zu lösen suchte, das wird der Anschaulichkeit am besten nahegebracht werden, wenn wir aus den Schriften der genannten Dichter, an welche das sprachliche Richtmaass gelegt wird, eine geeignete Stelle ausheben und die Randbemerkungen der Sprachrichter hinzufügen. — —

Der erste, der dem sprachlichen Areopag Rede zu stehen hatte, war Herder; die Sprachbeurtheilung verbreitete sich über seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit"; die Abhandlung ist von Dr. Anton, beziehungsweise auch von Campe. Nachdem die Fülle der herrlichen Gedanken anerkannt ist, wendet sich die Kritik der sprachlichen Darstellung zu [1]).

Seite 1. Der Verfasser fängt mit einer Inversion (Umstellung) an, die den Gedanken durch den Ton, der mit aller Kraft auf dem zweiten Worte ruht, ausserordentlich verstärkt: „Vom Himmel muss unsere Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechts anfangen, wenn sie einigermaassen diesen Namen verdienen soll." Da das Vorwort von anzeigt, dass der Himmel den Urstoff zu dieser Philosophie liefert, so ist es ganz richtig gebraucht. Wenn es aber soviel bedeuten sollte, als: dass der Himmel das Erste sei, was man zu betrachten habe, so würde mit oder bei richtiger zu sein scheinen. Uebrigens wäre es wohl bestimmter gesagt, wenn anfangen nicht als ein Mittelzeitwort, sondern als ein zurückdeutendes (reciprocum), oder auch als ein Thatzeitwort

---

1) Beiträge, zweites Stück, S. 1 ff.

(activum) gebraucht worden wäre, weil in diesen beiden Fällen verdienen soll, gut, bei dem gegenwärtigen Gebrauch aber: verdienen will, richtiger sein würde.

Einigermaassen müsste wenigstens einigermaafsen geschrieben werden, weil die Verdoppelung des „f" die Wirkung, die man durch die Verdoppelung des „a" beabsichtigt, wieder aufhebt. Aber auch das zweite a ist entbehrlich; so wie es auch in den Ableitungen mässig, die Mässigkeit u. s. w. durchgängig weggelassen wird. In der Folge schreibt unser Verfasser immer Maas, welches aber auch nicht richtig ist, weil wir in den Biegungsfällen, nicht des Maases, dem Maase, sondern des Mafses u. s. w. sprechen und schreiben müssen. C.

Ebendas. „Denn da unser Wohnplatz die Erde, — von himmlischen Kräften ihre Beschaffenheit und Gestalt empfängt." Müsste wohl seine heissen, weil das Hauptwort, worauf es sich bezieht, nicht die Erde, sondern der Wohnplatz ist. C.

Organisation. Der Herr Verfasser braucht dieses französische Wort sehr häufig, und doch könnte er es mehrentheils durch Belebung oder durch ein anderes, aus seinem eigenen Reichthum der Sprache gebildetes, mehr ausdrückendes Wort geben.

Es ist Herrn Herder in diesem vortrefflichen Werke mit dem fremden Worte Organisation, wie in seinem neuesten Werke mit dem fremden Worte Humanität gegangen; er hat es nämlich bald in dieser, bald in jener Bedeutung genommen. Bald drückt er damit die Handlung der Natur aus, da sie künstlich gebaute lebende Geschöpfe hervorbringt, und da ist es Belebung oder Bildung; bald die künstliche Bau-art der Körper solcher Geschöpfe, und da können wir Kunstbau oder Bildungsart dafür sagen; bald die Geschöpfe selbst, und da hat

er einigemal das gute deutsche Wort Gebilde selbst dafür gebraucht. C.

S. 4. „Die mit ihrer Grösse und Dichtigkeit im Verhältniss sind“; in Verhältniss. Im kann nur für: in dem gesetzt werden. C.

Ebend. „Monde.“ Im Oberteutschen und allen von ihm abstammenden oder ähnlichen Mund-arten lautet die Vielzahl in der Ur-endung: Monden. Allein ich überzeuge mich gern, dass es besser ist, wenn man diese Abweichung wieder in die Regel zurückbringt, obgleich die Endung „nd“ viele Abweichungen hat.

Ebend. „Nichts giebt einen so erhabenen Blick, als diese Einbildung des grossen Weltgebäudes.“ Einbildung; auf diese Art, dass es Idee, Ueberblick, Vorstellung bedeuten soll, kann dieses Wort wohl nicht gut gebraucht werden. Sein Begriff ist immer schwankend, nur als Vermögen der Seele — Einbildungskraft — hat es einigen Werth.

Auch scheint das Beiwort erhaben zu dem Sachworte Blick nicht wohl zu passen. C.

Seite 5. „Das blosse Erstaunen, das uns vernichtigt.“ Dieses Zeitwort ist sehr gut gebildet, und verdient in die W. B. aufgenommen zu werden. Dass es ganz etwas anderes andeutet, als vernichten, brauche ich nicht zu erinnern.

Ebend. „Wo vielleicht mehrere solche Sonnensystems in zerstreuten Räumen des Himmels ihre Bahnen vollenden.“ Der Verfasser will sagen: in Räumen, deren einer ausserhalb des anderen liegt; also in verschiedenen, von einander getrennten Räumen. Zerstreut scheint hier nicht wohl zu passen, weil es den Nebenbegriff des nachlässig oder verwirrt hingeworfenen mit sich führt. Für Sonnensysteme

würde ich in diesem Zusammenhange Sonnenreiche sagen. C.

Ebend. „Der sich selbst überall allgnugsamen Natur;“ allgnugsam sagt schon so viel als überall gnugsam; und das Doppelte, unmittelbar auf einander folgende all macht einen Uebel-laut. Genug ohne e (gnug) zu schreiben, wie unser Verfasser immer thut, macht eine Härte. C.

Ebend. „ein unermessliches Ganze“ ist durchaus falsch, wenn es auch Sulzer einmal braucht. Sobald ein Beiwort ohne Abänderung zum Hauptwort wird, so muss auch dasselbe vollkommen so genommen werden, wie es als Beiwort mit dem bestimmten oder unbestimmten Artikel (Andeuter) lautet. Ich kann also zwar sagen: das Ganze, aber nie ein Ganze, sondern ein Ganzes; also auch ein unermessliches Ganzes.

Ebend. „Weltatome;“ warum nicht Weltstoffe?

Seite 6. „Spuren jener groffen Kraft;“ jener grofsen, wie der Verfasser es nachher selbst geschrieben hat. C.

Seite 7. „Und mit allem vorlieb nehmen;“ fürlieb. C.

Ebend. „Als die Bahn der Erde, auf der ich mich ausleben soll.“ Ob das Zeitwort ausleben wohl reziprok gebraucht werden darf, und ob der ganze Ausdruck philosophisch richtig ist?

Ebend. „Je in einen grösseren Chor — meine Mutter gehört — desto vester (fester) finde ich auch mein Schicksal“ u. s. w. Dieses ist wirklich ganz falsch, statt: je grösser der Chor ist, zu welchem etc. oder in welchem.

Und warum der Chor und nicht das, wie auf der vorstehenden Seite? Herr Adelung billigt zwar beides; allein in einer und eben derselben Schrift sollte es

doch einförmig gebraucht werden. Warum Chor überhaupt, und nicht lieber das Deutsche, Kreis? C.

Ebend. „Die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern;“ ihr Wirkungskreis, oder besser, ihr Wirkkreis. C.

Seite 8 und in vielen anderen Stellen wird das fremdartige Planet gebraucht, wofür wir bekanntlich das deutsche Wandelstern haben. Irrstern, welches man auch dafür versucht hat, bietet einen falschen Begriff dar. C.

Seite 9. „Das Verhältniss unserer Erdegeschlechter zu den Organisationen anderer Weltkörper.“ Hier sind Organisationen nichts anderes als belebte Wesen, wozu, in weiterem Sinne, auch die Pflanzen gehören. C.

Seite 10. „Die Natur hat uns diese Aussicht versaget;“ versagt. C.

Ebend. „Des Jupiters wilde Revoluzionen.“ Warum nicht Umwälzungen? C.

Ebend. „Und räthseln daraus, was wir glücklich oder unglücklich daraus zu ersehen meinen.“ Diese ganze Stelle gefällt mir nicht. Räthseln kann nichts anderes anzeigen, als entweder: Räthsel aufgeben, oder etwas zu einem Räthsel machen; das wollte aber der Verfasser wohl nicht sagen, sondern „wir rathen“. Wollte er ein neues Zeitwort bilden mit schwankendem Begriffe, so sollte es rätheln heissen. Ferner steht glücklich oder unglücklich an der unrechten Stelle. Denn die Meinung selbst war nicht unglücklich oder glücklich, sondern der Erfolg. Es sollte so heissen: und rathen glücklich oder unglücklich, was wir daraus zu ersehen vermeinen.

Seite 11. „Proportion.“ Für dieses ausländische Wort können wir in diesem Zusammenhange abgemessenes oder richtiges Verhältniss sagen. C.

Ebend. „Auch auf die Dichtigkeit ihrer Masse hat man wahrscheinliche Schlüsse gefolgert." Hier müsste entweder auf mit aus, oder gefolgert mit gebaut vertauscht werden. C.

Ebend. „Wir mögen mit unserer, Schätzung herauf-, oder herabsteigen;" muss, aus bekannten Gründen, hinauf und hinab heissen.

Ebend. „dörfen" statt dürfen. Der Verfasser schreibt beständig so.

Ebend. „dem Quell, zu Trost" muss durchaus dem Quelle, zu Troste, heissen.

Seite 12. „Unser Tag ist wenig von einander, von den Tagen der anderen (Planeten) aber so sehr verschieden, u. s. w." Die erste Hälfte dieses Satzes ist unverständlich; es muss heissen: unsere Tage sind u. s. w. C.

Ebend. „Das Verhältniss der Materie zu unserm Geist;" zu unserm Geiste.

Seite 13. „Wenn wir uns gedenken." Ich gedenke mich, kann ich nicht sagen, und „ich gedenke mir" fordert eiue andere Stellung der Redetheile. Man muss durchaus sagen; sich denken.

Ebend. „Nachdem wir zur Summe der Organisation unsers Planetens gelanget sind," ist wirklich entweder sprachwidrig gesagt, „nachdem wir den Inbegriff aller Bildungen unseres Planeten kennen gelernt haben," oder undeutlich, wenn es so viel anzeigen soll, als: wenn wir die Summe der Organisationen, deren wir auf unserem Planeten fähig sind, erlangt haben. (Und, wenn das letzte der Sinn sein soll, so liesse sich Organisation hier füglich durch Bildungsart verdeutschen. C.)

Ebend. „Ein Wandelgang" für Spaziergang, passt zu dem von mir vorgeschlagenen neuen Worte,

Wandelbahn, für den Ort genommen, wo gelustwandelt wird. C.

Ebend. „Eine andere Welt kennet ihre äusserlichen Hülfsmittel und Hindernisse wahrscheinlich nicht." Das ihre geht vermuthlich auf die Triebe und Neigungungen, aber um nicht gleichsam einen neuen abgesonderten, sondern einen mit dem vorhergehenden verbundenen Gedanken zu haben, sollte es heissen: in einer anderen Welt kennen wir etc. Ueberdies ist die Stelle auch fähig, in einem anderen Sinne genommen zu werden, als ob eine andere Welt unsere Hindernisse nicht kenne, ohne dass wir uns in diese Welt denken.

Ebend. „Aber die letzten Resultate derselben sollte sie nicht kennen?" Wir haben für Resultate seit einigen Jahren zwei neue Wörter — Ergebniss und Ausfall — erhalten, wovon besonders das letzte hier recht gut stehen zu können scheint; „aber den letzten Ausfall derselben sollte sie nicht kennen?" C.

Ebend. „Alle Radien streben auch hier zum Mittelpunkt (punkte) des Kreises." Alle Halbmesser; oder, da dies eigentlich Semidiameter ausdrückt, könnte man das Lateinische radius nicht wörtlich, durch Strahl, übersetzen? „Alle Strahlen des Umkreises streben u. w." C.

Seite 15. „Was physisch vereinigt ist, warum sollte es nicht auch geistig und moralisch sein?" Für physisch könnte bekanntlich körperlich, oder dem Körper nach und für moralisch das eben so allgemein bekannte deutsche Wort, sittlich, stehen. C.

Ebend. „Da Geist und Moralität auch Physik sind." Hier ist das ausländische Physik in einem ganz ungewöhnlichen Sinne, nämlich nach französischem Sprachgebrauche, als Beiwort genommen. Aber dafür haben wir ja unser deutsches, natürlich! C.

Ebend. „Wäre es mir erlaubt, die allgemeine Beschaffenheit der mancherlei Planeten auch in der Organisation und im Leben ihrer Bewohner — zu vergleichen." Hier lässt sich Organisation füglich durch Kunstbau oder künstliche Bildung verdeutschen. C.

Seite 16. „Universum" — Welt-all. Was fehlt diesem schönen deutschen Worte, das uns berechtigen könnte, ihm das fremde vorzuziehen? C.

Ebend. „den Beweis dieses Satzes giebet sie selbst;" gibt. C.

Seite 17. „Elemente;" hier Urstoffe. C.

Ebend. „Die versteinten Thiere und Gewächse." Das sind also Thiere und Gewächse, die mit Steinen umzogen sind, oder sich in denselben befinden, die von einer Steinrinde umgeben, also noch immer unverwandelt da sind. Wenn aber der Verfasser solche meint, welche selbst zu Steinen geworden sind, oder von denen ein Abdruck sich in den Steinen befindet: so musste er nothwendig von versteinerten Dingen sprechen, da dieses der Sprachgebrauch fordert.

Ebend. „Revoluzionen" sind Umkehrungen, Umwandlungen, Umwälzungen. Ich merke einmal für allemal an, dass Herr Herder zu grosse Kraft auf fremde Wörter setzt, und sie häufig da braucht, wo unsere Sprache ihn nicht unberathen gelassen hätte. (Und dies — besonders der gar zu häufige Gebrauch fremdartiger gelehrter Kunstwörter, die der ungelehrte, obgleich sonst gebildete, Leser nicht versteht, und die daher abschreckend für ihn sind — ist die unglückliche, und doch so leicht zu hebende Ursache, warum dieses lehrreiche Werk nicht halb so viel gelesen worden ist, als es gelesen zu werden verdiente. C.)

Ebend. „Sie sind aber schwer zu trennen." Eigent-

lich wohl richtiger, zu unterscheiden; denn jener Ausdruck setzt eine innige Vereinigung der Umwandlungen der ersten und zweiten Art voraus, die der Verfasser nicht annahm, um so weniger, da der vorhergehende Satz ihm alsdann widersprechen würde. Ueberhaupt genommen, ist die ganze Stelle falsch abgetheilt (interpunktirt). Wozu nach Theorie das Semikolon? Sind Jene, Jener und Dieser entgegengesetzt? In keinem Falle; sondern es ist ein neuer Satz, eine Erläuterung des Gesagten. Es würde daher richtiger z. B. also lauten:

Weder über diese, noch über jene (sie sind aber schwer zu unterscheiden) haben wir bisher eine vollständige Theorie (ein vollständiges Lehrgebäude). Ueber jene können wir auch schwerlich eine haben; über diese aber wünschte ich eine zu erleben.

Ebend. „Local-ursachen" sind örtliche Ursachen; Physik ist Naturlehre, und Chemie bekanntlich Scheidekunst. C.

Seite 18 kommen folgende fremde Wörter unnöthiger Weise vor: Composizion, Decomposizionen, simpele, Geogonien, qualitates occultae, physisch, reduzirt, Simplizität, Stamina, Krystallisazionen, Organisation.

Ebend. „Geogonie;" Erd-erzeugungslehre oder Erdentstehungslehre. C.

Ebend. „Wo nicht nahe, so doch entferntere Vorschritte." Ich will das „wo nicht" gelten lassen, obgleich wenn nicht besser gewesen wäre; aber wozu so nöthig ist, und wie es eine andere Partikel, etwa wenigstens oder gewiss, vertreten kann, sehe ich nicht ein.

Ebend. „Und die vielfachen Gattungen zuletzt im Menschen wie viel Auflösungen und Revoluzionen des Einen in das Andre setzten die voraus." Warum nach Menschen nicht ein Anhaltungszeichen gesetzt, und

warum zuletzt das anzeigende Fürwort die gebraucht ward, da es richtiger und bestimmter sie oder wohlklingender: diese, geheissen hätte? „und die vielfachen Gattungen der Erde etc. zuletzt im Menschen — wie viele Auflösungen setzen sie voraus!“

Seite 19. „Nach der Mosaischen Tradition;“ nach der Ueberlieferung oder Volkssage in Moses Schriften. Eigenschaftswörter (wie mosaisch), aus Eigennamen gebildet, sind, genau betrachtet, etwas Widersinniges, so wenig wir auch, durch den Gebrauch verwöhnt, dies zu merken pflegen. Wie kann man den Umstand, dass eine Sache von diesem oder jenem, und von keinem anderen, herrührt, ihr als eine Eigenschaft beilegen? C.

Ebend. „Da sie zur Bildung u. s. w.“ Die Periode hatte sich mit da, d. i. weil, indem, angefangen, es hätte daher das zweite Mal bestimmter als gesagt werden können.

Ebend. „Pflanzenorganisation“, Pflanzenbildung; „Thierorganisation“, Thierbildung. C.

Ebend. „Bis endlich der Mensch auftrat, Microcosmus;“ eine Welt im Kleinen. C.

Seite 20. „Nie werden sie unserm Wohnplatz ganz fremde sein.“ Hier möchte ich den würdigen Herrn Verfasser ersuchen, das dem Worte fremd unnöthig angehängte e lieber zu dem Worte Wohnplatz zu setzen, dem dasselbe, ohne eine Härte zu verursachen, nicht entzogen werden kann. Wenn wir diesem e (ich weiss nicht warum?) auch noch so abhold wären: so müssten wir uns doch wohl entschliessen, es wenigstens allen denjenigen Wörtern im dritten Falle (Dativ) zu geben, die im zweiten Falle (Genitiv) kein blosses s, sondern ein es haben, wie Wohnplatz, des Wohnplatzes. C.

Ebend. „Das Ihre zurücke;“ das Ihrige, und zurück. C.

S. 21. In der trefflichen Stelle: „wenn die Sonne etc. die alternde Kraft der Erde nun endlich in ihren brennenden Schooss zöge; was geschähe anders, als was nach ewigen Gesetzen etc. geschehen musste“ — kann zuletzt nicht das Zeitwort bestimmt gesetzt werden, sondern die zweifelhafte Art ist zu nehmen, müsste.

Ebend. „Schon die Bildung unseres Wohnhauses und aller Stoffe, die es hergeben konnte, muss uns auf die Hinfälligkeit und Abwechslung der Menschengeschichte bereiten.“ Hinfälligkeit kann von Geschichte, selbst in der alleruneigentlichsten Dichtersprache, wohl schwerlich gesagt werden. Ich dächte also, es müsste hier heissen: „von der Hinfälligkeit des Menschen, und von den Abwechslungen aller Menschengeschichte.“ C.

Seite 22. „Nur einige Striche zu Darstellung dieser grossen Aussicht, die mich seit meiner frühesten Selbstbildung erfasst hat.“ Zu muss hier nothwendig zur heissen, weil die folgt, und es statt zu der steht. Die Aussicht erfasst mich, klingt sehr fremd. Es möchte wohl heissen: die mich angezogen oder gefesselt hat. C.

Seite 23. „Sie ist mir auch so lang heilig,“ so lange. C.

Ebend. „Kein Hemisphär dem anderen gleich.“ Erstlich sagen wir auf Griechisch-Deutsch nicht der oder das Hemisphär, sondern die Hemisphäre; und dann haben wir zweitens das gute deutsche Wort Halbkugel dafür. C.

Ebend. „Durch nord- und südliche Grade;“ müsste wenigstens nörd- heissen, besser aber, durch nördliche und südliche Grade. C.

Ebend. „Globus“; Erdkugel, oder Erdmodell. Modell gehört nämlich zu denjenigen Wörtern, von denen noch nicht entschieden ist, ob sie ausländischen Ursprungs, oder mit den ähnlich klingenden ausländischen

Wörtern aus einer und eben derselben Urquelle geschöpft sind. S. Adelung. C.

Seite 24. „In diesem Gesetz;“ Gesetze. C.

Ebend. „unison“ eintönig. C.

Ebend. „Ein sanftes Gewicht knüpfte die Natur an unseren Fuss,“ ist doppelsinnig. Entweder ward ein sanftes Gewicht durch die Natur, oder die Natur durch ein sanftes Gewicht geknüpft. Im letzteren Falle kann das Zeitwort knüpfen gelten, im ersteren würde binden richtiger sein. Die natürliche Stellung, ohne Inversion, hätte den Doppelsinn vermieden.

Ebend. „Wie alles zum Mittelpunkt drängt, und nichts von der Erde hinweg kann, ohne dass es je von unserem Willen abhange: ob wir darauf leben oder sterben wollen; so ziehet die Natur u. s. w.“ Hier verursacht erstlich das es eine Dunkelheit, weil man glaubt, dass es sich auf das vorhergehende nichts beziehe, welches doch nicht der Fall ist. Zweitens müsste für abhange wohl abhängt stehen, weil nicht abzusehen ist, wozu die ungewisse Form hier dienen soll. Drittens scheint das Fragezeichen bei wollen wegbleiben zu müssen. C.

Ebend. „des rauhesten Klima;“ Himmelsstriches. C.

Seite 25. „Stuffenleiter“, Stufenleiter. C.

Ebend. „Wenn wir über die Geschichte unseres Geschlechts philosophiren wollen;“ statt jenes Zwitterwortes können wir in diesem Zusammenhange: aus Vernunftgründen schliessen, oder vernunftmässige Betrachtungen anstellen, oder etwas ähnliches sagen. C.

Seite 26. „erwarten überall seiner.“ Wenigstens besser, erwarten ihn überall, oder, warten überall seiner . . . .

Im vierten und fünften Stück der „Beiträge“ wird über Wieland's „Grazien“ von Professor Heynatz Gericht gehalten [1]).

. . . .

. . . . Ich werde nichts nur einigermaassen Wichtiges übergehen, und folgende Fälle genau unterscheiden: 1) Wieland hat in der neuen Ausgabe sich selbst mehrmals verbessert. 2) Einige von ihm gemachte Verbesserungen wären vielleicht besser unterblieben. 3) Einiges, was man, oder was wenigstens ich in der neuen Ausgabe nicht wieder zu finden glaubte, ist dennoch unverändert geblieben.

Diejenige ältere Ausgabe der Grazien, welche ich mit der jetzigen neuesten vergleiche, ist die zu Biel 1772 erschienene, die meines Erinnerns von der ältesten vom Jahr 1769 wenig oder gar nicht abweicht. In den meisten Fällen führe ich die Seitenzahlen an.

Wieland hat sich von jeher die Einmischung einiger fremden Wörter verstattet, und ist darüber von den Reinigkeitsverfechtern mehrmals in Anspruch genommen worden. Diese werden mit Vergnügen bemerken, dass jetzt in verschiedenen Stellen einheimische Wörter an die Stelle der fremden getreten sind. Man findet für Attitüde, Hymne, Magie, Kopien, simpel jetzt Stellung, Gesänge, Zauber, Nachbilder (S. 28), einfältig (S. 44). Indessen ist Magie doch noch ein paarmal stehen geblieben; S. 11:

Wo bliebe die Magie des schönen Idealen?

Oder sollte Magie hier wegen des gleich folgenden Idealen Schonung verdient haben? Ich dächte, gerade das Gegentheil. Und S. 55: So sehr wir auch für die geist-

---

[1]) Stück 4, S. 20 ff. Stück 5, S. 1 ff.

volle Poesie dieses Wälschen Dichters (Guarini), für die Magie seines Ausdrucks und die Musik seiner Verse eingenommen sind. — Für Indiskretion steht jetzt S. 4 auf eine eben nicht befriedigende Art Unbescheidenheit (denn S. 5 und 8 hat Bescheidenheit offenbar den Sinn von Modestie).

Auf der letzten Seite standen ehemals Träume, jungen Liebesgöttern gleich. Aus den Liebesgöttern sind jetzt Amorinen geworden.

Seite 22 ist aus dem Bacchus, dem Sohn Zevs und der schönen Semele, der Sohn Jupiter's und der schönen Semele geworden. Hingegen steht jetzt Zevs-Perikles, wo sonst Jupiter-Perikles stand. In der letzten Stelle ist dann aus Prytaneum zugleich Prytaneon gemacht, vielleicht weil sich zum Zevs die griechische Form in on besser zu schicken schien. In der alten Ausgabe stand noch: den Musen, den Töchtern Jovis und der Harmonie. Dass dafür jetzt Jupiters gesetzt sei, denkt sich von selbst.

Dass Zeuxes jetzt immer in Zeuxis verwandelt ist, macht Herrn Wieland's Genauigkeit Ehre. Würde indessen Zeux minder erträglich sein, als Arimasp, Apoll, Olymp u. a.? Und würde in der Gebendung der Mehrheit den Zeuxen und Parrhasien nicht besser gefallen, als jetzt den Zeuxis und Parrhasius? (S. 79, wo es ehemals in der Einheit hiess: dem Zeuxis und Parrhasius).

Aus der Latonie ist Latonen's Tochter geworden; aber die Bildsäule des schönen Hyacinth, des Amykliden, ist geblieben.

Noch immer bleibt der Vorrath fremder Wörter in einem Aufsatze von 119 Seiten sehr ansehnlich. Mysterien, profan, Konklavist, Abbé, amöbäisch, Grä-

cien, negativ, Labyrinthisch, Autochthonen, Anekdote, Apotheose, Artisten, profaniren, Methode, Statue, Monologen, romantisch, Symmetrie, grotesk, harmonisch, Majestät, naiv (naive Freude, S. 78), Magazin, Gase, Ambrosia, ekstatisch, phantasiren, Hypothesen, Sympathie, Philosophie, die Lyra, Karakter (ehemals Charakter), Genius. Sollten sich die meisten von diesen nicht eben so gut haben verwandeln lassen, als die vorher angeführten? S. 105 wird gefragt: Sollten die Grazien immer ohne kleine Anekdoten geblieben sein? und S. 113 steht: Sie wollen noch mehr von den geheimen Geschichtchen der Grazien erfahren. Also waren ja die kleinen Anekdoten geheime Geschichtchen. Wenn statt Charitinnen und Grazien durchgängig Huldinnen gesetzt, ja wenn das ganze Gedicht die Huldinnen überschrieben wäre, würde es im geringsten auffallen können?

Seite 89 steht intellektualen statt des ehemaligen intellektualischen, wie schon in der älteren Ausgabe ideale Schönheit stand. Aber warum steht nun auf eben der Seite (44) unidealische Schönheit, zu Anfang des fünften Buches idealisches Bild, und S. 90 „idealisch oder nicht?“

Seite 4 heisst es bei einem Widerspruche jetzt feiner und richtiger: Verzeihen Sie mir, Danae; wo vorher Vergeben Sie mir stand. S. 49 welkt jetzt Lycänion, die ehemals welk ward. S. 59 heisst es jetzt: die Verschönerung des Menschen vollenden, da ehemals da stand: die Verschönerung des Menschen zur Vollkommenheit bringen. Tänze mit Wettspielen abgesetzt, sind jetzt (S. 70) in Tänze mit Wettspielen abgewechselt, verwandelt und das unangenehme

ein Theil des Rockes aufgebunden
hat (S. 72) dem anständigern
ein Theil der Kleidung aufgebunden.

weichen müssen. Die Götter brachen sonst, wenn Vulkan den Mundschenken machte, in ein unermessliches, jetzt (S. 92) in ein unauslöschliches Gelächter aus, welches wenigstens besser an den vom Homer gebrauchten Ausdruck erinnert. Sonst sollte man sich die Priesterinnen der Grazien sehr liebenswürdig einbilden, jetzt (S. 89) sie sich sehr liebenswürdig vorstellen; und die Mutter der Grazien, die sich sonst nicht ohne eigenthümlichen Reiz gedenken liess, lässt sich jetzt (S. 89) ohne denselben nicht denken. S. 102 steht: Wie war es möglich, die Musarion nicht zu verstehen. Ehemals hiess es nicht so richtig, sie misszuverstehen. Alle diese und mehrere Verbesserungen werden vermuthlich Jerdermanns Beifall haben, und als Beispiele einer genauen Ausfeilung gelten. Bei anderen walten einige Zweifel ob. So wage ich nicht zu entscheiden, ob S. 96 mit Recht steiniger Pfad an die Stelle des rauhen Pfades getreten sei.

Seite 4: Wenn Ihrem Verlangen genug geschieht. Sollte ein Genüge nicht besser und gewissermaassen auch minder zweideutig sein? Hier fiele freilich die Zweideutigkeit weg, wenn genuggeschieht als Ein Wort geschrieben wäre.

Man vergütet einen wirklich geschehenen Schaden, ein wirklich geschehenes Unrecht. Aber S. 6 vergütet Danae durch ihren geäusserten Zweifel, ob der Verfasser unter dem Dichter der Grazien Gleim oder Jacobi verstehe, das Unrecht, das er einem von beiden nicht angethan hat, sondern durch seine Entscheidung würde angethan haben. Würde ein neuerer Bentlei sehr irren, wenn er hier verhütet zu lesen vorschlüge?

Vollzogen werden nur Befehle, befolgt werden Winke sowohl als Befehle. S. 26 Ihr Wink soll vollzogen werden, Danae.

Seite 72 ist der namenlose Reiz, der das ganze Wesen der Grazien ausmacht, in einen unbeschreiblichen Reiz verwandelt worden. Hingegen ist eben derselbe Ausdruck S. 54 stehen geblieben: Namenlosen Reiz athmend schwebten sie über dem Boden. Wir haben ja das gute Wort unaussprechlich; und namenlos drückt, wie Wieland in der ersten Stelle gefühlt zu haben scheint, eigentlich einen ganz anderen Begriff aus. Für zahllos, oder für das, dessen Menge nicht bestimmt werden kann, begehre ich das Wort nicht zu tadeln. Dass es in neueren Schriften unendlich oft für unbeschreiblich oder unaussprechlich — vielleicht zum Theil auf Wieland's Ansehen — gebraucht ist, weiss ich sehr wohl.

Seite 75 bittet Phyllis Aglajen, nicht so reizend zu sein. Gut! Nicht so sehr einnehmend zu sein. Auch dies gut! Aber nun noch weiter: nicht so rührend zu sein. Sagt man in der That ein rührendes Mädchen, eine rührende Schönheit? S. 81 liest Daphnis in Phyllis Augen eine rührende Angst. Kaum kann ich auch dies billigen. Bei einer ihn innigst rührenden Angst würde ich keinen Anstoss gefunden haben.

Seite 76 ruft der Herold eine allgemeine Stille aus. Man ruft eigentlich aus, was schon da ist, z. B. einen Befehl, einen Frieden. Der Herold, oder der Ruf des Herolds gebot allgemeine Stille.

Seite 77: Was für Ehre konnt' es den Grazien machen, sterbliche Mädchen auszulöschen? Ist verdunkeln nicht wenigstens verständlicher?

Seite 80: Hier lernten sie der willigen Natur das Handwerk nicht, ihr ängstlich nachzuäffen, nein! das Ge-

heimniss ab, sie selbst zu übertreffen. — Wie könnte man der Natur das Handwerk ablernen, ihr nachzuäffen? Dann müsste ja die Natur vorher sich selbst nachgeäfft haben. So kann auch die Natur zwar vielleicht sich selbst übertreffen; aber man kann ihr das Geheimniss, die Natur zu übertreffen, nicht ablernen.

Seite 81: hat Phyllis keinen Wunsch, die Schönste (schönste) zu sein, als in ihres Daphnis Augen. Heisst das, ihr einziger Wunsch war, in ihres Daphnis Augen die schönste zu sein?

Ebend.: Wie schön seid Ihr, holde Schwester! Wahrlich, je mehr ich Euch betrachte, keinem sterblichen Mädchen gleich. Sollte es nicht vielmehr ähnlich heissen?

Seite 82: Jener, dem die Grazien zuerst aus (unter) allen Sterblichen am blumigten (blumichten) Cephisen (Cephisus, oder abgekürzt, Cephis, wie Dionys, Brundus) sich ohne Gürtel wiesen. Ich leugne nicht, dass mir das wiesen hier viel anstössiger ist, als zeigten mir sein würde, wiewohl ich weit entfernt bin, dies an die Stelle zu wünschen.

Gleich im Anfang der Zuschrift an Danae sind mir die Worte: Ich weiss nicht, woher Sie es nehmen, etwas zweideutig. Soll es heissen: woher Sie es haben? Alsdann ist freilich nehmen feiner gesagt. Oder: weshalb Sie vermuthen? Alsdann weiss ich nicht, warum nicht vermuthen, oder etwas ähnliches gebraucht ist.

Wörter, wie dorten, selbige, etliche, sein Dasein unvermerkt vorbeiträumen, was für etwas, ich selber, sollten, meiner Empfindung nach, in einem makellosen Aufsatze gar nicht angetroffen werden. S. 18, 4, 53, 15, 32, 37.

Sich mit Jemand begehen, statt: mit ihm verträglich oder unverträglich leben, wird von den meisten für

bloss Oberdeutsch gehalten. Aber zugestanden, dass man so sprechen dürfe, wird nun sich begehen, auch in folgender Bedeutung ohne Tadel sein? Der Stand solcher Wilden,

Die ohne zu pflanzen, zu ackern, zu säen,
Mit Müssiggang sich, auf Kosten der Götter, begehen.

Seite 17: Man hat verschiedentlich von der Sache (wer der Vater der Grazien gewesen sei) gesprochen. — Adelung billigt verschiedentlich höchstens in der Bedeutung von auf verschiedene Art. Allein die Bedeutung mehrmals ist fast gewöhnlicher, und folglich verursacht es oft Zweideutigkeit, wie auch hier der Fall ist. Also entweder verschieden oder mehrmals; wahrscheinlich das erste.

Der junge Bacchus glich den Lüften, worin sich Rosen verdüften. — So gut man in thätiger Bedeutung verdünsten spricht, würde man auch verdüften sprechen können. Allein, so wie man sich verdünsten (statt verdunsten, ohne sich) nicht wagen würde, so scheint auch sich verdüften, zu kühn zu sein. Sich verduften würde man eher, selbst in Prosa, verstatten.

Verkörpern, welches Adelung so wenig als verdüften hat, würde nach der Sprachähnlichkeit von verkalken, verkornen u. dgl. so viel heissen, als in einen Körper verwandeln, und so würde in der Monadenlehre von der Verkörperung etwas vorkommen müssen. Ob es nun aber auch von der Einkleidung in einen Körper gebraucht werden könne, ist eine ganz andere Frage. So gebraucht es indessen Herr Wieland S. 89: Die Mutter der Liebe und der Grazien, in welcher die griechischen Musen den höchsten Begriff der Schönheit zu verkörpern gesucht haben. Ich weiss nicht, ob ich körperlich darstellen dafür vorschlagen darf.

Seite 106: Ich habe das Zeugniss einer unendlichen Menge von Schriftstellern vor mir. — Es muss schlechterdings für mich heissen.

Seite 60: Nichts konnte einfältiger sein, als dieser Gedanke Damöt's; und doch hatte ihn noch Niemand gehabt. — Unstreitig würde einfacher oder natürlicher hier unzweideutiger sein. Auf der folgenden Seite macht einfältiglich eine recht gute Wirkung.

Seite 61: Wenn die schöne Welt sich bei einander fand, stieg keiner jungen Dirne der Einfall auf: gefall ich oder nicht? — Der aufsteigende Einfall scheint nicht am besten gesagt zu sein. In einer Erzählung von der ganz alten patriarchalischen Welt, wo es aber noch keine schöne Welt gab, würde eine Dirne vielleicht eher an ihrem rechten Platze stehen, als hier. Etwas anstössiger wird das Wort Dirne S. 95:

Wenn zwischen jungen Dirnen,
Aus denen Freude glänzt,
Der alte Teyer scherzt' und lachte.

Das Wort zugehören wird S. 98 in einem jetzt wohl so leicht nicht mehr vorkommenden Sinne gebraucht. Nur den Phrynen, den Glycerern und Laiden konnt' es zugehören, Euer'n Orgien würdig vorzustehen. Statt: Nur Phrynen etc. konnten.

Kehren, für sich wenden, ist allenfalls dem Dichter zu verzeihen. S. 100: Da (da scheint hier für wo zu stehen) Zevs-Perikles mit gleicher Leichtigkeit von Arbeit zur Ergötzlichkeit, und von Aspasien ins Prytaneon kehrte.

Ebend. stand sonst ganz richtig, wie mich dünkt — das Alcibiades Amorn auf seinem Schilde führte. Jetzt führt er ihn in seinem Schilde, von welcher Verbesserung mir die Nothwendigkeit nicht einleuchten will.

Gute Deutsche sprechen nicht: Die andere Schwester sieht nicht schön; statt, sie sieht nicht schön aus. Aber man spricht allenthalben: Sie sieht ihrer Mutter ähnlich. So steht auch hier S. 28: So ähnlich sehen sie einander. Allein was soll man nun von dem nicht gewöhnlichen Ausdrucke (S. III) urtheilen: Er sieht in unser Geschlecht? Ich glaube, er lässt sich durch ähnlich sehen vertheidigen.

Es kömmt mir wohl, statt es kömmt mir zu statten, es ist mein Glück, ist wenigstens nicht im grösseren Theil Deutschlands bekannt. Wieland hat es in folgender Stelle (S. 24), wo es vielen fast unverständlich sein wird: Der junges Bacchus fühlte zum ersten Male, dass er mehr als ein Sterblicher sei. Und wohl kam es ihm! Kein Sterblicher hätte die Gewalt des Entzückens ertragen können, mit welchem er in der Venus Arme flog.

Seite 33: Sie liessen ihn nicht lange im Wunder. Gewöhnlicher sagt man wohl, in der Verwunderung.

Seite 36: Ihr seid zu reizend, Cytheren nicht einzig anzugehören. Das einzig für allein macht die Stelle ein wenig dunkel.

Seite 45: Weil diese Schönen sich ganz sicher darauf verliessen, dass sie ausser Gefahr seien (wären?), von männlichen Augen betastet zu werden. — Die Uebertragung ist ein wenig kühn, lässt sich aber durch das Lateinische oculis contrectari, das Hr. Wieland vielleicht im Sinne hatte, entschuldigen.

Seite 48: wo von der plötzlichen Sittsamkeit des Amor die Rede ist: „Er kannte sich nicht mehr, seitdem er bei diesen holden Mädchen war. Alle Schelmerei ging weg.“ Verging ihm, wäre freilich platt. Aber warum nicht verlor sich? . . . .

. . . .

Das sechste und siebente Stück der Beiträge bringt Bemerkungen über dasjenige der Goethe'schen Dramen, in dem die Sprache vielleicht am meisten veredelt und der Gedanke am meisten vertieft ist, Bemerkungen über den Ausdruck in der Iphigenie. Die weitangelegte Arbeit ist von Professer Löwe, Campe hat sie durch Zusätze vervollständigt und seinen Standpunkt gewahrt. . . . . In diesem Meisterstücke, das, nach dem Urtheile der Kenner, das vollkommenste Kunstwerk seiner Art ist, macht die Vortrefflichkeit des Ausdrucks keine der geringeren Schönheiten aus. Die griechische Feinheit, die stille Grösse, die man an dem ganzen Werke mit Recht bewundert: sie liegt wahrlich nicht in den Charakteren und Begebenheiten allein; sie zeigt am meisten sich in den Reden, und dem Vortrage überhaupt, welcher edle Einfalt mit Kraft, Würde, Wohlklang und der feinsten Gewandtheit, auf das musterhafteste verbindet. Um die Belege hierzu zu liefern, könnte man in die Versuchung gerathen, das ganze Gedicht abzuschreiben; nicht bloss darum, weil die Wahl unter den einzelnen Stellen zu schwer sein würde, sondern auch darum, weil fast jede derselben, sei es Erzählung, oder Gespräch, oder Denk- und Sittenspruch, ihre besonderen Schönheiten und Vorzüge hat, die hinlänglichen Stoff zu nutzreichen Bemerkungen geben. — Weit leichter und kürzer ist es, diejenigen Stellen auszuzeichnen, die den Leser aus einer oder der anderen Ursache nicht so ganz befriedigen, und den Wunsch in ihm erwecken, dass es dem Künstler gefallen möchte, diese kleinen und wenigen Unvollkommenheiten, wenn man sie schon nicht geradezu Flecken oder Fehler nennen kann, wegzufeilen, und sie durch solche Ausdrücke zu ersetzen, die den übrigen an Schönheit und Vortrefflichkeit gleichkommen. Wenn ich indessen in den fol-

genden Bemerkungen mir auch zuweilen das Vergnügen gemacht habe, die besonderen Schönheiten mancher einzelnen Stellen zu beleuchten, so versteht es sich, nach der obigen Aeusserung von selbst, dass ich die nicht berührten Stellen darum nicht etwa für weniger schön, oder weniger bemerkenswerth gehalten wissen will. —

Ich kann diese kurze, aber nöthige Vorerinnerung nicht schicklicher, als mit den Worten des Hugo Blair, schliessen, die dieser Kunstrichter in gleicher Absicht seiner Prüfung der Addison'schen Schreibart voranschickt. „Der Schönheiten dieses Schriftstellers sind so viele, und der Charakter seiner Schreibart ist so einnehmend und beifallswürdig, dass die kleinen Unvollkommenheiten, welche ich hier und da bemerken werde, höchstens nur jenen Flecken in der Sonne gleichen, die man zwar durch Hülfe der Kunst entdecken kann, die aber keineswegs vermögend sind, den Glanz derselben zu verdunklen.“

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten heil'gen, dichtbelaubten Hains,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.

Es geht dem Leser — wenn ich von mir auf andere schliessen darf — mit diesem Gliedersatze gerade wie unserer Heldin mit dem heiligen Haine. Man liest und überliest ihn nochmals, sogar mit Vergnügen, mit einem gewissen heiligen Schauer, den der treffend-malerische Ausdruck des Dichters auch in dem Herzen des Lesers

aufregt: und doch kann sich der Geist nicht ganz in ihn hineingewöhnen; doch wird er immer etwas fremd-artiges und widerstehendes darin finden, das Anstoss erregt, und ihn an dem reinen Genusse des Vergnügens hindert. — Der untersuchende Leser wird, so deucht mir, in Folgendem den Grund davon finden.

1) Jede Versetzung (Inversion) in der Wortfolge muss in der Vorstellungsart des Redenden, und diese wiederum in dem jedesmaligen Gemüthsstande desselben gegründet sein. Wenn demnach ein Wort aus der Reihe des ganzen Satzes herausgehoben und an die Stelle des Grunddings (Subjects), also gleichsam in den Vordergrund des Gemäldes, gesetzt wird, wo es von allen Theilen des Redesatzes das meiste Licht erhält: so muss auch die Vorstellung, die es bezeichnen soll, diesen Vorzug vermöge ihrer Wichtigkeit verdienen; sie muss als die Hauptfigur betrachtet werden können, welcher alle übrigen nur bloss als Nebenfiguren zugesellt sind. — Ist dem aber also, so nimmt hier das Wort heraus, als Umstands-Bezeichnung von der Handlung treten, diese Stelle mit Unrecht ein, die vielmehr dem Schauplatze der Handlung selbst, den Schatten, gebührt.

In eure Schatten heraus, rege Wipfel
— — — — — —
— — — — — —
Trete ich u. s. w.

2) Sowohl durch die Stelle an sich, die dieses Wort jetzt einnimmt, als auch durch die weite Entfernung des Handlungsworts, auf das es sich unmittelbar bezieht, wird der Leser anfänglich verleitet, eine Art von wildem Ausruf darin zu finden: Heraus in eure Schatten! u. s. w. — Und wenn die Folge ihn eines anderen belehrt, so ist er genöthigt, den Weg erst wieder zurück zu machen, und

vielleicht öfter zurück zu machen, ehe er sich in dem Zusammenhange recht finden wird. Man könnte dagegen einwenden, dass der Dichter bei Schauspielen weniger auf den Leser, als auf den Zuschauer, Rücksicht zu nehmen brauche; dieser aber höre die Worte von der Schauspielerin, die ihre Rolle schon überdacht haben muss. — Allein, eben die Schauspielerin, je eine grössere Künstlerin sie ist, desto grösser wird auch ihre Verlegenheit wegen eines schicklichen Vortrages zu diesen Worten sein. Man denke sie sich beim Anfange der Rede so eben heraustretend, oder schon etwas weilend: immer wird sie nicht wissen, was sie mit dem kurzen, abgestumpften heraus machen soll. Soll sie es mit Nachdruck im Tone und Geberdenspiele begleiten? — So wird der Zuschauer sich bei ihr in dem nämlichen Falle finden, in welchem der Leser war, ohne noch dazu, wie dieser, durch den Rückweg das rechte Geleis aufsuchen zu können. Sie wird nämlich, die Sache aufs Leichteste genommen, nicht vermeiden können, in ihren Ton, in ihre Geberde, eine Art von Aufwallung zu legen, die sich zu der übrigen Gemüths- und Denkungsart der sanft duldenden Iphigenie ganz und gar nicht passt. — Soll sie im Gegentheil sanft darüber weggleiten? — So wird es sich unter den übrigen Ausdrücken verlieren; so wird es nichts vorzüglich bezeichnen; so wird es so gut sein, als wenn dieser Ausdruck die erste Lichtstelle gar nicht eingenommen hätte: so hätte ihn aber der Verfasser auch gleich davon weglassen können und sollen.

3) Ueberdies ist hier die Bestimmung dieses Nebenumstandes ganz und gar überflüssig. Denn, ich trete in die Schatten, ist die allgemeine Bezeichnung für folgende vier Fälle: ich trete (aus dem offenen Felde) in die Schatten hinein oder herein, und ich trete (aus

dem Tempel) in die Schatten hinaus oder heraus. Bloss wenn einer von diesen Umständen vorzüglich bemerkt werden muss, ist diese Nebenbestimmung nöthig; welches aber hier nicht der Fall ist, da gar kein Grund abzusehen ist, warum das Heraustreten der Fremden schauerlicher sein soll, als das Hereintreten in die Schatten dieses heiligen Hains. Es hat zwar das Ansehen, als wenn das in die Schatten heraustreten dem in das Heiligthum hineintreten entgegengesetzt werden sollte. Allein, nicht nur ist dieses Heraustreten des Gegensatzes bei blossen Nebenumständen für die Gemüthslage der Iphigenie viel zu gekünstelt und viel zu kleinlich; sondern es hätte alsdann zur Vollständigkeit des Gegensatzes auch das hinein ausdrücklich angegeben werden müssen. So wie aber dieses wegblieb und in der That auch wegbleiben konnte, ohne den Sinn im mindesten zu verletzen, so konnte es auch jenes mit gleichem Rechte. Je feiner der Stoff, und je ausgebildeter ein Kunstwerk ist, desto auffallender ist der kleinste Makel an beiden; daher denn auch bei einem Meistersänger, wie der Verfasser der Iphigenie ist, ein müssiges Wort schon hinreicht, das Vergnügen des bedächtigen Lesers zu stören.

4) „Der Göttin stilles Heiligthum.“ Fasse ich den Sinn des Verfassers recht, so wird unter dieser Benennung der Tempel selbst verstanden, im Gegensatze des heiligen Haines; und Iphigenie will sagen: sie mag in den Hain heraus-, oder in den Tempel hineintreten, so geschehe es immer mit dem Gefühle, als wenn diese Oerter zum ersten Mal von ihr betreten würden. Da aber dieser Gegensatz in dem Ausdruck nicht gehörig beleuchtet ist, so wird auch hierdurch die Verständlichkeit des ganzen Gliedersatzes nicht wenig gehindert.

Wir sind nämlich gewohnt, uns schon bei jedem Walde Einsamkeit, und die damit verbundene Ruhe und Stille, zu denken; noch mehr aber wird dieses bei einem dichtbelaubten, heiligen Haine der Fall sein. Zwar scheint der Verfasser absichtlich darum sich des Ausdrucks rege Wipfel bedient zu haben, um den lebendigen Hain dem todten Gemäuer um so anschaulicher entgegen zu setzen. Ich zweifle aber sehr, ob dieser Ausdruck einer sanften Bewegung, welche oft die um uns her herrschende Stille nur noch um so merkbarer macht, Kraft genug habe, die lange gewohnte Vorstellung, die wir von einem heiligen Haine haben, in uns zu unterdrücken, und uns denselben lebendig und geräuschvoll zu denken. Dieses ist es, was den Leser unbestimmt lässt, und ihn, wenigstens anfänglich, geneigt macht, die Benennung stilles Heiligthum auf den heiligen Hain zurückzuführen, und das Wie zu Anfange der Zeile mehr erläuternd (explanativ), in dem Sinne von als, zu nehmen, wodurch aber der ganze Satz mit sich selbst in Widerspruch geriethe, indem dieser erläuternde Nebensatz gleichsam den Grund oder die Erklärung zu dem sonderbaren Gefühle der Iphigenie enthalten würde, das ihr doch sonderbar bleiben muss, um darin das Vorgefühl der Rückkehr in ihre Heimath zu finden.

5) „als wenn ich sie zum ersten Mal beträte.“ Wenn das sie sich auch nicht auf die Schatten allein bezieht, sondern auch das Heiligthum mit begreift, so müssen sie doch wenigstens mit darunter verstanden werden. Nun kann man zwar sagen, das Heiligthum betreten, so wie man sagt: ich betrete sein Haus nicht wieder, wo man sich auslassungsweise die Schwelle desselben dabei denkt; weniger schicklich dürfte schon der Ausdruck: den Wald betreten, für: in den Wald

treten, sein, weil hier die aufrechtstehenden Bäume den herrschenden Begriff in der Vorstellung ausmachen; daher ein genauer Schriftsteller immer lieber sagen wird: kaum hatten wir des Waldes Boden betreten. Vollends unschicklich ist aber der Ausdruck des Waldes Schatten betreten, für in den Wald hineintreten, weil es ein falsches Bild giebt; denn man kann, der Natur der Sachen gemäss, den Schatten des Waldes auch ausser dem Walde schon betreten, d. h. darauf treten.

[Dass für:

mit schaudernden Gefühl'

eigentlich mit schauderndem stehen müsste, und dass man besser hieher, als hierher, sagt, verdient kaum angemerkt zu werden. C.]

Und an dem Ufer steh' ich lange,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend.

Ein treffender Ausdruck, um den Gemüthsstand eines Menschen zu bezeichnen, der in einer unsichtbaren Weite einen festen Gesichtspunkt sucht, den er nur denken, nicht sehen kann. Mit den Augen suchend, wo das Auge nicht hinreicht, wäre widernatürlich, und suchend allein, nicht bestimmt genug gewesen.

Weh dem der, fern von Eltern und Geschwistern,
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.

Ein neues Bild, das beim ersten Ueberblick gefällt, bei einer näheren Beleuchtung aber als unnatürlich und falsch erscheint. Der Gram, so hat man sich es immer gedacht, verbittert dem Leidenden jeden Genuss; das

heisst bei einer weiteren Ausführung der Redefigur zur Metapher: er versetzt alles das, was jener geniessen will, mit einem bitteren Zusatze, mit Galle oder Wermuth. — „Es ist ein gutes Mittel angegeben worden," sagt der im Eingange angeführte Kunstrichter, „um die Schicklichkeit der Metaphern zu prüfen, und zu erfahren, ob die Theile derselben sich untereinander vertragen oder nicht; man suche nämlich sich das Ganze als ein wirkliches Gemälde zu denken, und bemerke dabei, ob die Theile gehörig zusammen stimmen, und was es für ein Bild geben würde, wenn die Hand des Malers es darstellte." Nun wende man dieses Mittel auch auf den vorliegenden Fall an, übertrage den Ausdruck unseres Dichters in ein wirkliches Gemälde, und denke sich eine hagere, abgezehrte Figur, die vor einer anderen Figur steht und ihr die Speise vor den Lippen wegzehrt: wird man sich unter jener nicht den Neid, die Missgunst, die Begier, den Heisshunger, weit eher als den Gram vorstellen? Denn dieser, an und für sich als Person betrachtet, wird vielmehr die besten Speisen, die ihm dargereicht werden, mit der Hand von sich weisen. Soll er aber als den eigentlichen Menschen quälend dargestellt werden, so müsste man ihn in der Abbildung, nach der gewöhnlichen und natürlichen Vorstellung, in dessen Speisen Galle eindrücken lassen.

[Auch die Kleinigkeit, dass Geschwister, als ein Sammelwort, welches alle Brüder und Schwestern zusammengenommen bezeichnet, nicht in der Mehrzahl gebraucht wird, darf bei einem Meisterwerke, wie Iphigenie, erinnert werden. C.]

[Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt.

Wenn hier der Nachsatz völlig passen sollte, so müsste der Vorsatz den Gedanken enthalten: „es ist zwar schon schlimm genug, dass das Weib oft einem rauhen Manne gehorchen muss; aber wie elend vollends u. s. w.“ Die Worte: ist Pflicht und Trost, lassen einen anderen Gegensatz erwarten, nämlich den: aber wie viel mehr ist es Pflicht und Trost etc. Es hätte also entweder das Wort Trost wegbleiben und das Wort Pflicht mit einem näher bestimmenden Beiwort (z. B. ist eine schwere Pflicht) versehen werden, oder der ganze Vorsatz etwa so lauten müssen: „Es ist zwar schon eine schwere, wiewohl immer noch erträgliche Pflicht des Weibes, einem rauhen Gatten zu gehorchen: allein wie elend u. s. w.“ C.]

Von Trojens umgewandten Mauern.

Eine umgewandte Mauer wäre allenfalls eine solche, deren innere Seite herauswärts, und deren äussere Seite hineinwärts gekehrt worden ist, dergleichen es wohl überhaupt nur selten geben dürfte, die Trojischen Mauern aber gewiss nicht waren; denn diese waren umgestürzt. Im Versbau würde der Gebrauch dieses Wortes nichts geändert haben, da umgestürzten eben das Maass wie umgewandten hat; wahrscheinlich aber ist dieser Ausdruck dem Dichter zu gemein, oder zu abgenutzt gewesen. Allein, so empfehlend auch die Neuheit ist, so kann sie es doch nur in der Begleitung des Wahren und Schicklichen sein. Hingestürzten würde mit einem gleichen Sylbenmaasse auch den Vorzug des edlern Ausdrucks verbinden.

Zweiter Auftritt.

Arkas:

Ich eile vor dem König' und dem Heer',
Zu melden, dass er kommt, und dass es naht.

Wenn es gleich wahr ist, dass die Ankunft des voraus eintreffenden Königs ganz von der Ankunft des mit langsamen und abgemessenen Schritten sich nahenden Heeres sehr verschieden ist; wenn es ferner auch nicht minder wahr ist, dass diese Verschiedenheit durch die besonderen Ausdrücke: er kommt, und es naht, ganz genau und bestimmt angegeben wird: so ist doch immer noch kein Grund vorhanden, warum die Priesterin, und der Zuschauer mit ihr, auf diese Verschiedenheit müsse aufmerksam gemacht werden. Es bleibt also immer ein müssiger Ausdruck, der bloss den Vers ausfüllt, Kopf und Herz aber leer lässt. — Da der Dichter uns selbst daran gewöhnt hat, fast mit jedem Worte einen Nectartropfen einzuchlürfen, so kann ihn auch die Unbehaglichkeit nicht befremden, die wir bei einem nüchternen Verse empfinden.

Und wie mit Eisenbanden bleibt die Seele
Ins Innerste des Busens dir geschmiedet.

Da man nicht sagt: wohin ist es geschmiedet, sondern woran ist es geschmiedet, oder auch, wo ist es angeschmiedet: so müsste der Ausdruck hier, wenn er richtig gegeben sein sollte, auch entweder heissen, die Seele dir ans Innerste des Busens geschmiedet, oder, im Innersten des Busens angeschmiedet.

Iphigenie.
Wie's der Vertrieb'nen, der Verwais'ten ziemt.
Arkas.
Scheinst du dir hier vertrieben und verwais't?
Iphigenie.
Kann uns zum Vaterland die Fremde werden?
Arkas.
Und dir ist fremd das Vaterland geworden.
Iphigenie.
Das ist's, warum mein blutend Herz nicht heilt.

Diese kraftvolle Kürze, dieser rasche Gang des Wechselgesprächs, wo die Hauptlichter des Für und Wider — man erlaube mir diesen Ausdruck — wie Blitz auf Blitz, wie Schlag auf Schlag, auf einander folgen, ist ganz Lessingisch. In Betreff der einzelnen Ausdrücke finde ich Folgendes zu bemerken:

1) die Fremde. Dieses echte altdeutsche Sachwort hat sich seit geraumer Zeit schon ganz aus der Schriftsprache verloren, wo das neuere Ausland dafür eingeführt worden ist; und selbst in der Umgangssprache hört man nur noch bei den geringeren Classen die Ausdrücke: in die Fremde wandern, er ist in der Fremde, aus der Fremde zurückkommen. Der Gebrauch, den unser Dichter davon macht, wird dasselbe wahrscheinlich wiederum in seine alten Rechte einsetzen. Zwar ist der neuere Ausdruck bestimmter; denn, wer z. B. aus Schlesien nach Preussen reiset, geht auch schon in die Fremde, insofern er, als einzelner Mensch, Verwandte und Freunde verlässt und aus so mancher anderen angenehmen Verbindung tritt, um nach einem entfernten Orte hinzugehen, wo er vielleicht ganz allein da steht, wo er jedem anderen, und jeder andere ihm fremd ist; er ist aber darum noch nicht im Auslande, da er als Bürger noch unter dem Schutze des allgemeinen Oberhauptes und der allgemeinen Gesetze sich befindet, und als Landeskind auch noch in seinem Vaterlande ist. Allein eben darum, weil der alte Ausdruck viel umfassender, als der neuere ist, kann ihn dieser auch nicht ganz ersetzen, und jener ist also auch nicht stets zu missen. Ferner aber ist auch der alte Ausdruck für den Dichter, nicht nur um eben dieser seiner Allgemeinheit willen, oft um so viel brauchbarer, sondern auch darum, weil er weit malender ist, und den Nebenbegriff

der Unbehaglichkeit in allen ihren Arten mit darstellt, welches dem neuern Ausdrucke mangelt. *Das Ausland* kann in mancher Hinsicht eben so gut, ja besser als das *Vaterland* sein; aber die wohlthuendste Fremde wird, so lange sie eine *Fremde* für uns bleibt, so lange wir nicht in ihren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen, gleichsam wie in unserer Behausung, eingewohnt sind, nie die Behaglichkeit für uns haben, die wir in der Heimath empfanden. Das *Ausland* ist also dem *Vaterlande*, die *Fremde* der *Heimath* entgegengesetzt.

2) „Ŭnd dīr ĭst frēmd dăs Vātĕrlānd gĕwōrdĕn." Man sollte bei der ersten Ansicht glauben, dass hier, als Bezeichnung des *Gegensatzes*, das Fügewort *doch* von besserer Wirkung sein müsste. Eine genauere Untersuchung aber belehrt uns eines Bessern. Der Sinn nämlich erfordert hier, dass der Begriff *dir* hervorsteche, und also in das grösste Licht gesetzt werde. Denn *Arkas* will sagen: wem die Wahl freisteht, dem ist es freilich nicht zu verdenken, wenn er in der Fremde keinen hinlänglichen Ersatz für das Vaterland findet, und seinen Sinn immer nur dorthin richtet; bei *dir* ist es aber der Fall nicht, *dir* ist das Vaterland fremd geworden, du musst oder solltest also die Fremde dir zum Vaterlande machen. *Dir* erfordert also nicht nur den Nachdruckston, sondern es muss auch aus eben dem Grunde vor dem Behauptungsbegriffe (Prädicat) *ist fremd* vorhergehen. Nun erfordert aber das Fügewort *doch*, als die ausdrückliche *Bezeichnung des Gegensatzes*, des besseren Abstichs wegen, auch den Nachdruckston. Hierdurch wären diese beiden Begriffe sich gleichsam einander in den Weg getreten und der Vers hätte für den Leser keinen festen Bau gehabt, indem es zweifelhaft gewesen wäre, ob man

lesen sollte: dŏch dĭr ĭst frēmd, oder dŏch dĭr ĭst frēmd, oder dŏch dĭr ĭst frēmd. Gesetzt aber auch, man hätte den Begriff dir als einen Theil des Satzes selbst, dem Verhältnissbegriffe doch, als blosser Verbindung des Satzes, vorgezogen und also das zuletzt gedachte Silbenmaas, welches auch in der That das richtigste ist, gewählt: so wäre doch eben dadurch die ausdrückliche Bezeichnung des Gegensatzes verloren gegangen und in dem Fügeworte nur noch das Verhältniss der Verbindung überhaupt merkbar geblieben; welches aber der Dichter auch schon jetzt durch den Gebrauch des allgemeinen Fügeworts Und bewerkstelligt hat, ohne bei dem Leser erst Anstoss und Zweifel zu erregen. — Zu gleicher Zeit ist aber auch für den Schauspieler der belehrende Wink darin enthalten, diesen Vers nicht mit dem kalten, abschreckenden Tone des Widerspruchs herzusagen, sondern mit dem wärmern, gefälligern Tone der freundschaftlichen Theilnahme, der den Ausdruck des Wunsches mit sich führt, dass es anders sein möchte, als welcher allein das Bittere mildern kann, das in diesem Widerspruche für die verbannte Iphigenie liegt, und der also auch bei dem treuen Arkas, wie ihn die Leidende selbst nennt, nicht fehlen wird.

3) Mein blutend Herz. Der Regel nach müsste es wohl heissen: mein blutendes Herz, so wie man sagen muss: mein blutender Kopf, meine blutende Hand, und nicht sagen kann: mein blutend Kopf, meine blutend Hand. So wenig sich Jemand diesen letzten Fehler leicht wird zu Schulden kommen lassen, so häufig findet man doch die Verstümmelung des einverleibten Beschaffenheitswortes bei sächlichen Nennwörtern, als: ein schlafend Kind, schön Wetter u. m. dergl. Die Ursache hiervon liegt wohl darin, dass die Weglassung der

Geschlechts-Beziehung bei Eigenschaftswörtern männlicher und weiblicher Nennwörter zu merkbar und auffallend ist, nicht so aber bei einem sächlichen Nennworte, das ein so genanntes Neutrum, und also eigentlich geschlechtslos ist. Beträfe nun die Verkürzung in der That nur die Geschlechts-Bezeichnung, so könnte man sie allenfalls gelten lassen; und zwar um so eher, da das nämliche auch schon bei Eigenschaftswörtern weiblicher Nennwörter geschieht: eine schlafende Venus, eine rechtschaffene Frau, meine gute Tochter, welche sämmtlich ein doppeltes e am Ende haben sollten, wo aber gleichfalls das e der Geschlechts-Bezeichnung wegfällt, weil diese sich schon in dem vorhergehenden Artikel oder Fürworte befindet, welches aber bei dem männlichen oder sächlichen ein und mein nicht der Fall ist. Da aber mit der gedachten Verkürzung auch das Einverleibungszeichen wegfällt, so ist es durchaus sprachwidrig; und kann man so wenig sagen: ein blutend Herz, ein schlafend Kind, ein schön Haus, als man sagen kann: das blutend Herze, das schlafend Kind, das schön Haus. Bleibt hingegen das Einverleibungs-e, so ist auch mit der Weglassung der Geschlechts-Bezeichnung allein nichts gewonnen. Da indessen der Dichter in dem Versbau auch oft Doppelschläge (Daktylen) eingemischt hat, so würde auch das vollständige blutendes hier zu gebrauchen sein, wenn nicht der Vers mit der kurzen Silbe anfinge, wodurch die beiden kurzen Silben von der vorhergehenden langen Silbe getrennt, und mit der folgenden einen Gegenfall (Anapäst) bilden würden, der nicht gut in das Gehör fiele. — Doch überlassen wir das Aendern lieber der Meisterhand selbst.

[dass in folgendem Verse:

Die neuen Schösslinge, gesellt und lieblich,

das ge (in Schösslinge) lange gebraucht und mit dem ge (in gesellt) zusammengestellt ist, macht einen doppelten Uebel-laut.

In folgender Stelle:

— — leider fasste da
Ein fremder Fluch mich an, und trennte mich
Von den Geliebten, riss das schöne Band
Mit ehrner Faust entzwei.

möchte ich das an wegwünschen. Anfassen deutet, vermöge der Vorsilbe an, die nur die Oberfläche, oder auch nur einen Theil des berührten Gegenstandes, der Einbildungskraft vorspiegelt, auf ein sanftes, wenigstens nicht gewaltsames, Berühren oder Ergreifen. Wo dieses ausgedrückt werden soll, da muss es durch das einfache fassen geschehen. Also besser:

— — leider fasste da
Mich schon ein fremder Fluch, und trennte mich etc.

In der nächsten Antwort des Arkas:

Wenn du dich so unglücklich nennen willst;
So darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

machen, sowohl die vielen auf einander folgenden einsilbigen Wörter (in dem ersten Verse viere, in dem zweiten gar sechse), als auch die Betonung der Silben glück und dank, in unglücklich und undankbar, eine unangenehme Wirkung. C.]

[Als dich ein tief-geheimnissvolles Schicksal
Vor so viel Jahren diesem Tempel brachte.

Unsere Sprache erlaubt uns zwar, auch dreifache Zusammensetzungen zu machen, und zwar sowohl solche, worin die beiden ersten Wörter das dritte bestimmen, wie Feld-marschal-Lieutenant, als auch solche, worin die beiden letzten von dem ersten näher bestimmt werden, wie Feld-postmeister; allein die drei Wörter müssen denn

doch nothwendig von der Art sein, dass je zwei und zwei, als eine einfache Zusammensetzung, zu einander passen und für sich einen Begriff bezeichnen. Dies ist nun aber mit tiefgeheimnissvoll nicht der Fall. Man kann weder tiefgeheimniss, noch tiefvoll sagen. Mithin ist diese Zusammensetzung sprachwidrig. Eben das ergiebt sich auch durch die Auflösung, welche der sicherste Prüfstein der Echtheit aller Zusammensetzungen ist. Ein Schicksal, welches tief voll Geheimniss ist — wer fühlt nicht, dass man so nicht sprechen kann? C.]

[„Dir, als einer Gottgegeb'nen"

Auch diese Zusammensetzung scheint fehlerhaft zu sein, weil sie zweideutig ist. Eine Gott gegebene kann nämlich eben so gut, oder vielmehr noch besser, eine Person bezeichnen, welche der Gottheit gegeben oder geweihet ist, als (wie hier) eine von Gott gegebene oder verliehene Person. Der erste Begriff bietet sich (vermöge der Aehnlichkeit mit gott-ergeben) leichter, als der letzte dar. Und der letzte soll hier doch nur bezeichnet werden. C.]

Arkas.

Und dieses Opfer war dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden sonst voll Grausen war,
Weil niemand unser Reich vor dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht,
Nach altem Brauch, ein blut'ges Opfer fiel.

Das Fügewort weil steht meines Erachtens hier nicht am rechten Orte, und sollte es eher heissen: da niemand u. s. w. Denn, erstens ist der als Ursache angegebene Umstand keineswegs der Iphigenie fremd, und muss vielmehr von dem Arkas nicht nur als derselben an

und für sich bekannt, sondern auch als die ihr von sich selbst darbietende Ursache vorausgesetzt werden. Zweitens ist es nicht einmal eine eigentliche Ursache, sondern bloss eine weitere Ausführung des Vorhergesagten; denn nicht sowohl darum weil, als vielmehr dadurch, dass es ihm den Tod brachte, ward es ihm voll Grausens. Drittens gehört es mit zur Vollkommenheit eines Gliedersatzes, dass man an der Verkettung gleich erkenne, ob ein Glied mit einem Hauptstück oder mit einem Nebenstück in näherer Verbindung steht; das Fügewort weil aber ist eher dazu geschickt, den Satz, worauf es sich bezieht, mit dem ersten Verse, als dem Hauptsatze, zu verbinden, als mit dem zweiten Satze, welcher doch nur ein Nebensatz ist. Viertens folgt aus allem diesen, dass das Fügewort weil dem Satze, dem es zur Verkettung dient, eine grössere Wichtigkeit leiht, und ihn in ein helleres Licht setzt, als ihm in diesem Gliedersatze zukommt, wodurch also die Haltung, und mit dieser auch die Schönheit des Ganzen verloren geht. — So viel in Hinsicht auf die Sprachrichtigkeit, die mit der gedachten Verwandlung des Fügewortes zufrieden gestellt werden könnte. Nicht also die Geschmackslehre, die mir nichts geringeres, als die Aufopferung der sämmtlichen drei letzten Verse, zu fordern scheint. — In den französischen Schauspielen war es freilich ehemals allgemeiner Brauch, die Ohren der armen Vertrauten, oder sonstiger Nebenpersonen, zum Besten der Zuhörer in Beschlag zu nehmen und sie ganze Erzählungen mit anhören zu lassen, die ihnen nichts weniger als neu waren, bloss damit jene es bei der Gelegenheit auch erfahren könnten. Aber bei einem Goethe hätte man einen solchen unnatürlichen Behelf nicht erwartet, dessen er noch dazu um so weniger bedurfte, da er nur siebzehn Zeilen weiter hin das

nämliche, mit nur wenig veränderten Worten, von der nämlichen Person, und an die nämliche Person, sagen lässt:

Wer hat den alten grausamen Gebrauch,
Dass am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend lässt, von Jahr zu Jahr
Mit sanfter Ueberredung aufgehalten?

Dort führt das Gespräch die Erwähnung desselben ganz unvermerkt herbei und bis dahin hätte der Leser oder Zuhörer, zu seinem eigenen Vortheil, warten können und müssen. Zu seinem Vortheil; denn jetzt wirft jene überflüssige Stelle auch auf diese einen ungünstigen Schatten und verringert ihre Wirkung ungemein, indem nun dem Leser das bloss eine matte Wiederholung ist, was ihn sonst als Aufschluss und als neue Kunde doppelt angezogen hätte. — Eine Wiederholung, die sich der unsterbliche Lessing gewiss nicht würde haben zu Schulden kommen lassen.

Iphigenie.

Welch Leben ist's, das an der heil'gen Stätte,
Gleich einem Schatten um sein eigen Grab,
Ich nur vertrauern muss? — — —

Statt sein eigen Grab, muss es heissen: sein eig'nes Grab, welches im Versbaue nichts geändert haben würde. Warum diese Geschlechtsbezeichnung nicht weggelassen werden kann, ist schon oben gezeigt worden.

— — — Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewusstes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, selbstvergessende,
Die Trauerschaar der Abgeschied'nen feiert?

Das Verhältniss dieses Gedankens zu dem vorhergehenden ist nicht richtig durch das Fügewort Und angegeben. Denn dieses Fügewort lässt hier einen neuen Klagepunkt vermuthen, der zu dem vorigen hinzukommt; der Leser findet aber keinen anderen, als den schon angeführten, nur anders gewendet, und mehr auseinandergesetzt. Der schlichte Vortrag (die Prosa) würde den Uebergang so dargestellt haben: oder kann ich das ein fröhliches, selbstbewusstes Leben nennen, wenn u. s. w. — Der Dichter kann freilich in manchen Fällen die Verbindung der Sätze vernachlässigen, das heisst, er kann sie ganz aufheben, und dieses Geschäft dem Leser selbst überlassen, der oft um so mehr dadurch gewinnen wird; nie aber muss und darf er diesem eine falsche Verbindung unterschieben, und ihm dadurch den Gesichtspunkt verrücken.

2) Ein selbstbewusstes Leben heisst in der Auflösung ein Leben, das seiner selbst bewusst ist, welches keinen Sinn giebt; derjenige Sinn hingegen, welchen der Dichter damit verbunden wissen will: „ein Leben, wobei man seiner selbst bewusst ist," liegt nicht darin, weil mehrere Begriffe fehlen, die als wesentliche Theile zur richtigen Darstellung des Ganzen höchst nothwendig sind, daher denn auch die Zusammensetzung nicht vollständig ist. Ein anderes ist es mit dem folgenden Ausdrucke, selbstvergessend, dem der Dichter wahrscheinlich das selbstbewusst, als Gegenstück, gegenüber stellen wollte. Denn dort bezieht sich das selbst geradezu auf die Trauerschaar der Abgeschiedenen, als das Grundding (Subject) des Satzes, und steht als Bestimmungswort mit seinem Grundworte im Verhältnisse des leidenden Gegenstandes; es fehlt also kein einziger Begriff und die Zusammensetzung ist daher rich-

tig und vollständig, wie bei *ehrvergessend*. Aber schon der *selbstbewusste Mensch* ist kein ganz richtiger Ausdruck, wenn gleich das *selbst* dabei sich auch geradezu auf das Grundding *Mensch* bezieht; indem das nichtthätige Mittelwort (Participium Neutrum) *bewusst*, nothwendig noch das Verhältniss des ersten Biegefalls (Genitiv) *seiner*, oder des zweiten Biegefalls (Dativ) *sich*, zu seiner Vollständigkeit erfordert. Mit noch weit wenigerem Rechte kann man also *sagen das selbstbewusste Leben*, wo sogar das Grundding fehlt, auf welches sich das zusammengesetzte Bestimmungswort bezieht.

3) an dem Ufer *Lethe's*. Nach Herrn *Adelung* (Lehrgebäude d. deut. Sprache Thl. I, §. 239) müsste es Lethe'ns heissen, nach der dritten Biegungsart, welche nicht nur die bestimmteste und vollständigste, sondern auch die wohlklingendste ist.

Arkas.

Den edlen Stolz, dass du dir selbst nicht g'nügst,
Verzeih' ich dir, *so sehr ich dich bedaure*:
Er raubet den Genuss des Lebens dir.

Wenn auch die Härte nicht in Anschlag gebracht wird, die durch die doppelte Weglassung des mildernden e in *genügest* hervorgebracht wird: so schadet doch die Unterdrückung der *Verneinung*, welche nach dem Behauptungsworte (Prädicat) *genügst* das wichtigste Merkmal in der Vorstellung ist, der Lebhaftigkeit des Ausdrucks ungemein. Beides wäre vermieden worden, wenn der Dichter, statt *selbst*, das nicht minder richtige selber hätte gebrauchen können:

„Den edlen Stolz, dass du dir selber nicht genügst."

Allein dann hätte der Vers sechs Füsse und also einen zu viel gehabt. Könnte andererseits die nähere Bestim-

mung selbst ganz wegfallen; so wäre gleichfalls der Sache abgeholfen: dass du dir nicht genügst. Allein, beide Redensarten sind im Grunde verschieden. Er genügt sich nicht, heisst: er ist sich nicht genug, und bedarf noch anderer Menschen oder Dinge zu seiner Unterhaltung; er genügt sich selbst nicht aber heisst: er leistet, seiner eigenen Vorstellung nach, nicht genug. Doch überlassen wir abermals das Bessermachen der Meisterhand des Künstlers selbst, der mit eben dem Geiste ändern wird, mit welchem er das köstliche Gebäude vom Grunde auf errichtet hat.

2) Wichtiger ist der Einwurf, dass in diesem Gliedersatze das Verhältniss der Theile gegen einander nicht gehörig abgemessen ist. — Der erste Satz:

> Den edlen Stolz, dass du dir selbst nicht g'nügst,
> Verzeih' ich dir — — —

der hier als Hauptsatz erscheint, ist zwar an und für sich so schön als richtig ausgedrückt. Jede Art von Stolz bleibt, als Aeusserung eines eigentlichen Fehlers, immer tadelnswerth; nur kann der Stolz, der sich dadurch äussert, dass man sich selbst nicht genügt, des Edlen wegen, das ihm zum Grunde liegt, einigermaassen auf Verzeihung Anspruch machen. Aber nun weiter: so sehr ich dich bedaure; was heisst das? So sehr er sie auch des edlen Stolzes wegen, dass sie sich selbst nicht g'nügt, bedauert, weil er ihr den Genuss des Lebens raubt, so verzeiht er ihr ihn doch? — Umgekehrt, sollte ich glauben: je unglücklicher Jemand sich durch seinen Fehler macht und je mehr man ihn des Unglücks wegen bedauert, desto geneigter wird man auch sein, ihm den Fehler zu verzeihen; so wie man ihn im Gegentheil nicht bedauern wird, wenn man den Fehler selbst nicht

für verzeihlich hält, und daher in dem Unglücke, das darauf folgt, nichts als die gebührende Strafe sieht. — Ferner: der ganze Gliedersatz zerfällt in zwei Haupttheile, in einen Vordersatz und einen Nachsatz; der Vordersatz selbst aber zerfällt wiederum in zwei Unterabtheilungen, in einen Hauptsatz und einen Nebensatz:

Ich verzeihe dir den edlen Stolz u. s. w.
so sehr ich dich bedaure;
denn er raubt dir u. s. w.

Der Nachsatz soll sich hier, dem Sinne nach, auf den Nebensatz des Vordersatzes beziehen, als von welchem er die Ursache angiebt, warum nämlich Arkas sie bedauert. Der Verkettung nach aber, das heisst als Nachsatz, steht er eigentlich mit dem Hauptsatze des Vordersatzes in unmittelbarer Verbindung; und zwar hier um so mehr, da sich das Grundding des Nachsatzes (er) geradezu auf einen Gegenstand (den edlen Stolz) bezieht, der zwar in dem Hauptsatze ausdrücklich genannt ist, von dem aber im Nebensatze auch nicht die mindeste Spur vorhanden ist, da es in diesem nicht einmal heisst: so sehr ich dich darum bedaure. Ein anderes wäre es, wenn die nähere Verbindung des zweiten und dritten Satzes durch ein Fügewort angegeben wäre: so sehr ich dich bedaure, dass er dir den Genuss des Lebens raubt; wodurch der letzte Satz die ausdrückliche Umschreibung des Behauptungsworts (Prädicat) im zweiten Satze, bedaure, geworden wäre. Da aber die höhere Schreibart das Fügewort hier mit Recht ungebraucht lässt, so müsste der Vordersatz durch eine kleine Abänderung dahin umgebildet werden, dass der zweite Satz in das höchste Licht zu stehen käme, etwa so:

Den edlen Stolz, dass du dir selbst nicht g'nügst,
Verzeih' ich zwar; doch dauerst du mich darum:
Er raubet den Genuss des Lebens mir . . . .

. . . .

Dem Dichter der „Iphigenie" folgte der Sänger der „Luise", J. H. Voss, der sich selbst einst mit dem Gedanken getragen hatte, ein allgemeines deutsches Wörterbuch zu bearbeiten, er, der Bahnbrecher echter Uebersetzungskunst. Die Voss'schen Gedichte bespricht Prediger Kinderling im achten Stück der „Beiträge" [1].

. . . . Es ist nicht glühende, aber doch angenehme Empfindung, mit welcher der Mann von reiferen Jahren einen Dichter zu lesen pflegt; doch ist sie stark genug, um den Dichter liebzugewinnen, der uns bald mit reizenden Bildern, bald mit dem Ausdrucke angenehmer Empfindungen und edler Gesinnungen unterhält. Seit langer Zeit hat mir kein Dichter ein grösseres Vergnügen verschafft, als Voss. Ich widme zwar nur die erste Lesung eines Dichters dem Vergnügen, indem ich ihm nachempfinde, die andere aber dem ruhigen Nachdenken, und der Zergliederung dichterischer Schönheiten, wobei ich auch wohl auf die Sprache und den Versbau meine Aufmerksamkeit richte. Unterdessen, wenn die erste Lesung nicht recht anziehend und vergnügend war, so pflegt die zweite von selbst wegzufallen; denn etwas Vergnügen will man doch von Rechtswegen, wenigstens nebenher, empfinden.

Als ich die Gedichte des Herrn Voss las, bewunderte ich die Wahrheit, Schönheit und Mannichfaltigkeit in den Schilderungen der Menschen, Gegenden und besonders in den Sittengemälden die Kraft und Fülle, die

---

[1] Seite 1 bis 34.

Zierlichkeit und Schicklichkeit des Ausdrucks, und so viele andere Schönheiten, aber besonders die glückliche Nachahmung des Theokrits. Die angenehme Erinnerung der ehemaligen Lesung dieses Griechen in Gesellschaft des geistvollen Verfassers der Arethusa erwachte in meiner Seele, und fesselte mich ganz an den Dichter, der seinen durch Vertraulichkeit mit den Alten gebildeten Geist allenthalben verräth. Ich musste ihn zum zweiten und dritten Male lesen. Als die Empfindungen kühler wurden, entstanden die Bemerkungen, welche ich hier mit aller Hochschätzung gegen den vortrefflichen Dichter liefere, theils um einige Ausdrücke anzuzeigen, die bei einer neuen Ausgabe verdienen geändert zu werden; theils um etwas zur Sprache zu bringen, was bisher noch nicht hinlänglich ausgemacht war. Das Erste ist wirklich wenig. Man muss dem Herrn Voss bei seinen übrigen dichterischen Vorzügen auch eine vorzügliche Sprachrichtigkeit zugestehen; aber um des entschiedenen Werthes seiner Gedichte willen verdienen auch die wenigen Vernachlässigungen der Sprachgesetze bemerkt zu werden. Die Dichter sind wegen des übrigen Werthes ihrer Schriften die besten Gewährsmänner der Würde unserer Sprache, und sollten daher auch die aufmerksamsten Wächter über ihre Reinigkeit sein. Die Sprachforscher berufen sich gern auf ihr Ansehen. Allein wie wenige haben wir, die so sprachrichtig geschrieben haben, als Voss! In dieser Absicht möchte ich einen Lessing kaum mit ihm vergleichen, eher noch Gellert und Hagedorn; denn den letzten halte ich für den sprachrichtigsten Dichter, den ich kenne. Das meiste also, was ich bemerken werde, wird dem Herrn Voss insofern zur Ehre gereichen, als er die Veranlassung gegeben hat, manches genauer zu prüfen.

Seite 3. Ihr lockiges Haupthaar — halbzerstreut um den Nacken. Diese und ähnliche Redensarten sind Gräcismen, die dem Dichter verstattet werden müssen, übrigens öfters Undeutlichkeiten veranlassen, und in der ungebundenen Schreibart billig vermieden werden. Die griechischen Sprachlehrer erklären sie durch Ergänzungen der Mittelwörter ὤν, ἔχων, φέρων u. s. w., aber dergleichen sind im Deutschen wenig gebräuchlich, ausser etwa führend, tragend, hangend, welches letzte hier ergänzt werden müsste. Eine nähere Prüfung dergleichen griechischartiger Wortverbindungen wäre wohl nicht überflüssig. Einige dergleichen Redensarten sind schon bekannt und verständlich genug, z. B. den Stock in der Hand, den Degen an der Seite, den Hut unter dem Arm, die Hand im Busen, das Geld in der Tasche etc. So steht unten S. 4 den Hut auf einem Ohr, und so schreibt Gessner: die leichte Flöt' in der Hand. Genau zu reden muss hier habend, tragend oder führend ergänzt werden.

Seite 4 mit herrschenden Blick. — Hier müsste wohl stehen mit herrschendem Blicke. Es entsteht aber die Frage: ob man nicht mit Recht sagen könne, dass wir im Deutschen eine zweifache Abwandelung (Declination) der Hauptwörter, wie auch der Beiwörter haben, nämlich eine bestimmte und unbestimmte. In der letzteren fällt das e der sechsten Endung weg, z. B. am Abend, mit Recht, mit Sturm etc. Dies geschieht auch alsdann, wenn das Hauptwort schon durch ein Zahlwort oder Fürwort genug bestimmt ist, z. B. am ersten Abend, ob man gleich auch in diesem Falle sagt: am ersten Tage. Spricht man nicht richtig: er empfing mich mit einem freundlichen Blick? Gellert schreibt zwar: zu seinem Glücke, aber vielleicht we-

gen des Reims Krücke; doch ist auch hier schon eine nähere Bestimmung durch ein Fürwort. Sonst sagt Jedermann zum Glück, zum Heil, zum Wohl, mit Muth, mit Scherz, mit Glück etc., hingegen in der bestimmenden Abwandelung (declinatione definita) sagt man zu dem Glücke, mit dem Muthe etc., wenn nämlich das Geschlechtswort zugleich die Stelle eines Fürwortes vertritt, auf welches sich ein anderes Fürwort bezieht. Wenn man diesen Unterschied, welchen die Sprachlehrer noch nicht genugsam bemerkt haben, gelten lässt, so ist der Dichter gerechtfertigt.

Seite 5. Einen duftenden Strauss um den kelchebeladenen Stengel. — Das Beiwort kelchebeladen ist etwas dunkel. Soll es heissen, eine Blume, die im Kelche mit Blumenstaub beladen ist; oder ein Stengel, der mit einem weiten Kelche beladen ist, und folglich eine grosse Blume trägt? Das letzte ist wohl das wahrscheinlichste. Hiernächst ist doch der kelchebeladene Stengel nur ein Theil des Strausses, wie soll man nun den Strauss um diesem Kelche herum sich vorstellen? Vermuthlich so, dass der Blumenkelch einer nicht duftenden Tulpe die Mitte des Strausses ausmacht, und mit anderen Blumen, die einen Geruch haben, umringt ist. Alsdann wäre das Vorwort mit etwas deutlicher.

Athemlos ist hier ebenfalls etwas zweideutig; denn es soll nur so viel bedeuten, als mit an- oder zurückgehaltenem Athem.

Fröhliches Herzens. — Sollte es nicht heissen fröhlichen Herzens, wie schnellen Schrittes, wohlfeilen Kaufs etc.? Oder kann es auch ein genitivus absolutus sein, wie erstes Tages, leichtes Gewichts, trocknes Mundes, gutes Muthes etc.?

Seite 6. Weitschauende Laube. Ist auch etwas zweideutig. Eine Laube, die weit zu schauen ist, oder gesehen werden kann, wäre ein Sprachfehler, der aber sehr häufig ist, und eine solche könnte auch auf einer niedrigen Fläche liegen, wenn sie nur hoch gewölbt wäre. Eine Laube aber, die einen weiten Gesichtskreis eröffnet, oder eine freie Aussicht verschafft, muss hoch und frei liegen, und kann alsdann, wenn sie gleich an sich niedrig gebaut ist, auch weit gesehen werden. Hier muss eine hochliegende Laube, aus welcher die Aussicht durch benachbarte Höhen nicht beschränkt ist, verstanden werden.

Von zween Kirschbäumen. Das zween ist zwar wider die Gesetze der hochdeutschen Sprache nach Herrn Adelung's Lehrgebäude, allein dem Dichter muss es wohl frei stehen, nach Erforderung des Versbaues, etwas aus dem Oberdeutschen anzunehmen. Homer machte ja von allen griechischen Mundarten Gebrauch.

Seite 11. Wenn der Küster am heiligen Abend beierte. Hier wäre eine Anmerkung für die Obersachsen, Märker etc. nöthig gewesen. Mir ist Wort und Sache vorlängst bekannt, aber ich wundere mich doch, dass ich nirgends eine Erklärung oder Herleitung des Wortes finde. Wachter, Haltaus, Scherz und Frisch berühren es sämmtlich gar nicht. Kilian führt diese Art des Glockenspiels unter beyaerden auf, und erklärt die Sache, bemerkt auch das carrillonner der Franzosen, giebt aber keine Herleitung an. Richey berührt es mit wenigen Worten unter Bingeln. Henning in seinem preussischen Wörterbuche S. 23 erklärt es genauer, und vermuthet, es käme von bären, schlagen, her, welches mir nicht wahrscheinlich vorkommt, man müsste denn die holländische Form beuren zum Grunde legen, weil die Klöppel wirklich an den Rändern der Glocken angeschla-

gen werden. Herr Adelung verwirft die Herleitung nicht ganz, vermuthet aber mehr, dass es von baren in der Bedeutung tönen, schallen und singen, herkomme, welches sich um desto eher annehmen lässt, weil es ein kunstmässiges Geläute, und gleichsam ein Glockengesang ist.

Seite 12. Lieblich röcheln die Frösche. Das röcheln ist provinziell. In Obersachsen und einem grossen Theile von Niedersachsen sagt man quaken, in der Mark grölen.

Der Tüder hält die Pferde vom Rockenfelde zurück. — Der Tüder, welcher S. 25 noch einmal vorkommt, ist auch als ein Bezirkswort nicht jedem verständlich. Ein Pfahl, an welchem ein Pferd angebunden ist, damit es nur in einem gewissen Bezirke grasen kann, ist die Bedeutung, auf welche man in der zweiten Stelle leichter geräth, als in dieser. Darauf leitet auch schon die Aehnlichkeit mit dem Lateinischen sudes und tudes. Allein nach dem ostfriesischen Wörterbuche des Herrn Wiarda heisst es ein Strick oder Pferdehalfter. Henning in seinem preussischen Wörterbuche schreibt Tider, und erklärt es durch einen Strick, gemeiniglich von Bast, den man Pferden, Ochsen, auch wohl Schweinen an den Fuss anbindet, so dass sie auf Aeckern und Wiesen nicht weiter gehen können, als der Strick, der an einem hölzernen in der Erde steckenden Keile befestigt ist, reicht. Engl. Tedder. Holl. und Fries. Tudder.

Seite 13. Die schimmernden Lakea. Der Zusammenhang lehrt, dass Bleichen Leinwand zu verstehen sind. Sonst könnten auch farbige Tücher, die in Rahmen ausgespannt sind, wegen des Wortes schimmernd, verstanden werden. In Aachen, Lüttich etc. nennt man die Tücher Laken. Vergeblich bleicht. Dies ist eine von

den Redensarten, die Herr Mackensen als ganz unphilosophisch verwirft. Ich wünschte, dass der Dichter sich gegen diese zu weit getriebene Kritik vertheidigte; ich finde den Ausdruck nicht verwerflich.

Seite 21. Das Hifftborn tönt. Hier werden manche den Dichter in Verdacht ziehen, dass er unrichtig geschrieben habe für Hüffthorn, weil man es gewöhnlich davon herleitet, und von einem auf der Hüffte hängenden Horne versteht. Allein Hiffthorn ist vollkommen richtig nach der Aussprache, und Hiefthorn wäre noch richtiger nach der Ableitung. Es kommt unstreitig von Hief her, und das ist ein gewisser Laut des Jägerhorns, wovon man sagt, kurze oder lange Hiefe blasen, wenn die Erlegung eines Wildprets angekündigt wird.

Seite 25. Wie die Mär an dem Tüder schnaubend sich bäumt. Siehe oben S. 12. Märe ohne h ist, wie mich dünkt, nicht unrecht. Wenn der h auf einen unreinen oder vermischten Selbstlauter folgt, welcher schon eine längere Aussprache erfordert, so könnte er wohl wegbleiben; er müsste denn in Zeitwörtern, wo der reine Selbstlauter in einen unreinen übergeht, aus dem Grunde beibehalten werden, dass das Wort kenntlich bleiben sollte. Jedermann schreibt ja hören, stören, gebären, gären etc.

Seite 33. Du guckst mir so freundlich ins Antlitz. — Kucke dort in den Teich. — Herr Adelung würde gucken vorziehen, ich bin aber sehr geneigt, kucken, wie es Luther öfters gebraucht hat, für richtiger zu halten. Dass der g in so vielen Wörtern, in der Meissnischen Mundart wenigstens, den k verdrängt hat, ist vielleicht von der wendischen Sprache herzuleiten.

Seite 34. Die Klocken gehn. Ebenso S. 47 Klock sieben. Ob man Glocke oder Klocke schreiben soll, ist gewiss schwer auszumachen, weil der Ursprung des Wortes dunkel ist. Wer es von gelocken herleitet, vertheidigt mit Recht den G, wer es aber von kloppen oder klopfen herleitet, weil man ehemals auf ein Brett klopfte, um eine Versammlung zusammenzuberufen, wird die Schreibart durch K vorziehen. Frisch nimmt diese Herleitung an, und schreibt: man hat ehemals gesagt Clossen, Clochen für klopfen, welches aus dem Kero erweislich ist; ferner g, c und k hätten oft in der Schrift abgewechselt, hier aber habe das g den Vorzug behalten. Er giebt also eigentlich dem g den Vorzug nicht, sondern richtet sich nur nach dem herrschenden Gebrauch. Fulda nimmt luk als einen Wurzellaut an, von welchem Gloke (wie er unrichtig schreibt) Klang und klingen abgeleitet wären. Chrysander in seiner antiquarischen Nachricht von Kirchenglocken (Rinteln 1755) behauptet: Glocke sei ein oscisches oder volscisches Wort, und wäre also aus dem Morgenlande, mit der Colonie, welche Saturnus nach Italien geführt hat, nach Europa gekommen. Nachdem Evander griechische Ansiedler nach Italien gebracht hätte, wäre die alte oscische Sprache sehr verunreiniget, und hätte ihr hebräisches Ansehen verloren. Doch wäre zwischen dem oscischen Stammworte Glocke, und dem arabischen Chalux noch eine Aehnlichkeit geblieben, weil beide Wörter einen hohlrunden Körper bedeuten. Eben dieser Hauptbegriff wäre noch in den griechischen und lateinischen Wörtern χαλκος, cloaca, clucina, calix, cloca (ein Reisemantel). Uebrigens zieht er bei dieser gelehrten Herleitung die Schreibart Glocke vor. Mir kommen alle diese Herleitungen zu künstlich vor. Klock und Kluck sind Natur- und Ur-

laute, wovon man zur Bezeichnung eines einförmigen Klanges oder Lautes sehr leicht klocken, klucken und klingen bildete. Dieser Urlaut liegt in klappen, klopfen, klippern, klappern, klirren, auch wohl in knallen, knattern, knittern zum Grunde. Daher ist im Angelsächsischen Clugga für Klocke. Da man hier überall ein k findet, so bin ich geneigt, Klocke für richtiger zu halten, als Glocke. Im Lateinischen des Mittelalters findet man auch am häufigsten clocca, und clocarium, ein Klockenthurm. In den neueren Sprachen ist alles mehr für k als g, denn im Holländischen ist Klokke, im Französischen cloche, im Englischen Clock, im Dänischen Klokke, im Schwedischen Klocka. Im Griechischen sind die Wörter κλάζω und κλώζω, auch κλωγμός von ähnlicher Bedeutung. Auf diese Art möchte Martini im Lex etymol. wohl Beifall verdienen, wenn er Klocke von klingen herleitet, nur mit der Berichtigung, dass der Begriff von klingen mehr, als die buchstäbliche Bezeichnung, die eigentliche Quelle ist. Doch ist der Nasenlaut öfters verändert, und bald angenommen und eingeschoben, bald verdrängt worden, und man kann von klingen eben so wohl klock als klang, klong oder klung gebildet haben.

Seite 34. Das Wort hungerharken verdient gemerkt und allgemeiner gemacht zu werden. Das Wort nachharken ist nicht bestimmt genug, um dasjenige Harken anzuzeigen, wodurch man die Nachlese macht. In Obersachsen sagt man, den Hungerrechen, und im Magdeburgischen, Halberstädtischen und am Harze die Sausterbe ziehen, weil man dazu eine sehr grosse und breite Harke gebraucht, die man Sausterbe nennt, weil man dadurch den Schweinen ihre Nahrung von der Nachlese entzieht. Ob übrigens das Wort zugleich eine ver-

ächtliche Bedeutung habe, und den Besitzer des Ackers des hungrigen Geizes beschuldige, wie Herr Adelung unter Hungerrechen behauptet, will ich nicht entscheiden; gewiss aber ist es, dass man das Wort hungrig auch von kleinen sparsamen Sammlungen, dergleichen diese ist, gebraucht. Eine Hungerharke würde also nur die heissen, welche keine grosse Haufen zusammenbringt, sondern geringe oder hungrige Sammlungen, eine hungrige Nachlese verursacht.

Seite 36. Und schlürft den letzten Tropf. — Der Tropfen ist freilich gewöhnlicher im Hochdeutschen, wie Herr Adelung bemerkt, allein der Tropf ist auch noch häufig genug, wie es Luther Jes. 40, 15 gebraucht hat. Im Magdeburgischen gebraucht man das Wort sogar häufig im weiblichen Geschlechte, die Tropfe. Dem Dichter müssen auch die ungewöhnlichen Wortgestalten freistehen.

Seite 40. — Der blühende Schleedorn
Schattet hier kühl und lieblich.

Das einfache Wort schatten ist freilich ungebräuchlich, aber hier ist es beinahe nothwendig, wenigstens verdient es keinen Tadel. Unten auf S. 227 steht bedenklicher: wo der Wald uns schattet.

Seite 41. Pflanzen und Sän. — Wäre es nicht besser sä'n zu schreiben?

Karotten für gelbe Rüben, oder vielmehr Samen derselben, gehört zu den Bezirkswörtern und ist eigentlich Italienisch von Carotta, daher es wohl besser Carotten geschrieben würde.

Nun, Dirne, was duckst du denn? — Ist auch provinziell, doch ist es, so viel ich weiss, gewöhnlicher, sich ducken oder den Kopf niedersenken. Im Magdeburgischen sagt man von solchen Menschen, sie gehen

ducknackig. Im Grunde ist es wohl aus tauchen entstanden.

Etsch! Das höhnende Empfindungswort, das aber nicht schimpfend ist, gehört auch zu den provinziellen Ausdrücken.

Seite 42. Du läufst, wie ein Wiesel. — Das Wiesel findet man in Büchern, und die Wiesel hört man im Magdeburgischen häufig, auch steht in Hartmann Schopper's Fabeln S. 88 von einer Wiesel, ingleichen: die Wiesel leckt ein Feylenspitz; Herr Angerstein zieht auch in seiner deutschen Grammatik das weibliche Geschlecht als das richtigere vor; aber der Wiesel scheint mir seltner zu sein. Das Wort Wiesel gehört also zu den wenigen, die in allen drei Geschlechtern vorkommen, wie das Wort Quelle. Es hätte also in Reichard's Abhandlung über die Wörter, die in mehr als Einem Geschlechte vorkommen, im zweiten Bande der Schriften der Anhaltischen deutschen Gesellschaft, nicht ganz weggelassen werden sollen.

Seite 43. Dirne, du Bösewicht. — Hier ist Bösewicht im weiblichen Geschlechte etwas befremdlich.

Seite 44. Brause für Giesskanne, Sprengkanne, ist eigentlich synekdochisch zu nehmen, weil nur der vordere Durchschlag, oder der durchlöcherte Ausguss der Giesskanne, die Brause genannt wird. Unterdessen habe ich diese figürliche Benennung öfters gehört. Weil diese Brause abgenommen werden kann, wenn man etwas stark begiessen will, so ist der Magdeburgische Ausdruck, der Sprenger, etwas deutlicher.

Seite 45. Ist Laken und Backen übel gereimt.

Knokenflachs. Im Magdeburgischen Knobbenflachs.

Bühre für Zieche, welches in Obersachsen gebräuchlich ist. Frisch bemerkt es im I. Theil seines

Wörterbuches, S. 155, unter bunt, wo man es nicht suchen sollte, giebt aber keine Herleitung an. Wenn er aber zur Erklärung hinzusetzt, Züge, so hat er sich an das Wendische Zycha, ein Gezelt, nicht erinnert. Wenn man es ja von dem deutschen ziehen herleiten wollte, wie man Hochdeutsch sagt, ein Bett-Ueberzug, so muss man wenigstens annehmen, dass das Wort eine Veränderung erlitten hat, und ehemals ziehen ausgesprochen worden ist. Dies wird wahrscheinlich, wenn man die Bildungen des Worts in zeuch, zeucht etc. ansieht.

Kuckuck, wie Herr Voss schreibt, scheint mir ebenfalls richtiger, als Guckguck. Erstlich erfordert's die Sache selbst, denn es ist der Naturlaut des Vogels, den man hat nachmachen wollen. Der K ist in der Schreibart solcher Völkerschaften durch G verdrängt, welche in der Aussprache grossen Theils den Laut des K hören lassen. Hiernach ist auch hier die unläugbarste Uebereinstimmung alter und neuer Sprachen für den Buchstaben K. Das Hebräische ist Kickick, Griech. κόκκυξ, Lateinisch cuculus, Franz. coucou, Holländ. Koekoek (welches aber wie das Deutsche ausgesprochen wird), Englisch Cuckoo oder Cuckow, Italienisch Cuculo oder Cuccolo, Sardinisch Cucu, Portugiesisch und Spanisch Cuco, Ungarisch Kakuk oder Kukuk, Russisch Kokuschka, Illyrisch Kukowitscha, Persisch Koukou u. s. w. Es ist schwerlich ein Name, der in so vielen Sprachen übereinstimmiger wäre, als dieser nach dem Naturlaute gebildete Name. Eine ungemein witzige Betrachtung über diesen Namen, und ein daraus abgeleiteter scherzhafter Beweis des Vorzuges des Kuckucks vor allen Vögeln steht in der satirischen Schrift, der Eselkönig von Aldolf Rosen von Creuzheim, S. 226. . . . . .

. . . .

Der Letzte, der vor diesem sprachlichen Areopag erscheint, über den Campe selbst Protokoll führt, ist Immanuel Kant. Die Besprechung rankt sich empor an dem philosophischen Entwurf, den Kant 1795 herausgab: „Zum ewigen Frieden“ [1]).

.... Unter allen Völkern, die zu den gebildeten gerechnet werden, giebt es, so weit ich sie kenne, keins, bei dem die Schriftsteller so viel Vertrauen zu dem Scharfsinn, oder vielmehr zu der Spürkraft (Sagacität) ihrer Leser, und die Leser wiederum so viel gutmüthige Nachsicht gegen ihre Schriftsteller an den Tag legten, als bei den deutschen. Unsere Schriftsteller — selbst manche der besseren, ja sogar einige der besten unter ihnen — begnügen sich in sehr vielen Fällen, das, was sie eigentlich sagen wollen, nur obenhin, und zwar so anzudeuten, dass man, der Sprachlehre und dem Sprachgebrauche nach, auch etwas ganz anderes, oft sogar das gerade Gegentheil von dem, was sie gedacht wissen wollen, dabei denken kann, oft sogar nothwendig dabei denken müsste, wenn nicht der Zusammenhang und die erkannte oder vorausgesetzte Absicht des Verfassers etwas anderes vermuthen liessen. Unsere Leser, dankbar gegen das ihnen dadurch bewiesene Vertrauen, drücken, wie man sagt, das eine Auge bei den Nachlässigkeiten, Schiefheiten und Unbestimmtheiten ihrer Schriftsteller zu, und heften mit Wohlgefallen das andere auf dasjenige, was ihnen wirklich zu verstehen gegeben wird, oder was sie verstanden zu haben meinen. Beispiele hiervon sind in diesen Beiträgen schon in Menge vorgelegt worden.

Auch der treffliche Kant, mit dessen hochberühmtem Namen diese Blätter zu zieren wir nicht länger ver-

[1]) Beiträge 9. Stück, S. 109 bis 129.

schieben dürfen, ist von diesem, uns Deutschen eigenen Hange zur Nachlässigkeit in der Wahl der Wörter nicht ganz frei geblieben. Zwar zeichnet er sich, wie von einem so scharfsinnigen Denker zu erwarten stand, besonders da, wo er Erklärungen giebt, oder Begriffe auseinandersetzt, durch einen hohen Grad von Bestimmtheit aus; so dass alsdann für denjenigen, der seine etwas undeutsche Sprache sich einmal erst zu eigen gemacht hat, und der seiner etwas sehr verwickelten und schwerfälligen Schreibart zu folgen versteht, wo nicht Alles, doch das Allermeiste bewundernswürdig klar, bestimmt und fest erscheint. Allein es fehlt doch, wie wir mit Bedauern gestehen müssen, in seinen Schriften auch nicht an Stellen, bei denen man mit den gewöhnlichen Regeln der Auslegung, auch wenn man ein sonst hinreichendes Maass von Sprachkenntniss damit verbindet, keineswegs ausreicht; sondern die genannte Spürkraft nothwendig mit zu Hülfe nehmen muss. Dies ist um so mehr zu beklagen, da die Werke dieses grossen Mannes, wie an Tiefsinn und Erhabenheit des Inhalts, so auch der Sprache und Schreib-art nach, zu den ersten Mustern deutscher Schreibekunst, die unser Stolz und Ruhm bei den Ausländern und bei der Nachwelt gewesen wären, hätten erhoben werden können, wenn es ihm gefallen hätte, ein Zehntel seiner hohen Geistesgaben und ein Zwanzigstel seiner auf den Anbau der Wissenschaften so rühmlich verwandten Lebenszeit auf den Erwerb einer reinen, schlichten und gefälligen Schreibart zu verwenden. Dass dieses von ihm nicht geschah, ist, meiner innigen Ueberzeugung nach, ein Verlust für unsere Sprache, für unsere Fortschritte auf der Bahn der Wissenschaften und für unsere Volksehre, dessen Grösse nicht zu berechnen steht. Unsere Sprache wird den Schaden, den die neue

Sündfluth von griechisch-lateinisch-deutschen Kunstwörtern, die er selbst, und noch mehr seine Schüler und Nachbeter, durch unverständige Anwendung, hineinleiteten, in ihr angerichtet hat, vielleicht in Jahrhunderten nicht verwinden; und Jahrhunderte werden vielleicht vergehen, ehe die Schätze der Weisheit, welche Kant's Tiefsinn zu Tage gefördert hat, zur Kenntniss des deutschen Volks kommen und von diesem benützt werden können; es müsste denn sein, dass die Vorsehung auch ihm seinen Wolf erweckte, wie Sie Leibnitz'en einen zugesellte.

Um dieses, vielleicht hartscheinende, aber mit Empfindungen der reinsten Verehrung gegen die unermesslichen Verdienste dieses grossen Verbesserers hingeschriebene Urtheil zu begründen, will ich vor den Augen meiner Leser, von denen die meisten hoffentlich seine warmen Verehrer sind, und, meinem Wunsche nach, es auch immer bleiben sollen, mit zwei Blättern einer seiner neuesten Schriften, in welcher vergleichungsweise eine reinere Sprache und eine leichtere Schreibart herrschen, eine zergliedernde Prüfung in Bezug auf Sprache und Schreibart vorzunehmen wagen. Es ist die obengenannte: Zum ewigen Frieden; ein Werkchen, welches in einem Umfange von nicht mehr als sechs Bogen, auf die anspruchloseste Weise, und gleichsam im Vorbeigehen, vielleicht mehr wahre Staatskunst entfaltet als die dicksten Werke, deren Titel ein Lehrgebäude dieser Wissenschaft versprechen; und bei dem, seiner grossen Zwecke wegen, recht sehr zu beklagen ist, dass es nicht ganz in einer für unsere Fürsten und Staatsmänner verständlichen und anziehenden Sprache geschrieben ward.

Die meisten Bemerkungen, die ich darüber zu machen habe, werden, jede für sich genommen, unstreitig

wahre Kleinigkeiten sein: allein es ist schon oft gesagt worden, dass die ganze Kunst, richtig und schön zu schreiben, in der Fertigkeit besteht, auf lauter Kleinigkeiten zu achten, und keine Fehler dagegen sich zu Schulden kommen zu lassen. Um Raum zu sparen, werde ich unbedeutendere Erinnerungen bloss durch einzelne eingeklammerte und kleiner gedruckte Wörter anzudeuten mich begnügen.

Der Verfasser hebt mit folgenden Worten an:

„Ob diese satyrische (satirische, hier, spottende) Ueberschrift auf dem Schilde jenes holländischen Gastwirths worauf ein Kirchhof gemalt war etc.“ Das gesperrte worauf soll, der Absicht des Verfassers nach, sich auf das Schild beziehen; allein wenn man nicht auf jene Absicht, sondern bloss auf die (Lehre) Regeln der Sprachlehre und der guten Schreibart hierbei achten wolle: so müsste man glauben, dass es sich auf das unmittelbar vorangehende Gastwirth, und nicht auf jenes entferntere Sachwort beziehen sollte; und zwar um so mehr, da das hinweisende Fürwort, jenes, ein darauf folgendes Beziehungs-Fürwort erwarten lässt. Um die Möglichkeit eines solchen Missverständnisses aus dem Wege zu räumen, braucht man den Worten nur eine andere Stelle anzuweisen: Ob diese spottende Ueberschrift auf jenes holländischen Gastwirths Schilde, worauf etc.

„Das bedingt sich aber der Verfasser des Gegenwärtigen (des gegenwärtigen Aufsatzes) aus, dass, da der praktische Politiker (der ausübende Staatsmann) mit dem theoretischen (dem untersuchenden) auf dem Fuss (Fusse) steht, mit grosser Selbstgefälligkeit auf ihn, als einen Schulweisen, herabzusehen, der dem Staat (Staate), welcher von Erfahrungsgrundsätzen ausgehen müsse, mit

seinen sachleeren Ideen (Denkbildern) keine Gefahr bringe, und den man immer seine eilf (elf) Kegel auf einmal werfen lassen kann (könne) ohne dass sich der weltkundige Staatsmann daran kehren darf (dürfe), dieser auch, im Fall eines Streits mit jenem, so fern (so, oder insofern) consequent (folgerecht) verfahren müsse, hinter seinen, auf gut Glück gewagten, und öffentlich geäusserten Meinungen nicht Gefahr für den Staat zu wittern; durch welche Clausula salvatoria (durch welchen Verwahrungsvorbehalt) der Verfasser dieses (Aufsatzes) sich dann hiermit in der besten Form (in bester Form) wider alle bösliche Auslegung ausdrücklich verwahrt wissen will." Schade, dass ein so verwachsener Gliedersatz an die Spitze eines Werkes zu stehen kam, welches zunächst für Leute bestimmt ist, die oft den leichtesten Vortrag in ihrer Muttersprache zu verstehen, oder drei Sätze mit einander zu verbinden und zusammen zu denken unfähig sind! — Ich frage den geübtesten Denker und Leser, auch wenn er Griechisch und Latein versteht, welches bei unseres Verfassers und seiner Schüler Schriften durchaus erfordert wird, ob er dieses lange und dichte Gewebe von, ich weiss nicht wie vielen, Sätzen und Zwischensätzen, ohne es zwei- oder dreimal mit angestrengter Aufmerksamkeit übergelesen zu haben, dergestalt verfolgen könne, dass ihm der Faden nicht entschlüpfe? Mir wenigstens wollte es nicht eher damit gelingen, als bis ich bei dem ersten d a s s den Finger anlegte, um mir den Ort zu merken, wohin ich zurückblicken müsste, wenn ich bis zu d i e s e r a u c h gekommen wäre. Ausser den eingeklammerten Fingerzeigen auf die in diesen Sätzen vorkommenden kleinen Verstösse wider die Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache, habe ich noch zu erinnern, dass nach dem Satze: „Da der praktische Politiker mit dem theore-

tischen auf dem Fusse steht," nicht die unbestimmte Weise (infinitivus) „mit grosser Selbstgefälligkeit herabzusehen;" sondern dass folgen müsste. Eben so auch nach dem Satze: „dieser auch, im Fall eines Streits mit jenem insofern consequent verfahren müsse etc." Auch hier, wo der Verfasser noch einmal in die unbestimmte Weise verfällt, „hinter seinen Meinungen nicht Gefahr für den Staat zu wittern" wird nothwendig dass erfordert.

„Erster Abschnitt, welcher die Präliminar-Artikel zum ewigen Frieden enthält."

Praeliminar-artikel sind vorläufige Uebereinkunftspunkte, oder Einleitungspunkte.

Erster Abschnitt, welcher die Einleitungspunkte zum ewigen Frieden enthält.

Nachdem nun der Verfasser den ersten Uebereinkunftspunkt: „Es soll kein Friedensschluss für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt (Vorbehalte) des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden (ist)" vorausgeschickt hat, fährt er fort:

„Denn alsdenn (alsdann) wäre er ja ein blosser Waffenstillstand, Aufschub der Feindseligkeiten, nicht Friede, der das Ende aller Hostilitäten bedeutet, und dem das Beiwort ewig anzuhängen ein schon (schon ein) verdächtiger Pleonasm (Wortüberfluss) ist."

Hostilitäten sind Feindseligkeiten. Der Verfasser zog vermuthlich jenes deswegen vor, weil er dieses in der vorhergehenden Zeile schon gebraucht hatte. Aber dort hätte er für „Aufschub der Feindseligkeiten," füglich Aufschub der Fehde sagen können.

„Die vorhandene (vorhandenen), obgleich jetzt vielleicht den Paciscirenden selbst noch nicht bekannte (bekannten) Ursachen zum künftigen Kriege sind durch den

Friedensschluss insgesammt vernichtet, sie mögen auch aus archivarischen Documenten mit noch so scharfsichtiger Ausspähungsgeschicklichkeit ausgeklaubt sein."

Statt der Paciscirenden können wir auf Deutsch die Friedemachenden, oder die friedemachenden, friedeschliessenden Theile, sagen. „Die vorhandenen, obgleich unbekannten Ursachen" scheint anzudeuten, dass bei jedem Friedensschlusse Ursachen zum künftigen Kriege zwar vorhanden, aber denen, welche sich jetzt aussöhnen, jedesmal verborgen sind. Das ist aber der Absicht des Verfassers und der Erfahrung zugleich zuwider. Oft wissen die friedemachenden Theile recht gut, dass dergleichen Ursachen vorhanden sind; sie wollen nur für jetzt nicht das Ansehen haben sie zu kennen; und unser Verfasser will, wie der Zusammenhang lehrt, nur sagen: Alle Ursachen zu einem künftigen Kriege, auch solche, die vielleicht vorhanden sind, ohne dass man sie wahrnimmt u. s. w. Er hätte sich daher, wie es scheint, etwa so ausdrücken müssen: „Die vorhandenen Ursachen zum künftigen Kriege, auch wenn sie den friedeschliessenden Theilen selbst noch unbekannt sein sollten, werden insgesammt vernichtet." Documente sind Urkunden, und Archiv hat man durch Urkundenkammer zu verdeutschen gesucht. Für archivarische Documente könnte man Beweise aus der Urkundenkammer, oder urkundliche Beweise oder auch geheime Urkunden, sagen. Also etwa: „sie mögen auch aus geheimen Urkunden mit noch so scharfsichtiger Ausspähungsgeschicklichkeit (kürzer, und um den Uebellaut zu vermeiden, zwei Wörter hinter einander mit aus anfangen zu lassen: Spür- oder Spähkraft) ausgeklaubt sein."

Der folgende Gliedersatz gehört wieder zu den schwerfälligen und verwickelten:

„Der Vorbehalt (reservatio mentalis) alter allererst künftig auszudenkender Prätensionen, deren kein Theil für jetzt Erwähnung thun mag, weil beide zu sehr erschöpft sind, den Krieg fortzusetzen, bei dem bösen Willen, die erste günstige Gelegenheit zu diesem Zweck (Zwecke) zu benutzen (benützen), gehört zur Jesuitencasuistik und ist unter der Würde der Regenten, sowie die Willfährigkeit zu dergleichen Deductionen unter der Würde eines Ministers desselben, wenn man die Sache, wie sie an sich selbst ist, beurtheilt."

Das Hauptsachwort, der Vorbehalt, ist von dem Hauptzeitworte, gehört, durch die eingeschalteten Zwischensätze so weit getrennt worden, dass der Leser, indem er zu diesem letzten kommt, jenes erste schon vergessen hat, und daher sich gezwungen sieht, auf dem schon zurückgelegten Wege bis zu jenem Sachworte wieder zurückzukehren, um nicht die Richtung zu verlieren. Besonders macht ihn beim ersten Lesen der dritte Zwischensatz „bei dem bösen Willen u. s. w." stutzig; weil er, in dem ersten Augenblicke wenigstens, weder den Zweck, noch die Beziehung desselben auf die übrigen Sätze wahrzunehmen vermag. — Die Vorsilben aller, in allererst, setzen zu dem auszudrückenden Gedanken nicht das Mindeste, weder dem Inhalte, noch der näheren Bestimmung nach, hinzu, und wären daher besser weggeblieben; welches auch schon deswegen rathsam gewesen wäre, um den unangenehmen Gleichlaut in alter allererst zu vermeiden. Prätensionen sind Ansprüche. Erst künftig auszudenkende Ansprüche kann man nicht erwähnen, weil man sie noch nicht ausgedacht hat, also auch noch nichts von ihnen weiss; es ist daher auch nicht gut gesagt: „dass beide Theile dieser erst künftig auszudenkenden Prätensionen für jetzt keine Erwähnung

thun mögen.“ Sie können ja nicht, auch wenn sie möchten! Die beiden Sätze: „weil beide zu sehr erschöpft sind, den Krieg fortzusetzen,“ sind nicht richtig verbunden. Es muss nothwendig heissen: weil beide zu sehr erschöpft sind, als dass sie den Krieg fortsetzen könnten. — Für Casuistik haben wir freilich noch kein deutsches Wort. Es wird bekanntlich eine Lehre oder ein Unterricht damit gemeint, wie man in besonderen Fällen, die bei der Amtsführung eintreten, sich fein klug benehmen soll. Wir könnten ja also für Jesuitencasuistik füglich die Klugheitslehre der Jesuiten sagen. Das fremde Wort Jesuit ist als ein Eigenname zu betrachten, und bedarf daher keiner Verdeutschung. Für Deduction möchte ich Rechtserweis, oder auch Rechtsentwickelung vorschlagen. Heynatz hat Anspruchsausführung dafür angesetzt, welches aber zu lang und schwerfällig ist; Rüdiger hat Rechtsausführung dafür gesagt.

Der Verfasser fährt fort:

„Wenn aber, nach aufgeklärten Begriffen der Staatsklugheit, in beständiger Vergrösserung der Macht, durch welche Mittel es auch sei, die wahre Ehre des Staats gesetzt wird (:), so fällt freilich jenes Urtheil als schulmässig und pedantisch in die Augen.“

Dieser Satz ist, wie man sieht, gar nicht ungebührlich lang und verwickelt, und doch nicht sehr leicht zu verstehen; und das bloss durch die, hier zwecklos scheinende, Umstellung und Versetzung der Wörter. Hätte es dem Verfasser beliebt, die natürliche Folge derselben beizubehalten und zu sagen: Wenn aber, nach aufgeklärten Begriffen der Staatsklugheit, die wahre Ehre des Staats in beständiger Vergrösserung der Macht etc. besteht u. s. w., so würde alles klar und leicht zu verstehen

gewesen sein. — Für Pedant habe ich, ausser dem gemeinen Schulfuchs, welches nicht für alle Fälle passt, auch Streifling vorzuschlagen gewagt. Aber freilich lässt sich von diesem kein Beiwort für pedantisch ableiten. Allein in Fällen dieser Art, welche in jeder Sprache stattfinden, weiss der gewandte Schriftsteller, wenn es ihm sonst ein Ernst damit ist, deutsch, und nur deutsch zu schreiben, sich zu helfen. Unser Verfasser z. B. hätte, um das folgende Wort pedantisch zu vermeiden, füglich sagen können: „so fällt es freilich in die Augen, dass jenes Urtheil nur von einem, des Weltlaufs unkundigen Stubengelehrten (Schulfuchs, Streifling) herrühren könne." Ueberdas scheinen schulmässig und pedantisch hier nur einen und eben denselben Begriff darzubieten; und hätte daher das letzte füglich wegbleiben können. Leute von Ton werden nicht ermangeln, diese Bemerkung über pedantisch selbst sehr pedantisch zu finden.

„Es soll kein für sich bestehender Staat, klein oder gross, das gilt hier gleichviel, von einem anderen Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können." Wenn der Verfasser einmal Erbung und Schenkung gebrauchen wollte, so hätte er der Gleichförmigkeit wegen, und um nicht ohne Noth aus einer Wörterclasse in die andere zu fallen, auch Tauschung und Kaufung sagen müssen. Da er aber diese mit Recht vermied, so hätte er auch jene vermeiden (müssen), und durch Erben, Tauschen, Kaufen und Schenken sagen müssen.

In dem folgenden Absatze kommen die fremden Wörter: disponiren, Existenz, moralische Person, Idee und Industrie vor, für welche füglich verfügen, Dasein, Gedankenwesen, Denkbild und Kunstfleiss hätten gebraucht werden können. In dem Aus-

drucke: moralische Person, womit man einen als Person gedachten Begriff bezeichnen zu können glaubt, wird das Wort moralisch doch wirklich auf eine, mit seiner eigentlichen Bedeutung wenig übereinkommende Weise gebraucht. Gedankenwesen, d. i. ein Wesen, welches, als solches, nur in unseren Gedanken, und nicht ausser uns da ist, scheint den Begriff doch viel deutlicher und fasslicher zu bezeichnen. Denkbild, für Idee, ist aus dem Holländischen (Denkbeeld) entlehnt. Hier aber bedarf es dieser Verdeutschung nicht einmal; denn statt zu sagen: „es widerspricht der Idee des ursprünglichen Vertrages," hätte es eben so gut, vielleicht besser, heissen können: es widerspricht dem ursprünglichen Vertrage.

Uebrigens hebe ich aus diesem Absatze nur noch folgende Worte aus, worin theils eine Dunkelheit, theils einige Abweichung von der gewöhnlichen und guten Wortfügung herrscht:

„In welche Gefahr das Vorurtheil dieser (von dieser) Erwerbungsart Europa, denn die anderen Welttheile haben nie davon gewusst, in unseren bis auf die neuesten Zeiten gebracht habe, dass sich nämlich auch Staaten heurathen (heirathen) könnten, ist Jedermann bekannt, theils als eine Art von Industrie, sich auch ohne Aufwand von Kräften durch Familienbündnisse übermächtig zu machen, theils auch auf solche Art den Länderbesitz zu erweitern."

Die Worte: „in unseren bis auf die neuesten Zeiten" hielten mich lange auf. Erst glaubte ich, es walte ein Druckfehler ob, und man müsse in unserm, nämlich Welttheile, lesen; allein ich fand bald, dass man, ohne Unsinn vorzubringen, nicht sagen könne: diese Erwerbungsart hat Europa in unserem Welttheile in Gefahr ge-

bracht. Nun wusste ich aber lange gar nicht, was ich aus diesem in unsern machen sollte, bis ich endlich durch Errathen fand, was die Anwendung der Auslegungsregeln nicht gewähren wollte; nämlich, der Verfasser habe sagen wollen: in unseren Zeiten, und zwar bis auf die neuesten herab. Ob hierbei die Schuld an der Schwäche oder Langsamkeit meines Kopfes, oder wirklich an dem Ausdrucke lag, darüber mag der Leser entscheiden. — Der Anfang: „In welche Gefahr dieses Vorurtheil Europa gestürzt habe, dass nämlich“ lässt nichts anderes vermuthen, als dass diese Gefahr nun angegeben werden solle. Allein es folgt: dass sich nämlich auch Staaten einander heurathen (heirathen) können. Nun, das ist ja an und für sich keine Gefahr. Sind die Staaten fähig zu heirathen, so lasst sie sich vermählen, so viel sie wollen! Alles, was daraus entstehen kann, ist: dass aus dieser Ehe, wenn sie fruchtbar ist, neue Stätchen entstehen, die mit der Zeit auch einmal Staaten werden können. Aber Scherz bei Seite! Man sieht, dass der Verfasser, indem er die im Allgemeinen angegebene Gefahr uns näher und bestimmter vor die Augen stellen wollte, sich vergriff, und jenen nicht hierher gehörigen Satz, statt folgendes oder eines ähnlichen niederschrieb, dass nämlich ein Staat den anderen, unter dem Vorwande des Erheirathens, verschlang. — Die hiermit durch theils, theils verbundenen Anhängsel passen eines Theils nicht recht zu dem Vorhergehenden, und hängen anderen Theils nicht recht unter sich zusammen. Die unmittelbar vor diesen Sätzen vorangehenden Worte: ist Jedermann bekannt, beziehen sich auf das erste Hauptsachwort, Gefahr, also die Gefahr ist Jedermann bekannt. Wenn nun der Verfasser fortfährt, theils als eine neue Art von In-

dustrie, so sollte auch dieses sich auf Gefahr beziehen; allein es bezieht sich, wie man sieht, auf das Vorgeben: dass auch Staaten einander heirathen können. Das zweite theils sollte sich auf das erste beziehen, und diesem antworten; allein das thut es nicht; es bezieht sich vielmehr auf ein anderes, vor den Worten: durch Familienbündnisse, bloss gedachtes nicht angegebenes Theils, als wenn es hiesse: eine neue Art von Industrie, sich auch ohne Aufwand von Kräften theils durch Familienbündnisse übermächtig zu machen, theils auch auf solche Art (dies ist überflüssig; denn das vorhergehende: ohne Aufwand von Kräften, ist dem Leser noch ganz gegenwärtig) den Länderbesitz zu erweitern.

Eine am Fusse dieses Absatzes befindliche Anmerkung lautet so:

„Ein Erbreich ist nicht ein Staat, der von einem anderen Staate, sondern dessen Recht zu regieren an eine andere physische (wirkliche) Person vererbt werden kann." Dabei ist zu erinnern: Erstens, dass die erste Hälfte dieses Satzes geerbt, und nicht, wie die zweite, vererbt erfordert hätte. Gleichwohl lässt der Verfasser das vererbt sich auf beide Hälften beziehen. Aber dann hätte auch in der ersten, wie in der zweiten an, und nicht von stehen müssen. Zweitens. Da man nicht zu sagen pflegt, auch wohl nicht füglich sagen kann, ein Staat regiert, sondern vielmehr, er wird regiert oder verwaltet, so scheinen auch die Worte: dessen Recht zu regieren, nicht wohl gewählt zu sein, und in: bei dem oder in dem das Recht zu regieren, umgeändert werden zu müssen.

Nachdem der Verfasser den dritten vorläufigen Uebereinkunftspunkt zum ewigen Frieden:

Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören, angegeben hat, setzt er folgende Erläuterung hinzu:

„Denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg, durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen; reitzen (reizen) diese an, sich einander in (der) Menge der gerüsteten (Gerüsteten), die keine Gränzen kennt, zu übertreffen, und, indem durch die darauf verwandten Kosten der Friede endlich noch drückender wird als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst Ursache von Angriffskriegen (in welche man sich stürzt), um diese (dieser) Last los zu werden; wozu (noch) kommt, dass zum Tödten oder getödtet zu werden. (Getödtetwerden) in Sold genommen zu sein, einen Gebrauch von Menschen als blossen Maschinen (Kunstgetrieben) und Werkzeugen in der Hand eines Anderen zu enthalten scheint, der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen lässt." Die Worte: „Bereitschaft immer gerüstet zu erscheinen," möchten wohl nicht recht zu einander passen; denn die stehenden Heere erscheinen immer gerüstet, und nicht bloss bereit, sich zu rüsten. Dadurch, dass sie immer gerüstet erscheinen, oder durch die beständige Bereitschaft loszuschlagen, würde daher besser gesagt sein. Es kann ferner wohl nicht heissen: die Menge der Gerüsteten kennt keine Gränzen; denn sie selbst, die Menge, hat gerade keinen Trieb sich auszudehnen. Dies kann nur von denen, welche stehende Heere unterhalten, gedacht und gesagt werden. Es müsste daher auch heissen: die Menge der Gerüsteten, bei der man keine Grenzen kennt. „Einen Gebrauch von Menschen zu enthalten scheint," ist nicht recht deutlich gesprochen, theils weil das Wort Ge-

brauch schon an sich selbst zweideutig ist, indem es sowohl die von einer Sache gemachte Anwendung, als auch das, was gewöhnlich ist, bezeichnet, theils weil man, dem Sprachgebrauche zufolge, zwar wohl Gebrauch von einer Sache machen, aber nicht der Gebrauch von einer Sache, sondern nur der Gebrauch einer Sache sagen kann, theils endlich weil das Zeitwort enthalten hier nicht recht zu passen scheint. Ich möchte daher lieber lesen: „Hierzu kommt, dass zum Tödten oder Getödtetwerden Leute in Sold zu nehmen, die Anmaassung (oder die Befugniss) voraussetzt, die Menschen als blosse Maschinen und Werkzeuge anzusehen und zu gebrauchen.

In den Worten: „der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen lässt, scheint der gesperrte Zusatz müssig zu sein. Denn die gedachte Anmaassung streitet wider das Recht der Menschheit, nicht bloss in unserer Person, sondern auch in der Person des Anmaassenden, weil dieser, als Mensch, eine solche Befugniss nicht erweisen kann.

Aber ich begreife, dass geringfügige Kritteleien, wie diese, wohl für Niemand etwas Unterhaltendes haben können, und breche daher ab, indem ich zum Schlusse nur noch folgenden Gliedersatz hersetze, und die Entwickelung desselben dem Leser überlasse:

„Da die Art, wie die Staaten ihr Recht verfolgen, nie, wie bei einem äusseren Gerichtshofe der Process, sondern nur der Krieg sein kann, durch diesen aber und seinen günstigen Ausschlag, den Sieg, das Recht nicht entschieden wird, und durch den Friedensvertrag, zwar wohl dem diesmaligen Kriege, aber nicht dem Kriegszustande (immer zu einem neuen Vorwand zu finden) ein

Ende gemacht wird (den man auch nicht geradezu für ungerecht erklären kann, weil in diesem Zustande Jeder in seiner eigenen Sache Richter ist) gleichwohl aber von Staaten, nach dem Völkerrecht (e) nicht eben das gelten kann, was von Menschen im gesetzlosen Zustande nach dem Naturrecht (e) gilt: „aus diesem Zustande herausgehen zu sollen (weil sie, als Staaten, innerlich schon eine rechtliche Verfassung haben, und also dem Zwange anderer, sie nach ihren Rechtsbegriffen unter eine erweiterte gesetzliche Verfassung zu bringen, entwachsen sind), indessen dass doch die Vernunft vom Throne der höchsten moralisch gesetzgebenden Gewalt herab, den Krieg als Rechtsgang schlechterdings verdammt, den Friedenszustand dagegen zur unmittelbaren Pflicht macht, welcher doch, ohne einen Vertrag der Völker unter sich, nicht gestiftet oder gesichert werden kann: — so muss es einen Bund von besonderer Art geben, den man den Friedensbund (foedus pacificum) nennen kann, der vom Friedensvertrag (e), (pactum pacis), darin unterschieden sein würde, dass dieser bloss einen Krieg, jener aber alle Kriege auf immer zu endigen suchte."

Um auf das unangenehme Geschäft, dem ich mich hier unterziehen musste — an einem grossen Schriftsteller kleine Fehler auszuspähen — ein angenehmes folgen zu lassen, werde ich künftig eine Aehrenlese von schönen neuen Ausdrücken und scharfsinnigen Wortbestimmungen anstellen, welche unsere Sprache diesem über mein Lob, wie über meinen Tadel, erhabenen Weltweisen verdankt. C.

Klopstock, der doch auch seine deutschthümelnden Liebhabereien hatte, schüttelte doch manchmal den Kopf bei dieser wilden, verwegenen Jagd auf alles Fremd-

ländische; Herder hielt sich in stolzer Reserve; Goethe dagegen rächte sich in den „Xenien", diesen Blitzen des jovischen Doppeladlers, der die Alleinherrschaft im Reich der Geister beanspruchte [1]. Gewiss, jene Distichen waren immer geistvoll, immer witzig, aber nicht immer gerecht: wir erinnern nur an die Bitterkeit, mit welcher die Namen Forster's, Stilling's, des Wandsbecker Boten verunglimpft werden. Und eine ruhige Erwägung wird zugestehen müssen, dass die sonst ferntreffenden Pfeile der beiden Dioskuren, sofern sie auf Campe und seine Freunde sich richten, ermattet vor dem Ziele niedersinken.

Eridanus.

An des Eridanus Ufer umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.

Der Sprachforscher.

Anatomieren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver,
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

Gesellschaft von Sprachfreunden.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Uns'rer Autoren, und, wem fliegt nicht ein Federchen an?

Der Purist.

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
Nun so sage doch Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Campe, der sich doch nicht unter „die Schwätzer und Schmierer" einordnen liess, dessen ernstes und reines Streben hoch über der Frömmelei der Stollberge, über den Plattheiten der Kotzebue stand, entgegnete mit Ruhe und Würde, durch die doch ein ironischer Zug hindurchging: Die Verfasser der berühmten Xenien, in Herrn Schiller's hochberühmtem Musen-almanache, nennen diejenigen, welche sich die unverdankte Mühe geben, unsere Sprache reinigen und ausbilden zu helfen, Pu-

---

[1]) Vergl. auch Abschnitt VIII.

risten, Kleiderbürster, Waschfrauen und Pedanten. Diese Benennungen könnten, in ungebundener Rede und von Anderen ertheilt, ein wenig unfreundlich und fast hart klingen: allein in der höheren Sprache der Musen und in dem Munde der Verfasser jener Xenien sind sie weiter nichts, als — ein höflicher Scherz. Denn andere, und zwar sehr verdiente und würdige deutsche Gelehrte, werden von eben diesen Herren — Ochsen und Esel genannt; und auch das nur — im Spass.

Alles war nur ein Spiel.

Jeder Stand und jede Berufsart haben ja ihre eigene Sprache, die von der Sprache anderer Stände und anderer Berufsarten, in einzelnen Fällen, oft himmelweit verschieden ist: wie kann der bürgerliche und prosaische Mensch wissen, was die Wörter Ochs und Esel in den höheren Kreisen der Höfe und am Parnasse bedeuten mögen?

Was besonders unseren Glauben, dass die Benennungen: Purist u. s. w. in diesem Musen-almanache keine schimpfende, sondern vielmehr eine schmeichelhafte Bedeutung haben müssen, bis zur Zuversicht erhebt, ist die Bemerkung: dass der Herr Geheime Rath von Goethe — der doch gewiss kein Kleiderbürster, kein Waschweib und kein Pedant im gewöhnlichen prosaischen Sinne dieser Wörter ist, und dem, wäre er es auch, sein Freund Schiller es gewiss nicht so vor allen Leuten würde ins Angesicht sagen, oder sagen lassen — sich in seinen neuesten Schriften sichtbar und rühmlich beeifert, unserer Sprache, so weit seine Kenntniss derselben reicht, gerade eben denselben Dienst zu leisten, um dessentwillen jene Sprachforscher mit jenen Benennungen belegt werden. — Campe liefert den Beweis, dass Goethe noch viel weiter gehe als die Sprachreiniger von Braunschweig, dass

der grosse Xenienkrieger selbst nicht wenige recht kecke neue Wörter bilde, selbst dem Sprachgebrauch zum Trotz. Nur aus Wilhelm Meister einige Beispiele: Schwankfüssig für chancelant; untergelegte Pferde für Relaispferde; Strengling für Rigorist; Selbstigkeit für Egoismus; Gespannen für Kameraden; Anempfinderin; schwerlöthig u. a. m. Als Gegengeschenk für die Verfasser der Xenien in Schiller's Musenalmanach liess Campe seine „Doppelverse“ [1]) ausgehen. —

Im letzten Stück der „Beiträge“ kündigt Campe ein „Deutsches Wörterbuch“ an, zur Ergänzung und Berichtigung des Adelung'schen und theilt Proben desselben mit. Nicht als hätte er Adelung's Verdienste um die deutsche Sprache, seinen Fleiss, seine Kenntnisse gering achten wollen: allein er findet das Werk des berühmten Sprachgelehrten unvollständig, und vermisst an demselben die gebührende Würdigung des Werthes der Wörter sowie die philosophische Bestimmung der Begriffe bei Auseinandersetzung der verschiedenen Bedeutung der Wörter. Daher glaubt er mit Recht, dass er und seine Freunde [2]), auf Adelung's Schultern stehend, etwas weiter als dieser sehen werde. Das Wörterbuch selbst, das 1801 erschien, zeichnete sich vor allen früheren ähnlichen Versuchen aus durch einen hohen Grad von Vollständigkeit sowie dadurch, dass alle fremden und fremdartigen Wörter nicht bloss erklärt, sondern so viel möglich durch echt deutsche Ausdrücke ersetzt wurden. Zu diesem Zwecke hatte Campe in zwölfjähriger mühevoller Arbeit nicht bloss alle früheren, bekannteren Sammelwerke Blatt für Blatt durchforscht, sondern auch

[1]) Vergl. das Nähere im Abschnitt VIII.

[2]) Anton, Cludius, Heynatz, Kinderling, Petersen, Rüdiger.

die fernsten Erinnerungen seiner Lectüre mit Sorgfalt aufgezeichnet. Das Wörterbuch umfasst gegen zwölftausend Wörter. —

Die Grundsätze, nach welchen Campe verfuhr, haben wir bereits bei der Besprechung seiner „Preisschrift" angedeutet. Man kann den Begriff der Sprachähnlichkeit anders fassen [1]) oder auch die Grenzen der Sprachreinigkeit anders feststecken [2]), als Campe es gethan hat: Das Unternehmen selbst ist ebenso berechtigt als verdienstlich. Es waren die traurigsten Zeiten unserer Geschichte, in welchen der fremde Laut, das fremde Wort in unsere Sprache eindrang, in welchen man das Fremdländische geradezu bevorzugt hat. Und je mehr unser Volk in selbstbewusster Würde sich fühlte, desto mehr hat sich von jeher ein Drang gezeigt, die fremden Gäste wieder hinauszustossen. Es ist der gesunde Sinn des Volkes, das hier seinem Widerwillen gegen das Fremdländische Luft macht: denn nicht durch das Volk, sondern durch die Gelehrten, die Beamten, die Höfe sind wir mit jenen Fremdlingen überschwemmt worden. Mit J. Grimm werden wir aber auch darin einverstanden sein, dass diese Sprachreinigung nicht werthlose und ungeweihte Zusammensetzungen mit plumpem Hammerschlage zusammenschweissen dürfe, deren Begriff dem Ausdrucke, den man wiedergeben will, kaum auf halbem Wege nahekommt. Und hier wollen wir nicht leugnen, dass es Campe'n in der Bildung neuer Wörter nicht immer geglückt ist, die Abwege zu vermeiden. Wenn er auf diesem Gebiete die geschichtlichen Gesetze der Sprach-

---

[1]) Vergl. in dieser Hinsicht den interessanten Brief von Adelung im Abschnitt VIII.

[2]) Auch Voss mahnte hier zur Vorsicht. Vergl. den betr. Brief vom Juni 1804 im Abschnitt VIII.

entwickelung nicht immer genug festgehalten hat, so hat er auch hier dem Philanthropinismus, dessen Jünger er war, seinen Tribut gezahlt. Und wenn er manchmal das Fremde feindlich zu verfolgen und hinwegzutilgen schien, so war es doch das warm pulsirende deutsche Herz, das ihn in diese stürmische Weise hineinriss. Er hat nach dem Klopstock'schen Spruche kühn und folgerecht gehandelt: Wenn etwas nicht klingen will, es ist nicht Deutsch! sage ich, und stets bietet sich Besseres. —

Campe hatte unter Anderen auch an Herder und an Wieland einen Prachtdruck des „Wörterbuchs zur Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Wörter" geschickt. Herder in seiner grüblerischen Reizbarkeit des Gefühls, das seine Geistesschönheit manchmal umflort hat, unterliess selbst jenen Dank, den doch die Höflichkeit schon geboten hätte; ihm war noch unvergessen, wie die „Sprachfreunde" seine Ideen zur Geschichte der Menschheit auf das sprachliche Prokrustesbett gelegt hatten. Ob das auch zur Humanität gehören mag? hat damals Campe in sein Tagebuch geschrieben. Erst nach Jahresfrist hat er dann Campen über sein Wörterbuch allerlei Verbindliches sagen lassen. Wieland dagegen begrüsst in seinem Dankschreiben [1]) das Campe'sche Werk als ein Verdienst um das deutsche Volk, und wenn er auch fand, dass Campe seine Unduldsamkeit gegen viele fremde Wörter zu weit treibe, gleichsam bis zu einer Art von „Sprach-Jacobinismus": so erkennt er doch ohne Rückhalt das grosse Verdienst an, um die Zeitgenossen und die Nachwelt, durch das Wörterbuch unsere Sprache von einer Menge sie ent-

[1]) Brief vom 26. Januar 1801, eine der Perlen des Campe'schen Nachlasses. Vergl. Abschn. VIII.

stellender Wörter gereinigt und aus dem Gebrauch gekommene alte Wörter wieder in den Gang gebracht zu haben. In seinen späteren Schriften hat er alle Fremdwörter möglichst zu vermeiden gesucht und statt ihrer deutsche gewählt, wie Campe sie vorgeschlagen hatte. An Vieweg, Campe's Schwiegersohn, schrieb der Dichter des Oberon (2. Jan. 1802): „Ich überzeuge mich immer mehr, dass Campe durch diese mühevolle Arbeit ein nützliches, verdienstvolles Werk vollbracht und allen seinen anderen Verdiensten um das deutsche Volk und unsere Sprache die Krone aufgesetzt hat. Ich lese fleissig darin und ziehe es, wenn ich schreibe, fleissig zu Rathe." — —

Die Verdeutschungen, welche Campe für die Kunstausdrücke der deutschen Sprachlehre in seinem Wörterbuch vorgeschlagen hatte, legte er in einem besonderen Schriftchen (1804) den Fachmännern vor, um auch hier die gewünschte Einheit und Reinheit zu erzielen, die freilich bis heute nur ein frommer Wunsch geblieben ist. Wir begegnen hier vielen Benennungen, die längst volles Bürgerrecht erlangt haben. Z. B. Buchstabe, Laut, Grundlaute (Vocale), Bestimmungslaute (Consonanten), Sachwort (Substantiv), Fürwort (persönliche, zueignende, hindeutende, bestimmende, beziehliche, fragende, rückdeutende Fürwörter), kaumvergangene (imperfectum), ganzvergangene (perfectum), längstvergangene (plusquamperfectum) Zeit, gebietende Form (Imperativus), abgezogene Form (Infinitivus), Zustandsform (Participium), Aussagewort (Verbum), Hülfsaussagewörter (verba auxiliaria), überleitende (transitiva), unüberleitende (intransitiva), rückdeutende (reciproca), Aussagewörter u. s. w. — —

Wir haben bereits bemerkt, dass Campe im neunten Stück der „Beiträge" den Plan seines Wörterbuchs,

bei dem er einen grossen Theil seines Vermögens aufs Spiel setzte, öffentlich dargelegt hatte. Der Erfolg blieb weit unter seiner Erwartung. Weder lobende noch tadelnde Stimmen liessen sich vernehmen. Diese kühle Haltung der deutschen gebildeten Welt stand zu Campe's Feuereifer in schneidendem Contrast. Auch die „Beiträge" mussten, trotz der ehrenvollen Anerkennung der berufenen Kritik, mit dem neunten Stücke aus Mangel an Theilnehmern geschlossen werden. Wenn nun bei dieser entmuthigenden Sachlage Campe gleichwohl sein „Verdeutschungswörterbuch" zu Ende führte, unbekümmert um den Hohn der Gegner: so musste doch die Herausgabe eines „Allgemeinen Wörterbuchs" vorerst aufgegeben werden, wenn auch die Begeisterung Campe's ungeschwächt blieb, ja unter den Hindernissen nur erstarkte. Sieben Jahre später, in „einem von jenen helleren Zwischenräumen des gewöhnlichen Menschenlebens, wo man nur die glatte Seite der Dinge sieht", legte er von Neuem die Hand an das unter der Zeiten Ungunst in's Stocken gerathene Werk und so entstand sein „Wörterbuch der deutschen Sprache", dessen erster Band (A bis E) 1807 erschien. Nicht ein Wörterbuch für eigentliche Sprachforscher von Beruf sollte es sein, sondern zum allgemeinen Gebrauch, für Schriftsteller, Leser, Sprachschüler, Ausländer. Ein sprachkundiger Gehülfe ward gefunden in der Person Theodor Bernd's, der nach Braunschweig übersiedelte und auf dessen Schulter die Hauptarbeit gelegt wurde.

Der Grundgedanke war, ein vollständiges, sprachrichtiges und der damaligen Ausbildung der deutschen Sprache angemessenes Wörterbuch zu liefern, nachdem

das Adelung'sche nicht mehr genügen konnte [1]). Dabei hatte Campe ein klares Bewusstsein von der hohen vaterländischen Bedeutung seines Unternehmens. „In unseren unglücksschwangeren Zeiten giebt es zum Besten unserer deutschen Völkerschaft nichts Nothwendigeres und Verdienstlicheres zu thun, als an dem Umbau unserer herrlichen Sprache zu arbeiten. Sie, das einzige letzte Band, welches uns noch völkerschaftlich zusammenhält, ist zugleich der einzige noch übrige Hoffnungsgrund, der uns zu erwarten berechtigt, dass der deutsche Name in den Jahrbüchern der Menschheit nicht ganz verschwinden werde; der einzige, der die Möglichkeit künftiger Wiedervereinigung zu einer selbstständigen Völkerschaft uns jetzt noch denkbar macht. Deutsche, greift in Euern Busen, und fühlt, ob Ihr verdient, eine solche Sprache zu besitzen und ob Ihr noch werth seid, wo nicht eine eigene Völkerschaft auszumachen, doch als eine solche von der Nachwelt mit Achtung genannt zu werden!" Es ist derselbe patriotische Geist, in welchem Campe's älterer Freund, in welchem Klopstock gesungen hatte (Ode: Unsere Sprache):

. . . . o Freiere, dich
Wagte der Geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln!

Das grosse Unternehmen zu vollenden, hat Campe den Ueberrest der Kräfte seines Alters und einen Theil seines Vermögens daran gesetzt. So trüb auch die Zeiten waren, dass er manchmal denken mochte, unsere herrliche Sprache könnte das Schicksal erfahren, das von

[1]) Während Adelung's Wörterbuch etwa 55,281 Artikel enthält, beläuft sich die Gesammtzahl des Campe'schen auf 141,277. Die Leser, welche sich eingehender für Plan und Grundsätze dieses Riesenwerkes deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Ausdauer interessiren, verweisen wir auf die Vorrede zum ersten Bande des Wörterbuchs.

jeher die Sprache unterjochter Völker getroffen hat: so konnte er mit Stolz sich sagen, dass er dennoch nicht umsonst gearbeitet und dass er ungebeugt angekämpft habe gegen das Verhängniss. Mit dem fünften Bande, der 1811 erschien, war das ersehnte Ziel nach heissem Ringen erreicht ... An hämischen und ungerechten Beurtheilungen hat es doch auch nicht gefehlt. Campe, im Angesichte einer fast fünfzigjährigen ehrenvollen schriftstellerischen Thätigkeit, durfte ihnen das Schweigen der Verachtung entgegensetzen [1]). —

Die herbe Kritik der „Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur", welche die Wörterbücher mit „einem nebelvollen Zauberlande" vergleicht, in dem die „flüchtigen Wortschatten" umherschweben, mit „Irrenhäusern, in welche nur Geistesarme zur Schule gehen" [2]), hatte bei aller tendentiösen Einseitigkeit doch einen wunden Fleck an Campe's Arbeit herausgefunden: „den Weglass der Stammkunde," der etymologischen Ableitung. Aber Campe hatte auf diesen gelehrten Apparat aus dem ausdrücklich ausgesprochenen Grunde verzichtet, weil sein Wörterbuch nicht für die Zunftgenossen, sondern für die weiteren Kreise der Gebildeten bestimmt war. Um auch diesen Ausstellungen Rechnung zu tragen, sollte die etymologische Erklärung in einem besonderen, von J. S. Vater in Königsberg zu bearbeitenden Bande nachgetra-

---

[1]) Für das Wörterbuch erhoben ihre Stimme Böttiger (im deutschen Merkur), Eschenburg (im Braunschw. Magazin), Ebeling und Reimarus (in den Hamburger Zeitungen), vor Allen der gelehrte Heyne, (in den Götting. gelehrten Anzeigen); abfällig äusserten sich Mahlmann (in der Zeitung für die elegante Welt), Heinsius (in der Vorrede zum Teut), Pölitz (in der Leipz. Lit. Zeitung). Gegen eine einseitige und gehässige Verurtheilung des Werkes in den Heidelbergen Jahrbüchern der Literatur schrieb Theodor Bernd eine besondere „Ehrenrettung". —

[2]) Jahrgang 1809, S. 349 ff.

gen werden: die Ausführung dieses Planes ist an der Ungunst äusserer Verhältnisse gescheitert. Neben dem Unkenruf aus Heidelberg (von Radlof) ertönte in rühmender Anerkennung die Stimme des berühmten Philologen Heyne [1]: der Begründer echter Alterthumswissenschaft hat Worte aufrichtiger Hochachtung für den „deutschen Aristarch", für Campe's Muth und Beharrlichkeit; am 5. Nov. 1811 schreibt er an Campe: „Ihr Meisterwerk für die deutsche Sprache und Literatur, wird dieses nicht bald seinen Kranz erhalten?" Im Gefühle des Druckes, mit welchem die erobernde Hand des Korsen auf Deutschland sich gelegt hatte, setzt er hinzu: „Ein tödtlicher Hauch trifft alle Pflanzen des Geistes und der Literatur." Böttiger nennt es ein „herrliches, in jeder Rücksicht einziges Werk ... ein ungeheures Unternehmen, dessen allein deutscher Muth und Fleiss fähig ist" [2]. Wieland „dankt seinem vieljährigen Freunde Campe für sein treffliches unendlich verdienstliches Wörterbuch," auch jetzt noch für manche Fremdwörter, wenn auch nicht Bürgerrecht, doch Hintersassenrecht fordernd [3]. Voss, wenn auch nicht durchweg zustimmend, freut sich doch der Fülle des Zuwachses, wodurch Campe's Wörterbuch vor dem Adelung'schen sich auszeichnet [4]. —

Adelung — Campe — J. und W. Grimm: mit diesen drei Namen haben wir die Entwickelungslinie der deutschen Wörterbücher grösseren Styls bezeichnet.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Johann Christoph Adelung ein „Wörterbuch der hochdeut-

---

1) In den Götting. Gelehrten Anzeigen für 1809, S. 905 ff.

2) Brief vom 30. Aug. 1807. Siehe Abschnitt VIII. Der dort mitgetheilte Brief begründet eingehend das gefällte günstige Urtheil.

3) Brief vom 30. Nov. 1808. Siehe Abschnitt VIII.

4) Brief vom 1. Sept. 1808. Siehe Abschnitt VIII.

schen Mundart" [1]) in unermüdlicher, umsichtiger Arbeit vollendet, dessen Vorzug in dem reichlich aufgehäuften Wortvorrath, dessen Schranke in der Ansicht lag, die Adelung über die hochdeutsche Mundart sich gebildet hatte [2]). „Im engeren und gewöhnlichsten Verstande bezeichnet dieses Wort die meissnische oder obersächsische Mundart, sofern sie seit der Reformation die Hofsprache der Gelehrsamkeit geworden ist und durch die Schriftsteller aller Mundarten theils viele Erweiterungen, theils aber auch manche Einschränkungen erfahren hat. In diesem Verstande ist gegenwärtiges Wörterbuch ein Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" [3]). Gellert ist ihm daher der reinste Schriftsteller, den wir aufweisen können [4]). Dabei theilt er die Wörter hinsichtlich ihrer „Würde" in fünf Classen: 1) die höhere, 2) die edle, 3) die vertrauliche, 4) die niedrige, 5) die pöbelhafte Schreibart . . . [5]).

Die engen Grenzen, die Adelung sich gesteckt hatte, hat Campe mit Glück und Geschick durchbrochen. Er wollte nicht bloss aus Einer Mundart, z. B. der Meissnischen, sondern aus allen Quellen der allgemeinen deutschen Sprache schöpfen. Das Beste, Edelste und Sprachrichtigste, diesen Aushub aus allen Mundarten, wollte er in seinem Wörterbuche sammeln. Seine Quellen: die feinere Umgangssprache in allen deutschen Ländern und alle in der Gemeinsprache geschriebenen deutschen Werke von den ältesten Denkmälern unserer Schriftsprache an bis auf die neueste Zeit. Dabei erreichte er eine Vollständigkeit, wie sie noch kein deutsches Wörterbuch aufweisen konnte. Und nicht bloss Wortreichthum an-

---

1) Erste Auflage 1774 bis 1786. Wir citiren nach dieser Auflage. — 2) Theil I, Vorrede S. VI bis XI. — 3) Ebend. S. VI. — 4) Ebend. S. XII. — 5) Ebend. S. XIV.

zuhäufen, auch die grosse Menge von Bedeutungen der Wörter aufzusuchen war sein Streben. Dabei war auch darauf sein Augenmerk gerichtet, jedem Worte sein Recht widerfahren zu lassen, manche von Adelung geächtete wieder zu Ehren zu bringen. Endlich war Campe bemüht, jede Bedeutung oder Fügungsart eines Wortes mit Beispielen mustergiltiger Schriftsteller zu belegen. —

Unter diejenigen, die in neuerer Zeit über Campe's Wörterbuch abfällig sich geäussert haben, gehört namentlich Jakob Grimm [1]).

J. und W. Grimm haben allerdings ein Werk übernommen von einer Grossartigkeit, wie es auf dem Gebiet der neuhochdeutschen Lexicographie vor ihnen nicht vorhanden war [2]). Sie haben sich ein grosses weites Ziel gesteckt: das Wörterbuch soll den ganzen Schatz der Sprache bewahren, Vergangenheit und Gegenwart des Volkes soll in ihm sich verknüpfen .... es führt so schweren Stoff mit sich, dass die Gelehrtesten bei Manchem verstummen, aber auch Leser jeden Standes und Alters sollen hier bienenweise sich niederlassen in die Kräuter und Blumen auf dem Sprachgefild .... Deutsch ist aber nichts als Hochdeutsch, wie es von frühester Zeit an sich hervorthat unter den Alamannen, Baiern, Thüringen, Hessen und insgemein das Merkmal der zweiten Lautverschiebung an sich trägt ... Das Allerverkehrteste wäre, den Blick vom Alterthum abzuwenden und das

---

[1]) Deutsches Wörterbuch I, S. XXIV. J. Grimm nennt Campe's Wörterbuch ein schwerfälliges Werk, nicht wahrhaft brauchbar und unsere Sprache fördernd, weil es der Gelehrsamkeit entrathen und alle Etymologien als unnütze Spreu verwerfen könnte; Campe's Purismus findet J. Grimm „unleidlich".

[2]) R. von Raumer: Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm. Wien 1858.

deutsche Wörterbuch selbstgenügsam auf die kurze Spanne der Gegenwart anzuweisen, als könnte irgend eine Zeit aus sich allein begriffen werden ... Etymologie ist das Salz oder die Würze des Wörterbuchs [1]). — Dieses Richtmaass hat J. Grimm an Campe's Wörterbuch gelegt. Wir Deutsche sind darin wunderliche Menschen: hat Einer etwas Tüchtiges zu Stande gebracht, dann meinen wir, jeder Andere müsse es eben so anfangen. Die Grimm wollten den Gelehrten und dem Volke genug thun: Campe hat sich an die Schichten der Durchschnittsbildung gewandt. Die Grimm haben zu zwei Sternen aufblicken können, die einem Adelung, einem Campe nicht geleuchtet: einmal die neuerwachte Liebe des deutschen Volkes für seine Sprache, wie sie seit den Befreiungskriegen in den Herzen sich regte; und sodann die seit A. Wolf und W. von Humboldt immer lebendigere Erkenntniss des Alterthums, der Aufschwung einer deutschen Philologie, die vom Sanskrit her erregte vergleichende Sprachwissenschaft, das Zurückführen der Bäche und Ströme unserer Sprache zu ihren Quellen. —

Immerhin, in jener Liebe zum deutschen Volke, in welcher Campe sein Werk begann, in jener unerschütterlichen Treue, in welcher der Greis es zu Ende geführt: darin wird er unsere volle Bewunderung immerdar in Anspruch nehmen.

Magna voluisse magnum. — —

---

[1]) J. und W. Grimm, Wörterbuch S. XII, XIV, XVIII, XLVII.

VI.

DER HELD DER GEISTESFREIHEIT.

Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae.

Horatius.

Hettner bemerkt in seiner Literaturgeschichte, die Schilderung der deutschen Zustände in den ersten Jahren der französischen Revolution und der berüchtigten Wöllner'schen Verfinsterungsversuche werde zu erzählen haben, mit welchem unerschrockenem Freisinn, mit welch opferwilliger Selbstverleugnung Campe damals der Vorkämpfer deutscher Pressfreiheit geworden sei. Wir schicken uns an, diesen Vorkämpfer religiöser und politischer Freiheit zu schildern [1]).

Aus den Schriften Friedrich des Grossen tritt uns das Ideal eines Fürsten in unverwelklicher Pracht entgegen; er hat es ausgesprochen und im Sturm und Sonnenschein geübt, dass der Fürst nicht der unumschränkte Herr, sondern der erste Diener des Volkes sei. Die grossen Hoffnungen, mit welchen die Besten im deutschen Volke den jungen König begrüsst hatten, hat er redlich erfüllt; unter seiner Regierung herrschte unbedingte Denk- und Gewissensfreiheit. Aber so gewaltig auch der Umschwung und so gross die Begeisterung für

---

[1]) 1. Ueber einige verkannte, wenigstens ungenutzte Mittel zur Beförderung der Industrie, der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes. Erstes und zweites Fragment. Wolfenbüttel 1786.

2. An meine Freunde. Wolfenbüttel 1787.

3. Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben (zuerst abgedruckt im Braunschweiger Journal). 1790.

den Heldenkönig: noch fühlte der Deutsche sich nicht als Staatsbürger, in seinem kleinen, engen Daheim stand er ziemlich gleichgültig den öffentlichen Dingen gegenüber, der Bürger, wie er in Goethe's Faust das philiströse Geständniss macht:

Nichts Bessres weiss ich doch an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei . . .

Der nationale Begriff war dem Deutschen nicht bloss politisch, sondern auch literarisch verloren gegangen, im Streben nach Duldung und Aufklärung fühlte er sich als Weltbürger. Herder wollte die Politik aus Deutschland verbannt wissen, nur nicht die Menschlichkeit; Lessing fand den deutschen Nationalcharakter darin, keinen haben zu wollen. In England hatten die Kämpfe der Aufklärung Staat und Kirche bewegt, in Deutschland nur die Kirche . . . . Da starb Friedrich der Grosse (1786) und ein neues Regiment legte sich in schwerem Druck über Deutschland. Wöllner, der heuchlerische Zelot, gewann das Ohr des neuen Königs, im Jahr 1788 erschien das berüchtigte Religionsedict. Der kirchlichen Reaction folgte die politische: am 19. December erschien das Edict über die Beschränkung der Pressfreiheit, über allen religiösen und politischen Schriften schwebte das Damoklesschwert der strengsten Censur [1]).

Friedrich Wilhelm II. war bei seiner Thronbesteigung mit Jubel begrüsst worden. Alle Hoffnungen, die Campe auf den neuen König setzte, fasste er in einer

---

[1]) Damals schrieb W. von Humboldt an Campe (August 1788): So wenig Gutes ich mir auch von dem neuen Minister versprach, so glaubte ich doch nicht, dass das Ungewitter so bald hereinbrechen würde, oder, um mich mit Pütter auszudrücken, dass der vortreffliche Wöllner gleich den Antritt seiner neuen Würde mit einem so starken Beweise seines lobenswürdigen Eifers für die Ausbreitung des wahren Christenthums bezeichnen würde.

Schrift zusammen, die er vor dem Throne des Nachfolgers Friedrich des Einzigen niederlegte — „Fragmente“ betitelt, kühn wie jene, die ein Jahrzehnt früher der grosse Bibliothekar von Wolfenbüttel herausgegeben hat, fast ebenso aufregend in ihren Wirkungen.

Die beiden „Fragmente“ verbreiten sich über einige verkannte, wenigstens ungenützte Mittel zur Beförderung der Industrie, der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes. Sie sind dem Könige von Preussen, Friedrich Wilhelm, dem Vollender, gewidmet: Ich habe mich stark gedrungen gefühlt, mehr als Ein gewagtes Wort darin auszusprechen, welches Tausenden meiner erleuchteten Zeitgenossen schon lange auf den Lippen schwebte, nur dass diese Tausende nicht den Muth und die Selbstverleugnung hatten, es hörbar werden zu lassen. Der Vorsehung, welche nicht selten geringe Werkzeuge zur Erreichung grosser Zwecke braucht, hat es gefallen, diesen den Weisen unserer Zeit versagten Muth gerade mir, dem so oft Kleinmüthigen! durch die lebendige Ueberzeugung zu verleihen, dass ich im Namen der Menschheit zu dem menschlichsten Monarchen rede und um die Gewährung einer Wohlthat flehe, welche unter allen, die von weisen und guten Königen dem menschlichen Geschlechte jemals erwiesen worden sind, ganz unstreitig die allergrösste und die allersegensreichste sein wird.

Vernunft und Aberglaube, Aufklärung und neue Verfinsterung des menschlichen Geistes, Gewissensfreiheit und Gewissenszwang liegen — jene mit ihrem ganzen Segen, diese mit ihrem ganzen Greuel — auf der Wage; des grossen Friedrich's grosser Nachfolger steht daneben; Europas Augen sind auf Ihn geheftet; ein

Wink von Ihm und das Glück der Menschheit ist entschieden; ein Wink von Ihm und es hebt ein Zeitalter an, goldener und seliger als jenes in der Fabel — das Zeitalter Friedrich Wilhelm's, des neuen Vaters und Schutzgeistes der Menschheit. . . .

Es sind die socialen Schäden seiner Zeit, die hier Campe'n das Herz bewegen: die Steigerung der Bedürfnisse und Genüsse, damit Hand in Hand gehend Verarmung und Sittenverderb. Darum sinnt er, wie einem Bankerotte der Menschheit vorzubauen sei, wie die Menschen wieder emsiger, industriöser, erwerbsamer gemacht werden könnten. Er lenkt die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf folgende Mittel. Erstes Mittel: Verwandlung der Volksschulen in Industrieschulen: Unsere Volksschulen sind — im Ganzen genommen und einige Ausnahmen abgerechnet — Schulen der Faulheit, der Stupidität und der Unbrauchbarkeit für das Leben; dies ist für alle, welche diese Schule kennen, ein Axiom, das keines Beweises bedarf. Ich sage zu wenig, es ist ein Axiom für alle, die, wenn sie dergleichen Schulen auch niemals selbst in Augenschein nahmen, nur die bisherige Einrichtung derselben kennen, welche bis dahin im Durchschnitt folgende war:

Ein einziger Mann versammelt in einer einzigen gar nicht geräumigen, gemeiniglich sehr niedrigen und dumpfigen Stube eine Anzahl von funfzig, achtzig, hundert und mehr Kindern verschiedenen Alters und verschiedenen Geschlechts, um einige die Buchstaben, andere das Buchstabiren, einige das Zusammenlesen, andere das Fertiglesen, einige den kleinen, andere den grösseren Catechismus, einige das Schreiben, andere das Rechnen und wiederum andere wohl gar die lateinischen Declinationen zusammt den Conjugationen zu lehren. Der Mann sei ein Sokrates, ich habe nichts dawider, nur gestehe uns dieser

Sokrates, dass er so wenig, als wir, ein Mittel wisse, eine so grosse Anzahl so sehr verschiedener Schüler die vorgeschriebenen fünf oder sechs Stunden lang auf einmal zu beschäftigen. Was thut er also? Er nimmt einen nach dem anderen, höchstens einige zugleich vor und befiehlt den übrigen entweder still zu sitzen und nichts zu thun oder etwas Aufgegebenes auswendig zu lernen. Und was thun diese Uebrigen? Alles was man will, nur nicht etwas was ihnen selbst und der menschlichen Gesellschaft künftig nützlich werden kann. Die Trägeren gehorchen dem Befehle des Stillsitzens und schlummern ein; die Besseren, welche in dem Innersten ihres Wesens die zur Thätigkeit sie auffordernde Stimme der Natur vernehmen wollen, müssen irgend etwas thun, um dieser Aufforderung nachzuleben und, weil sie weder Erlaubniss noch Gelegenheit haben, etwas Nützliches vorzunehmen, so thun sie natürlicher Weise das Gegentheil, sie plaudern, necken sich, zanken und beschliessen oder beginnen allerlei schädlichen, oft sehr schändlichen Unfug. Alle athmen dabei eine schwere stinkende Luft ein, alle werden nach und nach zur Trägheit, Stumpfheit an allen Sinnen, zu einem gänzlichen Mangel an Aufmerksamkeit und zu einer brutalen Gedankenlosigkeit verstimmt. Von solchen Schülern erwarte man nun, wenn man kann, dass sie künftig sich durch einen vorzüglichen Grad des Fleisses, der Aufmerksamkeit auf ihr Berufsgeschäft, der Erfindung und der Industrie auszeichnen werden. Dies Campe's Klage und Anklage.

Diesem Uebel abzuhelfen macht Campe den Vorschlag: Der Lehrer soll stets nur eine kleinere Zahl gleichaltriger Schüler unterrichten, die übrigen sollten von einer befähigten Person in einem anderen Locale Unterricht im Handarbeiten erhalten. So würde der an-

geborne Thätigkeitstrieb der Kinder gestärkt und der Schwerfälligkeit und thierischen Gedankenlosigkeit der niederen Volksclassen gesteuert werden. Den Fürsten und Staatsmännern, die bittere Klage führen über den Mangel an industriösen Unterthanen, giebt er den freimüthigen Rath, die Summen, die für Schlösser, Soldatenpuppen und Parforcejagden vergeudet werden, zur besseren Dotirung der Schulen zu verwenden: Man gebe die Alten auf und schränke seinen Fleiss auf denjenigen Stoff ein, der noch bearbeitet werden kann, weil er noch nicht abgehärtet ist. In den Schulen oder nirgends kann eine Nation zur Industrie wie zu jeder anderen moralischen und politischen Tugend gebildet werden. Das lehrt die Erfahrung aller Jahrhunderte, auch die unserige. Bisher waren unsere Volksschulen recht eigentlich dazu eingerichtet, träge, schwerfällige, faule und stupide Menschen zu bilden; und wer wagt es zu leugnen, dass der Erfolg dem Zwecke entsprochen habe? Diese allgemeine Erfahrung sollte uns endlich doch die Augen eröffnen; sollte uns endlich doch den Weg gewiesen haben, den wir einschlagen müssen, wenn wir beträchtliche und dauerhafte Menschen und Länderverbesserungen vorzunehmen wünschen. In den Schulen, Ihr Fürsten! In den Schulen, Ihr Väter des Staats! in den Schulen oder nirgends muss man die Werkstatt anlegen, wenn man Menschen veredeln, Gewerbe, Künste und Wissenschaften befördern, und Nahrung und öffentlichen Wohlstand seines Landes erhöhen will. —

Zweites Mittel: Eine zweckmässige Vorbereitung derer, welche bestimmt sind, Landprediger zu werden ... Hier geht Campe von dem Gesichtspunkt aus, dass in der bisherigen Ausbildung künftiger Landgeistlichen ungemein viel Unnützes und Zweckwidri-

ges liege. Von der Thätigkeit der meisten damaligen Landgeistlichen entrollt er ein ziemlich düsteres Bild:

1. er taufte, copulirte, sass zur Beichte und theilte das Abendmahl aus;
2. er administrirte seine Pfarrgüter und hob, da, wo dieses zu seinen Intraden gehörte, den Zehnten ein;
3. er besuchte, wenn es verlangt wurde, die Kranken und versah sie, statt der letzten Oelung, mit der Communion, zur Bestärkung des allgemeinen Aberglaubens, dass diese zu ganz anderen Zwecken eingesetzte heilige Handlung das Mittel sei ein ganzes Leben voll Sünden und Schandthaten auf einmal zu tilgen und für nichts und wieder nichts die ewige Seligkeit zu verschaffen;
4. er besuchte, wenn es hoch kam, je zuweilen die Schule seines Dorfes, nicht eben um selbst darin zu lehren, sondern — um etwa einmal nachzusehen, ob auch der Catechismus gehörig gelernt werde, und den Schulmeister zu erinnern, dass er einen Vorgesetzten habe;
5. er präparirte einige Monate lang die Catechumenen, d. i. er examinirte sie, ob sie den Catechismus gelernt hätten, und pfropfte dem auswendig gelernten Catechismus einen Theil seiner auf Universitäten gehörten und nachgeschriebenen Dogmatik ein.

Dagegen könnte ein Landgeistlicher nach Campe's Ideal, wenn er mit überflüssigen, ganz unnützen Studien verschont und dagegen auf eine zweckmässigere Weise vorbereitet würde, der Vater, der Lehrer, der Arzt, der Rathgeber und das Vorbild seiner Gemeinde sein, er könnte für die Erziehung und für einen vernünftigen, praktischen Unterricht der Jugend sorgen, er könnte eine den Bedürfnissen des Landmannes angemessene Aufklä-

rung über sein Dorf und über seine Gegend verbreiten, er könnte die Sitten seiner Pfarrkinder veredlen, die Haushaltung, den Ackerbau und die sonstigen Gewerbe seiner Gemeinde verbessern helfen; er könnte dadurch, dass er den Landmann zur Befolgung einer besseren Lebensordnung vermöchte, abergläubige und quacksalberische Genesungsmittel durch wirklich heilsame Arzneien verdrängte und den an äusseren Theilen des Körpers Beschädigten oder Verwundeten durch einige Geschicklichkeit in der Wundarzneikunst zu rechter Zeit zu Hülfe käme, so manchem seiner Pfarrkinder das Leben fristen, er könnte, wenn er durch dies alles sich ein volles Vertrauen und eine kindliche Liebe erworben hätte, so manchem Unfuge vorbeugen, so manchen Hader stillen, so manchen unnützen und verderblichen Process in der Geburt ersticken, er könnte, damit ich alles zusammenfasse, das allerehrwürdigste und allernützlichste Werkzeug sein, um wahre, praktische Gottesfurcht, zweckmässige Aufklärung, gute Sitten, Ordnung, Fleiss, Industrie, Bevölkerung und öffentlichen Wohlstand zu befördern. Demgemäss verlangt Campe, die künftigen Landgeistlichen nicht mehr zu gelehrten Theologen im schulgerechten Sinne zu drillen, als wodurch sie steif und pedantisch, der wirklichen Welt entrückt würden, während doch der geistliche Lehrer des Volkes ein Mann für das Leben sein soll und nicht für die Speculation. Darum will Campe aus der theologischen Vorbildung der Landgeistlichen verbannt wissen die griechische und hebräische Sprache, Hermeneutik, Dogmatik, Polemik, Logik und Metaphysik. Dagegen wünscht Campe dem Landgeistlichen eine Bildung, die ihm ein volles Maass gesunden Menschenverstandes vermittelt, gründliche Kenntniss der Religion, wie sie von Christus selbst gelehrt worden

ist, Uebung in der Sokratischen Lehrart und im populären Vortrag, theoretische und praktische Erziehungskunst, Religionsgeschichte, anthropologische Kenntnisse, Kenntniss der Natur, der Landwirthschaft, der Kunst, der Gewerke, endlich auch eine gewisse medicinische und chirurgische Geschicklichkeit. —

Drittes Mittel: vollkommene und allgemeine Duldung. Campe bemerkt hier unter Anderem: Unter dem Worte Duldung verstehe ich nicht etwa Schwachheit, welche verwilliget, ohne zu bedenken, ob sie darf; welche giebt, um nachher selbst zu darben; welche gastfreundlich aufnimmt, um nachher selbst verstossen zu werden; nein! Auch ich verstehe darunter weder gutmüthigen Unverstand, welcher eine sich vor ihm krümmende Schlange, die er für eine Taube ansieht, in seinen Busen steckt, um sie zu erwärmen, noch gedankenlose Indolenz, welche diese Schlange, auch wenn sie schon zu stechen angefangen hat, noch immer ruhig in dem Busen stecken lässt, ohne sie herauszureissen und von sich zu werfen; nein! Mir ist Duldung etwas anderes. Also gehen die den Katholiken eingeräumten Kirchen der Protestanten, also gehen auch die unter protestantischen Priesterröcken versteckten Jesuiten mich hier nichts an. In den übrigen mir soeben entgegengeworfenen Toleranzexempeln erkenne ich freilich Toleranz, nur nicht diejenige, von der ich jetzund reden wollte. Deswegen setzte ich die Beiwörter vollkommene und allgemeine hinzu.

Eine vollkommene Duldung nämlich ist mir keineswegs eine solche, welche den Geduldeten nur nicht spiesst oder bratet, oder einkerkert, oder des Landes verweiset; auch nicht eine solche, die ihm zwar vergönnt, im Verborgenen so viel oder so wenig zu glauben als er will,

weil sie keine Notiz davon zu nehmen affectirt, aber ihm nicht erlauben will, ehrlich zu sein, und das, was er glaubt, öffentlich an den Tag zu legen: eine vollkommene Duldung ist mir vielmehr diejenige, welche dem Geduldeten ganz und gar nichts zu Leide thut; welche ihn von der unseligen Nothwendigkeit ein Heuchler zu sein, dispensirt, ihm erlaubt, von den herrschenden Religionsmeinungen öffentlich abzugehen und die seinen öffentlich an den Tag zu legen; welche ihn gegen jegliche Beleidigung intoleranter Mitbürger schützt und ihn, so lange er die Pflichten eines guten Bürgers erfüllt, auch an allen Vorrechten und Vortheilen eines guten Bürgers einen vollen Antheil nehmen lässt.

Unter einer allgemeinen Duldung aber verstehe ich nicht eine solche, welche sich bloss auf die drei in Deutschland herrschenden Confessionen, allenfalls auch auf das Judenthum erstreckt; sondern vielmehr eine solche, welche sich über jeden, auch noch so sehr abweichenden Religionsbegriff, dafern er nur nicht das Dasein eines Gottes, den Unterschied des moralischen Guten und Bösen und eine verhältnissmässige Vergeltung ausschliesst, also auch über den Arianismus, Socinianismus, Naturalismus und Deismus ausbreitet. —

Die Folgen solch einer vollkommenen und allgemeinen Duldung würden sein: ein Zusammenfluss edler, helldenkender, industriöser Menschen, eine Aufklärung, wie es noch keine gab, Befestigung der religiösen und moralischen Grundsätze in den Gemüthern, ein mächtiger Aufschwung des öffentlichen Wohlstandes. Zeitgenossen — so schliesst das erste Fragment — erhebet, o, meine Zeitgenossen! erhebet Euern Muth zu der freudigen Hoffnung, dass Friedrich Wilhelm, der Vollender, krönen werde, was Sein grosser Ahnherr so weise

und so gross begann. Lasst uns mit freudigem Herzklopfen dem allbeseligenden Tage entgegensehen, an welchem die letzte Fessel des in seine natürlichen Rechte wieder eingesetzten menschlichen Geistes von Ihm zerbrochen und dem Menschen das grösste und heiligste seiner angebornen Güter — Gewissensfreiheit! in der vollen Bedeutung des Wortes ganz und unverkümmert wiedergegeben werden wird! —

Unter den weiteren Mitteln, die das zweite Fragment aufzählt, erwähnen wir noch: Errichtung einer durchs ganze Land sich verbreitenden patriotischen Gesellschaft, welche Preise für gemeinnützige Erfindungen aussetzt, unternehmende Köpfe unterstützt, kurz, auf Alles ihre Aufmerksamkeit richtet, was die Menschheit aufklären und veredlen kann. Letztes Mittel: grössere Sorgfalt von Seiten des Staates für die Erziehung der Töchter. Eine Beilage von Stuve bespricht die Nothwendigkeit der Anlage öffentlicher Töchterschulen für alle Stände.

Die Fragmente, namentlich sofern sie der orthodoxen Geistlichkeit etwas unsanft ins Auge griffen, riefen eine Anzahl Gegenschriften hervor [1]), in welchen die mangelnden Beweise vielfach durch Verketzerung, durch verbissenen Groll und gehässige Insinuationen ergänzt wurden. Einer von Campe's Gegnern, der Abt Velt-

---

[1]) Ueber die nächste Bestimmung des Landpredigerstandes. Von J. C. Velthusen. Helmstedt 1787. — Beleuchtung des Campe'schen Fragments in einem Anti-Fragmente. Freistadt 1787. — Ueber Absicht und Tendenz. Von J. C. Velthusen. Helmstedt 1787. — Campe's Fragmentengeist. Hamburg 1787. — Versuche über den Landprediger. Hannover 1787. — Für Campe traten ein: Commentar über einige Stellen in Herrn Rath Campe's Fragmenten. Hamburg 1787. — Campe und Velthusen, confrontirt von Eusebius Freymuth. Leipzig 1788.

husen von Helmstedt, liess sich so weit fortreissen, dass er seiner Schrift das Motto gab:

> Disce meo exemplo mandato munere fungi,
> Et fuge ceu pestem τὴν πολυπραγμοσύνην!
>
> Der Prediger Johann Funk.
> (Vor seiner Enthauptung.)

Dieser Johann Funk war anfangs Prediger, später fürstlicher Rath des Herzogs Albrecht gewesen; als solcher hatte er das Vertrauen seines Landesherrn missbraucht und demselben landverderblichen Rath gegeben. Die Anspielung war in der That unzweideutig, das Ketzergeschrei des protestantischen Abtes eines Dominikanermönches würdig. Zur wohlverdienten Züchtigung für den „unwürdigen Tross muthwilliger und ungesitteter Knaben, die ihn mit literarischem Koth“ bewarfen, schrieb Campe die Flugschrift „An meine Freunde“ (Wolfenbüttel 1787). Einen Rückblick werfend auf seine zwanzigjährige literarische Wirksamkeit konnte er sich sagen, dass er nie, weder angreifend noch vertheidigend, einen elenden Federkrieg gewünscht, dass er nie glänzen wollte, sondern seinem Vaterlande und der Menschheit nützlich sein; dass er den Aberglauben aufgedeckt, Vorurtheile bekämpft, Schurken entlarvt habe, ohne ernstlich angetastet zu werden. Erst seit er in sein engeres Vaterland gekommen, in das Land, wo Lessing's Asche ruht, sehe er sich von einer gewissen Classe von Menschen mit Schmähschriften überschüttet: aber die Achtung und das Wohlwollen des aufgeklärten Fürsten und der Besten des Landes stehen ihm zur Seite. — Das lässt sich allerdings nicht verkennen: die Bildungsideale, wie sie Campe den Landgeistlichen gesteckt hat, sind zu enge, zu niedrig, sie passen nicht auf einen Theologen in Herder's Sinne: aber blank und hehr hebt sich Campe's Gestalt, hebt der

Mann der Geistesfreiheit sich ab von dem dunkeln Hintergrund seiner Gegner mit ihrer Verketzerungssucht, ihrer Plumpheit, ihrer Scheinheiligkeit. Es waren dieselben Zionswächter, die Lessing nicht allzulang vorher gezeichnet und gezüchtigt hatte, jene eifernden Egoisten, die ihre kleinliche Selbstsucht von jeher zu verstecken liebten hinter die Sorge für das Seelenheil des Volkes. —

Eine viel gewaltigere Bewegung sollte bald darauf die Blicke der Welt nach der französischen Hauptstadt richten. Das grosse politische Schauspiel der Revolution begann, von den ersten Geistern anfangs mit Jubel begrüsst; an Washington, an Priestley, an Klopstock, an Matthisson, an Schiller, an Campe sendet die fränkische Republik den Bürgerbrief. Klopstock rief den Fürsten der Coalition gegen Frankreich zu: Ihr wollt das gepeinigte Volk, das der Freiheit Gipfel erstieg, von der furchtbaren Höhe, Feuer und Schwert in der Hand, herunterstürzen! J. Müller schrieb: Die Convulsionen sind stark; aber eine freie Verfassung ist für das nicht zu theuer. Schiller urtheilte: Wer Sinn und Lust für die grosse Menschenwelt hat, muss sich in diesem weiten Element gefallen: wie armselig sind unsere Verhältnisse dagegen! Archenholz schreibt an Campe (Aug. 1791): In den letzten Tagen dieses Monats trete ich meine Reise dahin (nach Paris) an, um die politischen Wunder in der Nähe anzustaunen. Knigge jubelt in einem Briefe an Campe (Nov. 1792): Freude und Jubel darüber, dass das Schicksal die gute Sache der Menschheit begünstigt ... mein ganzer Glaube an Gottheit, Vorsehung und Schöpfungsplan hing daran, ob das grosse Werk fortrücken oder sich in ein gemeines Possenspiel auflösen würde. Nun habe ich wieder Lust zu leben und zu wirken. Noch im Jahre 1794 schreibt Baggesen an Reinhold: Ich

danke Gott noch immer jeden Morgen für die Gnade, zu dieser Zeit der grossen inneren und äusseren Offenbarung der Vernunft und Freiheit zu leben. — Wollten wir uns wundern, dass auch Campe der französischen Revolution zugejauchzt, wenigstens, so lange die Schreckensherrschaft noch nicht ihre Hände tief in Blut getaucht hatte?

Im August 1789 war Campe nach Paris geeilt, um die neuen Griechen und Römer zu sehen, die vor Kurzem noch — Franzosen waren, um dem Leichenbegängniss des französischen Despotismus beizuwohnen. Seine „Briefe aus Paris" sind der unmittelbare, überschwengliche Erguss eines Herzens, das sich von allen Seiten durch neue Ideen und Eindrücke bestürmt sieht. Dass diese Briefe zu einer Zeit gedruckt werden konnten, als die Pressfreiheit in enge Schranken eingeschnürt war, das gereicht allerdings dem Neffen des Grossen Friedrich, Carl Wilhelm Ferdinand, zu unvergänglicher Ehre. Campe hat das Wagniss begonnen, in dem Bewusstsein, dass ein Plinius nur unter einem Trajan auf die Greuel der Nerone und Domitiane schelten darf. Er erblickt in der französischen Revolution eine Morgenröthe, welche für die Geisterwelt aufgegangen ist, eine herrliche Blüthe, auf die er den Thau und den Sonnenschein des Himmels herabwünscht. Er preist sich glücklich, gerade jetzt in der französischen Hauptstadt zu sein, da das Volk nach langer Knechtschaft zu einem Leben erwacht ist, welches die Brutusse und die Cato's mitzuleben sich nicht weigern würden, zu einer Höhe emporgestiegen, zu welcher das blinzelnde Auge des Ausländers sie kaum begleiten kann. Wie auf Fittigen der Poesie rauscht seine begeisterte Rede: Haben Sie je ein edles Ross beobachtet, das seinen ungeschickten Reuter abgeworfen hat? Und haben Sie bemerkt, wie es von dem Augenblick an,

da es den Rücken frei, die Zügel schlaff fühlte; noch eins, so leicht, noch eins, so kraftvoll und muthig über Feld und Anger, über Graben und Hügel muthwillig scherzend und vor Freude wiehernd dahin sprengte und nun noch eins, so wohl gebaut, und noch eins, so edel erschien, als es vorher war? Dies ist das Bild einer freigewordenen Nation, die ihren Despoten oder gar, wie es hier der Fall war, ihre zwanzig oder dreissig Despoten abgeschüttelt hat. . . . .

. . . .

Je länger ich hier bin, je aufmerksamer ich die Knospen, die Blüthe und die Früchte der jungen französischen Freiheit betrachte, und je länger ich das hier angefangene Kreisen des von praktischer Philosophie geschwängerten menschlichen Geistes beobachte, welcher gerechte und weise Staatsverfassungen, allgemeine Aufklärung und Völkerglück gebähren zu wollen verheisst: desto inniger und fester wird meine Ueberzeugung, dass diese französische Staatsumwälzung die grösste und allgemeinste Wohlthat ist, welche die Vorsehung seit Luther's Glaubensverbesserung der Menschheit zugewandt hat, und dass daher das ganze weisse, schwarze, braune und gelbe Menschengeschlecht, rund um den Erdball herum, ein allgemeines, feierliches:

Herr Gott dich loben wir!

dafür anstimmen sollte.

Alle ehemaligen Revolutionen entstanden in Zeiten und in Ländern, wo der menschliche Verstand noch nicht zu hinlänglicher Reife gekommen war, um eine Constitution zu schaffen, welche auf die lautersten Grundsätze der Vernunft, des Rechts und der Billigkeit gegründet wäre, alle anderen Völker, welche das Sclavenjoch abschüttelten, sahen sich von dem Augenblicke an, da sie diesen küh-

nen Schritt gethan hatten, in langwierige und blutige Kriege verwickelt, unter denen ihre ersten provisorischen Einrichtungen, mit den in solchen Fällen unvermeidlichen Uebereilungsfehlern, schon eine gewisse Consistenz erhielten, die sich nachher, auch bei besseren Einsichten, nicht füglich wieder umstossen liess. Hier ist nun zum erstenmal eine Revolution, die in jeder Betrachtung unter glücklicheren Vorbedeutungen angefangen ward, die also auch natürlicher Weise eine Constitution verspricht, wie bisher noch keine war. Eine Constitution, die alle Vollkommenheiten der englischen in sich fassen, und alle Mängel und Unvollkommenheiten derselben ausschliessen wird. Hier ist ein Volk, so aufgeklärt, so edel und mild, als es je eins gegeben hat; ein König, so sanft, so lenksam und ehrgeizlos als je einer gewesen ist; eine aus zwölfhundert Köpfen bestehende Versammlung von Stellvertretern der Nation, deren grössere Hälfte wenigstens aus sehr helldenkenden, geistvollen, kraftbegabten und muthigen Patrioten besteht, und was das Beste ist, diese drei Hauptfiguren in dem grossen interessanten Gemälde — Volk, König und Nationalversammlung — umschlingen sich in der schönsten Harmonie und gehen Hand in Hand gelegt dem erhabenen Ziele zu. Noch mehr: hier sind — wer weiss wie viel tausend denkende und wohl unterrichtete Bürger, welche durch ihre Debatten am Palais royal, hier sind unzählige wachsame Schriftsteller, welche durch fliegende Blätter, kleine Abhandlungen und Werke den Berathschlagungen der Volksvertreter zu Hülfe kommen, das Nachdenken derselben leiten, sie vor möglichen Fehlern warnen, und ihnen eben so viel Enthusiasmus für das Gute, als Vorsicht und Behutsamkeit zur Vermeidung des Bösen einflössen. Hier ist zum erstenmal eine Volksversammlung, die, obgleich

die Hälfte ihrer Mitglieder aus Edeln und Priestern besteht, doch in ihrer Mehrheit die Greuel der Hierarchie und des aristokratischen Despotismus, von denen die Menschheit von jeher noch vielmehr, als von der monarchischen Alleingewalt gelitten hat, verabscheuet, verwünscht und mit Stumpf und Stiel auszurotten entschlossen zu sein scheint. . . . . [1])

In der That, es gehörte ein hoher Muth dazu, in solcher Weise für die Rechte eines Volkes zu schreiben und zu handeln; hat es doch damals an Schriftstellern nicht gefehlt, deren wohlfeile Feder stets bereit war, die Uebergriffe der unumschränkten Macht bereitwillig zu vertheidigen. Darum erfüllten auch die „Briefe aus Paris“ die edleren Geister mit staunender Bewunderung [2]).

In der Vorrede zu den „Briefen aus Paris“ legt Campe sein politisches Glaubensbekenntniss ab. Er glaubt, dass grosse Staatsumwälzungen nie ohne mancherlei Greuel vor sich gehen, dass ein Volk thöricht handle, wenn es ohne die dringendsten Ursachen gewalt-

---

1) Briefe aus Paris. S. 15 u. 325.

2) W. v. Humboldt (Febr. 1790): Ihre Briefe aus Paris haben mir herzliche Freude gemacht. Dies allein kann, indem es die Fürsten auf der einen Seite williger macht, die Rechte der Menschheit zu ehren, und auf der anderen unfähiger, sie niederzutreten, Deutschland vor der Krise bewahren, zu der der Despotismus allemal früher oder später führt und an dem jetzt Frankreich wie ein wahres Sühnopfer für die ganze Menschheit leidet. — Dohm (Juli 1790): Ich habe sie in einem Zuge, an einem mir ausdrücklich dazu ruhig gemachten Nachmittag in meinem Garten gelesen und rechne diese Stunden unter meine vergnügtesten . . . Archenholtz: Ihr vortreffliches Buch ist ganz dazu gemacht Verstand und Herz zu rühren und Ihnen Ehre zu bringen (März 1798) . . . Weniger günstig lautet das Urtheil in Biographie nouvelle des contemporains. Paris 1825. T. IV, p. 59: Elles offrent peu de connaisance des moeurs françaises et des événements, qui ont amené la revolution, mais on y trouve une candeur et une bonhomie dans les erreurs mêmes, qui les excusent à peu près. —

sam seine Verfassung ändere, dass jedoch die Vorsehung Revolutionen herbeiführe, um vor dem despotischen Missbrauch der höchsten irdischen Gewalt die Machthaber zu warnen durch die Erinnerung an die Zerbrechlichkeit ihres Regierungssystems; er glaubt endlich, dass die berufenen Rathgeber der Menschheit, die Schriftsteller, verpflichtet seien, diese Absichten der Vorsehung nach Kräften zu fördern. Was insbesondere die französische Revolution betrifft, so hat Campe deren Entstehung auf drei Ursachen zurückgeführt: die philosophische und politische Aufklärung, welche das französische Volk durch die Schriften Voltaire's, Montesquieu's, Rousseau's empfing; die Bemühungen des französischen Ministeriums, die fortschreitende Aufklärung zu hemmen; die Erschöpfung der Nation, verursacht durch die grenzenlose Verschwendung des Hofes [1]). Ein Rückschlag musste in der öffentlichen Meinung eintreten, als im Blutstrom der Revolution nicht bloss Schuldige, sondern auch so viel Unschuldige untergingen. Als Campe im Jahre 1802 wiederum nach Paris gekommen war, da war auch für ihn bereits eine grosse Ernüchterung eingetreten; als er zu Versailles vor dem Hause stand, in welchem dreizehn Jahre vorher die Vertreter der Nation die alte Verfassung umstiessen, da drängte der Gedanke sich ihm auf, wie die Hand jener Männer gezögert hätte, den ersten Stein aus dem morschen Staatsgebäude herauszureissen, wenn sie die grässlichen Folgen dieses ersten Schrittes geahnt hätten. Er fand damals die Franzosen äusserlich und innerlich anders geworden, früher ein der edelsten und höchsten Begeisterung fähiges Volk, jetzt Kälte, Ueberdruss, Leichtsinn. „Wie haben sich die Menschen

---

1) Briefe aus Paris. S. 134 bis 155.

geändert!“ — schrieb er am 10. Juli nach Hause — „Wo finde ich den leichten Frohsinn, den lustigen Witz, den glühenden Gemeingeist, die zutrauliche Brüderlichkeit wieder, die unter diesen Menschen vor zwölf Jahren herrschten?“ Aber auch damals noch hielt er unerschütterlich an der Ueberzeugung fest, dass die französische Revolution, die so viel Blut gekostet, nicht ohne Gewinn geblieben sei für die Welt und für Frankreich; Frankreich verdanke ihr eine, wenn auch beschränkte, Gleichheit der Stände, Gleichheit der Ansprüche auf jeden Ehrenposten im Staat, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Hebung von Kunst und Wissenschaft, Aufhebung der Klöster [1]). Andere, die früher wie Campe gehofft, verzagten nun gänzlich. Aber das wäre nicht das Schlimmste gewesen, dass nun Klopstock, Stolberg, Gleim, Jakobi, Goethe immer mehr sich bestärkten im Hasse der Revolution: der Obscurantismus schüttete nun seinen ganzen Grimm aus wider die Aufklärung. Zeitschriften, wie die zu Wien von Aloys Hofmann, erhoben die Anklage gegen alle die Männer, die dem neuen Geiste gehuldigt hatten, als die Anstifter der ganzen Rebellion. Allerdings, an einen Geheimbund zum Umsturz der in Deutschland bestehenden Ordnung scheinen Einzelne gedacht zu haben: in Campe's Nachlass befindet sich eine anonyme Einladung zu einem „antiaristokratischen Gleichheitsbund“ zur Errichtung einer deutschen Republik durch allgemeinen Aufstand: Campe wies dies Ansinnen „ränkevoller Bösewichter“ mit Entrüstung zurück, während er zugleich mit aller Ueberzeugungstreue fortfuhr, der Sache einer vernünftigen und gesetzlichen religiösen und politischen Freiheit sein beredtes Wort zu weihen.

---

1) Rückreise von Paris nach Braunschweig. S. 97 bis 133.

Schon im „Braunschweigischen Journal“ [1]) erhob Campe laut seine Stimme für die Aufklärung, diese allbeseligende Tochter des Himmels und für die Pressfreiheit, diese einzige Schutzmauer der Nationen wider Hierarchie und Despotismus; er redet zürnende Worte gegen die stupide Intoleranz des Wöllner'schen Religionsedicts, das seine Hände nach den theuersten und heiligsten Rechten der Menschheit auszustrecken wage; er legt Appell ein an Friedrich Wilhelm, den Vielgeliebten, der nicht bloss der Vater der Orthodoxen, dessen Kinder auch die Heterodoxen sind. In den „Briefen aus Paris“ hatte er den Regierenden zugerufen: Zum Schrecken aller gekrönten, besternten und bebänderten Menschentreiber in Europa — von denen die Menschheit ihre wohlthätigen Schutzgeister, die guten, gerechten und weisen Fürsten und Minister sehr wohl zu unterscheiden weiss — hat der Irrthum sich entdeckt. Der grosse Spiegel hängt; sehe hinein, wer nicht Lust hat, mit Frankreichs Despoten ein gleiches Schicksal zu erfahren! [2]). Wir werden uns nicht wundern, wenn über dem Haupte des kühnen Vorkämpfers der Geistesfreiheit sich allmählich dunkle Wetterwolken zusammenzogen.

Feinde ringsum! so mochte Campe in den nächsten Jahren der immer rücksichtsloser auftretenden Reaction ausrufen. Die Schriftsteller beneideten ihn wegen des ungewöhnlichen Fortgangs seiner schriftstellerischen und buchhändlerischen Unternehmungen; die Schöngeister zürnten ihm, weil er ihnen gesagt hatte, in ernsten Zeiten könne man Besseres thun, als Verse machen ohne Beruf; die Pfaffheit war ihm gram, weil er ihren rückläufigen Bestrebungen sich entgegengestellt; die Herrscher groll-

[1]) III, 130 ff. — [2]) Briefe aus Paris. S. 142.

ten ihm wegen seiner freimüthigen Urtheile über die französische Revolution. Campe liess sich durch die Zahl und durch die Keckheit seiner Gegner nicht beirren; mit mannhafter Entschiedenheit stellte er sich bei jeder Gelegenheit in die Bresche für die Glaubens-, Gewissens- und Pressfreiheit. In seinen „Freimüthigen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des Religionswesens in Preussen“ wagte er, die Bischofswerder, die Wöllner, die Hermes als Verbrecher gegen den Staat und gegen die Menschheit zu bezeichnen. Schon war die Stimmung, die zu Berlin in den hohen Kreisen gegen Campe herrschte, eine ziemlich gereizte; allein sein Landesfürst schützte ihn. Da drohte folgendes Ereigniss dem Fasse den Boden einzuschlagen. Einem Aufsatz von Riem: „Dringende Bitte und Vorstellung der sämmtlichen Einwohner Berlins an die beiden Herren Stadtpräsidenten Philippi und Eisenhardt“ war zu Berlin die Erlaubniss zum Druck versagt worden. Campe liess nun denselben in seinem Verlag, unter gleichzeitigem Abdruck des Berliner Censurverbotes, erscheinen. Die preussische Regierung führte hierauf Beschwerde, und an Campe erging das nachstehende herzogliche Rescript[1]):

[1]) Campe hat diese Kämpfe selbst ausführlich dargestellt; nach einer Notiz von seiner Hand (1807) hatte er die Absicht, seine Erziehungsschriften zu sammeln und im Druck herauszugeben. Denselben sollte auch „Die Geschichte meines Kampfes für Denk- und Pressfreiheit in den Jahren 1791 und 1792“ einverleibt werden. Der Tod hat ihm die Ausführung dieses Planes nicht vergönnt. Wir kommen dem Wunsche des edlen Todten dadurch nach, dass wir ihn möglichst mit seinen eigenen Worten erzählen lassen und uns lediglich die geeigneten Kürzungen erlauben, nachdem jetzt, nach fast einem Jahrhundert, nicht mehr für alle Einzelheiten das nämliche Interesse vorausgesetzt werden kann.

CARL WILHELM FERDINAND, Herzog etc.

In der hiesigen Schul Buch Handlung ist vor etlichen Tagen eine kleine Schrift unter dem Titul:

Dringende Bitte und Vorstellung der sämmtlichen Einwohner Berlins an die beyden Herren Stadt-Praesidenten Philippi und Eisenhard etc.

herausgekommen, und dabey nicht nur auf der letzten Seite dieser Schrift das Berliner Censur-Decret, womit das Imprimatur derselben dort versaget worden, mit abgedruckt, sondern es ist auch bey der Anzeige dieser nun allhier edirten Schrift auf dem Anschlage des sogenannten Braunschweigschen Journals von diesem laufenden Monat September eine gleiche Nachricht, mit Abdruckung des Berliner Censur-Decrets, wiederholt. Beydes ist Uns, da dergleichen zu Berlin nothwendig auffallen muss, bey den so nahen Verhältnissen mit diesem Hofe nun sehr unangenehm gewesen, und hätte Man zu dem Rath Campe sich wol versehen, dass er hierunter behutsamer verfahren, und den Abdruck einer Schrift, der man zu Berlin, aus hier nicht zu beurtheilenden Gründen, das Imprimatur versagt, hier nicht geschehen, noch weniger aber eine öffentliche Anzeige von dem dort versagten Druck dabey thun lassen. Es wird also der Rath Campe in künftigen ähnlichen dergleichen Fällen vorsichtiger seyn, und zu keinen unangenehmen Beschwerden benachbarter Regierungen, welche dadurch gar leicht veranlasst werden könnten, die Gelegenheit geben. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift, und beygedruckt Fürstl. Geheimen Kanzley-Siegels.

Braunschweig, den 9. September 1791.

(Folgen die Unterschriften.)

Campe antwortete auf dieses Ausschreiben Folgendes:

An Fürstl. Ministerium.

Nicht um den, mit unverkennbarer Schonung und Milde eingekleideten Verweis, der mir auf Serenissimi gnädigsten Befehl in diesem Augenblicke ertheilt worden ist, von mir abzulehnen; sondern lediglich um dem mir schmerzhaften Verdachte vorzubeugen, dass ich fähig gewesen sei, wesentlich etwas zu thun oder in etwas zu willigen, was Sr. hochfürstl. Durchlaucht, meinen gnädigsten Beschützer, auch nur eine augenblickliche unangenehme Empfindung verursachen könnte, bitte ich um gnädigste Erlaubniss, mit Vorbeigehung aller Nebenbetrachtungen, von welchen ich mich in derjenigen Sache, die mir zur Last gelegt wird, mit leiten liess, nur diejenigen vorzüglichsten Gründe darlegen zu dürfen, welche zeigen können, dass ich durch den Druck und die nachherige Anzeige der

Dringenden Bitte und Vorstellung

nichts zu thun glauben musste, wozu ich nicht, selbst nach preussischen Grundsätzen, Gesetzen und Gewohnheiten, vollkommen berechtiget war.

1. Es giebt bis jetzt kein preussisches Gesetz, welches den Schriftstellern jenes Landes verbietet, ein Buch, dem die dortige Censur die Druckerlaubniss versagte, ausser Landes drucken zu lassen. Sr. Majestät, der jetzt regierende König, haben vielmehr selbst einige Male in Cabinetsbefehlen, die bei dergleichen Gelegenheiten ergingen, sich ausdrücklich mit der Einschränkung geäussert: „dass solche Bücher hier (will sagen, zu Berlin oder in den preussi-

schen Staaten) gedruckt werden sollten." Wie konnte es mir nur einfallen, zu besorgen, dass die preussische Regierung jetzt vielleicht zum ersten Male Beschwerde über etwas führen würde, was sie ihren eigenen Unterthanen bis dahin noch durch kein Gesetz verboten hat.

2. Der hiesige Druck der obengenannten kleinen Schrift ist also, selbst nach preussischen Rechten, wie viel mehr nach braunschweigischen, nicht nur nicht gesetzwidrig, sondern er ist auch nach der nachherigen Anzeige desselben mit beigefügtem Censurdecret, einem bekannten, durch die preussische Regierung stillschweigend gebilligten Herkommen gemäss. Wir haben nämlich noch ganz neulich gesehen, dass preussische Gelehrte, ihre von dortiger Censur abgewiesenen Schriften sofort im Auslande drucken liessen, die Geschichte des zu Berlin untersagten Druckes und sogar ihren Namen beifügten, ohne dass ihnen nur der geringste Verweis, geschweige denn eine härtere Strafe dafür geworden wäre. Dies war z. B. der Fall mit Villaume's Prüfung der Rönneberg'schen Schrift über die symbolischen Bücher, die nicht bloss das Censuramt, sondern der König selbst verboten hatte, und die gleichwohl der Verfasser, mit Beifügung seines Namens, und mit Hinzufügung der ganzen Geschichte der Berliner Unterdrückung, auswärts drucken liess, ohne dass ihm dafür irgend etwas Unangenehmes widerfuhr. Sollte denn eine braunschweigsche Buchhandlung in Bezug auf einen Berliner Censurausspruch nicht ohne Bedenken wagen dürfen, was preussischen Unterthanen, sogar

in Bezug auf ein unmittelbares Verbot ihres Königs erlaubt ist.

3. Der kleinen Schrift, von welcher hier die Rede ist, konnte und durfte nach preussischen Grundsätzen und Gesetzen (wofern man nicht ein besonderes neues Censurgesetz über diesen bestimmten Fall geben wollte) der Druck nicht verweigert werden. Denn das ehrwürdige, weise und gerechte Berliner Kammergericht hat erst noch neuerlich laut und öffentlich erklärt:

> „dass es allerdings erlaubt sei, über Gesetze und öffentliche Einrichtungen, öffentliche Untersuchungen anzustellen;“

und in dem Entwurfe eines allgemeinen Gesetzbuches für die preussischen Staaten wird nur

> „der freche und unehrerbietige Tadel der Landesverfassungen und Anordnungen im Staate,“

nicht aber eine ruhige und bescheidene Prüfung derselben verboten. Ja in dem berühmten neuen Censuredicte selbst wird ausdrücklich versichert:

> „Die Absicht der Censur sei keineswegs, eine anständige, ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit zu hindern, oder sonst den Schriftstellern irgend einen unnützen und lästigen Zwang aufzulegen, sondern nur vornehmlich dem zu steuern, was wider die allgemeinen Grundsätze der Religion, wider den Staat und sowol moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist oder zur Kränkung der per-

sönlichen Ehre und des guten Namens Anderer abzielt."

Nun hat aber der Verfasser der dringenden Bitte und Vorstellung, soviel ich sehen kann, sich keines dieser Dinge zu Schulden kommen lassen; mithin durfte der Censor, wenn er gesetzlich verfahren wollte, dieser Schrift die Druckerlaubniss nicht versagen.

Der Censor verfuhr aber nicht gesetzlich, sondern nach eigener Willkür; und versagte die Druckerlaubniss. Er verfuhr auch darin gesetzwidrig, dass er dieses eigenmächtig that, und nicht erst (wie doch nach §. 5 des Censuredicts hätte geschehen sollen) die Sache an dasjenige Collegium brachte, zu dessen Behörde sie gehörte. Dieses doppelte gesetzwidrige Benehmen des Censors verdiente eine öffentliche Rüge. Die geringste und sanfteste war, sein Verweigerungsurtheil schlechtweg und ohne Anmerkungen abdrucken zu lassen. Dieses wurde von mir gewählt.

Nun könnte man zwar fragen: wer denn gerade mir die Pflicht aufgelegt oder die Befugniss ertheilt habe, Censurunfuge dieser Art zu rügen? Allein, da müsste ich antworten: Gott und mein Beruf! Jeder nämlich, der durch Gottes Vorsehung die innere und äussere Bestimmung erhielt, das Reich der Wahrheit anbauen zu helfen, hat, meine ich, auch die Verpflichtung übernommen, nach Vermögen und Gelegenheit dahin zu sehen und dahin mitzuwirken, dass die Grenzen dieses Reichs nicht beengt, die Rechte desselben nicht gefährdet werden. Wir haben in diesem unsichtbaren Freistaate kein sichtbares Oberhaupt und keine geschriebenen Gesetze. Die Vernunft ist unser Gesetz, die öffentliche Stimme unser Richter in der ersten Behörde; die zweite und letzte hat Gott selbst sich vorbehalten. Einer ist hier zum Aufseher des Anderen,

Jeder zum öffentlichen Ankläger bestellt. Wer also Dinge, welche die Rechte und Freiheiten dieses Gedankenreichs betreffen, vor den Richterstuhl des öffentlichen Urtheils bringt, der handelt recht und pflichtmässig; unrecht und pflichtwidrig handelt also der, der Veranlassung dazu hat und es unterlässt.

Ein Bücherrichter oder Censor, der aus den vom Gesetz ihm vorgeschriebenen Schranken herausgeht und willkürlich zu verfahren sich unterfängt, hört in dem Augenblicke, da er dies thut, auf ein Staatsbeamter zu sein. Jeder Bürger des gelehrten Freistaats hat das Recht, ja die Verbindlichkeit, ihn deshalb öffentlich anzuklagen. Dies, und nichts weiter, habe ich durch die Bekanntmachung des ungesetzlichen Berliner Censurbeschlusses gewollt. Ich habe daher geglaubt, und muss noch jetzt glauben, bloss meine Pflicht als Gelehrter dadurch gethan zu haben, und, wo nicht Lob, doch wenigstens keinen Tadel dafür zu verdienen.

Die Absicht dieser meiner unterthänigsten Antwort und der heisseste Wunsch meines Herzens sind erreicht, wenn es mir gelungen ist, meinem erhabenen Richter zu überzeugen, dass, wofern ich dennoch in dieser Sache aus mir noch nicht einleuchtenden Gründen gefehlt haben sollte, es nicht aus Vorsatz und mit Bewusstsein, sondern aus unverschuldetem Irrthum, wovor kein Sterblicher sicher ist, geschehen sein müsste.

Ehrerbietigst und
unterthänigst
Braunschweig, d. 10. Sept. 1791. J. H. Campe.

Diese Antwort schien den edlen Fürsten beruhigt zu haben. Die Sache war damit abgethan und Campe fuhr nach wie vor fort, sich der Sache der in anderen Ländern

schon unterdrückten Vernunft gegen die Feinde der Aufklärung und der Freiheit nach Vermögen und ohne Menschenfurcht herzhaft anzunehmen. Um diese Zeit hatte Aloys Hoffmann seine Wiener Zeitschrift nicht bloss unter dem Schutze, sondern auch, wie er öffentlich prahlte, unter der Mitarbeit des deutschen Kaisers Leopold und des Königs von Preussen Friedrich Wilhelm, zu schreiben angefangen, und darin verschiedene freisinnige Männer, vornehmlich aber Campen zum Gegenstand seiner Schmähungen gemacht, indem er ihn fast auf jedem Blatte als einen nach Empörung lechzenden Aufrührer schilderte, der die Throne umzustürzen und die Jakobinerei auch in Deutschland einzuführen suche. Campe konnte nicht umhin, über seinen Gegner, zugleich aber auch über seine gekrönten Mitarbeiter, wie er sie nannte, auf einigen Blättern zu scherzen, indem er die Zeiten glücklich pries, da die Grossen und Mächtigen endlich angefangen hätten, die Würde eines Gelehrten und Schriftstellers zu fühlen, und sogar zwei der Mächtigsten unter ihnen, um diese ihre Achtung für den Stand der Gelehrten desto stärker auszudrücken, sich mit Herrn Hoffmann zur Abfassung der Wiener Zeitschrift zu verbinden keinen Anstand genommen hätten. Kaum war diese Posse in dem Braunschweigischen Journal abgedruckt und ausgegeben, als Campe abermals folgendes Anschreiben aus fürstl. geheimer Canzlei erhielt:

CARL WILHELM FERDINAND etc. etc.

Euch ist erinnerlich, was Wir bey Gelegenheit der in der hiesigen Schul Buch Handlung herausgekommenen Schrift unter dem Titel: Dringende Bitte und Vorstellung der sämmtlichen Einwohner Berlins etc.

unterm 9. September v. J. an euch zu erlassen, Uns genöthigt gesehen haben. In Beziehung auf den Schluss dieses Rescripts mögen Wir euch nun nicht bergen, wie der Ton, worin die bekannte neue Wiener Zeit-Schrift in dem hiesigen Journal angekündiget worden, gerade wieder von der Art ist, dass solcher unangenehme Verlegenheiten veranlassen könnte, in Ansehung, welcher ihr jedoch unterm 17. Septr. v. J. Uns die Versicherung ertheilet habt

weit davon entfernt zu seyn, Uns dergleichen auszusetzen.

Ueberdem hat seit einiger Zeit dieses Journal Artikul aufgenommen, weshalb hinkünftig dem Herausgeber und den Mitarbeitern davon eine mehrere Behutsamkeit wol zu empfehlen seyn dürfte.

Ungern mögten Wir indess so überall als wegen dieses Journals eine eigene Censur anordnen, und doch dürften Wir vom Unserm hierunter aufhabenden Pflichten, seitdem, auf vorgängigen Antrag des Reichs, von des Kaisers Majestät eine förmliche Aufforderung gegen die Verbreitung bedenklicher Schriften und Grundsätze an die Kreis- ausschreibenden Fürsten des Reichs, und damit also auch an Uns, als mitausschreibenden Fürsten im Niedersächsischen Kreise, erlassen worden, Uns nicht los-sagen; wie ihr denn leicht selbst ermessen werdet, dass Unserer Verhältnisse gegen des Kaisers Majestät und Unsre Mit-Stände Uns auch solches nicht gestatten. Wir vertrauen daher zu euch, als Eigenthümer der Schulbuchhandlung und der damit verbundenen Druckerey, dass ihr für die Zukunft in allen euren Verlagsartikuln und so auch, in Absicht des neuen Braunschweigschen Journals hierunter behutsamer seyn, und Uns nicht wie überhaupt, als auch in Rücksicht vorgedachter Auffor-

derung des Kaisers Majestät zu Maassregeln nöthigen werdet, deren wir gern überhoben wären.

Insbesondere werdet ihr euch aller auch nur im Mindesten anstössigen Critik der oben erwehnten Wiener Zeit-Schrift, in sofern solche Critik auch nur den mindesten Bezug auf irgend eine Protecktion dieser Schrift hat, für das Künftige gänzlich enthalten, auch ein Gleiches dem Herausgeber dieses Journals, welchem überhaupt von dem Inhalt des Obigen zu seiner Nachricht und Nachachtung Eröffnung zu thun ist, bekannt werden lassen.

Braunschweig, den 19. Januar 1792.

Ad Mandatum Serenissimi speciale.

(Unterschriften.)

Campe beantwortete dieses Anschreiben durch folgende

Unterthänigste Eingabe.

Schon lange befand ich mich als Inhaber der hiesigen Schulbuchhandlung und als Schriftsteller in einer Lage, die etwas sehr Beunruhigendes und Peinigendes hatte. Inneres Ehr- und Pflichtgefühl, dessen Befolgung mir schon in allen Ländern zur Gewohnheit und zur zweiten Natur geworden war, forderte mich auf zur Verbreitung gemeinnütziger Erkenntniss und zur Abstellung gemeinschädlicher Missbräuche jeder Art, nach Maassgabe meiner Kräfte und Einsichten sonder Menschenfurcht und ohne Rücksicht auf eigene Ruhe nnd Gemächlichkeit, mitzuwirken. Die mir gnädigst bewilligte Pressfreiheit — die erste und wesentlichste Bedingung, unter der ich meinen damaligen Wirkkreis, zu dem ich mich keineswegesgedrängt hatte, antrat — schien mich hierzu auch vollkommen zu berechtigen; und die Erwartungen des gan-

zen aufgeklärten Deutschlands, dessen Augen sich auf meinen edlen Fürsten, als auf das Palladium der deutschen Denk- und Gewissensfreiheit, in diesen Zeiten der neu-versuchten Vernunftunterdrückung, hefteten, schienen für mich und alle unter Seinem Schutze lebende glückliche Gelehrte eben so viele Aufforderungen zu einer redlichen und muthigen Anwendung der uns verliehenen Freiheiten zu sein.

Auf der anderen Seite war ich mit keinen anderen Gesetzen zu einem vernünftigen und weisen Gebrauche der mir gnädigst zugesicherten Pressfreiheit, als mit denen versehen, welche Rechtschaffenheit, Ehrgefühl und Vernunft jedem braven Schriftsteller vorschreiben. Diese reichten aber nicht immer hin, mich vor dem Unglücke zu sichern, entweder selbst etwas zu schreiben, oder etwas von Anderen Geschriebenes in meiner Handlung drucken zu lassen, was meinem gnädigsten Fürsten, aus Rücksichten, deren Nothwendigkeit ich nicht erkannte, unangenehm sein konnte. Dies war z. B. der Fall mit der Dringenden Bitte und Vorstellung der sämmtlichen Einwohner Rerlins, die ich drucken zu lassen kein Bedenken tragen konnte, weil sie in einem, zwar freimüthigen, aber gemässigten und anständigen Tone geschrieben und — wie nun auch die Erfahrung bewiesen hat, da man zu Berlin sie ungehindert öffentlich verkaufen lässt — den Grundsätzen und Gesetzen des preussischen Staats, insofern diese in dem allgemeinen Gesetzbuch der Welt vor Augen liegen, vollkommen gemäss war. Gleichwol hatte ich das, mir über alles schmerzliche Unglück, das grosse Herz Sr. Hochfürstl. Durchlaucht durch die Herausgabe jener Schrift zu beunruhigen, und mir deshalb einen, wiewol in den schonendsten und mildesten Ausdruck eingekleideten Vorwurf zuzu-

ziehen, den ich nicht verdient zu haben glauben konnte. Ich wurde zugleich zu einer grösseren Behutsamkeit und zu der Pflicht verwiesen, bei Allem, was ich künftig drucken lassen würde, auf Serenissimi Verhältnisse gegen Andere Rücksicht zu nehmen.

Gott weiss, dass jeder, auch der leiseste Wunsch meines gnädigsten und guten Fürsten, insofern die Erfüllung desselben meinem Verstande, meinem Gewissen und meinen Kräften möglich ist, immer ein heiliges Gesetz war und es immer sein wird. Aber Gott weiss auch, dass es mir ganz unmöglich war und ist, jener allgemeinen Vorschrift dergestalt nachzuleben, dass ich nicht alle Augenblicke dagegen gefehlt zu haben besorgen muss. Denn

1. wie unzählbar sind nicht die Grade dessen, was wir Behutsamkeit nennen! Welcher Grad wird nun hier gemeint, und wie kann ich, bei dem besten Willen, jemals sicher sein, diesen Grad genau beobachtet zu haben.
2. Wie schwer ist es nicht schon unter blossen Privatleuten für den Einen sich ganz in die Verhältnisse eines Anderen, wie unmöglich aber vollends für Unterthanen, sich ganz in die Verhältnisse ihres Fürsten zu versetzen, zumal, wenn nicht bloss diejenigen Beziehungen, welche reichsverfassungsmässig, also auch bekannt, sondern zugleich solche gemeint werden, die mir persönlich, also dem grössten Theile der Unterthanenschaft völlig unbekannt sind!

Indem ich also mich in diesen ungewissen und schwankenden Zustand versetzt fand, schien mir, ich gestehe es, die Lage derjenigen Schriftsteller und Buchhändler, deren natürliche Rechte durch unnatürlichen Presszwang be-

schränkt sind, mit der meinigen verglichen, eine beneidenswürdige zu sein; und ich würde daher — hätte nicht Gemeingeist mich davon abgehalten, und hätte ich nicht geglaubt, dass braunschweigsche Ehre vor dem erleuchtetern Theile der grossen Lesewelt dadurch gefährdet werden würde — schon lange selbst darum angehalten haben, dass Serenissimus geruhen möchte, die abgeschaffte Bücherschau oder Censur, als ein geringeres Uebel für mich, wieder herzustellen; weil die stete Gefahr, worin ich schwebe, meinem über alles verehrten und — Verzeihung dem überfliessenden Herzen! — über alles geliebten Fürsten eine unangenehme Empfindung zu verursachen, unter allen Uebeln, die mich treffen können, eines der grössten für mich ist.

In einer solchen Lage und unter solchen Empfindungen, die mich schon lange überall begleiten, empfing ich heute das auf Serenissimi gnädigsten besonderen Befehl mir zugefertigte fürstl. Anschreiben vom 13. dieses, wodurch ich theils benachrichtigt werde, dass ich abermals, ohne es zu wissen, das Unglück gehabt habe, meinem gnädigsten Landesfürsten Unruhe zu erwecken, theils abermals zu grösserer Behutsamkeit verwiesen, theils endlich befehligt werde, mich aller, auch nur im mindesten anstössigen Kritik der Wiener Zeitschrift, in sofern solche Kritik auch nur den mindesten Bezug auf irgend eine Protection dieser Schrift hat, zu enthalten.

Ich gestehe, dass dieses gnädigste Anschreiben, wobei übrigens, wie ich mit gerührtem Herzen erkenne, Schonung und Milde abermals so sichtbar die Feder geführt haben, mich in die allergrösste und peinlichste Verlegenheit gesetzt hat. Es sei mir erlaubt, diese Verlegenheit so darzustellen, wie sie ist, um mir nachher diejeni-

gen gnädigsten Verhaltungsbefehle zu erbitten, welche den Umständen angemessen sein werden.

Was zuvörderst die mir anbefohlene grössere Behutsamkeit betrifft, so sehe ich wahrlich nicht, worin oder wodurch ich eigentlich gegen diese Pflicht verstossen haben soll; vorausgesetzt, dass man bei dieser Frage auf den gegenwärtigen Zustand der Aufklärung in Deutschland, auf das Beispiel der edelsten Schriftsteller in anderen von Presszwang noch freien deutschen Ländern und auf die Erwartungen Rücksicht nehmen will, die man in Deutschland in diesen Zeiten einer fast allgemeinen Vernunftsunterdrückung von Schriftstellern hegt, die das beneidete Glück haben, unter dem Schutz des aufgeklärtesten, weisesten und besten der jetzt lebenden Fürsten zu arbeiten. Wo ist in Allem, was ich selbst geschrieben oder durch meine Handlung verlegt habe, eine einzige Aeusserung, welche weiter ginge, als die würdigsten und berühmtesten Schriftsteller in Weimar, Gotha, Göttingen, ja sogar in Berlin noch, schon längst und noch heute, und zwar, die in Berlin ausgenommen, unter fortdauernder Genehmigung und Beschützung ihrer Regierungen, gegangen sind und noch jetzt gehen. Soll denn der Unterthan des von allen denkenden Menschen in Europa als Schutzgeist der Denkfreiheit verehrten Herzogs von Braunschweig seine für Wahrheit und Recht ertönende Stimme nicht eben so zuversichtlich und freimüthig erheben dürfen, als der Unterthan des Herzogs von Weimar und Gotha es zu thun durch nichts gehindert wird? Sollen wir zugeben, dass man uns für feige, des Schutzes eines solchen Fürsten und der geglaubten, unbeschränkten Pressfreiheit unwürdige Leute halte; die entweder aus Gemächlichkeitsliebe, oder aus Muthlosigkeit, die glückliche Lage, worin man sie erblickt, nicht

für die gute Sache der Vernunft und der Freiheit, der man jetzt von allen Seiten droht, nicht für das gemeine Beste und für die Menschheit zu benützen wissen, oder sie dazu zu benützen nicht den Edelsinn haben?

Wenn ich also, wie hieraus erhellet, nicht finden kann, worin ich die Schranken einer vernünftigen Bescheidenheit, die nicht in feige Knechtelei ausartet, überschritten haben soll: so kann ich mir noch viel weniger einen deutlichen Begriff von der grösseren Behutsamkeit machen, die mir anbefohlen wird. Unmöglich kann der aufgeklärteste, weiseste und beste Fürst wünschen oder sogar verlangen wollen, dass seine Schriftsteller die Sache der Vernunft, des Gewissens und der Menschheit gerade jetzt, wo ihr durch mächtige Blindschleichen von vielen Seiten her die meiste Gefahr droht, feigherzig verlassen oder nur aufhören sollen, sie mit Muth und Standhaftigkeit aus allen ihren Kräften gegen Jedermann, selbst gegen ungerechte Fürsten, welche Eingriffe darin thun, zu vertheidigen! Unmöglich kann Er sie der Schmach und Schande preis geben wollen, zu der feigen, feilen und unwürdigen Classe von Schriftstellern, deren wir leider! so viele in Deutschland haben, gezählt zu werden, die den Mantel nach dem Winde hängen, und sobald mit der Vertheidigung der Wahrheit und der Menschenrechte nur die mindeste Unbequemlichkeit oder Gefahr verbunden zu sein scheint, entweder wie todte Hunde verstummen, oder wohl gar um das liebe Kind zu machen und ihr Schäfchen zu scheeren (pfui den Niederträchtigen!) — das Gegentheil ihrer Ueberzeugungen äussern. Wenn nun aber dies augenscheinlich nicht gemeint werden kann; was soll ich mir denn darunter denken? Der allgemein bekannte und verehrte Charakter unseres edlen Fürsten, und zugleich eigenes Selbstgefühl, machen es mir unmög-

lich, mir etwas anderes dabei vorzustellen, als dieses: wir sollen uns hüten, irgend etwas zu schreiben oder drucken zu lassen, was wir nicht vor jedem unparteiischen Richterstuhle, wo keine Machtsprüche gelten, vor dem der Vernunft, der Billigkeit, der guten Sitten und einer nach Gesetzen, nicht nach Willkür, verwalteten Rechtspflege zu verantworten uns getrauen. Wird nun aber diese Behutsamkeit hier gemeint, so müsste ich offen gestehen, dass der Vorwurf, nicht immer sie beobachtet zu haben, mich empfindlich kränken würde; weil ich mir das Gegentheil zu lebendig bewusst bin. Würde hingegen, was mir durchaus unmöglich zu sein scheint, eine andere Behutsamkeit gemeint: so müsste ich eben so ehrerbietig als freimüthig bekennen, dass ich mich zur Beobachtung derselben ganz unfähig fühlen würde, und folglich Maassregeln nehmen müsste, dass aus dieser meiner Unfähigkeit für meinen innigst verehrten Landesfürsten keine Ungelegenheit entstände, wozu ich denn, sollte es auch mein ganzes irdisches Wohlsein kosten, wie ich nachher zeigen werde, von ganzem Herzen bereit und willig bin.

Aber es wird mir ja in dem gnädigsten fürstl. Anschreiben ein Beispiel der unterlassenen Behutsamkeit angeführt; dieses muss ich also in sorgfältige Ueberlegung ziehen.

Es betrifft die im ersten Stück des neuen Braunschweigischen Journals angefangene und im zweiten Stück bereits fortgesetzte scherzhafte Verspottung eines eben so seltsamen als bösartigen und höhnischen Marktschreiers in Wien, des Verfassers der elenden Wiener Zeitschrift, der, nach Art seiner Brüder, mit dem besonderen Schutz und Beifall, ja sogar mit dem Beistande und der Mitarbeit der grössten Alleinherrscher

in Deutschland, des Kaisers und des Königs von Preussen prahlt, um bei dem dummen Theil der Lesewelt Käufer für seine leidigen Pillen und Tropfen anzulocken. Dass ein solcher Mensch durch Spott gezüchtigt zu werden verdiene, wird Niemand läugnen wollen; dass man aber, wenn man ihn verspotten will, ihn so nehmen müsse, wie er sich darstellt, erfordert die Natur des Spottes. Nun ist seine Zeitungsprahlerei entweder gegründet oder nicht. Im letzten Falle, der mir der wahrscheinlichere ist, trifft der Spott ihn ganz allein, und man belacht ihn bloss in dem von ihm selbst angegebenen Tone. Im ersten Falle ist der Lacher unschuldig, wenn Andere, wer diese auch immer sein mögen, die Lächerlichkeit mit ihm theilen wollen. Die Behutsamkeit scheint hier schlechterdings weiter nichts vorzuschreiben, als sich genau an dem zu halten, was der Marktschreier selbst, in öffentlichen Blättern, sogar in einer Kaiserlich-Priviligirten Zeitung und unter den Augen des Kaiserl. und Preussischen Ministers in Hamburg, bekannt zu machen die Stirn hatte. Dies habe ich gethan; und ich will sehen, welcher Gerichtshof in der Welt — vorausgesetzt, dass nicht Machtsprüche, sondern Gesetze vor ihm gelten — mich dieser Posse wegen verdammen soll.

Es bei jener ersten Züchtigung des Marktschreiers bewenden zu lassen, war mir, wenn ich nicht bloss meine schriftstellerische Ehre, sondern auch — woran mir unendlich mehr als an ihr gelegen ist — meinen bürgerlichen guten Namen preisgeben wollte, durchaus unmöglich. Der Marktschreier hat nämlich in zweien, unmittelbar auf einander folgenden Zeitungsanzeigen geradezu bekannt zu machen sich nicht entblödet, dass er mit theils platten, theils bürgerlich entehrenden Schimpftiteln: Volksschulmeister, Volksverführer, Revo-

lutionsrath, Revolutionskläffer u. s. w., wo nicht mich allein, doch mich zunächst und vorzüglich gemeint habe. Er hat zugleich noch deutlicher und bestimmter geprahlt, dass er nicht bloss unter dem Schutze, sondern auch unter dem Beistande und der Mitarbeit des Kaiserlichen und Preussischen Adlers gegen mich zu Felde ziehe. Dies mag entweder wahr oder unwahr sein, so bin ich in beiden Fällen vor Gott und Menschen berechtigt, ihn und seine Sache so zu nehmen, wie sich beide öffentlich darbieten; vor Gott und Menschen berechtigt, mich gegen ihn und die Bundesgenossen, die er mir vorführt, und mit welchen er meinen bürgerlichen guten Namen, den ich mir von keinem Menschen, wer er auch sein mag, antasten lasse, zu Leibe gehen will, in eben dem Maasse zu wehren, alle die Waffen, die er in öffentlichen Blättern, sogar unter den Augen des Kaiserlichen und Preussischen Gesandten in Hamburg, ja sogar unter den Augen Sr. Röm. Kaiserl. Majestät in Wien selbst, gegen mich kehrt, aufzufassen und gegen ihn selbst zu richten. Haben der Kaiser und der König von Preussen — was ich auf das Wort des Marktschreiers doch unmöglich glauben kann — sich wirklich zu dem Versprechen herabgelassen, an seiner Zeitschrift und an dem darin zu führenden Kreuzzuge gegen mich werkthätigen Antheil zu nehmen: so sind sie in dieser Beziehung meines Gleichen, Schriftsteller, wie ich; Menschen, wie ich; Gelehrte, wie ich. Ihre anderweitigen Würden und Verhältnisse gehen mich hier, innerhalb der Grenzen des gelehrten Freistaates, nichts an; und will ich dennoch, so weit es, ohne an mir und meiner Sache zum Verräther zu werden, geschehen kann, Rücksicht darauf nehmen; so ist das lediglich guter Wille, nicht Pflicht und Schuldigkeit. Aber Pflicht und Schuldigkeit ist es vom Kaiser und König,

mir, wenn meine bürgerliche Ehre angegriffen wird, die mir eben so theuer sein muss, als dem Kaiser seine Kaiserliche, dem Könige seine Königliche Ehre, das Vertheidigungsrecht zu gestatten, auf eben dem Wege zu gestatten, worauf sie den Angriff gegen mich genehmigen, gegen Jedermann zu gestatten, der Angreifende mag ein Marktschreier oder ein Kaiser sein. „Gerechtigkeit," sagt Leopold selbst[1]), „strenge Gerechtigkeit ist jede Regierung, ist der Staat, ist der Monarch Jedem schuldig; sie kann nie eine Gnade sein; sie ist eine Schuldigkeit, eine Pflicht!"

Wäre es nun aber nicht eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn Kaiserl. und Königl. Majestäten entweder selbst in höchster Person, oder durch einen schriftstellerischen Stellvertreter verunglimpfende Beschuldigungen, die kein Ehrenmann, sollte es ihn auch den Kopf kosten, auf sich sitzen lässt, gegen mich ausstreueten oder ausstreuen liessen, und dabei mir, dem unschuldigen, wenigstens unverhört angegriffenen Theile, zugleich verbieten wollten, diese Beschuldigungen auf jede mir zweckmässig scheinende und die Grenzen der Selbstvertheidigung nicht überschreitende Art von mir abzuwälzen? Einer solchen Ungerechtigkeit ist kein guter, und gerechter Fürst, ist kein Leopold und kein Friedrich Wilhelm fähig, ist nur der Tyrann fähig, der die Menschen unter ihm nicht für Menschen, sondern für vernunft- und willenlose Bestien hält. Einem solchen Unholde aber, er heisse Kaiser oder König, sich, wenn man kann, zu widersetzen, ist nach göttlichen und menschlichen Rechten, nicht bloss erlaubt, sondern auch Pflicht.

Schweigen konnte ich also nicht; in einem anderen,

---

[1]) In einem Cabinetsbefehle.

als dem bereits angefangenen Tone fortfahren durfte ich nicht. Um aber, was mein eigenes Schicksal auch immer sein mag, die Ruhe meines gnädigsten Fürsten, die mir über alles theuer ist, auf keine Weise zu beeinträchtigen, habe ich das Braunschweigische Journal, in dessen zweitem Stück meine zweite scherzhafte Selbstvertheidigung abgedruckt werden wird, einer dänischen, von aller Presseinschränkung befreiten Buchhandlung abgetreten, die dasselbe unter dem Titel: Schleswigsches Journal fortsetzen wird. Prof. Trapp wird sich von der Herausgabe, die Schulbuchhandlung von dem Verlage desselben lossagen; und wir werden die Gründe, die uns dazu bewogen haben, auf eine so wenig als möglich auffallende Weise hinzufügen.

Von dieser Seite also wäre ich vor der Gefahr, dem besten Fürsten Missvergnügen zu verursachen, gesichert; nicht so in Ansehung jeder anderen Schrift, welche die Schulbuchhandlung entweder schon verlegt hat, oder künftig verlegen wird. Aber auch in Ansehung dieser muss ich mir, zur Wiederherstellung und Erhaltung meiner eigenen Gemüthsruhe, die nämliche Sicherheit — koste sie auch, was sie wolle! — zu erwerben suchen. Ich wage es hierzu folgende unterthänigste Vorschläge zu thun.

I. Sr. Hochfürstl. Durchlaucht geruheten uns das allgemeine Gesetz vorzuschreiben:

> Dass wir uns hüten sollten, etwas zu schreiben oder drucken zu lassen, wodurch die gegründeten Rechte eines Anderen — eines Einzelwesens oder eines Staats — beeinträchtigt werden.

Und Sie hätten die Gnade hinzuzufügen, dass im Fall einer gegen uns erhobenen Klage, Sie dieselbe, ohne sich für oder wider uns zu betheiligen, sofort an den einem

Jeden von uns zustehenden Gerichtshof verweisen würden, um die Sache den gesetzmässigen Gang der gerichtlichen Untersuchung und Entscheidung gehen zu lassen. Diese unsere Bitte scheint ebenso verfassungsmässig zu sein, als sie billig und bescheiden ist. Weit entfernt eine besondere Beschützung zu verlangen, erbitten wir uns bloss den Schutz, auf den jeder Bettler in diesem Lande Anspruch machen darf, und der ihm wirklich auch gewährt wird, den Schutz gegen Verurtheilungen durch Machtsprüche. Der Verfassung des deutschen Reichs scheint dieser Schutz auch vollkommen angemessen zu sein. Wäre er das nicht, so wäre die Verfassung ein Ungeheuer, dem jeder denkende Mensch so geschwind und so weit als möglich zu entfliehen eilen müsste. Ist er es aber, so hat weder der Kaiser, noch irgend ein Mitstand des heil. römischen Reichs das Recht, von einem Reichsfürsten zu verlangen, eine Ausnahme, sie sei welche sie wollte, davon zu machen; und würde dies dennoch verlangt: so hätte der Reichsfürst das unstreitige Recht, ja sogar die unstreitige Pflicht, sich diesem ungerechten Verlangen nicht zu fügen, sondern es zu verweigern.

Wird uns nun diese Bitte gewährt, so ist die Ruhe des besten Fürsten, und mit ihr auch die meinige, von dieser Seite vollkommen gesichert. Jeder vertheidiget sich und seine Sache so gut er kann, und leidet, wenn er eines Unrechts überwiesen wird, was er, dem Ausspruche der Gesetze gemäss, zu leiden verdient hat.

Sollte es aber, wider Hoffen und Erwarten, aus mir unbekannten Ursachen, dennoch unthunlich sein, diese gesetzmässige Maassregel für uns festzusetzen; dann würde ich — und mein Entschluss ist auf diesen Fall unwiderruflich genommen —

II. aus Verehrung und Liebe zu meinem gütigsten Fürsten und aus Pflichtgefühl dessen, was ich der Menschheit in diesem erhabenen Manne, der eine ihrer grössten Zierden und eine der vorzüglichsten Stützen ihrer Hoffnungen ist, schuldig bin, keinen Augenblick anstehen, der Ruhe desselben mit meinem ganzen äusseren Glücksstande ein ehrfurchtsvolles und freudiges Opfer zu bringen, die vor einigen Jahren von der Regierung käuflich an mich gebrachte Buchhandlung zu verkaufen und nach irgend einem anderen, von Presszwang noch befreiten Lande zu ziehen, wo ich der Gefahr, dem besten Fürsten unwillkürlich Sorge und Unruhe zu machen, überhoben wäre. Mein Alter sichert mich vor dem Verdachte einer kindischen Uebereilung, und meine unbegrenzte, von Allen, die mich kennen, unbezweifelte innigste Verehrung des edelsten und gütigsten Fürsten, vor dem, dass diese ehrerbietige Erklärung etwas anderes sein könne, als was sie ist — nämlich ein reines Opfer meiner ungeheuchelten tiefgefühlten Ehrfurcht und Dankbarkeit.

Da es mir nun aber wegen der, über mein mit jedem Tage fortrollendes und immer mehr und mehr anschwellendes Handelswesen zu nehmenden Maassregeln äusserst wichtig ist, die Entscheidung über mein und dieses Wesens Schicksal, sobald als möglich, mit Gewissheit zu erfahren: so bitte ich unterthänigst, mich über obige beide Vorschläge mit einer baldigen Erklärung, welcher von beiden genehmigt worden sei, gnädigst versehen zu lassen, und bei der zwischen beiden zu treffenden Wahl, nicht auf mich und mein Schicksal, sondern vielmehr lediglich auf die Sicherstellung dessen, was mir wichtiger ist — der Ruhe meines besten Fürsten — Rücksicht zu nehmen.

Braunschweig, d. 16. Jan. 1792.

Unterthänigst
J. H. Campe.

Hierauf erhielt Campe aus Fürstl. Canzlei die nachstehende Antwort:

CARL WILHELM FERDINAND, Herzog etc.

Auf die von dem Schulrath Campe eingereichte Vorstellung gegen das ihm zugegangene Rescribt vom 13. dieses, wird hiemit die Resolution erteilt: dass, ob zwar es bey sothanem Rescribte sein ungeändertes Bewenden habe, der Supplicant jedoch, von dem man sonst die Veränderung mit dem bisherigen Braunschweigschen Journal gern vernommen, sich überzeugt halten könne, dass nie ein Machtspruch einer Art hier wider ihn geschehen werde, vielmehr die gegen ihn als Schriftsteller und Verleger, oder als Eigenthümer der Druckerey, vorkommende unverhoffte Privat-Beschwerden, dem gehörigen Lauf Rechtens überlassen werden sollen, und wenn ja, wider alles Erwarten, sogar Begünstigungen von der Art eintreten sollten, dass dagegen der Fiskal erregt werden müsste, dennoch auch solchen Falls, wie sich von selbst versteht, nur in foro competente, und nicht ohne seine vorgängige hinlängliche Vertheidigung, in der Sache werde erkannt werden. Was übrigens die Hoffmann'schen Angriffe in der Wiener Zeit-Schrift angeht; so ist ihm die Vertheidigung dagegen in keine Weise genommen, vielmehr ihm dieselbe deutlich vorbehalten, und wird es nun seiner eignen Beurteilung überlassen, in wiefern der dabey sich erlaubte respeckts-widrige Bezug auf die angebliche Protektion dieser Schrift, wenn auch auf sonstige Verhältnisse überall keine Rücksicht genommen werden wollte, mit seinen eignen Verhältnissen als Reichs-Unterthan gegen das

Reichs-Oberhaupt bestehen könne? Urkundig Unserer eigenhändigen Unterschrift, und beygedruckten

Fürstl. Geheimer-Canzley-Siegels.

Braunschweig, den 24. Januar 1792.

Ad Mandatum Serenissimi speciale.

Die Sache schien nun abermals hiermit abgethan zu sein. Campe hatte erreicht, was er wünschte — Sicherheit vor Machtsprüchen.

Zwei Monate waren darüber in vollkommener Ruhe verflossen, als der Herzog Campen eines Tages ganz unvermuthet zu sich bitten liess. Campe verfügte sich auf der Stelle zu ihm, und wurde, wie immer, mit aller Freundlichkeit und Herablassung empfangen. Es wurde erst lange über gleichgültige wissenschaftliche Gegenstände gesprochen. Endlich kam er zum Uebergange auf den eigentlichen Zweck der Unterredung; allein auch diese sollte besänftigend sein. „Ich bin," sagte der Fürst, „in Berlin gewesen, und kann Ihnen sagen, dass Se. Majestät der König sich Ihrer, seines ehemaligen Feldpredigers, noch immer mit vieler Theilnahme erinnert." Campe zuckte bei diesen Worten die Achsel. Der Fürst verstand den Ausdruck, und fuhr mit Lebhaftigkeit fort: „Nicht im Bösen, ich versichere Sie; sondern vielmehr auf die gnädigste Weise. Er erkundigte sich sehr angelegentlich, wie es Ihnen ginge? und da ich keine andere als gute Nachrichten von Ihnen zu geben hatte, bezeugte er seine grosse Zufriedenheit darüber." „Das ist," war Campens Antwort, „mehr als ich erwartet habe, und — als ich erwarten konnte", fügte er hinzu. Der Herzog lächelte und fuhr fort: „Aber freilich denken nicht alle in Berlin, wie der König, von Ihnen. Die Herren Wöllner u. s. w. sind minder mit Ihnen zufrieden." „Viel Ehre für mich", erwie-

derte Campe. „Es würde mir leid thun, mich mit dieser Herren Zufriedenheit beehrt zu sehen.“ „Noch heute lässt Se. Excellenz mich durch meinen Agenten Mellin warnen: ich möchte mich in Acht nehmen; die Herren trieben es hier, erlauben Sie, dass ich mich seines Ausdrucks bediene — ein wenig gar zu weit.“ — Bei diesen Worten fuhr Campe vom Stuhle auf und sagte mit tief gefühltem Unwillen: „Wie, darf ein solcher Mensch zu einem solchen Fürsten in diesem Tone zu sprechen sich erlauben?“ Der Herzog lächelte und antwortete: „Nun, nun, er meint es wohl nicht böse; es soll ja nur eine freundschaftliche Warnung sein!“ „Darf ich,“ fuhr Campe darauf fort, „mich unterstehen Ew. Durchlaucht zu fragen: ob die Herren Wöllner und Genossen irgend eine bestimmte Klage über bestimmte Vergehungen gegen mich erheben?“ „Das nicht“, war die Antwort; „aber ich will Ihnen die allgemeinen Beschwerden, die man über Sie und einige Ihrer hiesigen Freunde zu führen nicht aufhört, ehrlich mittheilen; dann wollen wir überlegen, wie wir es anzufangen haben werden, um uns gegen diese Beschwerde, ohne die Pressfreiheit aufzuheben, in Zukunft sicher zu stellen. Sie kennen meine eigenen Gesinnungen über Denk- und Pressfreiheit, und werden daher nicht vergessen, dass ich Ihnen nicht eigene Beschwerden, sondern die jener Herren vortrage. Zuerst findet man sehr viel Anstössiges in der Begeisterung, womit Sie über die französische Staatsumwälzung zu schreiben pflegen. Braunschweig, sagt Hr. v. Wöllner, ist jetzt le foyer de la revolution en Allemagne geworden.“ Da der Herzog bei diesen Worten einhielt, so nahm sich Campe die Freiheit, auf diese erste Anklage ungefähr Folgendes zu antworten: er könnte und wollte keineswegs leugnen, dass die schönen und wahren Grundsätze, welche durch

die ersten Urheber der französischen Staatsumwälzung in Umlauf gebracht wären, ihm Herz und Kopf allerdings sehr warm gemacht und zur lauten Freude und Bewunderung hingerissen hätten. Allein diese Begeisterung habe er mit allen aufgeklärten Menschen durch ganz Europa getheilt. Wäre diese warme Theilnahme in den Augen jener Herren ein Verbrechen, so möchte er wissen, warum sie die ersten und grössten Männer Deutschlands, einen Klopstock, einen Wieland u. s. w., die sich dessen eben so sehr schuldig gemacht, nicht eben so gut anklagten. Uebrigens wüsste Jeder, der ihn kennte oder nur seine Kleinigkeiten zu lesen würdigte, dass er Unordnung, Ungerechtigkeit, Gesetzlosigkeit und Grausamkeit, wie diese in Frankreich jetzt angefangen hätten an der Tagesordnung zu sein, eben so herzlich verabscheute als die herrlichen Aussichten auf eine bevorstehende Erlösung der Menschheit von jeder Art von Ketten, von den der Dummheit des Aberglaubens, der Priesterherrschaft, und einer tyrannischen Willkür vorher ihn entzückt hätten. — Nachdem noch manches hierüber gesprochen, und mit Beistimmung, wie es schien, vom Herzoge angehört war, ging dieser zu dem zweiten Anklagepunkt über, den die Herren Wöllner und Genossen gegen Campen erhoben hatten. „Man wirft Ihnen," sagte er, „zweitens vor, dass Sie das ganze alte Gebäude der Kirchenlehren einrissen, ohne irgend etwas anderes an der Stelle desselben wieder aufzubauen. Da nun gleichwohl auf diesen Lehren bis dahin die ganze öffentliche Sittlichkeit, die Sittlichkeit des Volkes, beruht: so wäre nicht abzusehen, was aus dieser Volkssittlichkeit werden sollte, wenn Alles, was ihr bis dahin zur Unterstützung gedient habe, gänzlich über den Haufen geworfen würde." Bei diesem Vorwurfe wurde Campe warm. „Da sagt der Hr. v. Wöllner eine dop-

pelte grobe Lüge. Es ist erstens erlogen," fuhr er fort, „dass ich damit umgehen soll, die alten Kirchensatzungen einzureissen. Ich habe dieses Plunders zur Zeit, da ich als Prediger mich damit beschäftigen musste, so satt bekommen, dass ich mich höchst ungern damit befasste. Befasste ich mich aber dennoch ja zuweilen damit, so geschah es sicher nur mit denjenigen Bestandtheilen desselben, welche der Sittlichkeit schaden, nie mit solchen, die ihr zur Stütze dienen. Eine noch gröbere Lüge ist es, dass ich an die Stelle des Eingerissenen gar nichts wieder aufzubauen mich bestrebe: Dieser grundlose Vorwurf beweiset sehr deutlich, dass Se. Excellenz der Herr v. Wöllner mit unserem Bücherwesen eben so bekannt sein muss, als sie es weltkundigermaassen mit dem Geiste unseres Zeitalters ist. Denn worauf anders als auf den Anbau der Vernunft und der Sittlichkeit, zwecken denn alle meine vielen Kinder- und Jugendschriften ohne Ausnahme ab? Wer unter meinen Zeitgenossen darf sich rühmen, mich an Eifer und fast möchte ich hinzuzusetzen wagen, an glücklichen Erfolgen bei diesem Anbau übertroffen zu haben? Habe ich nicht vor einem halben Jahre einen sogenannten Katechismus unter dem Titel: Leitfaden zum Unterricht in der christlichen Glückseligkeitslehre herausgegeben, der so vielen Beifall gefunden hat, dass schon jetzt an einer neuen Auflage desselben gedruckt werden muss? Bekümmert sich denn der ehemalige Prediger und jetzige geistliche Minister so wenig um das theologische Bücherwesen, dass ihm nichts davon zu Ohren gekommen ist? Nun, so möge er wissen, dass dieses kleine Buch schon jetzt in vielen Schulen, sogar in Schwaben eingeführt worden ist, und dass der erste Gottesgelehrte in Ew. Durchlaucht Lande, und einer der ersten in Deutschland, der ver-

diente Abt Henke, weiter nichts daran auszusetzen fand, als dass es ihm in einigen wenigen Punkten noch ein wenig zu altgläubig zu sein schien. Ob Se. Excellenz in ihren ehemaligen geist- und herzlosen Predigten, wovon uns neulich ein Spassvogel ein Pröbchen aufgetischt hat, sich auf das Bauen besser, als ich verstand, mögen Andere entscheiden." — Der Herzog lachte; und nachdem noch Manches hin und her darüber gesprochen war, legte er Campen das kaiserliche Ratificationsdecret vor, wodurch die Pressfreiheit aus Deutschland verbannt werden sollte, sammt einer verstärkenden Einleitung oder Vorrede dazu, welche Preussen beigefügt hatte. „Dieses Reichsgesetz," sagte er, „soll ich jetzt, als kreisausschreibender Fürst des sächsischen Kreises, den übrigen Reichsständen dieses Kreises mittheilen. Setzen Sie sich an meine Stelle, und sagen Sie mir, was ich antworten kann, wenn man mir vorwirft, dass gerade in unserem Lande gegen dieses Reichsgesetz am meisten gesündigt wird. Ich wünsche, dass Denk- und Pressfreiheit bei uns erhalten werde; aber ich muss doch auch auf der anderen Seite wünschen, vor Verantwortungen gesichert zu sein. Hören Sie nun, was ich in dieser misslichen Lage beschlossen habe. Ich will eine aus aufgeklärten und rechtschaffenen Männern — dem Consistorialpräsidenten v. Knuth, dem Consistorialrath Petersen und dem Rath Langstrassen — bestehende Commission in Wolfenbüttel anordnen; ich will auch Sie und den Professor Trapp dazu einladen lassen, der Untersuchungspunkt soll sein: wie wir es anzufangen haben, um auf der einen Seite das Wesentliche einer vernünftigen Pressfreiheit zu erhalten, und auf der anderen Seite gegen Verantwortung uns zu sichern. Denken Sie darüber nach — es hat noch volle vierzehn Tage Zeit — und legen Sie die besten und

zweckmässigsten Mittel, die Sie ausfindig machen können, der Commission zu gemeinschaftlicher Berathung vor."

Die Einladung erfolgte; der anberaumte Tag erschien, Campe verfügte sich nach Wolfenbüttel. Der Präsident eröffnete die Sitzung, indem er sich an Campe und den Professor Trapp wandte, um den Zweck der Zusammenkunft mitzutheilen. Campe las hierauf ein Promemoria vor, die Grenzen der Pressfreiheit betreffend, und gab es zu den Acten. Der Inhalt des Fürstl. Beauftragungsschreibens an die Commission besagte, dass dieselbe die Gründe, die eine Beschränkung der Pressfreiheit unumgänglich nothwendig machten, vorzutragen und Campen und Trapp zu bewegen hätte, die aus diesen Gründen hervorgehenden unvermeidlichen Schranken der Pressfreiheit zu genehmigen und anzunehmen.

Langstrassen las hierauf einen langen Aufsatz vor, worin die unumgängliche Nothwendigkeit der angekündigten Beschränkung der Pressfreiheit aus allen Reichsgesetzen und aus der ganzen Verfassung des heiligen römischen Reichs fein und scharfsinnig genug erwiesen wurde. Der unerwartete Schluss dieses Aufsatzes lautete so:

„Dass dem allem zufolge, die beiden Comparenten, Campe und Trapp, hinfort in ihrem Journal sowohl, als in ihren sonstigen Edendis, alle Gegenstände, sowohl theologischen, dogmatischen, als politischen Inhalts, vor der Hand ganz unberührt lassen oder doch wenigstens so behandeln möchten, dass daher kein Anstoss genommen werden könne, dass sie in specie sich aller Kritiken benachbarter Regierungen und ihrer Verordnungen, besonders der Preussischen, gänzlich enthalten möchten." Diese Einschränkung sollten sie nicht bloss genehmigen, sondern auch mit ihrem Ehrenwort besiegeln.

Campe's Erstaunen hatte jetzt den höchsten Punkt erreicht. Er erklärte, als die Lesung vollendet war, und bat zugleich diese seine Erklärung zu Protokoll zu nehmen: dass er, da er auf einen Antrag, wie dieser, gar nicht vorbereitet gewesen wäre, und derselbe mit demjenigen, was Serenissimus Höchstselbst ihm mündlich zu äussern geruht hätten, in geradem Widerspruche stände, vorher erst reiflich zu überlegen hätte, was Vernunft, Gewissen, Ehre und Pflicht darauf zu erwiedern geböten; und dass er sich daher vorbehalten müsste, seine Antwort schriftlich einzureichen. Trapp erklärte sich eben dahin. So wurde die Sitzung geendigt.

Campe hielt von diesem Augenblick an sein Schicksal für entschieden. Das obige Ansinnen zu genehmigen, war ihm unmöglich; dass von Seiten der Regierung am Ende nachgegeben werden dürfte, schien unter den gegenwärtigen Umständen höchst unwahrscheinlich zu sein. Sein Entschluss war gefasst. Um die Vollführung desselben nicht durch den Anblick der Seinigen sich zu erschweren, schickte er diese nach Hamburg. Er selbst begleitete sie bis an die Elbe hinter Lüneburg, die sie durch einen Spätfrost mit Eis, doch nur unvollkommen, bedeckt fanden. Hinüber zu fahren, war unmöglich; aber zu Fuss wollten sie einige Wagehälse, mitten zwischen offenen Stellen hin, hinüberführen. Campe nahm seine Frau am einen, seine Tochter am anderen Arme und folgte ihnen in Gottes Namen. Sie kamen glücklich hinüber. Er selbst kehrte über die zerbrechliche Eisbrücke zurück, und so wieder nach Braunschweig. Daselbst angekommen entwarf er die nachstehende Erklärung, und schickte sie an die Commission.

Meine ehrfurchtsvolle Erklärung über den von Fürstlicher Commission an den Prof. Trapp und mich ergangenen Antrag.

Der Antrag lautete:

„Dass sie (die beiden Comparenten) hinfort in ihrem Journal sowohl, als in ihren sonstigen Edendis alle Gegenstände, so theologisch-dogmatischen, als politischen Inhalts, vor der Hand ganz unberührt lassen oder doch wenigstens so behandeln möchten, dass daher kein Anstoss genommen werden könne; dass sie in specie sich aller Kritiken benachbarter Regierungen und ihrer Verordnungen, besonders der Preussischen gänzlich enthalten möchten."

Die Annahme dieses Antrages sollten wir, verlangte die verehrliche Commission, mit unserem Ehrenwort besiegeln.

Es sei mir erlaubt, meiner Erklärung darüber die Bemerkung voranzuschicken, dass sowohl der Prof. Trapp als ich, seit dem Monat Februar dieses Jahres, kein Journal mehr für das unserige anerkennen, indem wir aus Serenissimo bekannten Gründen uns in dem Februarstück des ehemaligen Braunschweigischen Journals sowohl von der Herausgabe, als auch von dem Verlage desselben öffentlich losgesagt haben. Dass aber diese Lossagung kein Spiegelgefecht, sondern alles Ernstes gemeint war, sind wir erforderlichen Falls erbötig zu beurkunden. Herausgeber und Verleger des nunmehr Schleswigschen Journals sind Königl. dänische Unterthanen, die sich des Glücks einer vollkommenen Pressfreiheit erfreuen. Was diese jetzt in ihre Zeitschrift aufzunehmen gutfinden mögen, dafür können wir doch nicht verantwortlich sein?

Dies beiläufig; und nun zur Hauptsache.

Nie habe ich das Beunruhigende in der Lage eines ehrlichen Mannes, in dessen Seele entgegengesetzte Empfindungen und Pflichten streiten, in einem höheren Grade empfunden, als in diesem Augenblick, da ich meine Erklärung über den obigen Antrag ausstellen soll. So leicht mir diese Erklärung und jede damit verbundene Aufopferung fallen würden, wenn ich nur das, was ich der Sache der Menschheit und meiner Ehre schuldig zu sein glaube, dabei vor Augen haben dürfte, so sehr schwer wird sie mir durch jeden Gedanken an diejenigen Verbindlichkeiten gemacht, welche tiefgefühlte Verehrung und Dankbarkeit mir gegen den besten und gnädigsten Fürsten auflegen; gegen einen Fürsten, für den ich — der Allwissende ist mein Zeuge! — alles, was ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit aufopfern darf, Gut, Blut und Leben, hinzugeben in jedem Augenblick bereit bin. Ich bitte Gott, dass er mich mit Weisheit ausrüste, um diesen mir heiligen Verbindlichkeiten, und Demjenigen, was ich als Mensch und Schriftsteller der Menschheit und dem Reiche der Wahrheit schuldig zu sein glauben muss, durch meine Erklärung zugleich eine Genüge zu thun. Was der reinste Wille, die aufmerksamste und sorgfältigste Prüfung meiner Pflichten, und ein gänzliches Nichtachten meiner selbst, meiner äusseren Lage und meiner künftigen Schicksale dabei vermögen, das werde ich von meiner Seite mit unerschütterlicher Festigkeit und Gewissenhaftigkeit anwenden.

Es wird zuvörderst von mir verlangt, dass ich mich anheischig machen soll:

„Alle Gegenstände, sowohl theologisch-dogmatischen, als politischen Inhalts vor der Hand in meinen Edendis ganz unberührt zu lassen."

Wenn ich hierbei auch gar nicht in Erwägung ziehen wollte, was doch einem ehrliebenden, sich unschuldig fühlenden Schriftsteller unmöglich gleichgültig sein kann, dass dieser Befehl nichts geringeres als eine geistige Landesverweisung aus zwei sehr grossen Gebieten des Reichs der Wissenschaften sei, die für den Schriftsteller, als solchen, eben so entehrend, als die bürgerliche Landesverweisung für den Bürger, sein würde; wenn ich ferner auch gar nicht Rücksicht nehmen wollte auf die innere Verpflichtung, die ich nun einmal in mir fühle, zur Verbreitung gemeinnützlicher Kenntnisse aus jedem Fach der menschlichen Wissenschaften, nach Maassgabe meiner Einsichten und meiner Kräfte mitzuwirken: so würde die Erfüllung dieses Befehls mir doch in Ansehung solcher Werke, welche die Schulbuchhandlung von Anderen übernimmt, durch unüberwindliche Schwierigkeiten völlig unmöglich gemacht werden, vorausgesetzt, dass der hiesige so sichtbar aufblühende Buchhandel fortdauern und nicht auf einmal von Grund aus vernichtet werden soll. Denn:

1. hat die öffentliche Denkweise in Deutschland seit einiger Zeit, besonders durch die französische Staatsumwälzung und durch die Berliner Verfinsterungsversuche eine solche Wendung genommen, dass vielleicht zwei Drittheil der jedesmal neu herauskommenden Bücher, wo nicht ganz, doch theilweise sich über Gegenstände aus den genannten beiden Wissenschaften verbreiten. Die hiesige Buchhandlung würde also künftig statt funfzig neuer Werke, die sie jetzt jährlich verlegt, nur etwa sechszehn zum Verlage bekommen können, oder zum Verlage annehmen dürfen, sogleich schon zwei Drittheile von

ihrer bisherigen Thätigkeit aufgeben müssen. Aber dabei würde es nicht bleiben. Denn

2. auch in den allermeisten philosophischen, historischen, pädagogischen und schöngeistigen Schriften kommen, bei der dermaligen Richtung des öffentlichen Geistes, Stellen politischen und theologischen Inhalts vor. Den Verfassern derselben zuzumuthen, dergleichen Stellen auszumerzen, hiesse die Schranken der Bescheidenheit verkennen, die der Buchhändler gegen den Schriftsteller zu beobachten hat, und der gute Schriftsteller würde eine solche Zumuthung mit Recht sonderbar finden, und keineswegs geneigt sein sich ihr zu fügen. Also auch auf alle solche Schriften müsste gleichfalls Verzicht gethan werden. Und wie könnte ich

3. bei dem grossen Umfange und der eben so grossen Mannichfaltigkeit meiner Geschäfte mich anheischig machen, die drei- bis vierhundert Schriften, die mir jährlich zum Verlage für meine Buchhandlung angeboten werden, vor der Uebernahme derselben durchzulesen, um zu untersuchen, ob nichts Theologisches oder Politisches darin enthalten sei? Hierzu kömmt, dass viele Schriftsteller ihre Werke verkaufen, oft auch sie sich schon bezahlen lassen, bevor sie dieselben vollendet, zuweilen sogar bevor sie dieselben angefangen haben; und dass sie daher die Handschrift selten auf einmal, sondern in einzelnen Heften, ja sogar blattweise einsenden; worauf denn Setzer und Pressen oft schon so ungeduldig gewartet haben, dass zum Durchlesen derselben keine Zeit gestattet wird. Auch werden manche unserer Verlagswerke, weil meine sechs Pressen bei weitem nicht Alles bestreiten können, oder weil die Verfasser dies zur Bedingung gemacht haben, um die Aufsicht über den Druck selbst besorgen zu können, auswärts gedruckt, so dass ich selbst nicht frü-

her als die Lesewelt etwas davon zu sehen bekomme. Soll ich nun etwa bei jedem Vertrage zur Bedingung machen, dass die für meine Handlung zu übernehmenden Werke nichts Theologisches und Politisches enthalten dürfen, weil beides bei uns Bannwaare sei? Aber dabei würde ich, als Braunschweiger, erröthen, und als Mensch eine Thräne fallen lassen, welche die niedergeschriebene Bedingung wieder auslöschte.

4. Wie sollte ich es endlich insonderheit mit denjenigen Werken machen, die ich im verflossenen Jahre, zu einer Zeit, da ich im Vertrauen auf Serenissimi gnädigste Zusicherung, mich noch in Besitz wirklicher Pressfreiheit wähnte, für die Handlung erwarb; und wie mit den schon längst geschlossenen, auch von meiner Seite schon zum Theil durch Bezahlung erfüllten Verträgen über andere Schriften, die in dem jetztlaufenden Jahre geliefert werden sollen, und nun jetzt schon in voller Arbeit sind? Unter beiden befinden sich Werke von beträchtlichem Umfange, wie z. B. der Jerusalemsche, sehr freimüthig geschriebene Nachlass, den meine Handlung mit funfzehn Thaler für den Bogen bezahlt hat, und der an Druck, Papier und Ehrenlohn ihr gegen siebentausend Thaler zu stehen kömmt. Soll ich diese nun ungebraucht alle ins Packpapier werfen lassen?

Aus diesen Schwierigkeiten, die ich wissentlich nicht grösser dargestellt habe, als sie wirklich sind, ergiebt sich nun augenscheinlich:

„dass, wenn ich die obige Forderung, auf die Herausgabe aller theologischen und politischen Schriften von heute an Verzicht zu thun, eingehen wollte, die hiesige, bisher so blühende Buchhandlung sogleich von Grund aus zerstört sein würde; dass meine Druckerei sogleich aufhören müsste, und dass

sogleich der beträchtlichste Theil meines, durch redlichen Fleiss erworbenen Vermögens unwiederbringlich verloren ginge."

Kann der gerechteste, der gütigste Fürst dies wollen? Wollen, dass eine Anstalt, die — ich darf es ja sagen, weil es wahr ist, und weil es hier zur Sache gehört — dem hiesigen Lande zur Ehre und zum beträchtlichen Nutzen gereicht, um der Anmaassung auswärtiger Verdüsterer willen, mitten in ihrem besten Flor, zu Grunde gerichtet werde? Wollen, dass ein Mann, der, wie Serenissimus wissen, sich diesem Lande nicht aufgedrungen hat, und der jene Anstalt unter unsäglichen Arbeiten, Sorgen und Mühseligkeiten gründete, und wie es am Tage ist, glücklich emporbrachte, der dabei auf die ihm zugesicherte Pressfreiheit baute; der von seiner Seite jeder beim Ankauf der verfallenen und ihrer Auflösung nahen Waisenhausbuchhandlung übernommenen Verbindlichkeit pünktlich nachgekommen ist — dass dieser Mann, sage ich, nun auf einmal, ohne etwas verschuldet zu haben, um die eine Hälfte seines Vermögens kommen, und die andere durch immer tieferes Herabsinken des hiesigen Buchhandels nach und nach verlieren soll? Wollen endlich, dass das ganze aufgeklärte Deutschland sein schmerzliches Erstaunen darüber bezeuge, dass eine solche Anordnung unter der Regierung des weisesten, gerechtesten und gütigsten Fürsten, des allgemein verehrten Schutzgeistes deutscher Aufklärung möglich gewesen sei? Nein! das kann mein edler Fürst nicht wollen. Das stimmt nicht mit der wohlbekannten weisen und gerechten Denkart desselben, und nicht mit der gnädigsten Versicherung überein, die ich erst neulich mündlich zu erhalten von Neuem das Glück hatte: dass Pressfreiheit bei uns bleiben sollte! Eher muss ich also annehmen, dass

die verehrliche Fürstl. Commission, aus irgend einem Missverständnisse, die gnädigste Absicht des ihr gewordenen Auftrages nicht ganz richtig aufgefasst haben möge, und ich wage es daher mit grosser Zuversicht auf Serenissimi Höchsteigene gnädigste Billigung zu rechnen, wenn ich hiermit ehrerbietigst erkläre:

> „Dass ich, so lange ich in meiner bisherigen Lage und in den in ihr gegründeten Verhältnissen bleiben soll, diesen ersten Theil des an mich ergangenen Antrages anzunehmen, durch gänzliche Unmöglichkeit gehindert werde.“

Aber es leuchtet ja auch aus den unmittelbar darauf folgenden Worten: „oder doch wenigstens so behandeln möchten, dass daher kein Anstoss genommen werden könne,“ deutlich genug hervor, dass auf die Annahme jener Forderung nicht ernstlich gedrungen werden solle. Es ist also eigentlich nur der Inhalt dieses mildernden Nachsatzes, worüber eine Erklärung von mir gefordert wird.

Käme es nun hierbei bloss auf meinen Willen an, oder würde nur ein Versprechen von mir verlangt, dass ich wissentlich und absichtlich nichts wollte drucken lassen, woran gegründeter Anstoss genommen und worüber mit Recht geklagt werden könnte: so würde ich keinen Augenblick anstehen, dieses Versprechen, welches auch ungegeben bei jedem rechtschaffenen Schriftsteller und Verleger als gegeben vorausgesetzt werden kann, mit völliger Zustimmung meines Pflichtgefühls auszustellen und mit meinem Ehrenwort zu verbürgen. Aber so wie diese Forderung ohne alle nähere Bestimmung der Personen, welchen kein Anstoss gegeben werden soll, und der Dinge, durch welche ihnen Anstoss gegeben

werden könnte, dasteht, kann ich unmöglich umhin, Folgendes zu bedenken zu geben.

1. Wie unmöglich ist es nicht, bei der grossen Verschiedenheit der menschlichen Denkarten und bei den mannichfaltigen Meinungszünften und Parteien, worin die Menschen sich getheilt haben, irgend etwas, nur nicht ganz Gemeines und Geistloses zu schreiben, woran nicht einzelne Menschen oder ganze Parteien Anstoss nehmen sollten! Was dem Einen recht ist, das ist dem Anderen ja verkehrt; was der Eine für heilige und unumstössliche Wahrheit hält, das sieht der Andere ja für ein grundloses und grundverderbliches Irrsal an.

2. Welche von den vielen theologischen und politischen Parteien, die es in Deutschland giebt, soll es denn nun eigentlich sein, der durch unsere Aeusserungen einen Anstoss zu geben wir künftig vermeiden sollen? Etwa die in Preussen jetzt am Ruder sitzende? Die, welche den menschlichen Geist wenigstens um hundert Jahre zurückzustossen, alles eigene Denken über theologische und politische Gegenstände gewaltsam zu hemmen und uns wieder zu maschinenmässigen Nachbetern ungeprüfter und unfruchtbarer, zum Theil sittenverderbender Lehrsatzungen zu machen bemüht ist? Aber eine solche Forderung kann und wird eine Regierung, wie die unserige ist, an keinen ihrer Schriftsteller, am wenigsten an den ergehen lassen, der, wie man sagt, nur zu oft und zu laut bewiesen hat, dass er eher alles Andere, als was ihm Wahrheit ist, aufzuopfern oder zu verläugnen im Stande sei. Zudem, wie sollte man es auch anfangen, sich jenen Leuten gleich zu stellen, da sie, wie bekannt, so schwankend in ihrem eigenen Lehrgebäude und so folgewidrig in ihren Behauptungen sind, dass man, indem man die eine davon annimmt, die andere, sobald man

richtig schliessen will, nothwendig verwerfen muss. So behaupten sie z. B. die Untrüglichkeit der symbolischen Bücher und die Nothwendigkeit diese Bücher zur Richtschnur unseres Glaubens und unserer Lehre anzunehmen, und mischen gleichwohl selbst, wie die einsichtsvollsten Gottesgelehrten ihnen nachgewiesen haben, in ihre sogenannte reine Lehre Sätze ein, welche dem Lehrbegriffe des Augsburgischen Bekenntnisses offenbar zuwider sind. So wollen sie ferner angeblich die ursprüngliche Echtheit des freigläubigen oder protestantischen Kirchenthums wieder herstellen, und verwerfen gerade den ersten und wesentlichsten Grundsatz des Freiglaubens oder Protestantismus, den, dass wir keine andere Quelle unseres Glaubens und unserer Lehre, als die Bibel, und keine andere Auslegerin derselben als unsere Vernunft anerkennen! Wie soll man es denn nun anfangen, sich mit Leuten in Einklang zu setzen, die in ihren Behauptungen sich so grober Widersprüche schuldig machen? — „Aber so kann man doch, um ihnen nicht anstössig zu werden, schweigen!“ Gut, ich will einmal

3. annehmen, dass die Pflicht mitzuwirken zur Verbreitung erkannter heilsamer Wahrheit und zur Verminderung der Summe erkannter gemeinschädlicher Irrthümer für Denjenigen, der Kraft und inneren Beruf dazu in sich verspürt, noch nicht die höchste sei, sondern dass es andere Pflichten gebe, welchen jene im Falle des Zusammenstosses nachstehen müsse. Ich will annehmen, dass ein solcher Zusammenstoss jetzt wirklich stattfinde, und dass ich der Mann sei, der dabei ins Gedränge komme; dann werde ich freilich, sobald mir Jemand dies auf eine entscheidende Weise darthun wird, meine schwache Feder augenblicklich niederlegen, und sie recht gern niederlegen, weil es ja wahrlich kein Wonneleben ist, wonach

man lüstern sein könnte, für Wahrheit und Menschenrechte unaufhörlich zu Felde zu liegen, und für freimüthige Vertheidigung derselben sich von einer Menge zum Theil mächtiger Leute, als einen gefährlichen und gottlosen Menschen, anfeinden, verschreien und schmähen zu lassen. Ich werde also, wie gesagt, in diesem Falle schweigen; aber wie soll ich nun, als Inhaber der hiesigen Schulbuchhandlung, mich gegen diejenigen Schriftsteller verhalten, die ihre Werke meiner Handlung entweder schon anvertraut haben, oder künftig anvertrauen wollen? Wir lassen z. B. für die nächst bevorstehende Messe, ausser dem schon erwähnten Jerusalem'schen Nachlass, einen neuen Theil von Henken's freimüthiger Kirchengeschichte, eine neue Auflage von des verstorbenen Stadtpredigers Henke Predigten u. s. w. drucken; lauter Werke, in welchen die Wöllner, Hermes, Woltersdorf, Hilmer und ihres Gleichen recht sehr viel Anstössiges finden werden, indess ein grosses, aufgeklärtes und aufklärungsbedürftiges Publicum die Verfasser derselben segnen wird. Was soll ich nun mit diesen und ähnlichen, beinahe schon vollendeten Werken machen? Und wie soll ich bei anderen Büchern dieser Art, die man meiner Handlung künftig anbieten wird, mich verhalten? Den Verfassern derselben zuzumuthen, sie vorher erst so einzurichten, dass die Wöllner, Hermes, Hilmer, Woltersdorf und Genossen keinen Anstoss daran finden mögen? Aber welcher Schriftsteller von Ehre und Verdienst würde einer Buchhandlung, die eine so lächerliche Bedingung machte, jemals wieder auch nur einen Bogen zum Verlage anbieten? Die Handlung müsste also nothwendig zu Grunde gehen.

Soll sie das nun aber nicht, so ist ja augenscheinlich, dass auch diese zweite Anforderung: nichts zu

schreiben oder drucken zu lassen, woran Anstoss genommen werden könne, nicht in der Allgemeinheit, in der sie ausgedrückt ist, gemeint sein und ohne nähere Bestimmungen und starke Einschränkungen von einem ehrliebenden und gewissenhaften Mann unmöglich angenommen werden könne.

Ich wende mich nun zur Erwägung des letzten Satzes des an uns ergangenen Antrages:

> „dass sie in specie sich aller Kritiken benachbarter Regierungen und ihrer Verordnungen, besonders der Preussischen, gänzlich enthalten möchten."

Ich setze hierbei abermals als höchst wahrscheinlich voraus, dass dies mir, nicht bloss insofern ich Schriftsteller, sondern auch insofern ich Inhaber einer Buchhandlung bin, gesagt sein soll. Ich für meine Person könnte diese Einschränkung leicht übernehmen, ohne dass die Welt oder ich etwas Erhebliches dabei verlieren würde. Ich habe die Freuden, welche das Schriftstellerleben besonders für Den, der es mit der Wahrheit, wie mit der Menschheit redlich meint, und nur das gemeine Beste dabei vor Augen hat, mit sich zu führen pflegt, bis auf die Hefe gekostet. Den Durst darnach, der in dem Jünglinge brannte, hat der Mann schon lange und bis zum Ueberdruss gelöscht. Ich sehne mich herzlich nach Ruhe; sehne mich nach dem noch nie geschmeckten Glücke, einmal mir selbst und den Meinigen zu leben. Der Abend meines mühsamen Lebens naht heran; und meine ganze körperliche Verfassung erinnert mich, dass es wahrscheinlich kein sehr langer sein werde. Ihn im Schoosse der einfachen Natur, fern von dem Getümmel der grossen und kleinen menschlichen Leidenschaften, an der Seite meiner Lieben und unter ländlichen Arbeiten verleben zu können, war schon lange die einzige irdische Aussicht,

die mir zur Ertragung der vielen Mühseligkeiten meines bisherigen Geschäftslebens Kraft, Muth und Freudigkeit verlieh. Ich könnte nun das, was jetzt von mir verlangt wird, als einen Wink der Vorsehung ansehen, dass der glückliche Zeitpunkt, da es mir erlaubt sein soll, jenen alten Lieblingsplan meines Herzens zu vollführen, gekommen sei. Das will ich denn auch recht gern, und die Gelegenheit, mein ganzes weitläufiges Wesen je eher je lieber zu veräussern suchen, so sehr ich kann.

Aber bis sich diese für mich erwünschte Gelegenheit gefunden haben wird, und so lange ich nun noch bis dahin auf der von mir selbst, aus reger Vaterlandsliebe und um mich für die von meinem Fürsten erhaltenen Gnadenbezeigungen dankbar zu beweisen, erbauten Galeere nothwendig rudern muss, halte ich es nach gewissenhafter Prüfung und Würdigung meiner Pflichten als Mensch, als Schriftsteller und als Buchhändler, weder für recht, eine Einschränkung wie diejenige ist, wozu ich hier meine Einwilligung geben soll, ohne durch einen Zwangsbefehl dazu genöthigt zu sein, freiwillig zu übernehmen, noch für möglich sie, wenn ich sie übernommen hätte, so genau und strenge beobachten zu können, als ein Mann von Ehre sein gegebenes Wort zu erfüllen wünscht. Letztes, aus den schon oben angeführten Gründen, die in der Natur eines so weitläufigen Buchhandels, als der unserige ist, liegen; Erstes aus Folgendem:

1. Nach den in meinem, den gegenwärtigen Buchhandlungsschriften beigelegten Promemoria auseinandergesetzten Gründen, kann und muss ich mir und jedem rechtlichen Schriftsteller, das uns zustehende Recht, über öffentliche Staatsanordnungen, selbst in demjenigen Lande, worin wir leben, wie viel mehr, wenn von Anordnungen in fremden Ländern die Rede ist, zu urtheilen, unter der

Bedingung, dass die Beurtheilung mit Anstand und Bescheidenheit geschehe, nothwendig vorbehalten; weil nach meiner innigsten Ueberzeugung die Ausübung dieses Rechts, innerhalb der besagten Grenze, einer gerechten, nicht willkürlichen und tyrannischen Regierung niemals schädlich werden kann. England und Nordamerika liefern den Beweis. — Dieses Recht des freien und unschädlichen Urtheils gehört offenbar — wie auch in der ganzen aufgeklärten Welt, ehemals auch im preussischen Staate, anerkannt worden ist — zu den unveräusserlichen Menschenrechten, die eine gerechte Regierung uns nicht schmälern, und auf die man freiwillig ohne Niederträchtigkeit nicht Verzicht thun darf. Was öffentlich geschieht, das darf auch öffentlich beurtheilt werden; und was Alle angeht, darüber dürfen auch Alle ihre Meinung sagen. Kein Mensch, kein Staatsbeamter, selbst Kaiser und Könige nicht, haben ein Recht, öffentliche Unbilde zu verüben, und das öffentliche Urtheil darüber zu verbieten. Diese Wahrheiten gehören zu den erwiesensten, die ich kenne.

2. Aller Augen durch ganz Deutschland sind jetzt auf unser Braunschweig gerichtet. Das Gerücht von der Gefahr, die unserer weit berühmten Pressfreiheit droht, hat sich wie ein fürchterliches Lauffeuer verbreitet. Nahe und ferne deutsche Regierungen erwarten, was, nach dem Ausgange des verhängnissvollen Kaiserlichen Ratificationsdecrets, der weise und edle Herzog von Braunschweig zu thun sich entschliessen wird, um es ihm nachzuthun. Was hier bei uns jetzt angeordnet wird, das wird in kurzer Zeit für ganz Deutschland Gesetz sein. Das ist keine blosse Vermuthung; ich weiss es aus sehr zuverlässigen Quellen. Nun wolle man doch in Erwägung ziehen, was bei dem gegenwärtigen Gestirnstande an unserem

politischen deutschen Himmel, nicht bloss möglicher, sondern auch höchst wahrscheinlicher Weise, aus verschiedenen Theilen unseres deutschen Staatskörpers, ja aus diesem ganzen Staatskörper selbst, am Ende werden würde, wenn der letzte, vielleicht der einzige noch übrige Hebel, wodurch dem Uebergewicht der willkürlichen Herrschsucht und der Verfinsterungswuth noch mit einigem Erfolge entgegengearbeitet wird — die Oeffentlichkeit oder sogenannte Publicität — uns aus den Händen gewunden werden sollte. Ich erschrecke bei dem Gedanken an die blosse Möglichkeit dieses Unglücks, des grössten und schauderhaftesten von allen, welche unser armes Deutschland treffen können; und ehe ich den schweren Fluch auf mich laden wollte, möchte ich mir die Hand, die diese Unterschrift geben könnte, tausend Mal lieber abhauen lassen. Die Schriftsteller sind ja, wie noch neulich ein weiser Beurtheiler in der Göttingschen gelehrten Zeitung mit Recht erinnerte, die einzigen Fürsprecher des Volkes, da, wo es keine andere hat; und wie viel sind der Länder in Deutschland, wo es andere hätte? Und was sollte also aus dem armen Volke werden, wenn auch diese, von der Vorsehung ihm zugeordneten Sachwalter nunmehr gänzlich verstummen sollten?

So lange also von einer freiwilligen Annahme jenes Antrages die Rede ist, kann und werde ich meine heiligen Pflichten gegen Vaterland und Menschheit nie so sehr vergessen, um mich — was ohne feige Schändlichkeit nicht geschehen könnte — dazu jemals zu verstehen. Mein Vermögen, mein Leben, meine Freiheit stehen in der Hand der Menschen; aber meine Ehre und mein Gewissen sind von jeder äusseren Einwirkung unabhängig — sind mein im eigentlichsten und vollsten Sinne des Worts. Man kann mir jene nehmen, sobald

man will; ich werde es nicht hindern können, und, sobald es sein muss, zu verzichten und zu leiden wissen; aber diese kann und werde ich gegen die ganze Welt, gegen die Hölle selbst, wenn es eine giebt, in ihrer ganzen unverletzlichen Reinheit behaupten!

Alles also, wozu ich mich, ohne jenes höchste Gut des Menschen — Ehre und Gewissen — zu verletzen, in dieser ganzen Sache verpflichten kann, und aus Ehrfurcht und Liebe gegen meinen besten und gnädigsten Fürsten mich recht gern verpflichten will, besteht in folgenden Erbietungen:

1. Ich will, wie schon gesagt, Gelegenheit suchen, mein ganzes Wesen, sobald als möglich zu verkaufen, ungeachtet dies unter den jetzigen Umständen nicht ohne sehr beträchtlichen Verlust wird geschehen können, um meinen innigst verehrten Fürsten von der Gegenwart eines Mannes zu befreien, dessen unglückliches Verhängniss es so wollte, dass er, ohne Verschuldung und ohne es hindern zu können, Höchstdemselben lästig werden musste. Bis dahin aber, dass ich mich meines buchhändlerischen Wesens entledigen und mich entfernen kann, will ich

2. so weit es in meinem Vermögen steht, sorgfältig zu verhindern suchen, dass in meiner Handlung etwas erscheine, worüber fremde Regierungen mit irgend einem Schein von Recht sich beschweren könnten.

3. Alle diejenigen schon übernommenen Schriften, von welchen mit einiger Wahrscheinlichkeit zu vermuthen steht, dass sie zu dergleichen, wenn gleich unbilligen und unmaassgeblichen Beschwerden der machthabenden Finsterlinge Anlass geben könnten, ohne Angabe des Druckorts erscheinen lassen.

Sollte nun aber dies alles noch nicht hinreichend befunden werden, die Ruhe unseres gnädigsten Fürsten

zu sichern, und sollte es also durchaus nothwendig sein, dass mein buchhändlerisches Wesen jetzt gleich aufhöre und sein bisheriger Besitzer sich sogleich entferne; dann darf ich von der Gerechtigkeit einer Regierung, wie die unserige ist, mit vollkommener Zuversicht erwarten:

> „dass dieselbe, da die Bedingung, unter der ich die ehemalige Waisenhausbuchhandlung von ihr kaufte, und unter der ich eine Druckerei anzulegen mich erbot, nicht mehr gehalten werden kann, gnädigst geruhen werde, mir die besagte Buchhandlung zu eben demselben Preise, zu welchem sie mir überlassen wurde, und die Druckerei für das, was sie mir gekostet hat, wieder abzunehmen."

Mein Verlust wird desungeachtet noch immer beträchtlich und der blühende Wohlstand meiner äusseren Umstände dahin sein. Allein um die Ruhe meines huldreichen Fürsten zu sichern, ist kein Opfer, was Ehre und Gewissen zu bringen erlauben, so gross, dass ich es nicht mit Freudigkeit darzubringen von Herzen bereit wäre.

Als die letzte Gnade, die ich noch zu bitten wage, werde ich es ansehen und verehren, wenn Serenissimus gnädigst geruhen wollen, mir die Entscheidung meines Schicksals sobald als möglich anzeigen zu lassen.

Braunschweig, den 23. März 1792. unterthänigst
J. H. Campe.

Und der Erfolg dieser kühnen Erklärung? Campe und Trapp wurden bald darauf vor die Fürstl. Commission nach Wolfenbüttel geladen. Das Gelindeste und zugleich das Wahrscheinlichste, was Campe erwarten konnte, war dass sein Anerbieten, sich entfernen zu wollen, angenommen worden sei. Folgendes eröffnete ihm die Commission:

„Dass Serenissimus, im Vertrauen auf unsere Ergebenheit gegen seine Person, und in der Hoffnung, dass wir Alles gern zu vermeiden suchen würden, was Ihn, seiner Neigung zuwider, zwingen könnte, strenge Verfügungen zu treffen, uns nach wie vor unserer eigenen Vernunft und unserer gewissenhaften Vorsicht zu überlassen beschlossen hätten.“

Es war ein glänzender Sieg, den Campe errungen hatte, errungen für sich, und mehr noch für die gute Sache, die er vertrat.

Den Fuss in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen —

so steht er vor uns, der Held der Geistesfreiheit. Campe hat in dieser Entscheidung Carl Wilhelm Ferdinand's stets eine der schönsten Perlen in der Krone dieses Fürsten erblickt. Was keine Gewalt von ihm hätte erzwingen können, das that er nun aus Liebe und Dankbarkeit: er befleissigte sich fortan in seinen Schriften und in den Büchern, die in seinem Verlag erschienen, einer durchaus maassvollen Sprache, um seinem Landesfürsten keine Verlegenheiten zu bereiten, ohne dabei der Sache der Wahrheit und der Freiheit das Geringste zu vergeben.

Durch die felsenfeste Tapferkeit, mit welcher Campe, der sonst so friedfertige Mann, gekämpft hat gegen Uebergriffe und Gewaltthat, reiht er sich würdig jenen edlen Charakteren der deutschen Geschichte an, welche nicht bloss Lehrer, sondern auch Priester des Rechtes waren, einem K. von Moser, einem Iselin, einem Justus Möser. Und wie Campe in seinem unbeugsamen Einstehen für seine Ueberzeugung sich als einen Volksmann erweist im besten Sinn des Wortes, so war nicht minder der Kern seines Wesens deutsch, deutsch jeder Zoll, und das in einer Zeit unserer tiefsten nationalen Erstorbenheit.

Wenn auch einem Volk angehörend, das damals noch keine Nation war, nie hat er sich doch seiner Nationalität geschämt. Er konnte bitter werden, wenn er daran dachte, dass kein einiges Vaterland vorhanden sei, dass Deutschland nur Völker und Völkerheer habe [1]; aber gegenüber fränkischer Missachtung deutscher Art ruft er in patriotischem Schwunge aus: Junger Deutscher, der Du nach Paris reisest, tilge die Schmach Deines Vaterlandes, indem Du den Parisern keine anderen als edle deutsche Sitten zeigest! [2]. Er hat die Vorsehung darum gepriesen, dass er in Deutschland geboren ward, dass es ihm beschieden war, in dem so freisinnig und mild regierten Lande zu wirken. Mercier, jenes edle Mitglied der Nationalversammlung, das gegen den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hat, schrieb einst an Campe: „Nur zu Paris lebt man frei und glücklich; ich will dieses Paris nur gegen das Paradies vertauschen." Campe glaubte mit derselben Innigkeit und mit mehr Wahrheit hinzufügen zu dürfen: „Nur zu Braunschweig lebt man frei und glücklich; auch ich will Braunschweig nur gegen den Himmel vertauschen und kein anderes Land als dieses soll meine Asche verwahren!" — —

---

[1] Reise durch England und Frankreich, S. 126.
[2] Reise von Braunschweig nach Paris, S. 159.

JOACHIM HEINRICH CAMPE.



JOACHIM HEINRICH CAMPE.

EIN LEBENSBILD

AUS DEM

ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG

VON

DR. J. LEYSER.

MIT EINEM PORTRAIT.

ZWEITER BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN.

1877.

VII.

POETISCHE VERSUCHE.

„Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Gesang.“

Goethe.

Es gehört zum Style einer gewissen Geschichtschreibung, in den Schriftstellern des Zeitalters der Aufklärung die prosaischsten Wesen zu erblicken, die jemals eine Feder in Deutschland geführt, die Erbfeinde alles freien Schwunges, die Repräsentanten des nüchternsten oberflächlichsten Philisterverstandes, für Nichts empfänglich als für dürre Verständigkeit und Nützlichkeit und als das Urbild dieses faden und doch absprechenden Wesens den Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai und seine „Allgemeine deutsche Bibliothek" zu bezeichnen. Wir gestehen im Allgemeinen solchen Urtheilen eine gewisse Wahrheit zu, wenn auch eine kraftvolle Einseitigkeit dabei die Feder geführt hat, welchen Beweis in diesem Zeitalter der Ehrenrettungen wir selbst für Nicolai anzutreten kein Bedenken tragen.

Dieser Zug zum Brauchbaren und Nützlichen, der allerdings wie ein rother Faden durch das Gewebe hindurchgeht, das der Philanthropinismus mit emsiger Hand gesponnen hat, findet bei Campe eine glückliche Ergänzung in jener treuen Liebe, mit welcher er der Dichtkunst stets ergeben blieb, in deren Arme er sich oftmals geflüchtet hat in den Stunden einsamen Leidens [1]).

---

[1]) 1. Der Einsiedler von Warkworth. Eine northumberländische Ballade. Aus dem Englischen. Braunschweig 1790.

Zwar auch hier konnte er zürnen, wenn er das schöne Gleichmaass und das berechtigte Bedürfniss des Lebens verstört sah. Er hat sich einmal in scharfer Ironie gegen die „Progresse der Deutschen im Versemachen" gewendet [1]). Er erzählt von einer mässig bevölkerten Stadt, die gegen dreihundert Dichter und Dichterlinge besitze; das ganze Corps von Versemachern im lieben deutschen Land berechnet er auf 20,000. Er redet von Anstalten, in welchen Knaben und Jünglinge das Poetisiren bequemer finden als das Erlernen gemeinnütziger Kenntnisse. Ein Knabe von kaum sechs Jahren kam ihm vor, der äsopische Fabeln, ein anderer von fünf Jahren, der Idyllen dichtete. Von jungen Töchtern aus allen Gegenden Deutschlands wurde er angesungen. Ja, ein junger, einfältiger Bauer bot ihm einst eine Sammlung Lieder zum Verlage an. Er rechnete darum die Wuth, Verse zu machen, zu den epidemischen Krankheiten seiner Zeit, und im Kampfe gegen „das Schnupfenfieber der Schöngeisterei" liess er sich zu dem viel getadelten Paradoxon hinreissen, Christian Mumme, der Erfinder jenes berühmten Bieres, und Hans Jürgen, der Erfinder des Spinnrades, hätten Familien und Völkern mehr genützt, als die Verfasser von Oden und Epopöen. Es war doch nur ein Missverständniss, wenn einzelne Stimmen der Zeitgenossen deshalb gegen Campe den Vorwurf erhoben, er würdige die edlen Dichter unseres Vaterlandes schnöde herab, er halte ein Spinnrad für etwas Grösseres als die Odyssee, ein Glas Mumme für köstlicher als die Messiade. Denn Campe hatte jene scheinbar so harten

---

2. Campe's Tagebuch. (Manuscript.)
3. Hamburger Musenalmanach von Voss u. Göcking (1780 bis 87).
4. Der Teutsche Merkur vom Jahr 1774.

1) Braunschweigisches Journal I, 373 ff.

Worte nur der Jugend zugerufen, die er retten wollte von jener nervösen Empfindsamkeit, die da unfähig macht zu den Geschäften des häuslichen und bürgerlichen Lebens. In jenen anderen Schriften, die er nicht für Kinder, sondern für Männer schrieb, hat er in begeisterter Rede geschildert, wie die Poesie, die freie Himmelstochter, auch das kälteste Herz entzünden kann, wenn sie aus Ramler's Cantaten weint, aus Yorck's Reisen lächelt, aus Klopstock's Heldengesängen tönt.

War es auch Campen's alte Unart, wie er selbst einmal sagt[1]), nicht ausschliesslich dem Schönen nachzulaufen, sondern auch das Nützliche, wo es auf seinem Wege sich fand, für seine Mitmenschen mitzunehmen: so hat er doch für das Erbtheil des Idealen, für Kunst und Poesie, stets einen aufgeschlossenen Sinn sich bewahrt. Wie hat er in Kunstgenüssen geschwelgt während seines zweiten Aufenthaltes zu Paris![2]) Mit welcher Andacht durchwandert er die Sammlungen des Louvre! Wie bezaubern ihn die Raphael'schen Madonnen, der Apoll von Belvedere, die Laokoonsgruppe! Dagegen der kraftgenialische Sturm und Drang der modernen Titanen dünkte ihm unerträglich. Campe's Styl, der sonst klar und ruhig fliesst, wie ein Bach im Wiesengrunde, er beginnt zu wallen und zu sieden, wenn er auf „die Secte der Genies, der Kraftköpfe“ zu reden kommt, als die über alle anderen Sterblichen weit sich hinwegsetzen, allen Regeln einer guten Sitte Hohn sprechen, keiner dauerhaften Freundschaft, keiner segensreichen Wirksamkeit fähig sind[3]). Selbst der Anblick des donnernden Rheinfalles kann ihn nicht recht begeistern, da ihm hier

[1]) Rückreise von Paris nach Braunschweig, S. 155.
[2]) Reise durch England und Frankreich, S. 186 bis 205.
[3]) Theophron, S. 298 ff.

der Rhein wie ein junger Feuerkopf, wie eine Genie vorkam [1]. Aber auch hier werden wir Campen nicht schlechthin der Uebertreibung und der Einseitigkeit zeihen dürfen. Denn wenn auch am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Gestaltung deutschen Lebens heraufzog, welche dies noch beschränkte Bildungsideal des Zeitalters der Aufklärung vertieft und verklärt hat, so mussten doch jene jugendlichen Führer der Sturm- und Drangperiode in ihrem trotzigen Uebermuth, in ihrem gährenden Weltschmerz auf die ältere Generation den Eindruck machen, als sollten jene Errungenschaften wieder in Frage gestellt werden, welche die Aufklärung an den Sieg ihres Paniers geknüpft hatte. Jenen Theil der Stürmer und Dränger hat Campe im Auge, der in der Göttlichkeit des Genies einen Freibrief erblickte für jede Maasslosigkeit, für jede Verschrobenheit, für jede Roheit. —

Campe glaubte nie einen eigentlichen Beruf zur Dichtkunst zu besitzen; gleichwohl fühlte er stets einen Anreiz in sich zu poetischen Versuchen. Namentlich in den trüben Wochen, wenn sein öfters wiederkehrendes Augenleiden in den „Sorgenwinkel" ihn bannte, da hat er seinen Trost gesucht bei der Himmelstochter Poesie. Er sagte einmal, unter die meisten seiner poetischen Versuche könne man die Unterschrift setzen: pinxit in doloribus, wie Friedrich Wilhelm I., wenn er unter den Schmerzen des Zipperleins die grossen Grenadiere malte.

Die Dichtungsarten, die Campe mit Vorliebe angebaut hat, sind Ballade, Lied und Epigramm. Alle diese poetischen Bruchstücke halten sich frei von der seelen-

---

[1]) Reise von Hamburg bis in die Schweiz, S. 252.

losen Tändelei des noch vielfach herrschenden französischen Geschmacks, sie sind ehrbar und kernhaft. Aus Schottland, wo der Quell der Volkspoesie nie zu springen aufgehört hat, holt er sich den Stoff für seine Ballade, für deren Uebertragung er einen alterthümlichen, volksmässigen Grundton festzuhalten sucht; seine Lieder erinnern in ihrer natürlichen Leichtigkeit an Hagedorn und Weisse; seine Epigramme vereinigen treffenden Witz mit patriotischer Gesinnung. — —

I.

Episches.

Der Einsiedler von Warkworth[1].

(Eine northumberländische Ballade.)

Erster Gesang.

Schwarz war die Nacht und wild der Sturm,
Der Giessbach rauschte sehr;
Und ans entfernte Ufer schlug
Das laute, wilde Meer.

---

[1]) Zuerst veröffentlicht im „Teutschen Merkur" von 1774. — Warkworth ist eine Burg in Northumberland, die kühn auf einem Vorgebirge in der Nähe des Meeres sich erhebt, von dem Coquet, einem oft reissenden Giessbach umflossen. Eine Meile von dem Schloss entfernt, in einem tiefen, romantischen Thale liegen die Ruinen einer Einsiedelei, deren in zierlicher Gothik gehaltene Capelle noch ziemlich erhalten ist. In dieser Capelle befindet sich ein Grabmonument, auf dessen Unterbau eine weibliche Gestalt, kunstvoll gearbeitet, liegt. Die mündlichen Ueberlieferungen, welche über den Ursprung dieser Einsiedelei und des Grabmals sich erhalten haben, erzählt die von Campe nach dem englischen Original bearbeitete Ballade.

Still lag ein Eremit, und sann
Der Menschen Elend nach,
Als, ach! ein weiblich Klaggeschrei
In seine Zelle brach.

Der Biedermann weckt endelich *)
Sein schlafend Feuer auf,
Fasst einen hellen Brand und rennt
Davon im vollen Lauf.

Gar kläglich unterm nahen Baum
Ein hübsches Mädchen sass,
Zerschlug den Busen und begoss
Mit Thränenfluth das Gras.

Du gutes Mädchen, weine nicht!
Weg mit dem Schreckenschwarm!
Mein kleines Dach soll schützen dich,
Soll sichern dich vor Harm.

„Ich weine nicht um mich, noch bebt
Mein banges Herz für mich:
Es bebt für meinen Busenfreund,
Der hier von mir entwich.

„Er ging und sucht' ein schützend Dach
Den todten Wald entlang:
Und, ach! wie zittr' ich, dass sein Fuss
In jener Fluth versank!“

„O trau auf Gott,“ erwiederte
Der fromme Eremit:
„Ich such' und finde deinen Freund;
Komm in mein Häuschen mit.“

Dann klimmt er seinen Felsengang
Die steile Klipp' hinan:
Ruft laut und schwenkt den Leuchtebrand
Den Ort zu zeigen an.

Er windet durch den Dickicht sich
Behend und sorgenvoll:
Bis endlich auf sein lautes Schrei'n
Schnell eine Stimm' erscholl:

---

*) d. h. eilfertig.

„O sage, Vater, sage mir,
Ob du an diesem Ort
Ein Mädchen fandest, hübsch und zart,
Das ich verlassen dort?“

„Verirret bin ich, oder sie
Ging fürder, eh ich kam:
Nun fürcht' ich, ach! der wilde Strom
Verschlang das fromme Lamm!“ —

„Dank Gott, mein Sohn (der Alte sprach),
Sie ist dir unversehrt!“
Dann führt er auch den jungen Mann
Zu seinem kleinen Heerd.

Da sah man, wie dies wack're Paar
Sich liebte inniglich,
Wie eine Thrän' an seiner Brust
Ihr aus dem Auge schlich.

Ihr Gastfreund sah ein süss'res Paar
Wohl nie sein lebelang:
Der Jüngling gross und männlich schön,
Sie — reizend, sanft und schlank.

Den Jüngling ziert im grünen Kleid
Ein Jagdhorn wunderschön;
In Tafft mit aufgeworfnem Schlei'r
Liess sich das Mädchen sehn.

„Sitzt, Kinder,“ sprach der weise Mann,
„Gebt euren Füssen Rast,“
Dann wird sein Heerd mit Holz belegt:
Sein kleines Feuer prasst.

„Nehmt,“ sprach er freundlich, „so vorlieb
Mit dem, was Gott bescheert,“
Drob ward sein Tisch mit trocknem Obst,
Mit Käs' und Milch beschwert.

„Dank, Vater,“ sprach das junge Paar,
Und nahm die Mahlzeit ein,
Ass ohne Zwang und liess das Herz
Recht guter Dinge sein.

„Nun, sagt mir, Kinder (denn mein Rath
Möcht' euch wohl nützlich sein),
Welch Abenteuer bracht euch hier
In diesen öden Hain?“

Erst, Vater (du verzeihst mir doch
Die Neugier?), sage mir:
Wie heisst die nächste Stadt? Und wem
Gehört die Gegend hier?

Weh mir, mein Sohn, dass dieser Mund
Dies noch erzählen kann!
Ach, dieses Landes rechten Herrn
Verwies, verbannte man!

Zehn Winter überschneiten schon
Dies Dach von Hochmuth fern,
Seit Hotspur (denn so nannte man
Den jungen braven Herrn)

Zu Felde wider Bolingbroke
Mit Nordens Mächten zog,
Und muthig nach Salopia
Dem Tod entgegenflog.

Ein junges Söhnlein liess er nach,
Des Landes künft'gen Schutz,
Für den sein Ahnherr Sorge trug,
Der Feinde Wuth zum Trutz.

Nach Schottland bracht er unversehrt
Das Kind, vom Kampfplatz fern,
Und jüngsthin raubt uns ach! der Tod
Den guten alten Herrn.

Nun liegt der Name Percy — ach!
Bedeckt mit dicker Nacht;
In Nacht und Nebel liegt mit ihm
Des Nordens Stolz und Pracht.

Kein Feldherr dieses edlen Stamms
Führt unser Heer zur Schlacht,
Indess Feind Schotte Feld und Dorf
Zur öden Wüste macht.

Und ihre Schlösser, einst so schön,
Zerfallen nun in Schutt.
Der stolze Fremdling raubt ihr Land,
Trägt heim ihr Geld und Gut.

Dort, wo der volle Strom das Thal
Durchwindet, — schauet her, —
Erheben Warkworths Thürme sich
Zu überschaun das Meer.

Da stehn sie, wie verloren, nun
In Unkraut ganz versteckt,
Wo prächtig Herrn und Damen sonst,
Auch Armen, ward gedeckt.

Verkannt in Schottlands Bergen, lebt
Der Percy, ohne Ruhm.
Hängt ab von fremder Gütigkeit,
Getrennt vom Eigenthum.

O dau'rte mein betagter Blick,
Ihn einst zu sehen hier!
In Frieden reis' ich himmelan! —
Er sprach's und weinte schier.

Und hat dann Percy, ausser dir,
So warmer Freunde mehr?
Dann Heil mir, Vater, sprach der Mann,
Denn ich, dein Geist, — bin er!

Stumm gafft er ihn erst an — kehrt drauf
Sich um, und weinet aus;
Dann hebt er Hand und Aug' empor,
Und ruft, ihn segnend, aus:

Willkommen, theurer, lieber Herr,
Durch uns're Wünsch' erfleht!
Doch wer mag wohl die Dirne sein,
Die da so reizend steht?

Nun, Vater, horch auf meine Red'
Und nichts sei dir verhehlt!
Durch weisen Rath geleite du
Die Jugend, die oft fehlt.

An Stuart's Hof, im Schottschen Reich,
Hielt man mich nach Gebühr,
Zu machen tapfern Rittersmann,
Und Feldherrn einst aus mir.

Ich brannte lange vor Begier
Mein Vaterland zu sehn:
Und endlich gab's mein Führer zu,
Erweichet durch mein Flehn.

Dann wandr' ich fort in Jägertracht,
Und wand're auf und ab;
Bis man im edlen Nervill's Haus
Mir Jägerstelle gab.

Hier blieb ich fremd und unerkannt,
Bis mir mein guter Stern
Des schönen Fräuleins Huld erwarb,
Der Tochter meines Herrn.

Nun, sprach das Mädchen feuerroth,
Was weiter ist geschehn,
Und was dein edles Herz verschweigt,
Lass, Percy, mich gestehn.

Es trug an einem Sommertag
Sich zu, dass schwüle Luft
Mich lud in einen grünen Wald,
Zu athmen Kräuterduft.

Urplötzlich sprang ein rauher Trupp
Von Schotten auf mich los,
Zu ihrer Beut' erklärte mich
Der Strassenräuber Tross.

Mein Zeterschrei flog in den Wind,
Bis sich's erbarmte Gott,
Und diesen braven jungen Mann
Herbeizufliehn gebot.

Mit nichts, als einem Jägerspeer
Und Dolch in seiner Hand,
Erschien er, wie ein Wetterstrahl:
Die Räuberbande stand.

Er focht, bis noch mehr Hülfe kam,
Die Schotten endlich fliehn:
So löst' er meine Banden auf,
Sie enger zuzuziehn.

O Heil, erwiedert' er, dem Tag,
Dem Blut, dass ich vergoss!
Von Stund an fand ich Gnad' und Huld,
Bei der, für die es floss.

Und, als sie, wer ich sei, vernahm,
Schenkt' sie mir ihre Hand.
Doch ach! der Mutter! Fürstin Stolz
War uns zu sehr bekannt!

Die hohe Schwester Bolingbrok's
Dem Hause Percy gram,
Lässt, dacht' ich, sich wohl nie herab
Zu dem verbannten Stamm.

Verzweifelnd endlich am Consens,
Liess sich mein Täubchen hier
Zur Flucht bereden; querfeldein
Nach Schottland flogen wir.

Und heute, da die Nacht einbrach,
Aus Furcht, verfolgt zu sein,
Schlug ich mit ihr zur rechten Hand
Den Weg zur Wildniss ein.

Der Regen goss. Da liessen wir
Die Klepper, weidlich lass.
Wir trafen dich; du führtest uns
Zu dieser Zelle bass.

Nun ruhet, sprach der Eremit,
Mein Bettchen ist gemacht.
Ich weiss, Madam verschmäh'n es nicht
Und hiermit — gute Nacht!

Der
Einsiedler von Warkworth.

Zweiter Gesang.

Der junge Tag stieg aus dem Meer
In stiller Majestät.
Doch sanfter noch und lieblicher
Verliess Lenor ihr Bett;

Fand ihren Heinrich ganz allein,
Und fand, er hab gewacht
Und Rath gesucht mit seinem Freund
Die liebe lange Nacht.

Wie staunt das Kind, wie purpurroth
Ward ihre weisse Haut,
Da sie der Ritter höchlich bat,
Zu sein heut' seine Braut!

Wohl hier in dieser Einsiedlei
Ein kleines Bethaus ist.
„Lass, trautstes Kind, vollkommen sein
Mein Glück zu dieser Frist!“

„O Heinrich, wie versagt ich dir
Was jetzt dein Mund begehrt?
Ach! wie versagt ich dem die Hand,
Dem ich das Herz gewährt?

Für dich entsagt ich wohlgemuth
Der Aeltern Zärtlichkeit;
Mit dir zu theilen Wohl und Weh
Sieh jetzt auch mich bereit.“

„Und willst du, süsses Mädchen, dann
So gar gefällig sein,
Mit mir zu theilen grossmuthsvoll
Gefahren, Noth und Pein?

Der Himmel, traun! hat Wonne noch
Zu krönen deine Treu;
Ein Hoffnungsstrahl naht, dass ich jetzt,
Viel Gut's uns prophezeih'.

Auf jener Insel Coquet wohnt
Ein Mönch nicht weit von hier,
Ein frommer Mann, und wohl bekannt
Den deinigen und dir.

Nun wisse, dieser Ehrenmann
Soll hin nach Kaby gehn;
Und um Verzeihung soll allda
Der Vater Bernhard flehn.“

Zu holen diesen heil'gen Mann
Ging unser guter Wirth.
„Nun hoff' ich, dass die fromme Hand
Uns bald verbinden wird.“

So schwatzte dieses traute Paar
Die trägen Stunden fort:
Zuletzt erschien der fromme Greis
Wohl an demselben Ort.

Mit Lust und mit Bewunderung
Grüsst er das edle Paar;
Und knüpft mit brünstigem Gebet
Ihr Ehband ganz und gar.

Dann wandert' er nach Kaby hin,
Das nicht gar nahe lag.
In Lieb' und Scherz vertändeln sie
Den lieben langen Tag.

Und nun, geführt von ihrem Wirth,
Gehn beide zu beschau'n,
Die Einsiedlei, mit Busch behängt,
In rauhen Fels gehau'n.

Und hart dabei ein Klippengang,
Zu schauen niedlich an,
Wand durch ein steinern Bogenwerk
Sich krumm den Berg hinan.

Allda mit Blum' und Kraut bedeckt
Sein kleiner Garten stand;
Auch mancher Fruchtbaum, allzumal
Gepflanzt von seiner Hand.

Dann stand ein dreifach Heiligthum
Aus hartem Fels geschnitzt;
Das erst' ein Bethaus, schön gewölbt,
Mit Säulen unterstützt.

Hier traf man was Capellen ziert,
In schönster Ordnung an.
Geweihter Wassernäpfe viel
Auch Beichtstuhl sahe man.

Ein heil'ger Spruch auf jeder Thür
Viel Andacht hier verhiess.
In einer kleinen Nische hing
Das Kreuz und Kron und Spiess.

Zwo Stufen kühnten allgemach
Zum räumlichen Altar.
Benebst zwei Fenstern nahm man auch
Die heil'ge Kerze wahr.

Zur Altarseite stand ein Grab,
Gehau'n aus rohem Stein.
Ein junges schönes Mädchen lag
Darob gegraben ein.

Ein schön geformter Engel kniet
Bei diesem Conterfei,
Und weinend stand ein Kriegesmann,
Auch Wappenschmuck dabei.

Gewölb' und Fels, doch allermeist
Dies Grabmal nahm sie ein.
„Ach! wer mag wohl die Dame da,
So schön und traurig, sein?"

Da seufzt, da weint der Eremit,
Doch sprechen kann er nicht,
Bis ein gewalt'ger Thränenstrom
Ihm aus den Augen bricht.

Ach, Kinder, ach! ein Jammerthal
Für Menschen ist die Welt.
Und schrecklich, schrecklich ist, was euch
Mein Mund jetzt gleich erzählt.

Die Erzählung des Eremiten.

Dein Ahnherr, junger Lord, besass
In Bertram einen Freund,
Dess' Erbgut war die Anhöh' dort,
Die in der Fern' erscheint.

Da wo der edle Percy focht,
Focht ihm sein Freund zur Seit';
Den Schotten rief ihr junger Muth
Heraus zu manchem Streit.

Sir Bertram liebt' ein schönes Kind,
Ein schön'res sah man nie.
Der Thau auf Lilienblättern war
So reizend nicht als sie.

Sie hiess die schöne Widdrington;
Ihr Wohnhaus dort erscheint.
Und ihr Papa, ein Feldherr, war
Der Deinen warmer Freund.

Viel' Lords, und mancher Rittermann
Bewarben sich um sie;
Doch Bertram war ihr einz'ger Wunsch,
Für ihn nur brannte sie.

Lord Percy hielt für seinen Freund
Bei ihrem Vater an.
Da war's das schöne Mädchen nur,
Das sich erst noch besann.

Sie hatte die Verzögerung
Zum Mittel ausgedacht,
Zu prüfen ihres Ritters Treu
Und ihrer Reize Macht.

Ein Herz, sie sprach, ist leicht verschmäht,
Das sich zu leicht ergiebt;
Und Reue folgt dem Mädchen nach,
Das gar zu plötzlich liebt.

Lord Percy gab in Alnwik's Burg
Ein feierliches Mahl.
Da kamen Lords, da kamen Herr'n
Und Ritter ohne Zahl.

Vom Schmausen, Scherz und Schäkerei
Erscholl das Schloss fast sehr.
Lord Percy rief auch Sieg und Sang
Und Kriegstrompeten her.

Das Geigerchor in blauer Tracht,
Am Arme schön geziert
Mit einem halben Silbermond,
Spielt' auf wie sichs gebührt.

Sie sangen jede grosse That,
Die dein Geschlecht bewies;
„Wie Mainfred mit der Norder Heer
Zuerst vom Ufer stiess;

„Held Galfried nach der Normandie
Zusammt dem Kollo kam,
Und von erstürmten Festen da
Den Namen Percy nahm.

„Sie sangen, wie zu seiner Braut
Der tapf're William
Die junge Sachsin, die er fing,
Nebst Land und Leuten nahm.

„Dann hin nach Palästina zog,
Dort tapfer focht und starb,
Doch erst des Ketzers Sultans Zier
Den halben Mond, erwarb.

„Und wie der Name Percy stets,
Dem Unterdrücker feind,
Zum Schutz und Schmuck des Vaterlands
Im edlen Glanz erscheint."

Mit lautem Zuruf krönte man
Den Sang einmüthiglich;
Und alles sprach von Heldenthat,
Und alles sprach von Krieg.

Man schwatzte von vergangner Noth,
Von jeder kühnen That,
Als ach! ein Dirnchen, jung und zart,
Sich dem Palaste naht.

Sie redet Bertram höflich an,
Und wirft zur Erde sich.
„Herr Ritter, dein feins Liebchen schickt
Dir dies Geschenk durch mich."

Dann zeigt sie einen blanken Helm,
Der dick vergoldet war,
Die Haube war von Stahl gemacht,
Der Kamm von Golde gar.

„Herr Ritter, dieses schickt sie dir
Und will sein deine Braut,
Wenn du versuchet dies Geschenk,
Wo man am schärfsten haut."

Und Bertram nahm den blanken Helm,
Und dreimal küsst er ihn.
„Traun! zu versuchen solch Geschenk
Bin ich dir mehr als kühn."

Da zog Lord Percy, und mit ihm
Wohl sechzehn Edle, aus,
Mit Schottenblut des Landes Schmach
Zu waschen kühnlich aus.

An tausend Rosse, wohl noch mehr,
Formirten ihren Zug,
Und Widdrington, obgleich betagt,
Die Feldstandarte trug.

Stracks gehn sie über'n Tweed und stehn
Am Ufer wohl gestellt;
Und durch das krumme Tiviotthal
Ihr Waldhorn weidlich gellt.

So wie ein Leu aus seiner Gruft
Heraus im vollen Lauf
Dem Jagdgeschrei entgegen rennt:
So sprang der Douglas auf.

Eintausend Krieger standen schon
Zu seinem Dienst bereit:
Und nun erschien der Augenblick
Zum schreckenvollen Streit.

Ein ausgesuchter junger Trupp
Von Schotten erst erscheint.
Der Lord bemerket ihren Muth
Und spricht zu seinem Freund:

„Nun, Bertram, prüfe deinen Helm!
Greif jenen Vortrapp an:
Ich sterbe mit dir, wo ich nicht
Dir Hülfe leisten kann.“

Und Bertram bückt sich hocherfreut,
Und spornt sein muthig Ross,
Ruft seine Dame an und fleugt
Wie Wirbelwind drauf los.

So wie ein schneller Wetterstrahl
Den jungen Hain durchfährt,
So fährt durch den gedrängten Feind
Sir Bertram's kühnes Schwert.

Bald hier, bald da bahnt sich sein Stahl
Den Weg durch ihre Reih'n,
Und mancher schlanke Rittersmann
Büsst hier sein Leben ein.

Nun drängt sich dicht um ihn herum
Der Feind mit grosser Wuth,
Doch manche tiefe Wunde schlug
Sein noch viel gröss'rer Muth.

Und schier gewann sein starker Arm
Das Feld; als plötzlich, ach!
Ein schweres Streitbeil seinen Schild
Ihm in der Hand zerbrach.

Ein zweiter Hieb die Schläfe traf;
Da trank sein Blut der Sand:
Zersprungen war der schöne Helm
Von Isabel gesandt.

Lord Percy, der ihn übermannt
Von Feinden, fallen sah,
Ruft: „edle Freunde, hier! befreit,
Den wackern Ritter da!“

Und mit dem Schilde deckt er ihn,
So wie die nackte Brut
Der Adler deckt, der in der Luft
Auf breiten Flügeln ruht.

Dreimal versuchten sie den Raub
Dem Helden zu entziehn.
Umsonst! Er focht mit Löwenmuth,
Sie mussten dreimal fliehn.

Nun ras't von allen Seiten her
Gewaltiglich die Schlacht:
Zu früh ward mancher Dame hier
Ihr Ehh'err umgebracht.

Percy und Douglas, beide gross,
Bewiesen ihren Muth.
Mit Leichen ward das Feld bedeckt
Und alles floss von Blut.

Der Schotte trat uns endlich ab
Des Tages Ruhm und Glück,
Und zog, nach viel gezeigtem Muth,
Allmälig sich zurück.

Ganz blass, auf Schilden ausgestreckt
Trug man zum nächsten Schloss
Den jungen Ritter, dessen Blut
Aus tiefen Wunden floss.

„Wohl hast du meiner Tochter Hand
Verdient, der Vater sprach.
Auch soll sie selbst verbinden dich
In deinem Schlafgemach.“

Ein Bote ging; doch Isabel
Zeigt nimmer, nimmer sich:
„Die Mädchen, sprach der alte Herr,
Sind, traun! was ängstiglich.

„Biss muthig, Sohn; du sollst sie sehn,
Sobald dir heil die Haut;
Sie soll zu Haus dich pflegen fein,
Und soll sein deine Braut.“

Ihr Name giebt Sir Bertram Kraft,
Giebt seinem Herzen Ruh.
Die Hoffnung, seine Pflegerin,
Heilt seine Wunden zu.

Der

Einsiedler von Warkworth.

Dritter Gesang.

Ein's frühen Morgens, da der Thau
Am Baume zitternd hing;
Stand Bertram von dem Siechbett auf;
Die Braut zu seh'n er ging.

Sein junger Bruder, keck und fest,
Begleitet ihn getreu,
Die Wunden unter Weges ihm
Zu pflegen, die noch neu.

Sie ritten auch den ganzen Tag
Wohl über Moos und Moor.
Erst in der lieben schwarzen Nacht
Erreichten sie ihr Thor.

Gar gräulich schwarz das Thor erchien,
Das sonst so glänzend war.
Sir Bertram rief sich heisch, bevor
Er wurde Lichts gewahr.

Die alte Amm' erhob zuletzt
Die Stimme hell und klar:
„Wer ist der Unhold, der so schreit?
Wer klopft so dreiste dar?"

„S' ist Bertram, deiner Frauen Freund,
Vom Siechbett kommen an;
Ich ritt wohl über Moor und Moos,
Zu schaun dein Fräulein an."

„Nun helf uns Gott!" schrie sie zurück:
„O weh! was ist das hier?
Sechs lange Tage sind vorbei
Seitdem sie zog zu dir."

Sir Bertram's Herz erschrak fast sehr,
Und seufzt eins lang und breit,
Indess man aufzureissen lief
Das Thor sperrangelweit.

„Sechs Tag', Herr Ritter, sind vorbei
Seit dem sie zog zu dir;
Und traf kein Harm, kein Unfall sie,
Du suchtest sie nicht hier.

„Denn sie zerrauft' ihr Haar und schrie,
Als sie vernahm dein Leid:
Ach! Ich schlug seine Wunden, ich,
Durch stolze Sprödigkeit!

„Ich geh, zu büssen meine Schuld,
Will sehen, wie 's ihm geht?
Will pflegen meinen Liebsten selbst
Auf seinem Jammerbett."

Dann steigt sie auf ihr milchweiss Ross
Eins Morgens früh am Tag;
Und zum Geleite folgen ihr
Zwei schlanke Reiter nach.

Sir Bertram's Herz erschrak fast sehr:
„Bei Gott!" so rief er aus;
„Bei Gott! ich will nicht eher ruh'n,
Bis ich sie funden aus."

Im schweren Kummer, ohne Rast,
Durchseufzt er diese Nacht;
Und eh' der Tag zu dämmern schien,
Hatt' er sich fortgemacht.

„Nun, Bruder, woll'n wir Berg und Thal
Durchstreichen Tag und Nacht;
Nach Norden du, nach Westen ich,
In unbekannter Tracht.

„Ein schott'scher Graf hat sicherlich
Den Engel mir entwandt;
Und nie betret ich, ohne sie,
Dir wieder dieses Land."

Die Brüder theilten ihren Pfad
Wohl über Berg und Thal,
Und wechselten, verkannt zu sein,
Die Kleider manchesmal.

Sir Bertram ging im grauen Rock
Wie arme Pilger geh'n;
Von Schloss zu Schloss und blieb am Thor
Vor jedem bettelnd steh'n.

Zuweilen trug er Spielmanns Kleid,
Mit Pfeifen hell am Klang.
Und ging damit von Stadt zu Burg
Die schott'schen Berg' entlang.

Einst da er sass am Hagedorn,
Vertieft in Herzeleid,
Geht ein bejahrter Pilgersmann
Vorbei und merkt sein Leid.

„So viel ich jemals Geiger sah,
Die waren froh und flink:
Doch du bist traurig und voll Harm;
Erkläre mir das Ding!"

„Mich quälet, Vater, dieser Gram
Für meinen alten Herrn;
Man stahl ihm, ach! sein einz'ges Kind,
Sie finden möcht' ich gern."

„Bis wohlgemuth, mein Sohn, vielleicht
Bring ich dir neue Mähr:
Denn oft wenn uns're Hoffnung sinkt,
Ist Gottes Trost uns näh'r.

„Dort hinter jenem steilen Berg
Im niedern Thal versteckt,
Steht eine schöne, feste Burg,
Vom Wand'rer nicht entdeckt.

„Letzt, da ich hier zu betteln ging
(Der Abend war schon nah),
Kam, schien 's, ein weiblich Jammerschrei
Aus einem Thurme da.

„Wer," fragt' ich, „ist die Lady wohl,
Die da so kläglich schreit?
Allein man hiess fürbass mich geh'n,
Und gab mir nicht Bescheid."

Sir Bertram spitzt ein horchend Ohr,
Und dankt dem alten Mann;
Und plötzlich sprang er über'n Berg,
Und plötzlich kam er an.

Dann näh'rt er sich der öden Burg
Im tiefen Thal; und dann
Setzt er sich an die Pfortenthür
Und stimmt ein Stückchen an.

„Herr Pförtner, ist dein Herr zu Haus,
Zu hören meinen Sang?
Und darf ich übernachten hier,
Für schönen, grossen Dank?“

„Mein Herr,“ sprach er, „ist nicht zu Haus,
Zu hören deinen Sang;
Und liess ich dich herein, so wär'
Mein Leben nicht mehr lang.“

Er spielt von neuem — ach, so sanft!
Und schaut, was Wohllaut kann!
Sein Spiel gewinnt des Pförtners Ohr,
Und rührt den harten Mann.

„O Spielmann,“ sprach er, „dein Gesang
Verdiente Nachtquartier:
Doch ach! ich schwor, ich schwor auf's Kreuz,
Zu dulden keinen hier.

„Doch, Spielmann, sollst in jenem Fels
In einer Höhle ruhn;
Und hier von meinem Abendbrod
Sollst dir was gütlich thun.“

Nun sass er täglich unterm Thor
Und blies eins hell und laut;
Zur Nachtzeit ging er rund umher,
Zu hören seine Braut.

Die erste Nacht beim Rondegehn,
Hart um die Mitternacht,
Vernimmt er seines Fräuleins Ton,
Das in dem Thurme klagt.

Die zweite Nacht, da Silberthau
Im gold'nen Mondschein hing,
Erblickt er sie durchs Gitterwerk,
Indess sie kam und ging.

Ermüdet um die dritte Nacht,
Schläft unser Rittersmann:
Doch plötzlich wacht er auf; ergreift
Sein Schwert und läuft heran.

Da sah er, ach! ein Leiterstrick,
Hing da die Wand herab:
Und über'n Graben war gelegt,
Ein starker Weidenstab.

Und plötzlich stieg vor ihm herab
Sein Liebchen wohl bewacht
Von einem jungen starken Mann
In Oberländ'scher Tracht.

Erstaunt, verdutzt ob dem Gesicht,
Lag Bertram da und schwieg:
Indess das Paar in aller Hast
Den nahen Berg bestieg.

Sie floh'n, von keiner Seel im Schloss
Gesehen und erkannt:
Doch was entgeht der Liebe Blick,
Von Eifersucht entbrannt?

Still, wie ein Mäuschen, schleicht er auch
Hart hinter ihnen her.
Er sah, sie hing ihm an dem Arm
Und schmeichelt' ihm fast sehr.

„Dank, edler Jüngling," sprach sie oft,
„Dank hast du wohl verdient.
Zu wie viel Fährlichkeiten hast
Hast dich für mich erkühnt?

„Auch soll mein Herz für solchen Dienst
Dir werden nimmer kalt —"
Nun hält sich Bertram länger nicht,
Er schreit: „Verräther, halt!

„Verräther! tritt das Fräulein ab!"
Sein Schwert war stündlich bloss.
Der Fremde kehrt sich wüthend um,
Und fleucht auf Bertram los.

Der Kämpfer Muth und Blutgier stärkt
Die nervenvolle Hand:
Zuletzt streckt Bertram's stärk'rer Arm
Den Fremden in den Sand.

„Stirb, Räuber, stirb!" — dies Wort war Tod;
Und wehe! da erkannt'
Ihn Isabel, und schrie und kam
Ihm unter's Schwert gerannt:

„O halt, halt ein den Arm! du stöss'st
In deines Bruders Herz!"
Hier schwieg der Eremit, und weint',
Die Zunge lähmte Schmerz.

Wie soll ich, rief er endlich aus,
Euch schildern meinen Schmerz?
Mein Schwert, eh' ich's zurücke zog,
Durchbohrte schon ihr Herz.

„Ach, warst der arme Jüngling selbst?"
So fragt ein lauter Schrei.
Da weint er sehr; da weinten sie;
Da seufzten alle drei.

O, rief er, blinde Eifersucht,
Welch Unglück strömst du her!
Da schwieg der Mann; da trau'rten sie,
Da weinten sie, und er.

Als ich den Bruder da erkannt,
Sah meines Fräuleins Blut:
Da raste, weinte, flucht' ich mir
Und meiner blinden Wuth.

Umsonst drückt ich sie an die Brust
Und hielt die Wunde zu:
Umsonst hob ich dich zitternd auf,
Du bester Bruder, du.

Mein Bruder, ach! sprach nimmer mehr,
Es brach sein schönes Herz;
Und sie, bekümmert nur um mich,
Vergass den eignen Schmerz.

„Mein Bertram," sprach sie, „sei getrost,
Und leb, und denk an mich!
Das Band, das hier zerriss, verbind'
Im Himmel mich und dich.

„Mein Bertram," sprach sie, „ich blieb treu,
Du hatt'st allein mein Herz.
Einst triffst du mich im Segen an,
Jetzt lebe wohl! — O Schmerz!

„Für dich liess ich des Vaters Burg,
Flog zu dir über Land,
Als ach! ein schott'scher Feldherr mich
Am Chiviots Berge fand.

„Lord Malcolm's Sohn, der um mich warb,
Und von mir ward verschmäht,
Ergreift mich hier, haut alles todt,
Was ihm noch widersteht,

„Und schliesst in jener grausen Burg
Mich unbarmherzig ein,
Und fordert flehentlich von mir,
Ihm endlich hold zu sein.

„Mit jedem Morgen wuchs mein Leid,
Mein Schreck mit jeder Nacht,
Bis vom Geschick dein Bruder mir
Zur Rettung ward gebracht.

So eile dann, mein Bester, fort,
Und sorge nur für dich.
Und denk oft mitleidsvoll zurück
An deine Braut — an mich.“

So haucht' ihr letzter Athemzug
Noch Trost in mein Gemüth.
Dann drückte sie an ihre Brust
Mich brünstig, und verschied.

Wild, sprachlos, wüthend lag ich da,
Und fühlte Höllenpein:
Mich zu entleiben gab zuletzt
Die Raserei mir ein.

Und wüthend sprang ich auf, ergriff
Das blutgefärbte Schwert;
Als plötzlich diese schwarze That
Ein starker Arm verwehrt.

Ein Haufen Volks, das von der Burg
Nach meinem Engel lief,
Griff, fesselte und steckte mich
In einen Kerker tief.

Zum Glück ward selben Tags ihr Herr
Gefangen, gleich wie ich.
Lord Percy wechselt schnell uns aus,
Und sucht zu trösten mich.

Drob ward der theure Ueberrest
Nach England bald gebracht,
Allda ins väterliche Grab
Gesenkt, mit heil'ger Pracht.

Und ich, des schnöden Lebens satt,
Sucht' oft ihm zu entflieh'n,
Bis Zeit, Vernunft und frommer Trost
Mir bessern Rath verlieh'n.

Zum reinen Quell der Ruh, zu Gott,
Erhoben sie mein Herz;
Sie lehrten mich die Welt verschmäh'n,
Und tragen meinen Schmerz.

Nicht mehr ein Sclav vom stolzen Wahn,
Vom Glück, das bald vergeht,
Weiht' ich mein Leben demuthsvoll
Der Buss' und dem Gebet.

'S ist nicht der kühne Bertram mehr,
Sonst heftig, stolz und wild:
Es ist der arme Benedict,
Bescheiden, sanft und mild.

Zu bauen Kirch' und Armenhaus
Gab ich mein ganzes Land;
Freiwillig hab ich mich allhier
Von Menschen selbst verbannt.

Ich wählte dieses stille Thal
Umringt von Fels und Hain,
Denn oft sog hier mein trautes Kind
Den jungen Frühling ein.

Mein edler Freund gewährte mir
Den Ort zum Eigenthum;
Hier ätzt' ich ihre schöne Form
In diesem Heiligthum.

Schon funfzehn Winter sind durchseufzt,
Durchweint an diesem Ort;
Denn täglich netzt ein Thränenthau
Das heil'ge Bildniss dort.

Und du, mein Herzensbruder, ach!
So zärtlich und so treu,
Die Wunde, die dein Fall mir schlug,
Bleibt immer, immer neu.

Er schwieg; — und hob die fromme Hand
Zum Segnen liebreich auf:
Da gab das dankerfüllte Paar
Den Thränen freien Lauf.

Drob baten sie um weisen Rath
Den guten alten Mann;
Und traten, auf sein Wort, getrost
Den Weg nach Schottland an.

Indess zu Raby ihr Gesuch
Bei Nervill Gnade fand,
Und selbst der Mutter Fürstin Zorn
Vor ihrem Fleh'n verschwand.

Sie geht vor ihres Neffen Thron
Und wirkt Vergebung aus:
Da ward zur alten Würd' erhöht
Der Percy und sein Haus.

Der junge Graf sein schönes Kind
Tagtäglich mehr verehrt;
Neun edle Söhne schenkt sie ihm,
All' ihres Namens werth.

II.

Sinngedichte.

Doppelverse (Distichen),

ein

Gegengeschenk

für die Verfasser der Xenien in Schiller's Musenalmanache [1]).

Die Sprachfreunde.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Uns'rer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federgen an?
D. Verf. d. Xenien.

Mit Erlaubniss!

Eure Gnaden vergönnen, dass wir bürsten Hoch Ihnen
Auch ein Federgen ab; seh'n Sie, Federchen heisst's!
Die Sprachfreunde.

---

1) Die „Doppelverse", eine Abwehr der Angriffe in den „Xenien", erschienen im siebenten Stück der „Beiträge" S. 179. Das Nähere wurde bereits im Abschnitt VI. bemerkt.

Vergebliche Arbeit.

Aber wir bürsten umsonst; denn alles an dir ist Feder:
Weil du als Phönix dir selbst, Andern als Gimpel[1]) erscheinst.

Purist.

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;
Nun so sag' uns doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht?
D. Verf. d. Xenien.

Antwort.

Gieb, auf meine Gefahr, ihm deinen eigenen Namen,
Trifft er nicht jegliche Art, Eine trifft er gewiss.
Der Sprachreiniger.

Alfanzer.

Spöttisch nennt ihr Puristen die, welche sorglich euch bürsten;
Wisst ihr Herren denn auch, wie euch der Bürstende nennt?
Weil ihr menget die Sprachen, besudelnd das Deutsche durch Fremdes;
Nennt er — zwar altdeutsch, doch rein — nennt er Alfanzer[2]) euch.

Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teuts säubert mit Lauge und Sand.
D. Verf. d. Xenien.

Erläuterung.

Seid ihr rechtliche Männer, so habt ihr nichts zu befahren;
Diesen zeiget man nur selbst sich zu waschen den Quell.
Seid ihr aber von jenen, „die über und über beschlabbert
Bis an die Ohren mit Koth, liegen auf faulendem Heu“:[3])
Dann vermeidet den Ort; denn solcher wartet die Lauge,
Wartet der reibende Sand, wartet der striegelnde Kamm!
Die Waschanstalt am Eridanus.

---

[1]) Gimpel oder Dompfaff, der kunstreichste Sänger unter den Vögeln (Anmerk. Campe's).

[2]) Von al, fremd, und fanzen, reden.

[3]) S. die Familie der Meerkatzen in Goethe's Reinecke der Fuchs.

An die Zuschauer.

Gebet, ihr Herren und Frauen, nur Acht, von wannen Geschrei kommt;
Da ist der Knabe, den 's schmerzt; hüben, wo 's still bleibt, der Mann.

Ebendieselbe.

Abschied.

Nimm es nicht übel, dass nun auch deiner gedacht wird; verlangst du
Das Vergnügen umsonst, Anderer Necker zu sein?
Alles war nur ein Spiel; Gottlob! du bist ja noch munter.
Hier ist dein Bogen zurück, hier der geliehene Pfeil.

Aehnlichkeit und Verschiedenheit[1]).

Hans.

Wollst, wenn 's vermagst, mir doch mal sagen
Wie grosser Mann und Kirchthurm ähnlich sind?

Hinz.

Hör', Hans, bei beiden ist gemeiniglich viel Wind.

Hans.

So! so! — Weisst aber auch (mit Gunst noch mal zu fragen!),
Wie Thurm und grosser Mann verschieden sind?

Hinz.

O ja! weiss auch so gut als Einer:
Der scheint von fern und dieser in der Nähe kleiner.

Hans.

Sei grosser Mann, wer will! Ich werde keiner.

Auf eine unserer landwirthschaftlichen Damen[2]).

Das lass mir eine Wirthin sein!
Jüngst kaufte sie von einem Landmann Eier;
Die fand sie ungebührlich theuer:
Denn, sagte sie, ihr Schelme macht sie jetzt so klein!

---

1) Abgedruckt im Musenalmanach von Voss und Goekingk für 1781, S. 89. — 2) V. u. G. Musenalmanach für 1781, S. 131.

Fragment eines Gesprächs[1]).

A.

Doch wundershalber setzen wir den Fall
Die hohe Sonne borgt einmal
Von Venus und Saturn ihr eignes Licht.

B.

Nun, nun, das wäre ja so wunderseltsam nicht;
Borgt jetzt Germanien sein eigenes Licht
Von Gallier und Britten nicht? *
(* S. die neuesten deutschen philos. Schriften.)

Die Grosse[2]).

Als Belzebub sie sah vom Thron zur Hölle eilen,
Rief er: Zurück, ma soeur! Hier giebt es nichts zu theilen!

Ihre Verdienste.

Ob um die Nachwelt sie Verdienste sich erwarb?
O ein unsterbliches! — sie starb.

Bei ihrer Ankunft.

Wie! rief sie, als sie Marat sah
Und Robespierr', auch Jakobiner da?
O wäre Bruder Franz und Bruder Wilhelm hier,
Sie theilten die Hölle wie Polen mit mir.

Gott und Friedrich
oder
die Käutzlein und Wöllner.

Gott sprach: Es werde Licht! Da brannten Sonn' und Sterne
Und brennen fürder ewiglich,
Ob Kautz und Uhu gleich sie löschten gar zu gerne.

---

1) V. u. G. Musenalmanach für 1780, S. 208.

2) Gemeint ist Katharine II. von Russland. Dieses so wie die nachfolgenden Sinngedichte liefen damals in Deutschland von Mund zu

Es werde Licht! sprach Preussens Friederich;
Da leuchtete, wie Sonn' und Sterne,
Der Wahrheit Glanz den Menschen nah und ferne,
Und leuchtet fürder ewiglich,
Ob Wöllner gleich und Wöllner's Friederich
Ihn löschen thäten gar zu gerne.

Als Buonaparte mit den Edelsteinen der ehemaligen Könige von Frankreich prunkte.

Das grösste Grosse grenzt ans kleinste Kleine;
Das lehren uns an seinem Schwert die Steine.

* * *

Einst war er gross; da galt ihm nichts das Scheinen;
Da galt ihm nur das grosse stille Sein.
Jetzt prunket er — o helft mir weinen!
Mit angemaassten fremden Steinen;
Wie ist er nun so schmählich klein!

Auf die Sündfluth von Kalendern.

(Als Deutschland von Buonaparte zerbröckelt wurde.)

Der stolze Korse raubt uns Ehre, Volk und Länder;
Und wir, was machen wir dabei? — Kalender!

Als Buonaparte wollte, dass sein Bild auf die Münzen geprägt wurde.

Frage. Wess ist das Bild und wess die Ueberschrift?
Antw. Des grössten und des kleinsten Mannes, wie es trifft.

An Rousseau.

(Bei meinem Aufenthalt zu Ermenonville.) [1]

Dein unverzeihlicher grosser Fehler war:
Du kamst vermessen hundert Jahr
Den Menschen deiner Zeit zuvor!
Sie blinzlen durch den schwarzen Flor

Mund; die Kunde davon gelangte selbst zu dem König Friedrich Wilhelm II. von Preussen, der auf Wöllner's Rath das berühmte Religionsedict erlassen hatte.

[1]) Im August 1789. Vergl. „Briefe aus Paris" S. 257 ff.

Des Vorurtheils den grossen Mann,
Wie Zwergelein den Hünen an.
Was Wunder, dass sie dich verkannten?
Dich Sonderling und Unhold nannten,
Und im Gemälde dich verbrannten?
Dass dies Emil'en nur geschah,
Nicht dir, da liegt das Wunder, da! —

An Basedow's Schatten.

Du sä'test mir
Wie Rousseau dir;
Und spat und früh
Und früh und spat:
Pflegt' ich der Saat,
Und sie gedieh.
Giebt nun darein
Gott Sonnenschein,
Und reift die Saat:
So sei sie dein;
Dort oben dein,
Wo wildes Schrei'n
Um Ketzerei'n
Und Schullatein
Und alle Fehd' ein Ende hat.

Empfindungen eines Braunschweigers, bei Gelegenheit, da Lessing als Bibliothekar nach Wolfenbüttel ging.

Du kleines Land, der grösseren Provinzen
Germaniens Beschützerin,
So vieler von Apoll gekrönter Prinzen;
So vieler Weisen Pflegerin;

Du Vaterland noch gröss'rer Scipionen
Als einst das Capitol geseh'n
Im Sieg'sgepräng' auf umgeworf'ner Thronen
Zertrümmerten Ruinen geh'n;

Sei stolz! Ein neuer Glanz verbreitet
Sich über deinen Ruhm. So strahlt
Kein Meteor, das durch den Luftkreis reitet,
Und ihn mit Feuer übermalt.

Der Minna Schöpfer, den an ihrem Busen
Die Grazien oft liegen sah'n,
Und mit ihm spielten, eilt mit allen Musen,
Karl's Erstgebornem sich zu nah'n,

Und dein zu sein. Ich seh', ich seh' die Wellen
Von stolzer Hochlust aufgebläht,
Dem Okkarus bis an die Hüften schwellen,
Der hastig aus dem Bette geht,

Den Mann zu schau'n, mit dessen Geist drei Geister
Aus altem Griechenland —
Den Stagirit, Menander und den Meister
Der Fabel — Gott Apoll verband!

Den grossen Mann, der mehreren Gefahren
Die Heldenstirn am Helikon
Entgegenwarf, als in den Kinderjahren
Der Dichterwelt Alkmenen's Sohn;

Der überall, wie eine Morgenröthe,
Die Nacht der Dummheit niederschaut;
Und überall, wo Stupor einst sich blähte,
Den Musen einen Tempel baut!

O Vaterland! O Wollust dich zu nennen,
Die selbst im Britten Neid gebiert!
In Famens Tempel wird dein Name brennen,
Seit Lessing deine Grenzen ziert! —

Auf Lessing's Tod[1].

Er starb? — Wenn wirken leben heisst,
So starb er nicht; wenn leben heisst
In Gottes weiter Geisterwelt,
Wie in der Körperwelt die Sonne,
Ein Licht zu sein, das Millionen leuchtet,
Die durch das Labyrinth der Zweifel
Den schmalen, blinden, kaum betret'nen Pfad
Zur Wahrheit suchen: — o, so starb er nicht
Ihr Freunde, trocknet eure Thränen!
Was klagen wir den Untergang der Sonne,
Wann aus des vollen Mondes Feuerscheibe
Ihr milder Abglanz unsere Nacht erhellt?

[1]) Abgedruckt im deutschen Museum 1781.

Am ersten Januar (1801).

Der kleinsten einer ist der erste Tag im Jahr;
Der erste Mann im Staat oft auch der kleinste war.

Zwölf gereimte Sprüchlein zu eben so vielen Monatsküpferchen [1]).

1.
Jänner oder Neujahrsmonat.

Wie im Leichentuch der Mensch, so liegt unter Schnee die Erde.
Dass, wie er zum Engel dann, sie zum Paradiese werde.

2.
Hornung oder Kothmonat.

Halbes Licht und halbe Wärme schmelzen zwar, doch nur zu Koth,
Schnee und Eis, wie jetzt im Hornung; ganze Aufklärung ist noth.

3.
März oder Frühlingsmonat.

Gleichheit zwischen Tag und Nacht gleicht der eurigen, ihr Franken;
Sie erreget Sturmgeheul, dass des Erdballs Angel schwanken.

4.
April oder Wandelmonat.

Aber lasst uns der Natur auch für diese Stürme danken;
Denn nach ihnen weitern sich unser's Tages enge Schranken.

---

[1]) Campe's Schwiegersohn wünschte zwölf Sprüche für einen von ihm zu besorgenden Kalender. Campe rieth ihm scherzend, sich an Logau's Schatten zu wenden und schüttelte ablehnend den Kopf. Als er aber am nächsten Tage mit seinen kranken Augen im Sorgenwinkel sass, da gedachte er von Neuem jenes Wunsches und nach Verlauf einer Stunde war er erfüllt.

5.

Mai oder Wonnemonat.

Dieser Monat ist ein Kuss, den der Himmel giebt der Erde,
Dass sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Logau.

6.

Junius oder Sommermonat.

Vor dem längsten Tage sinket nun das Jahr zur längsten Nacht;
Also sinkt zur tiefsten Ohnmacht endlich jede Erdenmacht.

7.

Julius, Heu- oder Wiesenmonat.

Der für Alles sorgte, sorget auch für dich, du Bruderthier;
Nimm an seiner grossen Tafel Mitgelad'ner Platz bei mir!

8.

August oder Erntemonat.

All' ihr Wesen nun herbei! Seht, die ewige Liebe spreitet
Aus den vollen Mutterschooss; uns're Mahlzeit steht bereitet.

9.

September oder Herbstmonat.

Mutter ist die Erde nun; an den vollen Brüsten hangen
Ihre Kindlein, Mensch und Thier; und sie stillet ihr Verlangen.

10.

October oder Weinmonat.

Nicht bloss essen, nicht bloss trinken, nein, auch fröhlich sollt' er sein,
Darum gab der liebe Vater seinen lieben Menschen Wein.

11.

November oder Reifmonat.

Mindert Wärme sich und Licht, so vermindern sich die Freuden;
Kalte Herzen, trüber Sinn sind die Quelle eurer Leiden.

12.

December oder Wintermonat.

Unser Erdenjammer hat, gleich der Erde, seine Wende;
Tritt sie gleich nicht früher ein, so erfolgt sie doch am Ende.

* * *

Gütigst fürlieb zu nehmen.

Einer von den Zwölfen nur giebt uns Wein, die andern Wasser:
Nehmt mit Einem Sinngedicht * denn auch hier fürlieb, ihr Prasser!

* S. d. Wonnemonat.

An die Prinzessin Karoline von Braunschweig.

(Bei Uebersendung einer Rose durch Frau Campe.)

Der Blumen Fürstin kommt zur Herzenskönigin,
Und huldigt ihr und giebt sich ganz ihr hin,
Und wünscht für sie ihr Leben zu verhauchen;
„Weil," sagt sie, „mich die Menschen nicht mehr brauchen;
Sie haben ja die Herzenskönigin,
Und mit ihr Alles, was ich bin,
Der Sanftmuth Bild, der Menschenfreuden Mehrerin,
Sie blüh' an meiner Statt; entbehrlich sink' ich hin."

An dieselbe.

(Bei Besichtigung der Druckerei des Verfassers.)

Komm doch, Prinzessin! bitten wir,
Nicht gar zu nah den Schriften hier;
Sie sind Metall und nicht von Stein;
Dein Auge schmölze sie zu Einem Klumpen ein.

An ebendieselbe.

(Bei einer Beleuchtung der Stadt.)

Unter ihrem Fenster.

Ein Edelstein von seltner Art
Wird dort verwahrt;
Kömmt er heraus
So scheint er euch all' eure Lichter aus.

Als ihre Oberhofmeisterin, Frau von Münster, sie verliess.

So sinkt, wenn sie das Rosenknöspchen nun
Genug erwärmt und bis zur Zeitigung
Gefördert hat, die Sonne segnend hin
Zur Gegenfüsslerwelt und überlässt
Den Liebesanhauch eines jungen West's
Der völligen Entfaltung süsse Pflicht. —
O du, der schönsten Rose Bildnerin,
Zeuch' nach Vollendung deines Sonnenwerks,
Zeuch' immerhin zur Gegenfüsslerwelt
Der Höfe, zu des Landmanns nied'rer Flur,
Und seg'ne dort wie hier; und giesse dort,
Wie hier, die Strahlen deines Geistes aus;
Und förd're dort, wie hier, die reiche Saat
Der Tugenden, sammt ihrer goldnen Frucht,
Der Freude! — geh! Nur lass doch, flehen wir,
Ein sanftes Abendroth, Erinnerung
An uns, zurück! Nur sende, wenn du gehst,
Uns bald den schönen, lieben, jungen West,
Der, schwebend auf der Liebe Fittigen
Um unser süsses Rosenknöspchen her,
Vollende dein und Gottes Meisterwerk! —

Auf die Rückseite eines Bildes des Verfassers.

(An Fräul. von Witzleben.)

Der Lehre, die sein Rousseau ihm vermachte,
Getreu, schrieb seine dreiste Hand
Nie anders, als er es empfand;
Nie anders, als er wirklich dachte.
Selbst dies: dass deinen hohen Werth
Er, wie die Tugend selbst, verehrt,
War's nicht sein Ernst, wär's nur Gedicht,
Bei allen Heiligen — bei dir! er schrieb es nicht.

An die beiden Brüder Pixis.

(Bei Ueberreichung eines Kranzes von Immergrün.)

Die Kunst erwarb ihn euch, die Liebe reichet ihn,
Und eurer Tugend Kraft erhält ihn immer grün.

Wirkung der Standeserhöhung.

Den Wurm, der Hunden das Gehirn verdreht,
Den suchte man bisher im Munde
Des Thiers und schnitt ihn aus. Bewährt vielleicht für — Hunde;
Für Menschen nicht. Hier liegt er oft im Alphabet,
In drei ganz kleinen Lettern: v — o — n;
Das hat man jüngst an Zimmermann[1]) geseh'n!

Eine Aufgabe aus der deutschen Dichtkunst.

A. Wie kommt's, dass sich kein Reim auf wünschen find't?
B. Weil ungereimt der Menschen meiste Wünsche sind.

Als Moses Mendelssohn seines Judenthums wegen nicht Mitglied der Berliner Akademie werden konnte.

Vor Zeiten ehrte man den weisen Bart an Narren;
Anitzt geniesst in Phöbus Heiligthum
Der glatte Narr der Weisheit Ruhm;
Der bärt'ge Sokrates kann draussen harren.

Erbadel.

Adelsfreund.

Mit langen Händen sind die Herren ja geboren.

Volksfreund.

Zuweilen auch mit langen Ohren.

Als Wieland's hochpreisendes Urtheil über den Dichter Falk sich nicht bestätigte.

Er sah ihn ja — wie konnte wohl sein Urtheil taugen:
Mit Falkenaugen nicht; nein, nur mit Falkens Augen.

---

[1]) Johann Georg von Zimmermann, der bekannte Verfasser des Buches „Ueber die Einsamkeit".

Hinter mein Bild.

(Gemalt von Schröder 1805.)

So sah er aus, der Mann des Harmes;
Doch nur in Stunden, wo sein rasches, warmes
Stets junges Blut das tiefgefurchte Angesicht
Durch Fieberhitze schwellen liess — sonst nicht!
Die ihr ihn liebtet, gute Enkel, feiert
Den schönen Tag, der ihn entnahm;
An jenem, wo zur Unzeit er für sich in's Leben kam
Sei dieses Bild von frommer Hand verschleiert.

Inschrift bei Negretten's Grabhügel.

Was Andre, welche Menschen hiessen,
Weh' mir! mich oft bezweifeln liessen —
Dass Treue noch auf Erden wohne,
Und Liebe, Liebe noch belohne —
Das lernt' ich, warst du gleich nur Thier,
Verklärter Hundegeist, von dir!

Am Hochzeitstage der Edda Henneberg.

(Auf einem um einen Ananas gewundenen Bande.)

Der Früchte König senkt die stolze Krone
Der Königin der reinen Weiblichkeit;
Er senket sie dem hochbeglückten Sohne
Der echten, ungeschwächten Männlichkeit,
Dir, sel'ger Jüngling, dem die Holde heut'
Die liebe schöne treue Rechte beut,
Um auf des Lebens blumenreichen Wegen
Mit Dir zu wandeln und den schönsten Segen
Des Himmels — Eheglück! — auf Deinen Pfad zu streu'n.
O mögt Ihr seiner Euch so lang erfreu'n,
Als einst Deukalion an seiner Pyrrha Seite!
Dann ströme, wenn sie will, die zweite,
Von einem zweiten Zeus uns zugedachte Sündfluth her,
Ersäufend ha! im allgemeinen Meer
Das ganze Menschenthum! — Ihr stellt es wieder her. —

III.

Lyrisches.

Schifferlied.

(Nach der Weise: Das waren mir selige Tage!)

Hurrah! ihr Gefährten, lasst schallen,
Hurrah! ihr Kartaunen, lasst knallen
Ein fröhliches, lautes Hurrah!
Begrüsset die freundliche Küste;
Und labt euch nach Herzensgelüste
Mit Früchten des Landes! Hurrah!

Chor: Hurrah! wir begrüssen die Küste
Und prüfen nach Herzensgelüste
Die Früchte des Landes, Hurrah!

Wir pflügten des Meeres Gebreite,
Und spähten in endloser Weite,
Doch immer vergebens nach Land:
Wir sahen das Wasserfeld schwellen,
Und schwebten auf taumelnden Wellen
Das tröstende Sonnenlicht schwand.

Chor: Wir sehen das Freudenmeer schwellen,
Und schweben auf taumelnden Wellen,
Den Becher in männlicher Hand.

Da standen die Himmel in Flammen;
Da rollten die Donner zusammen;
Da knarrten die Fugen der Welt.
Wie stiegen die schäumenden Wogen!
Wir stiegen mit ihnen und flogen
Hinauf zu des Himmels Gezelt;

Chor: Lass stehen die Himmel in Flammen!
Lass rollen die Donner zusammen!
Was kümmert denn uns hier die Welt?

Und wieder hinab in die Schlünde
Der niemals ergründeten Gründe
Zu Wallfisch und Robben hinab,
Schon dachte nun jeder, er finde
In jedem der grässlichen Schlünde
Sein wassergepolstertes Grab.

Chor: Zum Leben, zur Freude berufen,
Leert, Brüder, die duftenden Kufen
Und senket die Grillen ins Grab.

Da schallte vom Mastkorb hernieder,
Entzückend wie Mozart'sche Lieder,
Das wiederbeseelende: Land!
Urplötzlich verstummten die Stürme;
Es sanken der Wogen Gethürme;
Der Schleier des Himmels entschwand.

Chor: Uns schweigen die tobenden Stürme
Uns sinken der Wogen Gethürme;
Ihr Herren, die Gläser zur Hand!

Die Fläche ward ringsum ein Spiegel,
Und vor uns stieg Hügel an Hügel
Empor aus der spiegelnden Fluth.
Die Arme des Hafens umfingen
Das Schifflein so gastlich! Nun singen
Wir fröhlich und schwenken den Hut.

Chor: Die Arme der Freundschaft umschlingen
Uns hier ja so traulich; drum singen
Wir fröhlich und schwenken den Hut!

So schiffen wir alle und schweben
Auf Wogen des Schicksals durchs Leben,
Und werden mit Stürmen bekannt.
Oft seh'n wir kein Sternlein mehr blinken,
Oft drohet das Fahrzeug zu sinken;
Doch endlich erblicken wir Land!

Chor: Was kümm'ren uns Stürme! Uns blinken
Die Gläser; und müssen wir sinken,
So sinken wir doch nur auf Land!

Hurrah! ihr Gefährten lasst schallen,
Hurrah! ihr Kartaunen, lasst knallen
Ein fröhliches, lautes Hurrah!
Begrüsset die freundliche Küste,
Und labt euch nach Herzens Gelüste
Mit Früchten des Landes; Hurrah!

Chor: Hurrah! ihr Genossen, lasst rinnen
Die köstlichen Tropfen; so spinnen
Wir längeres Leben; Hurrah!

Loblied auf den Bauer.

(Nach der Weise: Es lebe der König, mein Mädchen und ich.)

Es lebe der Bauer, der Ehrenmann, hoch!
Der einst uns aus Wilden zu Menschen erzog.

Er pflegte den Busen der Erde so wohl,
Dass Segen für Alle in Ueberfluss quoll.

Er schafft' uns den Weizen, das Obst und den Wein;
Seid dankbar, ihr Menschen, nicht fröhlich allein.

Ihm selber genüget oft trockenes Brot
Bei redlicher Arbeit und Kummer und Noth.

Was wären wohl ohn' ihn die Dämlein und Herr'n?
Was Junker und Prinzchen mit Band und mit Stern?

Sie wären wie Lazarus dürftig und arm,
Und sässen fürwahr nicht so weich und so warm.

Wir alle, ihr Brüder, was wären auch wir?
Der eine ein Tölpel, der zweite ein Thier.

Wir alle, wir wären, wie Lazarus arm,
Und sässen fürwahr nicht so weich und so warm.

Es lebe der Bauer, der Ehrenmann, hoch!
Der einst uns aus Wilden zu Menschen erzog.

Abendlied der Trunkenbolde[1]).

Nach der Weise: Nun ruhen alle Wälder.

Nun sind wir alle selig,
Wer heute noch so wählig
Sich seiner Kraft vermaass.
Die Augen steh'n verdrossen;
Die Glieder sind geschlossen,
Aus ihren Fugen weidlich lass.

Die Beine steh'n vor allen
Gar steif, und droh'n zu fallen;
Der Kopf ist centnerschwer,
Hört ihr es in ihm branden?
Vernunft kann hier nicht landen;
Das Weltall kreiset ringsumher.

Was schwankt ihr, trunk'ne Sterne?
Wir hielten wohl recht gerne
Euch vor dem Fall zurück;
Allein wir schwanken eben
So gut als ihr, und streben
Vergebens gegen das Geschick.

Lehrt Zeus die Welt nicht mores,
So geht sie schier capores;
Sie taumelt gar zu sehr,
Umsonst! hier hilft kein Wunder:
Da liegt der ganze Plunder
In tausend Scherben ringsumher!

Ade, ade, du Alte!
Du Greise, Kahle, Kalte!
Gottlob, du bist am Ziel!
Wir wollen dich begraben,
Sobald wir Erde haben,
Obwohl du taugtest gar nicht viel.

---

[1]) In einer Gesellschaft hatte Campe die Behauptung aufgestellt, dass oft die unsittlichsten Charaktere am lebendigsten durch die sittlichsten Schauspieler dargestellt würden. Man bestritt diesen Satz. Campe, um den Beweis anzutreten, erbot sich nun, obwohl er selbst im Genusse geistiger Getränke höchst mässig war, den Trunkenbold in Versen darzustellen. So entstanden diese beiden Gedichte.

Nun, Brüder, geht's vom Neuen!
Wen dürfen wir noch scheuen?
Hin ist die arge Welt;
Wird nicht mehr kikelkakeln
Und unser Thun bemakeln;
Auf morgen also, wenn's gefällt!

Morgenlied der Trunkenbolde.

Wie schön leucht't uns der Morgenstern
Am neuen Himmel! Auf, ihr Herr'n!
Das Weltall ist erstanden.
Steht alles wieder, wie es soll,
Auf eig'nen Füssen fest und wohl;
Ist alles noch vorhanden.
Wunder!
Runder
Wälzt die Sonne
Sich vor Wonne
Dort am Himmel!
Unter ihr ist froh Getümmel.

Wir Andern stehen gleichfalls ja
Auf unser'n Füssen wieder da,
So frisch und fest und nieper,
Als wären wir den Augenblick
Erst neu geschaffen; welch ein Glück!
Herbei denn, Wirth und Küper!
Hierher
Setz' er
Bänk' und Tische,
Und erfrische
Uns die Leber!
Seinen besten Alten geb' er!

So recht! Nun stoss' er mit uns an:
Es lebe jeder Ehrenmann,
Der so versteht zu wirthen!
Er lebe! — Nächstens bringen wir
Ihm einen Ehrenkranz dafür
Von Eichenlaub und Mirthen.

Seine
Weine
Woll'n wir loben
Noch dort oben
Uebern Sphären;
Dankend ihm und Gott dem Herren.

Beim Einweihen des Vieweg'schen neuen Hauses.

Steine, Holz und Kalk und Thon
Wachsen zwar an vielen Orten;
Doch nicht jeder Erdensohn
Wusste hier und da und dorten
Künftig sich daraus zu bau'n
Solch Gebäu, als hier zu schau'n.

Alle.

Schaut das stattliche Gebäu
Hinter Heinrich's ehrnem Leu

Dir nur, Vieweg — ab, ihr Herr'n
Ab den Hut von eurer Krause! —
Dir nur, der Du kamst von Fern,
Doch hier stracklich warst zu Hause.
Dir vor Allen gab es nur
Sinnig wählend die Natur.

Alle.

Schaut es steht die feste Spur
Seines Hierseins. Dank, Natur!

Mächtig wuchs der Krittelei
Zwar darob die spitze Nase;
Und manch Basiliskenei
Legt Scheelsucht, ihre Base,
Wo sich nur ein Räumchen fand,
An die Säulen, in die Wand.

Alle.

Grinse lauter, Krittelei!
Scheelsucht lege noch ein Ei!

Aber Vieweg schweigt und lacht,
Lässt sie grinsen, lässt sie legen.
Derlei hat ja nie gebracht
Etwas anders noch als Segen,
Was vermag das Ungethüm?
Seht, es steht ein Gott bei ihm!

Alle.

Ha! wer ist der Hohe? Wer?
Steht so stille, mild und hehr!

Daran eben kennet ihn!
Solche Grösse, solche Stille —
Mögt' die ganze Welt durchzieh'n —
Findet ihr in solcher Fülle
Nirgends, als bei ihm allein;
Möchte heimlich gross nur sein!

Alle.

Ehret ihn, wie sichs gebührt!
Grosses hat er hier vollführt.

Doch auch Freunde, brav und gut,
Griffen ein mit treuen Händen,
Dass der Scheelsucht grimme Wuth
Möchte mit Verzückung enden.
Ha! sie zuckt, sie zappelt schon!
Heil Dir, Vieweg, Hermes Sohn!

Alle.

Seht, was bied're Freundschaft thut!
Dank Euch, Freunde, brav und gut!

Nun zum Werk, Ihr lieben Herr'n!
Nun zum Werk, Ihr edlen Frauen!
Möge jeder Segenstern
Freundlich auf uns niederschauen!
Denn wir weihen, weihen, weih'n
Vieweg's schöne Burg nun ein.

Alle.

Ja wir weihen, weihen, weih'n
Vieweg's schöne Burg nun ein!

Möge sie mit Heinrich's Leu
Trotzlich um die Wette stehen;
Immer fest und immer neu
Ur-ur-ur-urenkel sehen
Hier noch hausen wohlgemuth,
Vieweg-Campe's Fleisch und Blut!

Alle.

Mehre sich die liebe Brut,
Vieweg-Campe's Fleisch und Blut!

Blühend wachse dieser Baum
Bis zu euch, ihr hohen Sterne
(Mangelt's doch nun nicht an Raum!);
Und verbreite nah und ferne
Seiner Blüthen süssen Duft
Durch die reine Himmelsluft!

Alle.

Und dann athme früh und spat
Diesen Duft wer Nüstern hat!

Aber Wasser thut es nicht;
Geistig sei die fromme Weihe!
Christen, hört was Luther spricht;
Hört's und füllet nach der Reihe
Uns're Becher an mit Wein;
Geistig soll die Weihe sein!

Alle.

Geistig soll die Weihe sein;
Geistet denn durch Freud' und Wein!

IV.

Am häuslichen Herd[1]).

Der Frau Rath zum Geburtstage.

(Mit einer Tischuhr.)

Frau Annen lauter frohe Stunden vorzuzählen
Thät Ihr herzliebster Schatz mich wählen.
Drum bin ich hier,
Und schlage nun in Gottes Namen,
Frau Annen, Dir
Der frohen Stunden für und für
Wohl viermal hunderttausend — Amen!

An Frau Anne Marie.

(Als ihr am Neujahrstage ein fettes Schwein in den Hof getrieben wurde.)

Ich bringe Dir zum neuen Jahr
Mich selbst mit Leib und Seele dar.
Du kannst vom Schwanz bis zu den Ohren
Mich kochen, rösten, braten, schmoren.
Die Mutter, welche mich gebahr,
Und die von alter Zucht aus Sparta war,
Sprach: Sohn, ich habe dich dazu geboren!

An meinen Enkel Eduard.

Lieber, weicher Eduard,
Werde männlich, stark und hart,
Dass nicht Enten Dich zertreten.
Ferner sei doch auch gebeten,
Nicht zu essen gar zu viel.

---

[1]) Die hier folgenden Proben theilen wir zunächst als Zeugnisse des schönen, gemüthlichen Stilllebens im Campe'schen Hause mit, wie wir dasselbe bereits Bd. I, S. 74 u. 82 geschildert haben.

Alles hat ja Maass und Ziel,
Das man nicht darf überschreiten.
Endlich lass Dir noch bedeuten,
Dass man, ist man gleich noch klein,
Doch hübsch ordentlich muss sein.
Ordnung bringet grossen Lohn.
Hiermit lebe wohl, mein Sohn:
Unterzeichnet bei der Lampe
Von

Joachim Heinrich Campe.

An meine Enkelin Sophie.

Es war einmal ein kleiner Kater,
Der gnurrte täglich sehr.
Da sprach zu ihm sein alter Vater:
Komm, Söhnchen, einmal her!
Und als das Söhnchen zu ihm kam,
Der Vater einen Maulkorb nahm,
Und steckt ihm Nas' und Maul hinein,
Damit er lernte freundlich sein,
Und gnurrte künftig nicht so sehr.
Da ging er sehr betrübt umher,
Und gnurrte fürder gar nicht mehr.

Ein Jeder merke sich die Lehr'!
Sonst kommt des kleinen Katers Vater,
Und thut ihm, wie dem kleinen Kater.

Eduard an seinen Grossohm in Berlin.

(Als die Grossmutter dort war.)

Lieber Grossohm, lass Dir klagen,
Dass seit vierzehn langen Tagen
Ich die Grossmama nicht sah.
Ach! das geht mir gar zu nah.
Ich und Peter [1]) an der Kette
Weinen täglich um die Wette,
Und die herzige Negrette [2])
Wedelt sonder Rast und Ruh
Wehmuthsvoll den Tact dazu.

---

[1]) Ein Hund. — [2]) Desgl.

Selbst der Klausner hinter'm Hause [1])
Heult aus seiner engen Klause
Jämmerlich bei jeder Pause,
Die wir machen, himmelan,
Dass im Monde Jedermann
Es ganz deutlich hören kann.
Kurz die ganze Campenruh,
Hunde, Katzen, Schwein und Kuh,
Kinder, Alte, Mädchen, Knaben,
Eulen, Frösche, Unken haben,
Nichts zu thun seit vierzehn Tagen,
Als zu heulen und zu klagen,
Dass die gute Grossmama
Man so lange hier nicht sah.
Darum sei doch sehr gebeten,
Ihr nicht in den Weg zu treten,
Wenn sie in der Königsstadt
Nun genug geschwärmet hat;
Und sie endlich ihren Sinn
Kehrt nach Braunschweig wieder hin.
Gieb ihr lieber das Geleite
Durch die dürren Sandgebreite
Bis zu unser'm Paradeis,
Wo der Grosspapa im Schweiss
Seines Angesichts, die Erde
Bauet, dass sie fruchtbar werde,
Und wo Euer sehnlich harrt
Vieweg-Campe-Eduard.

Sophie an die Grossmutter.

(Als sie in Berlin war.)

Ich will Dir was sagen,
Grossmütterlein, hör!
Wir weinen, wir klagen
Hier alle recht sehr.
Ich will Dir was sagen,
Weisst wohl nicht, warum?
Wir weinen und klagen —
Vernimm es! — darum,

---

[1]) Ebenfalls ein Hund.

Dass weit weit — wer saget,
Wie weit? — in die Welt
Du fortliefst; drum klaget,
Drum mauet, drum bellt,
Drum blöcket, drum greinet,
Drum quaxet, drum weinet
Hier Alles so sehr,
Und über uns scheinet
Die Sonne nicht mehr.
Ich will Dir was sagen,
Grossmütterlein, hör'!
Komm doch in acht Tagen
Hübsch wieder hierher.
Sonst seufzen und weinen
Vor Jammer und Noth
Wir Grossen und Kleinen
Uns endlich noch todt.
Dann hast Du nur Steine,
Nicht Menschen und Vieh,
Dann hast Du auch keine
Süss plappernde, kleine,
Scharmante

Sophie.

Seinem Enkel Eduard.

(Mit einem Bartmesser.)

Dies Messer schor schon manchen Bart;
Von Burchard Hilmar Campe ward
Es einst aus London mitgebracht,
Und seinem Tochtermann vermacht.
Der Tochtermann verehrt' es mir;
Ich, lieber Grosssohn, schenk es Dir.
Verwahr es wohl, und sprosst der Bart
Auch Dir demnächst, nach Männer Art,
So sorge, dass man sagen kann,
Du seist der vierte brave Mann,
Der sich mit diesem Messer schor;
Und steigst auch Du dann einst empor
Aus dieser nieder'n Erdenwelt
Zu Gottes hohem Sternenzelt,
Wo Alles grösser ist und besser
So erb' ein braver Sohn das Messer.

Es sei, so lange Biedersinn der Ruhm
Des Stammes bleibt, des Stammes Heiligthum
Und bringe Jedem, welcher auf den Wegen
Der Väter geht, der Väter Segen.
Doch schleicht ein Taugenichts sich ein, und setzt,
Es frech an seinen Bart, so werd' er jach verletzt,
Und trage zu verdientem Lohn
Im Angesicht ein Kainsmal davon!

Seiner Pflegetochter Minna Stuve.

(Nebst einem Exemplar des „Väterlichen Rathes".)

Dies Büchlein schrieb ein alter Mann,
Der lange nicht mehr leben kann.
Hat er zu sein nun aufgehört,
Und find'st Du Deines Dank's ihn werth:
So dank' ihm durch den festen Willen,
Die Lehren alle zu erfüllen,
Die er aus treuer Brust Dir gab;
So steigst auch Du, wie er, einst ruhig in Dein Grab.

An meine kleinen Enkel.

(Bei Uebersendung einiger Haselnüsse.)

Empfanget, Ihr Lieben,
Für's Mäulchen je sieben
Und vierzig der Nüsslein.
Sind freilich nur klein,
Doch süss, wie Rosinen.
Kann ferner noch dienen
Mit etlichen Dreissig;
Doch seid auch hübsch fleissig,
So giebt's zum Bescheer
Der Dinge noch mehr,
Als etwa süss Birnlein,
Roth Aepflein, braun Pfläumlein,
Und solcherlei mehr.
Die will ich Euch bringen;
Dann möget Ihr singen:

Hosiana! dem Sohne
Des Gartens! Ihn lohne
Lieb Mutter Natur
Mit mancherlei Gaben,
Die Andere laben!
Das will er ja nur
Für Sorgen und Mühen!
Wenn um ihn nur blühen
Die Bäumlein so fröhlich,
Die Kindlein so wählig,
Dann fühlt er sich hehr;
Dann dünkt er sich mehr
Als Kaiser und König,
Und lächelt fast höhnig
Auf Kaiser und König
Und selbst auf das Weltall umher!

VIII.

AUS CAMPE'S NACHLASS.

Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach! der erste Wiederklang.

Goethe.

Eine sinnreiche Sage meldet, dass versunkene Schätze nachblühen und von Zeit zu Zeit im Schooss der Erde aufwärts rücken, damit sie endlich doch noch gehoben werden. Solch ein Schatz sind die Briefe berühmter Zeitgenossen an Campe, die hier zum ersten Male an das Licht der Oeffentlichkeit treten [1]). Sie eröffnen uns den unmittelbarsten Einblick in die mannichfachen Anregungen, die von Campe's reichem, umfassendem Geiste ausgegangen sind. Wir gedenken aus der Fülle des uns vorliegenden Materials, unter Weglassung aller unbedeutenden Notizen, nur dasjenige herauszuheben, was ein bleibendes Interesse der Nachkommen beanspruchen darf. —

---

[1]) Der handschriftliche Nachlass umfasst über vierhundert Briefe an Campe; die von Campe geschriebenen Briefe haben besonders im biographischen Theile dieser Schrift ihre Verwerthung gefunden; einzelne finden sich auch noch in diesem Abschnitt. Die Gesammtzahl der in diesem Abschnitt mitgetheilten Briefe beträgt über hundert; unter den Briefstellern befinden sich Schiller, Wieland, Herder, Lessing, Klopstock, die beiden Humboldt, Forster, Kant, Voss u. A.

Briefe
berühmter Zeitgenossen
an
J. H. Campe.

— — —

I.

Carl Wilhelm Ferdinand,

Herzog von Braunschweig, seit 1780 regierender Fürst, Friedrich's des Grossen Neffe, ein Beförderer der Wissenschaft und der Künste, gestorben 10. November 1806 an der in der Schlacht von Auerstädt empfangenen Wunde. Die mitgetheilten Briefe lassen uns einen Blick thun in das Vertrauen, dessen Campe bei seinem Landesfürsten sich erfreute.

1.

P. P.

Dero Schreiben, mein lieber Herr Rath, vom 14. d. habe ich mit sehr vielem Vergnügen erhalten, und beziehe ich mich auf das, was Herr Peterssen Denenselben vorschlagen wird, um meine Wünsche erfüllet zu sehen, Sie in hiesigem Lande niedergelassen zu wissen, eine völlige Unabhängigkeit und Entfernung von allen bestimmten Geschäften, ist der Grund meiner Vorschläge, welche ich wünsche, dass Sie im Ganzen nicht mögen unannehmlich finden.

Was die Nachricht von meinem ältesten Sohne betrifft, sowol, als was Dieselben wegen der Erziehung meiner jüngeren Söhne bemerket, darüber erbitte ich mir, und zwar baldigst, Dero Beobachtungen und Vorschläge aus. Dieselben können versichert sein, dass ich erstens die vollkommenste Freymüthigkeit erwarte und sehnlich wünsche; zweitens dass Dero Eröffnungen Niemand schaden sollen — nur werde ich suchen, auf die vorsichtigste Weyse dem Uebel vorzubeugen; drittens können Sie auf mein Wort bauen, dass alle Nachrichten, Bemerkungen und Vorschläge gegen Jedermann verschwiegen gehalten werden sollen, ich ersuche Dieselben also, mir offenherzig zu schreiben, und von meiner Erkenntlichkeit, für die mir bewiesene Freundschaft, völlig gewiss zu seyn. Der ich mit vollkommenster Hochachtung stets verbleibe

Deroselben

Braunschweig, d. 22. Oct. 1785.

ganz ergebenster
Carl Wilhelm Ferdinand.

2.

Braunschweig, den 3. Dec. 1785.

Dero Schreiben, mein lieber Herr Rath, ist mir ein neuer Beweis Dero Freundschaftlichen Gesinnung und erfordert meinen aufrichtigen Dank. In beikommendem P. M. mache ich Ihnen im engsten Vertrauen mein offenherziges Geständniss über die wichtigen Gegenstände, welche in Ihrem Schreiben an mich enthalten sind. Verschiedene Verhinderungen haben mich bis jetzo davon abgehalten, und da ich über verschiedene Personen mich gegen Sie äussere, so würde ich kaum meine vorsichtige Zurückhaltung haben überwinden können, wenn ich von

Ihrer Verschwiegenheit mich nicht versichert hielte, und von der Freundschaft mich schmeichelte, dass Sie dereinst dieses P. M. mir wieder einhändigen werden, ohne davon Abschriften zu nehmen. Der Inhalt wird zeigen, aus wie vielen Gründen mir diese Erwartung wichtig ist, und ohne Ihnen den ganzen Zusammenhang bekannt zu machen, würden immer Dunkelheiten Ihnen haben überbleiben müssen, über meine Art zu handeln Was Dero persönliche Einrichtung in hiesigem Lande betrifft, so beziehe mich auf das was Hr. Peterssen, in meinem Namen, Ihnen geschrieben hat, und wann Dieselben anhero kommen, um das Locale genauer in Augenschein zu nehmen, so wird sodan alles, nach Dero Wunsch, eingerichtet, und schriftlich ausgefertigt werden können, mir bleibet nichts übrig, als Ihnen zu versichern, wie sehr ich Dero Gegenwart wünsche, und wie sehr ich mich bestreben werde, Ihnen den hiesigen Aufenthalt angenehm zu machen. Der ich mit vollkommenster Hochachtung verbleibe

Deroselben

ganz ergebenster

Carl Wilhelm Ferdinand.

3.

P. P.

Ich wünsche dass der Fall, wo Ihr bey mir gethaner Antrag in Erfüllung gesetzt werden könne, weit von uns entfernt bleiben möge; indessen werde ich die Ehre haben, die verlangte Versicherung Ihnen zukommen zu lassen. Wenn man wie Sie den Wetteifer in der Pedagogie angefacht, den Grund zum Bücherhandel und Typographie in seinem Vaterland gelegt hat und durch die Sei-

nigen ein immer währendes Andenken für die Nachwelt verrichtet, so hat man sich ein unverbrüchliches Recht auf die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen erworben. Halten Sie sich von diesem Gefühl von meiner Seite überzeugt, sowie auch von dem anhaltenden Verlangen, Ihnen Beweise meiner ausgezeichneten Achtung zu geben, mit welcher stets verbleibe

Deroselben

Braunschweig, den 12. Dec. 1799. ganz ergebener

Carl Wilhelm Ferdinand,
Herz. z. Braunschweig.

II.

Friedrich Wilhelm II.,

1750 zum Kronprinzen von Preussen erklärt, 1786 seinem Oheim nachfolgend, ersuchte Campen um Bezeichnung eines Erziehers und um einen Erziehungsplan (vergl. das Nähere im Abschnitt III.).

Mein lieber Herr Campe! Da ich Ihre Geschicklichkeit und besondere Fähigkeiten kenne, die sich der Kenntnisse in Ihrem Fach anmessen, so ersuche ich Sie die Sorgfalt zu haben, mir ein Subject zu recommandiren, der bei einem Knaben von vier Jahren, welcher mir anempfohlen, die Stelle als Hofmeister vertreten könnte. Ein Mann, der in gehörigen Wissenschaften erfahren, und dem Kinde auf eine leichte Art unterrichten kann. Uebrigens von Religion und gutem Charakter. Demselben setze ich ein jährliches Gehalt von vierhundert Thaler aus, freye Wohnung, Holtz wie auch Beköstigung, und werde für denselben nach verflossener Zeit und ange-

wandten Bemühungen aufs Beste sorgen. Der ich dagegen verbleibe

Ihr wohl affectionirter

Potsdam, d. 18. May 1782. Fridrich Wilhelm.

III.

Prinz Louis von Preussen.

1.

Liebster, bester Herr Campe!

Es freuet mich recht sehr, dass Sie von Ihrem bösen Fieber wieder hergestellt sind, und ich wünsche, dass es niemals wiederkomme. Gott hat mich auch schon viele Jahre erhalten, mich vor alle Gefahren beschützt und meine Brüder auch. Ich danke auch Gott dafür; denn was wären wir Menschen wenn Gott uns nicht bewahrte? Er ist gütig und langmüthig, er geth mit den Menschen um, wie ein Vater mit seinen Kindern umgehn sollte.

Ihr Brief, mein liebster Herr Campe, hat mir eine recht grosse Freude gemacht und ich danke Ihnen dafür. Ich werde alle die guten Lehren, die Sie und unser lieber guter Bärbaum uns gegeben, so gut wie ich es kann, auszuüben versuchen. Bester Mann, Sie haben Recht, Gott hat mir eine grosse Bestimmung gegeben. Ich kann einst viel Böses und auch viel Gutes thun. Es wäre sehr schlecht von mir, wenn ich meine Anlagen zum Bösen anwendete. Ein böser und dummer Mensch kann nicht so viel Böses thun als ein kluger, der aber ein böses Herz hat. Wie strafbar wäre ich, wenn ich nicht mit meinen Anlagen ein guter Mensch zu werden suchte, da ich alle Anweisung dazu erhalte. Ich will also fleissig sein, was Nützliches lernen und vorzüglich gut zu werden

suchen, damit ich dereinst meinem Vaterland und meinen Mitmenschen dienen kann. Ich habe einen braven Onkel, den König, der immer geschäftig ist, alles Vergnügen aufopfert, um sich ganz den Geschäften zu widmen. Es wäre schlecht, wenn sein Neweu nicht seinem Beispiele folgen wollte.

Dass Sie wieder ein Buch herausgeben wollen, freut mich recht sehr, und ich bin mit meinem Bruder recht begierig darauf. Sie sind ein lieber Mann, dass Sie so schöne, herrliche Bücher schreiben. Fahren Sie doch damit fort. Alle Bücher, die Sie nur machen werden, will ich mir anschaffen und sie sollen in meiner Bibliothek den ersten Platz einnehmen.

Appropos! ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Ich habe Ihnen die Rede des Cyrus an seine Officiers versprochen, und ich schicke sie Ihnen hiebei. Wie gefällt sie Ihnen? Ist das nicht recht schön, was er am Ende sagt, dass er alle seine Unternehmungen mit Gott anfange?

Mein lieber Bärbaum hat mir gesagt, dass Sie meinen und meines Bruders Schattenriss haben wollten. Hier schicke ich sie Ihnen. Sehen Sie aber nicht dabei auf den Werth; sondern auf den guten Willen. Wissen Sie was ich mir dafür wünsche? Ihre Silhouette; es würde mir viel Freude machen.

Was macht Ihre kleine Gesellschaft? Grüssen Sie sie alle von mir, vorzüglich aber Ihre liebe Lotte und die Madam Campe. Leben Sie wohl, guter Mann! Ich werde nie aufhören zu sein

Ihr

aufrichtiger Freund
Louis.

Berlin, den 27. März 1781.

Rede des Cyrus an seine Officiere.

Wisset ihr, mit welchen Feinden ihr es zu thun haben werdet? Mit weichlichen, weibischen Menschen, die schon halb durch sinnliche Vergnügungen überwunden sind; die weder Hunger noch Durst aushalten können, die eben so unfähig sind, schwere Arbeiten als den Anblick der Gefahr zu ertragen. Für euch hingegen, die ihr von Jugend auf zu einem mässigen und herben Leben gewöhnt seid, ist der Hunger und der Durst die einzige Würze eurer Speisen, schwere Arbeiten euer Vergnügen, die Gefahren eure Freude, die Liebe des Vaterlands und des wahren Ruhmes eure einzige Leidenschaft. Rechnet ihr die Gerechtigkeit unserer Sache für wenig? Unsere Feinde greifen uns an und unsere Bundesgenossen rufen uns zur Hülfe. Ist wohl irgend etwas gerechter als das Unrecht zurückzustossen, das man uns anthun will? Ist wohl irgend etwas ehrenvoller als unseren Freunden zu Hülfe zu eilen? Aber der vorzüglichste Bewegungsgrund von eurem Zutrauen muss dieses sein, dass ich mich in diese Unternehmung nicht eingelassen habe ohne vorher die Götter um Rath gefragt, um ihren Beistand erfleht zu haben; denn ihr wisset, dass ich damit alle meine Unternehmungen, alle meine Handlungen anzufangen gewohnt bin . . .

2.

Liebster, bester Herr Campe!

Verzeihen Sie mir, guter Mann, dass ich Sie so lange auf meine Antwort habe warten lassen. Ich habe Ihren Columbus erst einige Male durchlesen wollen.

Was für ein herrliches Buch haben Sie da wieder gemacht! Tausend Dank, tausend Dank für dieses schöne Geschenk und für den lieben Brief, womit Sie es begleitet haben. Wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich alles an dem guten Columbus bewundere: so müsste ich Ihnen einen sehr langen Brief schreiben und ich würde heute damit nicht fertig. Vorzüglich hat mich seine Standhaftigkeit, seine Grossmuth, seine grosse Unerschrockenheit und seine Gottesfurcht eingenommen, und die Gelassenheit, mit welcher er das Murren des Schiffsvolks erträgt. Ich wünsche nichts so sehr als die Tugenden dieses Mannes zu besitzen!

Von den drei Statthaltern will ich gar nichts sagen, und ich würde nicht glauben, dass es solche Ungeheuer von Menschen geben könnte, wenn Sie es nicht selbst erzählten. Es wäre unbegreiflich wie Menschen solche Handlungen begehen könnten, wenn man nicht voraussetzen müsste, wie ich belehrt worden bin, dass der Aberglaube sie so weit gebracht, indem sie glaubten, dass Alles was nicht Christ wäre, auch nicht Gott gefiele. Es soll auch noch jetzt viel Aberglaube in Spanien sein, und man sagt, dass keine Dame in die Kutsche, kein Postillon aufs Pferd steigen, ohne vorher ein Kreuz gemacht zu haben.

Bei der abscheulichen Begegnung des Bowadilla gegen den edlen Columbus habe ich vor Unwillen nicht weinen können, und das Mitleiden ward von dem zu heftigen Unwillen unterdrückt. Ich habe oft gewünscht, dass ich damals schon möchte gelebt haben, um die Unschuld eines so grausam gekränkten Mannes zu vertheidigen und ihm wider die schreienden Ungerechtigkeiten Genugthuung zu verschaffen.

Die Erzählung von dem alten indianischen Mütter-

chen, die sich vor Seiner Gnaden, dem Hund Becerillo, niederwirft, hat mir Lachen verursacht.

Es freuet mich, dass Ihnen meine Uebersetzung der Rede des Cyrus gefallen hat. Jetzt habe ich eine Uebersetzung Ihres Ehrenreich's angefangen.

Ihre Briefe sind mir so lieb und werth, dass ich sie aufs sorgfältigste verwahre. Möchte ich doch so gut, ein so nützlicher Mann werden wie Sie es mir wünschen! Ich bitte Gott, dass er mir Kraft dazu gebe und mich auch vor bösen Gesinnungen bewahre. Es wäre gewiss meine Schuld, wenn ich schlecht würde, denn es fehlet mir an Anleitung zum Guten nicht.

Leben Sie wohl, bester Mann, grüssen Sie vielmals Ihre ganze Colonie mit gross und klein. Ich wünsche recht sehr Sie einmal zu sehen. Nochmals leben Sie recht vergnügt und lassen Sie uns bald Ihren Cortes erblicken, dem ich mit Verlangen entgegen sehe. Ich bin mit vieler Hochachtung

Ihr

Friedrichsfelde, den 30. Oct. 1781.

aufrichtiger Freund
Ludwig.

3.

Bester Herr Campe!

Empfangen Sie tausend Dank für Ihr zugeschicktes Buch und seyn Sie des grossen Vergnügens versichert, welches Sie mir dadurch gemacht haben. Ich fühle so sehr, wie Sie, wie viel man von Prinzen überhaupt und vorzüglich von Prinzen aus dem Hause Friedrich's erwarten kann. Ich will mich von neuem durch Ihre in der Zueignungsschrift ertheilte Lehren und Warnungen unter der Anleitung unseres guten Bärbaum's befleissigen, die-

sem grossen Mann ähnlich zu werden. Ich sage Ihnen noch den herzlichsten Dank, bester Herr Campe, für die Bitte an Gott, mich vor dem Gift der Schmeichelei zu bewahren. Ich erkenne, wie gefährlich dieses Gift dem Herzen ist und werde es sorgfältig vermeiden. Die gute Meinung und Erwartungen, die Sie, bester Herr Campe, von uns haben, soll mir ein neuer Antrieb werden, dieselbe zu verdienen und sie zu erfüllen zu suchen. Empfangen Sie die Versicherungen meiner aufrichtigen Freundschaft und Liebe und glauben Sie dass ich stets seyn werde

Ihr
ganz vorzüglich affectionirter Freund
Ludwig.

Den 31. Oct.
1785.

IV.

Prinz Heinrich von Preussen.

1.

Mein theuerster Herr Campe!

Empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank für die Güte, die Sie gehabt haben, meinem Bruder und mir Ihre Reisebeschreibung mit einer so schönen Zuschrift zuzueignen. Seyn Sie versichert, dass dieses Merkmal Ihrer Liebe und werthen Andenkens gegen uns, mir ein überaus grosses Vergnügen gemacht hat. Ich habe dieses Buch, sobald ich es empfing, mit der grössten Aufmerksamkeit durchgelesen und ich hoffe es noch mehrmals zu lesen, da es nicht allein die nützlichsten Nachrichten enthält, sondern auch weil ich es von einem so guten und würdigen Manne erhalten habe.

Diejenigen Eigenschaften, die dazu gehören, ein würdiger Neffe des Königs zu sein, sind zwar gross, doch nicht so, dass man sie nicht durch gehörigen Fleiss und Anstrengung erlangen könnte, und so habe ich auch den festen Vorsatz bey mir gefasst, durch die Anführung meines Führers mir alle Mühe zu geben, dieselbe zu erwerben und mich dem erhabenen Muster zu nähern, welches ich vor mir habe. Ich wünsche nichts sehnlicher als den Erwartungen guter Menschen zu entsprechen, alle die Pflichten zu erfüllen, von denen Sie mir in Ihrem Briefe schreiben. Ich hoffe mit Gottes Hülfe ein solcher Mensch zu werden, der seinem Vaterlande und seinen Mitmenschen gerne nützlich zu werden suchen wird. Leben Sie wohl und behalten Sie mich immer in gutem Andenken.

Ich bin mit der grössten Liebe und Werthschätzung

Ihr

besonders wohl affectionirter Freund

Heinrich.

Berlin, d. 31. Oct. 1785.

2.

Mein werthester Herr Campe!

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr mir Ihr Columbus gefallen hat. Empfangen Sie hier meinen aufrichtigsten Dank nicht allein dafür, dass Sie ein so schönes, gutes Buch geschrieben, sondern dass Sie es mir selbst zugeschickt haben. Sie haben mir eine wahre Freude dadurch gemacht; denn es ist mir viel werth, dass ich es aus Ihren eigenen Händen habe und Sie selbst meinen Namen darin geschrieben; denn ich liebe Sie sehr.

Die Tugenden des Columbus habe ich eben so bewundert als ich die schlechten Handlungen seiner Feinde verabscheut habe. Wie sehr wünschte ich die grossen

Eigenschaften des Columbus zu besitzen, seine Standhaftigkeit, seine Geduld in Leiden, seinen Grossmuth, seine Menschenliebe, seine Unerschrockenheit, seine Gegenwart des Geistes, seine Klugheit, seine Gottesfurcht! Ich will mich bestreben ihm darin ähnlich zu werden. Gott wird mir Beistand und Kraft dazu verleihen. Ich lege Ihnen ein kleines Andenken von mir bey und bitte Sie nicht auf den Werth, sondern auf den guten Willen zu sehen. Fahren Sie fort so schöne, herrliche Bücher zu schreiben, ich lese keine lieber als die Ihrigen.

Grüssen Sie Ihre ganze Gesellschaft von mir. Leben Sie wohl und denken Sie zuweilen an

Ihren

Friedrichsfelde, den 30. Oct. 1781. — aufrichtigen Freund Heinrich.

V.

Prinzessin Luise von Preussen.

1.

Friedrichsfelde, den 2. Juni 1782.

Ich bin Ihnen, vortrefflicher Mann, so viele Verbindlichkeit schuldig, dass ich mich in keiner geringen Verlegenheit befinde sie Ihnen auszudrücken, zumal da ich so lange gezögert habe Ihnen zu sagen, wie gross meine Freude über Ihr schönes Buch gewesen, und ich auch nicht einmal die Ursache dieser Zögerung angeben kann. Sie haben der Jugend durch Ihr Buch von Amerika ein ungemein grosses und angenehmes Geschenk gemacht, und ich weiss Ihnen gewiss nicht weniger Dank dafür als Ihre übrigen jungen Freunde und Freundinnen, besonders auch noch deswegen, weil Sie die Güte hatten,

mir einen Abdruck davon zuzueignen; in der That war meine Freude darüber so aufrichtig, als es jetzt von ganzem Herzen mein Dank ist. Ich kenne Sie schon lange durch die angenehmen Bücher, die Sie geschrieben haben, und schätze Sie recht hoch, dass Sie sich so gern zum Besten der Jugend beschäftigen. Werden Sie ja nicht müde es noch ferner zu thun, ich werde sie stets mit Vergnügen und Aufmerksamkeit lesen, und dann auch gewiss vielen Nutzen für mich daraus schöpfen. Ich bin Ihnen auch noch deshalb gut, weil Sie mir Anlass gegeben haben, Ihnen auf diesem Blatt zu sagen, mit welcher Aufrichtigkeit ich mich nenne

Ihre

Freundin Luise.

2.

Berlin, den 31. October 1785.

Mit dem grössten Verlangen sah ich der Zeit entgegen, da die vor einiger Zeit von Ihnen angekündigte Reisebeschreibung für die Jugend dem Druck übergeben werden konnte, und Sie haben mein Vergnügen dadurch unendlich vergrössert, nicht nur allein durch die Uebersendung eines so schönen Exemplars, sondern vorzüglich durch die vortreffliche Zueignungsschrift an meine Brüder; empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank für diese doppelte Aufmerksamkeit, die mir von einem so verdienstvollen Mann als Sie sind, von einem sehr grossen Werth ist. Möchte ich sowohl als meine Brüder, die Sie so vortheilhaft beurtheilen, der Erwartung entsprechen, die man von uns hat, und alle unsere Pflichten so gewissenhaft erfüllen als es in unseren Kräften steht und unser Glück und Freude darin suchen, die Zufriedenheit unse-

rer Nebenmenschen zu befördern; man wird es alsdann auch Ihnen zu verdanken haben, der Sie uns auf eine so angenehme Art dazu aufmunterten.

Luise.

VI.

Leopold Friedrich Franz

(1751 bis 1817), Fürst von Dessau, von Napoleon zum Herzog erhoben, der Protector des Dessauer Philanthropins. Der nachfolgende Brief ist kurz nach Campe's Weggang von Dessau geschrieben. Das Nähere siehe im Abschnitt I. dieser Schrift.

Mein lieber Campe!

Noch halb von der Verwunderung betäubt, die mir der unvermuthete Schritt, den Sie gethan, gemacht hat, kann ich nach einer beynah vierundzwanzigstündigen Ueberlegung keinen anderen Entschluss fassen, als Sie um alles, was mir und Ihnen heilig ist, zu bitten, so bald als möglich wieder bey uns zurückzukehren. Die Frau Räthin brachte mir gestern gegen zwei Uhr Ihren Brief selbst, sagte mir, dass sie an verschiedene andere ausser mir gleichfalls Briefe hätte. Ich bat sie, solche an sich zu behalten. Sie versprach es mir auch, jedoch haben sie Verhältnisse, in die sie sich gesetzt sah, genöthigt, solche abzugeben. Demohngeachtet habe ich Mittel gefunden, alle Diejenigen, welche von Ihnen Briefe erhalten, dahin zu bringen, dass sie mit Niemanden, der nicht schon von der Sache unterrichtet ist, davon sprechen werden. Das Publikum weiss nicht anders, als dass Sie einiger Erholung wegen eine kurze Reise machen werden, welches Sie

mir durch Ihren Brief hätten wissen lassen. Dieses alles erleichtert den Schritt wieder zurückzukehren um vieles, und ich bin nach meiner Ueberzeugung versichert, dass dieser unter allen denjenigen, welche Sie thun können, derjenige seyn wird, welchen Sie am wenigsten zu bereuen Ursache haben werden. Noch zu eins biete ich mich an, welches darin besteht, die Umstände, welche Sie bewogen haben wegzugehen und welche für mich noch immer ein Geheimniss sind, so viel mir nur möglich ist, aus dem Wege zu räumen, im Fall Sie zu mir das Zutrauen haben, mir ganz offenherzig die Verhältnisse zu entdecken, welche Sie bewogen haben uns zu verlassen. Ich bin versichert, dass Sie bis dahin dem Publikum Ihre Verhältnisse oder den gethanen Schritt auf keine Art bekannt machen werden, weil solches die Wiederherstellung unmöglich machen würde. Dem Hofrath Hermann habe ich aufgetragen in Gegenwart der Professoren Basedow und Wolcke die Casse, Rechnungen, und die zum Institut gehörigen Papiere, bis zu Ihrer Antwort, die ich mit einer Estafette zurück erwarte, zu versiegeln, und die Frau Räthin habe ich schriftlich gebeten, sich bis dahin gänzlich zu beruhigen und auf meine Verantwortung alles im vorigen Zustande zu lassen. Ich bin

Ihr

Den 21. Sept. 1777. treu ergebener Freund

L. Franz (Fürst).

VII.

Karl August von Hardenberg

(† 1822), der berühmte preussische Staatskanzler, war 1782 bis 1787 im Ministerium des Herzogs von Braunschweig als Wirklicher Geheimer Rath thätig. Das Religionsedict wirft bereits seine Schatten vor sich her.

Ew. Wohlgeboren

geehrtestes Schreiben vom 2. d. M. habe ich bey meiner Zurückkunft vorgefunden. Dieselben werden selbst einsehen, dass es gerade in dem gegenwärtigen Augenblick weder rathsam noch thunlich sey, die theologische Censur, die mir bey unserer ehemaligen Unterredung gar nicht beygefallen, aufzuheben. Eben so misslich möchte es seyn, Ihnen jetzt eine Dispensation zu ertheilen. Ich wünschte daher, Ew. Wohlgeboren könnten das erwähnte theologische Werk entweder noch einige Zeit ungedruckt lassen, oder der Censur unterwerfen. Wenn die bewusste Krise über seyn wird, wollen wir überlegen, was weiter zu thun seyn möchte. Ich empfehle mich

Ew. Wohlgeboren

Den 6. Nov. 1787. ganz ergebenster

Hardenberg-Reventlow.

VIII.

E. P. Graf von Herzberg

(† 1795), der bekannte Cabinetsminister Friedrich's des Grossen, der die Curatel hatte der Berliner Akademie der Wissenschaften. Ueber die Preisschrift Campe's haben wir bereits das Nähere im Abschnitt V. bemerkt.

Wohlgeborner, Hochgelahrter,
Hochgeehrter Herr!

Da Ew. Wohlgeboren den Preis von der hiesigen akademischen Aufgabe über die deutsche Sprache davon getragen, so wünsche ich Ihnen Glück dazu, und melde Ihnen, dass ich die darauf gesetzte Medaille von 50 Ducaten habe prägen lassen und Ihnen solche zuschicken wollen. Da man aber hier keine Postscheine über Medaillen geben will, so habe ich mich bey Ihnen erkundigen wollen, ob ich Ihnen diese Medaille mit der Post schicken soll, oder ob Sie sonst eine Gelegenheit hier haben, wodurch ich sie Ihnen sicher übermachen könnte. Ich freue mich, dass ich diese Gelegenheit habe mit Ew. Wohlgeboren in Bekanntschaft und in Correspondenz zu kommen, und ich versichere, dass ich mit besonderer Hochachtung bin und verharre

Ew. Wohlgeboren

Berlin, den 12. Nov. 1793. dienstwilligster
Herzberg.

IX.

G. Baron von Cuvier,

seit 1796 Mitglied des Nationalinstituts, seit 1802 Generalinspector des gelehrten Unterrichts, durch seine Verdienste um die vergleichende Anatomie und allgemeine Physiologie berühmt. Campe machte seine Bekanntschaft während seines Aufenthaltes zu Paris im Sommer 1802.

Au jardin des plantes de Paris,
le 10. fruct. 10.

Monsieur!

C'était à Leves en effet que Madame Brogniard désirait ardemment avoir l'honneur de vous voir, elle sera affligée du prompt départ, qui la prive de ce plaisir. J'ai fait part à mes collègues du beau présent que vous m'aviez remis pour eux, et ils n'attendent que notre première assemblée pour vous en remercier solennellement et en corps; j'espère qu'elle aura encore lieu avant notre départ, mais dans tous les cas vous ne devez douter ni de leur reconnaissance ni de leur haute estime. J'ose vous demander pour eux et pour moi, la permission de recourir dans l'occasion à vos conseils et à votre expérience; la peine que ce recours pourra vous donner quelques fois, sera sans doute bien compensé; pour votre coeur, ami de l'humanité et surtout de la jeunesse par l'idée d'être utile à l'éducation dans un pays tel que la France; au reste, j'étudie déjà vos livres et il ne tiendra pas à moi, que notre instruction publique ne profitent des précieuses idées dont ils abondent.

Daignez monsieur agréer encore l'expression de mon entier et respectueux dévouement, veuillez aussi faire mes

compliments et mes excuses à Madame Wiedemann vis à vis de la quelle j'ai le tort d'un long silence, mais que je me propose de bientôt réparer.

G. Cuvier,
membre de l'institut national et de l'inspection générale des études de France.

X.

Graf von Mirabeau,

der französische Catilina, der einst durch seine Beredtsamkeit die constituirende Versammlung beherrschte († 1791). Durch ihn wurde Campe eingeführt in die Nationalversammlung zu Versailles (s. Briefe aus Paris Seite 174).

Versailles, le 9. août 1789.

J'ai reçu avec la plus vive reconnaissance, Monsieur, la très-obligeante lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire. Il me sera fort agréable de vous recevoir et de causer avec un des premiers hommes dont l'Allemagne s'honore. Mercredi je serai à vos ordres. Faites-moi l'amitié, Monsieur, de me procurer un avantage que l'on désire bien vivement, lorsqu'on a celui de vous connaître. J'ai l'honneur d'être avec les sentiments les plus distinguées, Monsieur, votre très-humble et très-obéissant serviteur

Le comte de Mirabeau.

Je vous offre mon dîner de garçon et même un lit, si cela peut vous convenir en vous assurant de ma reconnaissance si vous l'acceptez.

Rue de l'orangerie 37.

XI.

Amb. Sicard,

des Abbé de l'Epée berühmter Nachfolger, der das von jenem aufgestellte System des Taubstummenunterrichts weiter ausgebildet hat. Campe bespricht seine Anstalt in der „Reise durch England und Frankreich".

Dimanche, 19. août ou 27. thermidor.

Si Monsieur Campe désire assister à une petite leçon particulière des sourds-muets de naissance qui aura lieu demain, pour quelques étrangers, en très-petit nombre, à l'institution des sourds-muets, il y sera acceilli avec tout l'empressement qu'il excite partout, et accablera de bonheur et de joie l'instituteur.

Sicard.

Toujours à onze heures demain 28. thermidor ou 16. août.

XII.

Louis Sebast. Mercier,

als Schriftsteller durch seinen Hang zu Paradoxien Aufsehen erregend, während der französischen Revolution Herausgeber der demagogischen „Annales patriotiques", einer der Conventsdeputirten, die es wagten, gegen den Tod des Königs zu stimmen. Campe nennt ihn den französischen Lessing, im Aeussern schlicht wie Claudius. Er war häufig Campe's Cicerone bei seinen Wanderungen durch Paris (s. Briefe aus Paris S. 243 bis 348).

Paris, le 3. décembre 1791.

Sur quelques plaintes, Monsieur, qui m'ont été faites, que je n'avais point répondu à vos lettres, je me suis

empressé de vous écrire. Je le fais encore aujourd'hui sous un couvert qui sera sans doute inviolable. Je suis porté à croire, que l'inquisition espagnole a pris racine dans une grande partie de l'Allemagne. J'ose vous dire, que je ne reconnais plus cette nation sensée, elle a adopté de préférence toutes les calomnies absurdes, que l'esclavage, soudoye contre notre révolution, et contre notre sublime constitution, j'ose vous assurer, qu'il n'y a plus qu'un parti en France, que Paris est tranquille, que le roi est de bonne foi, que chacun bénit le nouveau gouvernement. Il faut être ennemi du genre humain et de soi-même; enfin, il ne faut point être homme pour fermer son coeur et ses yeux à des lois, qui doivent régénérer l'espèce humaine. Nous voions en pitié les raisonnements et les démarches de petits et de grands Couronnés. Quand ils s'émanciperonts à l'attaque, nous jetterons sur leur territoire l'étendard de la liberté, et les Couronnés ne seront plus. Vous savez que je suis prophète, je vous ai dit au Mois d'août 1789, que la révolution était consommée, c'est, qu'elle l'était, même alors. Il paraît, que presque toute votre Allemagne a été trompée par le plus faux apperçus. Il y a encore plus de lâches la plume à la main, que l'épée au poing. Qu' y a-t-il donc de si merveilleux, que de voir des hommes faire usage de leur intelligence et de leur bras? Cela arrivera chez vous, comme chez nous pour la punition de tous les petits oppresseurs plastronnés de vieilles armoiries. Je suis brouillé avec notre Allemagne, qui ne sait ni lire, ni raisonner, mais il y reste un juste, c'est vous, et vous feriez bien de faire entendre à vos Compatriotes, que nous ne sommes ni des Cannibales, ni des Antropophages, mais que nous avons voulu le redressement des torts et nous l'avons obtenu sans grande effusion de sang. Priez Dieu, que votre

Allemagne s'en tire un jour avec la même modération. Quant aux scélerats, qui sous le nom de Princes, et aux bandits, qui sous le nom de Soldats, menacent de porter la flamme et le feu dans leur patrie, les verges son prêtes pour ces enfans bouffis et forcenés. Vous rappelez-vous le calme, qui rêgnait à Paris lors de votre dernier voyage? Eh bien! c'est toujours la même chose. Le jour de l'évasion du Roi, il ne s'est pas donné sur les assiettes un coup de fourchette de moins. Je ris de tous les politiques, et surtout des diplomatiques. Les sociétés humaines sont, comme les piramides, une base solide et inébranlable, on peut écorner la pointe, la masse ne s'y ressent point. Vous savez, qu'on taille le diamant avec la poudre de diamant, les Armées font cette poudre, elles rongeront les trônes avant tout le reste. Pour en venir à l'édition de J. J. Rousseau, elle chemine bien lentement, parceque le libraire n'a point de fonds, parcequ'on ne s'occupe plus de littérature. J'ai fait imprimer séparément une très-grande partie de mon commentaire sous le litre de J. J. Rousseau, considéré comme l'un des premiers auteurs de la révolution. A-t-on un peu connu en Allemagne mes notions clairs sur le gouvernement? Je sais, que je vous dois des remercimens pour quelques éloges, que vous avez bien voulu faire de moi, mais je ne vous remercierai point. Je vous prierai seulement d'éclairer Vos Compatriotes sur nos affaires, et si vous vouliez des renseignements sûrs, fidèles, épuisés à la source, je serai homme à vous les donner. Mais il faudrait, que la correspondance joignit à la sûreté l'exemtion de tous frais quelconques, car je ne donnerais pas vingt sous d'une lettre, vint-elle de l'Empereur de la Chine. On vient de faire un ouvrage dans votre genre, c'est l'Almanac du Père Gérard à l'usage des paysans, et où on leur ex-

plique l'esprit des nouvelles lois, qui veillent à la prospérité publique, vous devriez faire un nouveau voyage parmi nous, vous verriez, que les principes philosophiques peuvent régir encore mieux, que les erreurs diplomatiques. Les Princes et les ministres sont de grands Charlatans. L'homme fait le gouvernement, comme l'abeille fait le gâteau de cire. Les Couronnés sont les guèpes dans la ruche, qu'on leur donne du miel, soit, mais qu'on leur ôte leur dard. On dit, qu'il n'est pas sûr pour un Français de voyager aujourd'hui en Allemagne. A cette idée tout mon sang bouillonne, et il faut, que ce soit vous, pour qui je jette une de mes lignes sur cette terre opprimée. Je ne vois plus que Paris pour le vrai séjour de l'homme libre, je ne veux troquer cette demeure, que pour celle du Paradis. Je vous embrasse de tout mon coeur, vous priant, de me faire passer, ce que vous aurez fait de nouveau. Le plus indépendant des enfans d'Adam.

Mercier, homme de lettres.

NB. Nous allons attaquer les Rebelles d'outre Rhin.

XIV.

G. E. Lessing.

Die Beziehungen Campe's zu Lessing wurden bereits im biographischen Theil dieses Buches erörtert. Die nachstehenden Briefe sind bereits im neunundzwanzigsten Band von Lessing's sämmtlichen Schriften (Berlin 1794) abgedruckt worden.

1.

Campe an Lessing.

Hamburg, den 30. August 1779.

Schon lange hat mir der Dank, den ich Ihnen, theurer, verehrungswürdiger Freund, für Ihren Nathan überhaupt und für den mir geschenkten Nathan insonderheit schuldig bin, wie eine feurige Kohle auf dem Herzen gelegen; und endlich finde ich ein paar Augenblicke Zeit, mich seiner zu entledigen. Was mir dieser Nathan ist und mit welchen Empfindungen ich zu seinem Schöpfer hinaufsehe, das wollte ich neulich dem Publicum in einer Recension in folgenden Zeilen sagen:

„Nathan der Weise von Lessing. Sieh.
Buch der Weisheit VII, 22, 23; wo für ihr,
ihm zu lesen ist."

Allein mein Vorhaben unterblieb, weil es zufälliger Weise Leuten bekannt geworden war, die nicht ermangelt haben würden, mich mit Ihnen in einen und eben denselben Pfuhl hinabzustossen. Nun mag es sich zwar überall recht gut mit Ihnen hausen lassen; auch möchte ich, unter uns gesagt, lieber mit Ihnen in der unteren als mit — — — und Compagnon in der oberen Region

leben, so wie ich lieber mit Ihnen in Bedlam, als mit — — — in sein — — eingesperrt werden möchte: aber da mir die Ehre eines gemeinschaftlichen Aufenthalts mit Ihnen, nach diesem Erdenleben doch wohl hoffentlich bevorsteht, so habe ich mich für jetzt nicht zudrängen wollen.

Aber um des Himmelswillen! wie lassen Sie sich denn einfallen, jetzt krank zu werden? jetzt, da sie der Schöpferfreuden über Ihren Nathan in vollen Zügen geniessen sollten! Die Nachricht davon hat uns Alle sehr erschreckt; Sie wissen, welche ich unter uns Allen begreife. — Gott sey indess gedankt, dass das Uebel nicht von ernsthafteren Folgen gewesen ist. Ich wollte, der Himmel nehme von dem Leben Aller — ein paar Tage ab, und setzte sie dem Ihrigen zu; auch von dem meinigen, wenn es ihm gefiele: denn gemeinnütziger könnte ich sie ja nicht verbrauchen.

Meine Frau und ich und die ganze christliche Kirche im engern Sinn, ehren und lieben Sie, so sehr man Jemand ehren und lieben kann; wünschen Ihnen alles mögliche Gute hier und dort, und empfehlen uns für jetzt und immer Ihrem gütigen freundschaftlichen Wohlwollen.

Campe.

2.

Lessing an Campe.

Wolfenbüttel, den 6. Nov. 1779.

Die Bezeugung Ihres Beyfalls, theuerster Freund, kam mir in einem der Augenblicke, in welchen mir ein solcher Beyfall allmählich anfängt sehr nöthig zu werden. Desto mehr danke ich Ihnen dafür. Er hatte dadurch, dass er nur schriftlich kam, bey mir nichts verloren. Man

würde es im Drucke doch nur eine profane Accommodation einer ohnedies schon apokryphischen Stelle genannt haben; und kein Tadel ist empfindlicher, als der, welchen man einem gutgemeinten, aber übertriebenen Lobe, gleich an die Seite stellt.

Was meine Krankheit anbelangt, die darf ich Ihnen wohl nicht beschreiben. Ich bin versichert, wir würden beyde sehr gesunde Leute seyn, wenn wir eben so viel Schritte machten, als Buchstaben. Einander alle halbe Jahre einmal zu Fusse zu besuchen, das wäre mein Vorschlag. Gleichwohl bilde ich mir ein, dass Zerstreuung und Aufheiterung mir noch mehr fehlt, als Ihnen. Ihre Wünsche schiebe ich Ihnen ganz wieder zurück: denn was ist das Leben, wenn man den Genuss desselben ausmäkeln muss?

Hierbei kömmt endlich die Fortsetzung meiner Freimaurergespräche, von der mir Elise einmal geschrieben, dass Sie solche für einen Freund zu haben wünschten. Sie steht sehr gern zu Jedermanns Einsicht zu Dienste. Nur würde es mir empfindlich seyn, wenn sie ohne mein Vorwissen abgeschrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzoge Ferdinand versprochen, beydes ohne sein Vorwissen selbst nicht zu thun; und er würde mir nimmermehr glauben, wenn es geschähe, dass es ohne mein Zuthun geschehen wäre.

Leben Sie recht wohl, und fahren Sie recht fleissig fort — versteht sich, so fleissig, als es mit Ihrem Wohlleben bestehen kann — rohe Menschen lieber bilden, als schon gebildete umbilden zu wollen. Auch geschieht dieses vielleicht am besten, wenn man nur jenes zu thun sich anstellt.

Ich empfehle mich Ihrer Frau Gemahlin und der Gemeinde. Wenn ich mir jetzt einmal wünsche, Lin-

sen, mein Lieblingsgericht, zu essen, so ist immer ein zweiter Wunsch dabei, es in Ihrer Gesellschaft zu essen.

Lessing.

3.

Campe an Lessing.

Auch mir ist es, wie Ihrem Ernst, gegangen — ich stehe, wie ein Geblendeter und reibe mir die Augen. Zwar habe ich die Beläge dessen, dass der bewusste Staub Staub sey, noch nicht gesehen: allein wenn Lessing sagt, dass er Beläge zeigen könne, so ist es so gut — wenigstens für mich — als wenn er sie schon gezeigt hätte.

Aber, lieber Mann! wo will denn das endlich hin mit Ihrem Geiste, wenn er noch immer fortfährt, so nach allen Seiten um sich zu greifen? Wir anderen petty Men werden ja zuletzt keine Handbreit Landes übrig behalten, die wir unser nennen und worauf wir stehen können!

He doth bestride the narrow World,
Like a Colossus; and we petty men
Walk under his huge legs.

Ernsthaft gesprochen — ich bin erstaunt, über Inhalt und Dialog, vornehmlich über den letzten, der mir so in meinem Leben noch niemals vorgekommen war, weder bey den Alten noch bey den Neueren.

Ueber den neuen Staub, wie Sie ihn nennen — den angeblichen Locke'schen Brief — schlüpfen Sie damals mit einer blossen Abweisung a priori, wie es scheint, dahin. Sollten Sie ihn etwa noch nicht selbst gesehen haben: so steht er in beikommendem Buche Seite 83. Die Bemerkung, dass Peter Gower der verzerrte Pythagoras sey, scheint doch allenfalls einen Mann, wie Locke, zu ver-

rathen. Und dann wäre bloss zu sagen übrig, dass man auch Locken Staub in die Augen geworfen habe.

Weil Sie einmal gehört haben, dass ich Ihren Namen vor acht oder neun Jahren in Reimen prostituirte: so schreibe ich Ihnen das Ding ab, zum Beweise, dass ich vor acht oder neun Jahren schon eben dieselbe unbeschränkte Verehrung gegen Ihre Talente fühlte, die ich jetzt gegen Ihr ganzes Wesen empfinde . . . . . [1]).

Campe.

4.

Lessing an Campe.

Ihr Urtheil über meine Gespräche ist mir sehr schmeichelhaft; und doch könnte ich wünschen, dass Sie meine Tochter wohlgesitteter als wohlausgestattet gefunden hätten. Auch zweifle ich sehr, ob Sie mir Ihren Dialog für meinen geben möchten. Denn noch so viele Blitze machen doch keinen Tag, der auf Ihren philosophischen Gesprächen so sanft und so befriedigend ruhet. —

Den Preston habe ich allerdings schon selbst gelesen, und den Betrüger oder Betrogenen in einem Grade in ihm gefunden, der mehr Unwillen in mir erregt hat, als die ganze Sache verdient. Ich kann nämlich erweisen, dass alles, was zu Heinrich's VI. Zeiten in England mit den Freymaurern vorgefallen sein soll, die eigentlichen Maurer betroffen. Folglich ist das vorgebliche Verhör, das Heinrich mit seiner eigenen Hand geschrieben haben soll, eine blosse Posse, die Leyland abzuschrei-

[1]) Das hier folgende Gedicht siehe Abschnitt VII.

ben und Locke zu commentiren schwerlich gewürdigt hätten. Denn wenn auch die Bemerkung, dass unter den Venetianern die Phönizier, und unter Peter Gower Pythagoras zu verstehen sey, Locken nicht ganz unwürdig wäre: so kommen doch so viel andere Dinge in diesen Locke'schen Anmerkungen vor, die schlechterdings einen viel flacheren Geist verrathen. Locke sollte haben vorgeben können, dass Pythagoras jedes geometrische Theorema zu einem Geheimnisse gemacht habe? dass er seine Kenntnisse nur denjenigen mitgetheilt, welche sich ein fünfjähriges Stillschweigen hätten gefallen lassen? das fünfjährige Stillschweigen wäre Locken also die Bedingung, unter welcher, und nicht die Zeit, in welcher Pythagoras seine Schüler unterrichtete? Locke sollte haben schreiben können, „dass die Gelehrten aller Zeitalter eine allgemeine Sprache sehr gewünscht haben?" Ich biete dem Trotz, der mir vor Kirchern, Wallis, Bechern, Leibnitzen etc. die geringste Spur irgend eines solchen Wunsches bei einem ältern Gelehrten weisen kann! Dieser Wunsch konnte schlechterdings nicht eher entstehen, als ungefähr um eben die Zeit, da mehrere Nationen anfingen sich um die Wissenschaften verdient zu machen, und man die Beschwerlichkeit zu merken anfing zu einem Schlosse so vielerley Schlüssel nöthig zu haben. — Es war nichts als ein sehr übertriebenes Lob jenes Pantomimen, ihn zum Dolmetscher bei barbarischen Nationen brauchen zu wollen; und Locke sollte darum die Pantomime für fähig gehalten haben, deutliche und allgemeine Ideen mitzutheilen?

Kurz, wer Locken diese Anmerkungen unterschob, war kein Locke! —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Dieser Anfang meines Briefes, der sich mit einer Grille über eine Stelle Ihrer philosophischen Gespräche Seite 119 schliessen sollte, ist schon vor acht Tagen geschrieben. In dieser Zeit bin ich selbst krank gewesen, und würde meine Abreise haben aufschieben müssen, wenn ich auch sonst auf keine Kranke zu warten gehabt hätte. Endlich sind wir beide in dem Stande, dass wir diesen Donnerstag oder Freitag gewiss abgehen zu können hoffen dürfen. Vorher aber bitte ich mir noch die Erlaubniss aus, Sie auf einen Augenblick überraschen zu dürfen; um mich nochmals mündlich ein Paar Menschen zu empfehlen, die unter die wenigen gehören, denen ich empfohlen zu seyn wünsche.

Lessing.

5.

Campe an Lessing.

Hamburg, den 1. Januar 1780.

Hier schicke ich Ihnen, theuerster Freund, Ihre mir gütigst mitgetheilte Handschrift zurück. Ich dachte Wunder, wie viel ich an Einsicht gewinnen würde, wenn ich sie von denen lesen liesse, die mich, noch ehe sie sie gelesen hatten, in einem so zuversichtlichen Tone versicherten, dass sie lauter Schimären enthielte! Aber was war es? Ein mitleidiges und geheimnissvolles Achselzucken über Ihre Verblendung und eine triumphirende Verweisung auf den ersten Theil Zoroasters, auf gewisse mikrokosmische Vorspiele, und auf das Geheimniss der Verwesung und Verbrennung aller Dinge — Scharteken, die ich nie gesehen habe und nie zu sehen verlange — waren alles, was man mir einzuernten gab. Mit dem letztgenannten Buche, glaube ich, tröstet man

sich: weil, wenn alles verwesen und verbrennen soll, Ihre leidigen Gespräche ja auch nicht ewig dauern können. Sehen Sie, lieber Lessing, wie selbst diejenigen, die eben keinen Drang, Sie zu loben, bey sich verspüren, kein anderes Mittel, Ihre Schriften zu vernichten, als die Zerstörung des Weltalls durch Fäulniss und durch Feuer kennen. Stärker können ja Ihre Freunde selbst Sie nicht loben.

Ich habe in diesen Tagen eine nähere Veranlassung gehabt, der hiesigen — gesellschaft alle fernere Theilnehmung an ihren Arbeiten aufzukündigen. Hofrath Schmiedlin, ein Mitglied derselben und, so viel ich weiss, ein braver Mann, stand auf dem Punkte, mitten in dem opulenten Hamburg im eigentlichen Sinne des Worts zu verhungern. Ich, den die Vorsehung, dem Ansehen nach, ganz zufälliger Weise zu ihm führte, und der ich nun die Noth des armen Mannes, der zur Vergrösserung seines Elendes schon seit mehreren Monaten bettlägerig war, vor Augen sah, laufe bey allen mir bekannten Mitgliedern herum, um, wo nicht eine reelle Unterstützung, doch wenigstens einstweilige Hülfe für ihn zu erbetteln.. Allein man fertigte mich mit der Antwort ab: dass man schon einmal funfzig Reichsthaler für ihn zusammengebracht habe, und mehr für ihn nicht thun könne. Ich erklärte hierauf, nachdem alle meine Vorstellungen und Bitten fruchtlos geblieben waren, dem Ihnen bekannten Vorsteher geradezu: dass ich von diesem Augenblick an, ein Mitglied seiner Gesellschaft zu seyn, aufhörte, und dass ich mich wohl hüten würde, irgend einem thätigen Menschenfreunde zu gestehen, dass ich jemals mit Leuten in Verbindung gewesen wäre, die eins ihrer würdigsten und verdientesten Mitglieder unter ihren Augen könnten verschmachten sehen. Noch warm von diesem

Auftritte, lief ich bey meinen profanen Freunden herum, und brachte in einem Abend gegen hundert und funfzig Reichsthaler zusammen. —

Ich weiss nicht ob unter Ihren lieben Kindern etwa noch eins in dem Alter seyn mag, dass es Geschmack an meinem Robinson finden könnte. Auf allen Fall habe ich einen beygelegt.

Unser lieber Reimarus ist krank gewesen, jetzt aber meist völlig wieder hergestellt. Ich selbst, meine Frau, meine drei Gehülfen und meine zwölf herrlichen Knaben, wissen fast nicht mehr, was Krankheit ist, weil wir, so weit der leidige Ueberlauf von Besuchern und Beschauern aus der feinen Welt — diese Hauptplage meines Lebens — es uns erlaubt, uns immer mehr und mehr in die Grenzen der einfachen Natur zurückzuziehen suchen.

Alles grüsst Sie; alles wünscht Ihnen Gesundheit, Zufriedenheit und langes Leben; und alles stimmt in die Versicherung der aufrichtigsten Liebe und Verehrung ein, womit ich diesem eilfertigen Briefe ein Ende mache.

Campe.

N. S. Seitdem ich dieses schrieb, ist der gute Schmiedlin gestorben. Ich hatte seinetwegen an den Herzog Ferdinand geschrieben. Mit rückkehrender Post hatte ich die gnädige Antwort: dass Se. Durchlaucht ihm zur Fortsetzung seines Wörterbuchs dreitausend Mark Hamburg. Cour. wollten auszahlen lassen. Hundert Ducaten waren zu seiner einstweiligen Unterstützung beigelegt. Ich rannte, als brennte mir der Kopf, zur Stadt, um dem armen Leidenden diese erquickende Botschaft zu überbringen; aber als ich in sein Haus trat, hörte ich zu meinem unbeschreiblichen Leidwesen, dass er die Nacht vorher — gestorben war. Ich erinnere mich nicht, dass

der Himmel mir eine grössere und reinere Freude jemals verdorben hat.

Warum bin ich doch jetzt nicht in ihrer Gegend, um den grossen Fürstlichen Menschenfreund den ganzen Dank meines Herzens in meinen nassen Augen sehen zu lassen! —

XV.

Chr. M. Wieland.

Wir haben bereits im Abschnitt V. erörtert, dass die „Beiträge“ die vielen in Wieland's Gedichten vorkommenden Fremdwörter gerügt hatten. Darauf so wie auf Campe's Arbeiten zur Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache haben die vorliegenden Briefe Bezug. Die Antwort Campe's auf den ersten Brief hat sich in dem Nachlass vorgefunden und ist nachstehend dem ersten der Wieland'schen Briefe angeschlossen. —

1.

Verehrtester Herr und Freund!

Der zwiefache Beweis, dass Sie sich meiner noch mit Liebe erinnern, Ihre gütige Zuschrift und das schätzbare Geschenk Ihres (schon lange von mir vermissten und gewünschten) Wörterbuchs der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Wörter hat mir so grosse Freude gemacht, dass ich mir die lange Verzögerung meiner Antwort und Danksagung selbst nicht zu erklären vermöchte, wenn ich mir nicht innig bewusst wäre, dass mein Wille keinen Theil daran hatte. Ueberhaupt bemerke ich schon seit mehreren Jahren, dass es, um die Zeit eines alten Mannes zu messen, eines ganz eigenen

Maasses bedürfte; mir wird sie immer kürzer, je näher ich dem Ziele meines Lebens rücke; die Stunden, die Tage, die Wochen fliegen mit mir davon, und am Ende findet sich immer, dass sie für das, was ich zu thun hatte und thun wollte, zu kurz waren. Dass ich die wahre Ursache dieser Täuschung war, macht die Sache selbst nicht besser. Anstatt also die Zeit, über deren Flüchtigkeit ich klage, mit Entschuldigungen zu verlieren, will ich Sie lieber um Nachsicht bitten und zu meiner Beruhigung voraussetzen, dass Sie von selbst geneigt sind, mir auch, wenn Sie mich nicht völlig lossprechen könnten, wenigstens zu verzeihen. Für Ihr Wörterbuch, mein theurer alter Freund, danke ich Ihnen im Namen des ganzen deutschen Volkes so sehr als in meinem eigenen. Es ist ein neues und grosses Verdienst, so Sie sich um die Nation überhaupt und besonders um die Gelehrten und Schriftsteller erworben haben. Sie füllen durch diesen Ergänzungsband zu Adelung's Wörterbuch eine Lücke aus, die ich — in Rücksicht auf Sprachrichtigkeit zwar leider! keiner von den Schuld- und Tadelfreyesten, aber gewiss der ängstlichste aller deutschen Dichter — seit mehr als vierzig Jahren unzählige Mal schmerzlich gefühlt habe. Sehr wahrscheinlich würde manches fremde Wort, das Ihnen in meinen Werken anstössig ist, mit einem einheimischen ersetzt worden sein, wenn beide Bände Ihres Wörterbuchs nur damals wenigstens schon vorhanden gewesen wären, da ich die letzte Hand an die Verbesserung meiner Werke legte; und gewiss wird mir, so lange ich von meinem guten oder bösen Genius zum Schreiben verführt werden möchte, kein ausländisches Wort (nur diejenigen, für die ich im Nothfall mein Leben lassen wollte, ausgenommen) vor die Feder kommen, ohne dass ich mich sogleich in Ihrem Wörterbuch Raths er-

hole, ob und wie es am schicklichsten durch ein einheimisches, schon vorhandenes oder neu zu bildendes Wort überflüssig gemacht werden könne. Bei allem dem besorge ich keineswegs Sie zu beleidigen, wenn ich freimüthig gestehe, dass Ihre vortreffliche und in so manchem Betracht bewundernswürdige Arbeit, meiner Ueberzeugung nach, noch ungleich verdienstlicher sein und, wenn sie vollendet sein wird, den Dank der Nation noch mehr verdienen würde, wenn Sie Ihren Eifer an unserer Sprache zu thun was Luther einst an dem Glauben unserer Väter that, nicht bis zu einer Art (sit venia verbo!) von Sprach-Jakobinismus trieben, und, aus Gründen, deren Vollgültigkeit ich unmöglich anerkennen kann, eine beträchtliche Anzahl von fremden Wörtern schlechterdings verbannt wissen wollten, welche zum Theil schon seit Jahrhunderten, wo nicht das Bürgerrecht, wenigstens eine Art vom Kothsassen- oder Hintersättler-Recht erhalten haben, theils von unseren besten Schriftstellern seit funfzig Jahren, und zwar von lauter solchen, deren Werke wahrscheinlich das achtzehnte Jahrhundert überleben werden — nicht etwa aus Nachlässigkeit, Gemächlichkeit oder Eigensinn, sondern mit gutem Bedacht und aus Gründen, die vor dem Richterstuhl des Geschmacks und der Vernunft bestehen können, gebraucht, und eben dadurch, dass sie von Männern, wie Klopstock, Lessing, Rammler, Utz, Herder, Göthe und Schiller gebraucht worden, einen Stempel erhalten haben, welchen keine Verbindung von Grammatikern, kein einzelner Gelehrter, wie gross auch seine Verdienste um unsere Sprache immer seyn mögen, zu vernichten im Stande seyn wird. Ich rechne hierher auch eine Menge theils ursprünglich griechischer Kunstwörter, theils anderer in die Sprache der Dichter aufgenommener (wie z. B. Amor, Eros, Mu-

sen, Grazien, Nymphen, Najaden etc., Symmetrie, Harmonie, Dämon, Genien etc.), welche auch dann, wenn sie durch gleichbedeutende deutsche, in Einer Hinsicht entbehrlich gemacht werden, vieler anderen Rücksichten wegen, nicht ausgemerzt, sondern mit und neben jenem deutschen, zum Gebrauch frey bleiben sollen.

Mich hierüber in eine nähere Erörterung und besonders in eine genaue Prüfung der in Ihrer übrigens sehr vortrefflichen und besonders im Praktischen Theil die gründlichsten Vorschriften enthaltenden Preisschrift aufgestellten ersten Grundsatze etc. einzulassen, würde eine mündliche Arbeit seyn, und wozu könnte es Ihnen oder mir helfen? Sie haben schon seit vielen Jahren die Reinigung unserer Sprache zu einem Ihrer Hauptgeschäfte gemacht, haben unendlich viele Mühe, Zeit und Fleiss darauf verwandt, haben das was mit Lust und Liebe (die natürlicher Weise endlich zu leidenschaftlichem Eifer werden musste) so lang schon getrieben, und ich sollte mir einfallen lassen, Sie in dem, worin Ihre Ueberzeugung der meinigen gerade entgegensteht, zu der meinigen bekehren zu wollen oder zu können? — Ich bin nun, si Dîs placet, fünfzig Jahre ein deutscher Schriftsteller, und (wenn es mit Ihren ersten Sprachreinigungs-Grundsätzen seine vollkommene Richtigkeit hätte) ein sehr grosser Sünder, wie mir noch vor Kurzem, ich weiss nicht welcher Recensent Ihres Wörterbuchs, in der Hamburgschen Neuen Zeitung nicht ohne Bitterkeit, oder vielmehr in einem etwas unziemlichen Ton vorgeworfen hat; aber wie dem auch sey, wer kann so wenig menschliches Gefühl haben, mir zuzumuthen, meine opera omnia, worin und worüber ich meine ganze Lebenszeit verzehrt habe, ins Feuer zu werfen, weil sie doch nur in einer armen in fremde Lappen, worin sie als eine der armselig-

sten Bettlerinnen erscheint, durch gewaltsame Misshandlung eingezwungenen Sprache geschrieben sind, und also natürlicher Weise in weniger als funfzig Jahren, wenn diese nämliche Sprache in ihrer ursprünglichen Reinheit und anständiger Wohlhabenheit hervortreten wird (s. Vorrede S. VI) von Niemand ohne Ekel nur angesehen, geschweige denn gelesen werden könnten.

Aber (halten Sie mir die Frage zu gut, lieber alter Freund!) wie war es möglich, dass Sie eine so harte, so augenscheinlich übertriebene Stelle niederschreiben und drucken lassen konnten, ohne von Ihrem Dämonion beym Ohrläppchen gezupft und erinnert zu werden, was Engländer, Franzosen und andere Ausländer von unserer Sprache und Literatur und von den Werken derjenigen, welche in der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts für die vorzüglichsten Dichter und Prosaisten der deutschen Nation gelten, denken müssen, wenn sie lesen, dass nach dem Urtheil eines Mannes wie Campe, eines Mannes, der sich (seiner eigenen Aussage nach) viele Jahre lang unendliche Mühe gegeben, unsere Sprache in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen und also am richtigsten von ihr urtheilen kann, die Sprache, worin von Hagedorn und Utz, Mossheim und Jerusalem an bis auf Goethe, Voss und Schiller, Garve und Engel, alle unsere am meisten geschätzten Schriftsteller geschrieben, wie eine der armseligsten Bettlerinnen aussieht?

Schwerlich wollten Sie mit diesem Ausdruck das alles gesagt haben, was er wirklich sagt und was als eine natürliche Folgerung aus ihm gezogen werden kann: aber so geht es mit dem φιλοσοφειν εν παθεσι. Unglücklicher Weise ist Ihr ganzes Wörterbuch voll solcher Spuren einer leidenschaftlichen Stimmung, die ich mir zwar gar wohl erklären kann, wodurch Sie sich aber, zu

meinem Bedauern, den Nutzen, welchen Sie hätten stiften können, wie ich besorge, sehr verkümmert haben.

Ich hätte mich übel ausgedrückt, wenn ich durch das bisher Gesagte den Gedanken bey Ihnen erregte, ich rede hier wie Cicéro pro domo. Es ist zwar etwas sehr menschliches und das Sie selbst mir nicht verdenken werden, wenn ich bei der gänzlichen Sprachumwälzung, welche Sie mit Hülfe einiger eben so entschlossenen Sprachgelehrten, und mit so gewaltigem Eifer in unserem deutschen Vaterlande bewirken wollen, auch an mich selbst und meine wohlerworbenen Besitzungen denke, und keine grosse Freude daran habe (wie viele Complimente man mir auch dabey machen mag), mich als einen der ersten Schriftsteller in einer lumpichten Bettelsprache begrüsst zu sehen. Aber demungeachtet geschähe mir grosses Unrecht, wenn man glaubte, ich hätte keine besseren Gründe als bloss subjective, wenn ich mich bei dem vorhabenden Sprachreinigungsgeschäft nicht auf Ihre Seite schlagen kann. Die wahre Ursache ist, weil ich nicht nur in der Anwendung Ihrer Grundsätze auf besondere Fälle etc. sehr oft von Ihnen verschieden denke, sondern Ihre Grundsätze selbst entweder für ganz irrig halte, oder nur unter mancherley genau bestimmten Einschränkungen gelten lassen kann. Sie scheinen von der allgemeinen gültigen unbedingten Wahrheit derselben so überzeugt zu seyn, dass Ihnen das Gegentheil sogar ungereimt und widersinnig vorkommt; und eine solche Aeusserung von mir muss Sie also sehr befremden. Ich bin aber, wofern Sie es wünschen, willig und bereit, sobald die Vollendung anderer Arbeiten, die ich nicht bey Seite legen kann, mir Musse dazu verschaffen wird, meine Gedanken über diese ganze Sprachumwälzungs-, Reinigungs- und Wiedergeburts-Sache, und meine Einwendungen gegen

Ihre aufgestellten Grundsätze öffentlich, ausführlich und mit aller mir möglichen Gemüthsruhe und Bescheidenheit bekannt zu machen. Indessen gestehe ich zum Voraus, dass ich diese Arbeit für ziemlich überflüssig halte und vielleicht in der Zeit, die ich auf sie verwenden würde, leicht etwas Besseres thun könnte. Denn ich besorge nicht, dass Ihre Unternehmung (wiewohl Sie, meiner Ueberzeugung nach, viel zu weit gehen) unserer Sprache und Literatur irgend einen bedeutenden und bleibenden Schaden thun werde. Ein einzelner Mann oder etliche einzelne Männer, wie gross Ihre Talente und Verdienste immer sein mögen, können das nicht zu Stande bringen; vermögen nichts gegen das, was seit langer Zeit allgemeiner Sprachgebrauch worden ist, nichts gegen das Ansehen derjenigen Schriftsteller, die durch ihre Werke am meisten dazu beigetragen, dass die Nation in Ansehung ihrer Literatur sich den gebildetsten in Europa an die Seite stellen darf. Ueber die Gebühr ausgedehnte und irrig für allgemein ausgegebene Grundsätze werden nie, oder doch nicht lange für Wahrheiten, Urtheile einzelner Männer, wie gross auch ihr wohl erworbenes Ansehen sey, in Sachen des Geschmacks und der Kunst nie für Gesetze gelten. Kurz, alles was bey dieser abgezweckten Sprachreinigung zu viel gethan wurde, wird wie nicht geschehen seyn, was hingegen eben recht, nöthig, und zur Vervollkommnung unserer Sprache dienlich ist, wird bleiben; von allen Verständigen mit Dank erkannt werden, und (was zum Theil schon geschehen ist) in Umlauf kommen; und so wird Ihnen, bey so vielen anderen Verdiensten, vor Zeitgenossen und Nachwelt, auch das sehr grosse und unverkennbare bleiben, unsere Sprache von einer Menge sie entstellender Wörter gereinigt, viele aus dem Gebrauch gekommene alte wieder in Gang ge-

bracht und unsere Schriftsprache theils aus dem zu wenig noch benutzten Schatz der niederdeutschen und schwäbischen Mundarten, theils durch Aufstellung neugebildeter Wörter bereichert zu haben. Ich wenigstens, wiewohl ich im Allgemeinen sowohl als im Einzelnen nicht immer Ihrer Meinung seyn kann und (bis jetzt wenigstens) überzeugt bin, dass Sie die Unduldsamkeit gegen viele in unsere Schrift- und Umgangssprache eingeführte und allen gebildeten Personen verständliche fremde Wörter zu weit treiben, werde das wahrhaft Verdienstliche Ihrer vieljährigen, mühevollen Arbeiten nie verkennen und so viel an mir ist, durch Beyspiel und Ermahnung beyzutragen suchen, dass Sie selbst noch die Früchte des vielen Guten, so Sie gestiftet haben, sehen mögen. Ich müsste mich sehr an Ihnen irren, mein sehr verehrter Herr und Freund, wenn Sie sich durch die Offenheit, womit ich mich über diese Sache gegen Sie ausgelassen habe, im Mindesten gekränkt finden sollten. Auch sollen die siebenundsechszig Jahre, die ich auf dem Rücken habe, mich nicht so ungelehrig und störrig machen, dass Gründe, wenn sie so beschaffen sind, dass meine Vernunft und mein Geschmack und Schönheitssinn nichts Erhebliches dagegen einzuwenden haben, mich nicht sollten bewegen können, meine Meinung mit einer besseren zu vertauschen.

In dieser Gesinnung schliesse ich diesen vielleicht schon zu langen Brief, indem ich mich Ihrem ferneren Wohlwollen empfehle und Sie meiner aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit auf immer versichert zu bleiben bitte.

Osmanstätt bey Weimar,
den 26. Januar 1801.

Wieland.

2.

Campe an Wieland.

Braunschweig, den 20. Februar 1801.

Nein, Sie haben sich nicht in mir geirrt, verehrungswürdigster Herr und Freund! Die sehr gütige Antwort, womit Sie mich beehrt haben, hat mich so wenig beleidigt, hat mich so wenig beleidigen können, dass ich vielmehr die sanfteste Rührung über die menschenthümliche und schonende Art empfand, mit der Sie mich der Uebertreibung und der Sprach-Jakobinerei bezichtigen. Bei den vielfältigen, nicht sehr erfreulichen Beobachtungen, die ich über unsere gereimten und ungereimten Schriftsteller, und über das Emolliunt mores, nec sinunt esse feros zu machen Gelegenheit hatte, darf ich wohl mit grosser Zuversicht bezweifeln, dass unter Hunderten auch nur ein Einziger gefunden werde, der bei gleicher Veranlassung zu unbehäglichen Empfindungen, bei halb so viel gerechten Ansprüchen auf allgemeinen Dank und Bewunderung der Zeitgenossenschaft und der Nachwelt, und bei ähnlichen Verhältnissen des Mannes zum Manne, einer gleichen Mässigung, Billigkeit und Schonung in der Beurtheilung meines Reinigungsunwesens fähig wäre. Empfangen Sie denn, edler Mann, meinen herzlichen Dank dafür, sammt der Versicherung, dass, wenn die reine Hochachtung, und die tiefe Verehrung, die ich seit dreissig Jahren für Sie empfand, noch durch irgend etwas hätte vermehrt werden können, es durch diesen Beweis Ihrer gemässigten und milden Denkart geschehen sein würde. Freilich können Sie etwas Besseres thun, als sich in einen Gedanken- und Schriftwechsel über die Kreuz- und Quersprünge meines dermaligen Steckenpferdes mit mir ein-

zulassen. Sie, der Scipio unseres gelehrten Gemeinwesens, der Sie den Stolz der neuen Karthager jenseits des Rheines bei mehr als einer Gelegenheit demüthigten, können und dürfen, statt die Beschuldigungen des polternden Volksvertreters — Tribuns — Campe zu beantworten, die versammelte Volksmenge einladen, das Capitol mit Ihnen zu ersteigen, um den Göttern für die Siege zu danken, die sie Ihnen über den Anarcharsis Bartelemi in Ihrem Aristipp, ja sogar über dem Hannibal Voltaire in mehr als Einem Wettstreite des durch Gelehrsamkeit gewürzten Witzes verliehen haben. Also weit entfernt, Sie durch Widerspruch zum Widerspruche reizen zu wollen, bitte ich nur um Erlaubniss, Eines und das Andere, wo nicht zu meiner Rechtfertigung, doch zu meiner Entschuldigung beizufügen, weil es doch gar zu natürlich ist, mich dem Wunsche hinzugeben, dass einer der ersten und verdientesten Männer meines Zeitalters mich und mein Beginnen in einem minder nachtheiligen Lichte erblicken möge.

Was zuvörderst die mir Schuld gegebenen Uebertreibungen betrifft, so muss ich freilich eingestehen, dass ich, nach der gewöhnlichen Unart warmer Köpfe, meine Beiwörter zuweilen auf die höchste Steigerungsstufe stelle, wo es hinlänglich wäre, sie in ihrer urständigen schlichten Form zu gebrauchen; und dass ich also auch in der von Ihnen angeführten Stelle der Vorrede mich wohl hätte begnügen können und sollen, unsere Sprache eine armselige Bettlerin zu nennen, ohne sie mit etwas übertriebener Bitterkeit als eine der armseligsten anzulassen. Aber das ist auch alles, was ich ohne Heuchelei zugeben kann, und willig zugebe. Aber eine Bettlerin, und zwar eine armselige Bettlerin, ist und bleibt sie nach meiner Ansicht immer, so lange — wie mein Wörterbuch hand-

greiflich beweist — der fünfte Faden, den sie auf dem Leibe trägt, ein erbettelter ist, der gegen die Farben und Stoffe ihres eigenthümlichen Zeuges den grellsten und schneidensten Abstich macht; und so lange unsere gelesensten Schriftsteller noch immer fortfahren, uns diese Sprache so zerflickt und zerlappt vor die Augen zu bringen, als z. B. folgender in einem der neuesten Erzeugnisse der letzten Messe, welcher gerade nicht zu den schlechtesten gehört:

> „zudem wird sie — nämlich die Liebe — leider „nicht zum Vortheile der Leser — nach einem ge„wissen Normal Fusse behandelt, besonders von „den Novizen der Romantic, die jetzt den Par„nassus überwölken, deren Hände zum grössten „Theile so mobil sind, als die Organe ihres Denk„vermögens, ihrer Einbildungs Kraft und Beobach„tungsfähigkeit gelähmt. Nun ist aber die Liebe „in ihrer Entstehung, ihren Wirkungen und Fol„gen, mit Einem Worte, in allem so verschieden, „wie die Individualität der Charactere, von der sie „so natürlich motivirt und modificirt wird."

Was die Ausländer sagen würden, wenn wider Vermuthen mein Urtheil über diese Sprache — nicht über die Sprache des halben oder ganzen Dutzend davon unter uns, die sich vor der unseligen Sprachvermischung rein zu erhalten suchten — ihnen zu Gesicht kommen sollte? Sie würden, denke ich, die guten Schriftsteller Deutschlands abwechselnd, bald mit Bedauern, bald mit Bewunderung hinab- und hinaufblicken: mit Bedauern, dass ein hartes Verhängniss diese wackeren Männer in ein Land und in Zeiten stiess, wo es kein Volk, kein Vaterland, keine eigenthümliche, nach einer und eben derselben Aehnlichkeitsregel gebildete Landessprache, folglich

auch keine Vaterlandsliebe, keinen Gemeingeist, keinen Volksstolz, keine Eifersucht für die Erhaltung der Gemeingüter, und keinen Unwillen über die Verkümmerung und Vergeudung des Edelsten von Allem, der Sprache, gab, in ein Land und in Zeiten, wo gerade die höchsten und gebildetsten Klassen der Eingebornen sich schämten Deutsche zu scheinen, und ihren höchsten Stolz darin setzten, der Tracht, den Sitten und der Sprache nach, für vollkommene Ausländer zu gelten; in ein Land endlich und in Zeiten, wo man bei tausend groben Schnitzern gegen die Reinheit und Richtigkeit der Sprache, ein sogenannter klassischer Schriftsteller der ersten Grösse sein konnte, und wo Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedrige, Kunstrichter und Leser an dem, was die Ausbildung der Landessprache betrifft, so wenig Antheil nehmen, dass noch kein einziges, dieser Sprache gewidmetes fortlaufendes Werk in Deutschland bestehen konnte, und dass zum Beispiel, der letzte unglückliche Versuch dieser Art, unter den achtundzwanzig Millionen sogenannter Deutscher, nicht zweihundert Theilnehmer fand. Siehe die mit dem dreizehnten Stück verschiedenen Beiträge zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache. Aber auch mit Bewunderung, dass es jenen edlen Männern in einem solchen Lande, unter einem solchen Volke und in einer solchen Sprache, dennoch gelungen sei, mit den ersten Geistern des Alterthums und der neueren Zeit, deren Lage in jeder Rücksicht so sehr viel glücklicher war, zu wetteifern, und die Aufmerksamkeit der stolzesten, eitelsten und gebildetsten Völkerschaften auf sich zu ziehen. Sollten diese Ausländer vollends in der Kenntniss unseres Bücherwesens so viel vordringen, dass sie eine Vergleichung zwischen dem, was unsere Sprache noch vor funfzig Jahren war, und was sie jetzt ist, z. B.

zwischen der armen, steifen und unbehülflichen Sprache unseres Haller's, und der reichen, gelenkigen, geschmeidigen, durchsichtigen und edlen Sprache unseres Wieland's, anstellen könnten: so würden sie, über die in so kurzer Zeit gethanen Riesenschritte, und über das hohe Verdienst der Männer, welche diese Riesenschritte thaten, in das grösste Erstaunen gerathen, und es unbegreiflich finden, wie diese Sprache, bei aller Verkrüppelung ihres Wesens und bei den muthwilligsten Verletzungen ihrer Aehnlichkeitsregel — Analogie — durch fremde Zuthat, dennoch so viel anderweitige Vollkommenheit habe annehmen können.

Sie finden, dass mein Werk mit Leidenschaft geschrieben sei. Wenn dieses Wort hier mehr als Wärme bezeichnen, und etwa aus Bitterkeit gegen Personen deuten soll: so bin ich mir dieses Fehlers wirklich nicht bewusst. Mit Wärme habe ich in der That geschrieben, schreibe ich Alles, was ich schreibe; mit persönlicher Bitterkeit wissentlich nie. Ich ergreife nie die Feder, ohne von der Wahrheit, Nothwendigkeit, oder Nützlichkeit dessen, was ich schreiben will, vollkommen überzeugt und innigst durchdrungen zu sein. Aber dann verschwindet auch die ganze Welt mit allen ihren Verhältnissen aus meinen Augen. Ich sehe und fühle, mit gänzlicher Vergessenheit meiner selbst und Anderer, nur den jedesmaligen Gegenstand meiner Betrachtung und meines Bestrebens; und da ist es denn sehr natürlich, dass meine Farben zuweilen greller ausfallen, als der kalte Zuschauer sie wünschen mag. Diesen Fehler, wenn es einer ist, hat mir die Natur selbst so nothwendig gemacht, dass ich ihn nicht vermeiden könnte, auch wenn ich wollte. Aber ehrlich gesagt, möchte ich ihn auch nicht vermeiden, auch wenn ich könnte. Denn wenn ich mit den geringen Kräf-

ten und geistigen Hülfsmitteln, welche mir verliehen wurden, irgend etwas Gutes zu bewirken das Glück gehabt habe; so ist es gerade durch diesen Fehler geschehen. Auch finde ich, si licent magna componere parvis — dass die grössten Männer aller Zeiten die ausserordentlichen Wirkungen, wodurch sie sich auszeichneten, gerade eben diesem Fehler verdanken. Erasmus war viel gelehrter, feiner und nüchterner als der polternde Luther; Locke viel bedächtiger, in den Wissenschaften viel gewiegter und kälter als der glühende Rousseau, und Ehlers, Basedow's Zeitgenoss, viel umsichtiger, ruhiger und kenntnissreicher als sein brausender Mitzeitmann: gleichwohl bewirkten Luther, Rousseau und Basedow, jeder in seiner Art, eine Umwälzung in dem Geister- und Sittenreiche, wie der donnernde Mirabeau in der bürgerlichen Welt, indess jene ruhigen, bedächtigen und gelehrten Männer, Alles, oder doch das Meiste, beim Alten liessen. Ich besorge daher auch in der That nicht, dass die etwaige Wärme, der ich mich hie und da überlassen haben mag, der Güte meiner Sache schaden werde, und je mehr ich umher blicke auf die Verfahrungsarten der edelsten Schriftsteller, desto weniger glaube ich Ursache zu haben, mich jenes Fehlers zu schämen; weil ich nicht finden kann, dass in meinem ganzen dicken Wörterbuche nur halb so viele Feuertheile spielen, als z. B. Sie und Herder in dem, was Sie dem Unfug der Kantier zu steuern geschrieben haben, zusammen drängten.

Aus dem Vorwurf der Sprachjacobinerei, den Sie mir machen, muss ich schliessen, dass die Könige von Parnass wenigstens Eine Schwachheit mit den Erdenkönigen gemein haben, die Jacobiner zu sehen, wo keine sind.

Was in aller Welt hat mein Beginnen und mein Benehmen mit dem Beginnen und Benehmen dieser Unholde

gemein? du verelendest — exilirst — werden Sie sagen, und vernichtest, wenigstens Deinem guten Willen nach „Wörter", wie jene Menschen. Aber das ist ein Irrthum. Ich verelende nicht, wie jene, ich weise nur diejenigen Fremdlinge, welche das Bürgerrecht bei uns noch nicht erworben haben, in ihr Vaterland und zu den Ihrigen zurück; und ich lasse nicht wie jene, das Fallbeil auf Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte fallen; sondern, wenn ich auf Vernichtung antrage, so geschieht dieses nur gegen solche Wörter, welche die Grundfeste der Sprache, die Sprachgleichförmigkeit — analogie — umzustossen drohen, folglich wahre Hochverräther sind. Ich will ja also in der That nichts als nur das Eigenthumsrecht — Indigenat — geltend machen, ein Verdienst, wofür der H. v. Schirach sogar mit dem Adelsbrief und dem Staats-Rathstitel belohnt wurde. Warum soll ich Armer denn zum Jacobiner dafür erklärt werden? Aber sagen Sie, du verdammst, wenn nicht zur Kopframme, doch zur Verweisung auch völlig unschuldige Wörter, wie z. B. Muse, Genius, und eine Menge griechischer und lateinischer Kunstwörter, für die ich mein Leben lassen möchte! Erlauben Sie mir, hieraus zu schliessen, dass Sie meine Abhandlung nicht gelesen haben — wie auch Keinen befremden kann — denn sonst würde es Ihnen nicht entgangen sein, erstens: dass ich Wörter, wie Muse, Nimfe u. s. w., welche auf der einen Seite unsere Sprachähnlichkeit durch nichts beleidigen, und auf der anderen für Eigennamen gelten können, keinesweges verstossen, sondern nur uns das Recht vorbehalte, bei uns neben ihnen, auch deutsche Benennungen — wenn wir können — in Vorschlag zu bringen; zweitens, dass Wörter, wie Genius, Genie u. s. w. nur dann von uns aufgenommen werden können, wenn wir auf die erste und wesentlichste Bedingung einer vernünftigen

und geregelten unverletzten Sprachähnlichkeit Verzicht thun wollen, weil die Endigung us, und der französische Zischlaut ge sich in dem ganzen Umfange unserer Sprache nirgends finden, letztere nicht einmal mit deutschen Buchstaben bezeichnet werden kann. Was endlich drittens die griechisch-lateinischen Kunstwörter betrifft, so scheint es mir völlig ausgemacht zu sein, dass wir, wenn wir folgerecht handeln wollen, entweder kein einziges derselben, oder alle in unserer Sprache dulden, und damit auf eine deutsche wissenschaftliche Kunstsprache gänzlich Verzicht thun müssen, denn ich wäre doch sehr begierig, die Grenzlinie angegeben zu sehen, bis zu welcher es erlaubt sein soll, dergleichen fremde Kunstwörter zu gebrauchen. Lässt sich aber eine solche Grenzlinie — wie mir völlig ausgemacht ist — gar nicht angeben, dann sehe ich schlechterdings nicht ein, mit welchem Rechte wir den ganzen unseligen Schwarm, womit die Kantianer uns neuerdings überzogen haben, zurückweisen wollen.

Sie erwähnen, Verehrungswürdigster, der Anzeige meines Wörterbuchs in der Hamburgischen Neuen Zeitung, und eines darin gethanen Ihnen missfälligen Seitenblicks. Da die Hamburgischen Zeitungen, doch so viel ich weiss, nur die des unparteiischen Briefwechslers, in dem Rufe stehen, dass die Schriftsteller und Verleger ihre frische Waren darin selbst anzupreisen pflegen, so finde ich für nöthig, die Versicherung auf Ehre und Gewissen beizufügen, dass ich von jener Anzeige nicht eher etwas gesehen oder gewusst habe, als bis ich sie gedruckt las. Ich vermuthe dass sie von dem verdienten Ebeling war.

Das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, hat mich, wie ich zu spät bemerke, weit über die Grenzen der Bescheidenheit fortgerissen. Verzeihen Sie diese zudring-

liche Redseligkeit einem armen, schon seit vier Monaten zu gänzlicher Geschäftslosigkeit verdammten Kranken. Kaum war ich nämlich einem schweren Nervenfieber mit genauer Noth entgangen, so überfiel mich eine an Blindheit grenzende Augenschwäche, welche sich in eine hartnäckige Augenentzündung unter unausstehlichen Schmerzen auflöste. An dieser leide ich nun noch immer, so dass ich weder lesen noch schreiben kann, und mich daher auch zu diesem Briefe einer fremden Hand und fremder Augen bedienen musste. Sie werden sagen: Per quod quis peccat und auf mein Wörterbuch deuten. Aber da sind es denn doch mehr die unechten ausländischen Flittern, als die natürlichen und eigenthümlichen Reize unserer Sprache, an welchen ich mich blind gesehen habe. Um so mehr bin ich berechtigt, jenen ewigen Hass und ewige Fehde anzukündigen. Aber Liebe und Verehrung Allen, welche dazu beitrugen, uns in den Stand zu setzen jener erbettelten Flittern zu entbehren; vornehmlich Ihnen, hochverdienter Herr und Freund, die Sie unsere Sprache so sehr bereichert, und mit so manchem echten, auf deutschem Grund und Boden gefundenen Demant geschmückt haben, dass es forthin unverzeihlich sein würde, neben diesen jene armseligen Flittern auch nur einige Tage zu dulden.

Ihr
alter treuer Verehrer
Campe.

N. S. Möchte es der kindischen Unbefangenheit des Bilderbüchleins, welches ich mir die Ehre gebe für Sie beizulegen, doch gelingen, den kleinen Unwillen, den sein naseweiser grösserer Bruder, das Wörterbuch, bei Ihnen angeregt hat, zu beschwichtigen!

3.

Weimar, den 30. November 1808.

Wieland, der Vater, dankt seinem hochverehrten vieljährigen Freunde Campe sowohl für sein treffliches, unendlich verdienstliches Wörterbuch, wovon er möglichsten Gebrauch zu machen beflissen ist, als für die Ehre, die Er ihm darin erzeigt, ihn so häufig als Beispiel anzuführen. Was ihn wundert, ist, dass Campe unter allen Wieland'schen Gedichten gerade das, worin vielleicht die meisten, von Wieland zuerst in die Dichtersprache wieder eingeführten veralteten Wörter vorkommen, Geron der Adliche, entgangen zu seyn scheint.

Mehr als einmal stiess Wieland auch auf seinen Namen bei Wörtern oder Redensarten, zu welchen derselbe nicht zu gehören scheint. So eben fällt ihm ein Beispiel in die Augen: S. 748, II. Bd. steht bei Hochbetagt:

Die hochbetagte Frau stand mächtig im Geruch des Reichthums — Wieland.

Wieland kann sich nicht entsinnen, dass dieser Vers jemals seiner Feder entfallen sei. Uebrigens sieht sich Wieland noch immer in der Nothwendigkeit bei seiner Unterscheidung der fremden Wörter in solche, die unserer Sprache ohne alle Noth aufgebürdet werden, und uns zu nichts helfen können, und solche, die schon lange, zum Theil mehrere Jahrhundert, üblich gewesen und Dienste gethan haben. Wenn diese auch nicht das Bürgerrecht erhalten sollen, so ist er doch der Meinung, dass ihnen ihr altes Hintersassenrecht, aus vielerlei Gründen, billig zugestanden werden müsse — oder wenigstens könne.

Noch ein Grund, der ihm und einer beträchtlichen Anzahl unserer besten Dichter und Prosaschreiber sehr wichtig ist, ist der: dass ihm Worte nicht nur Gedankenzeichen, sondern zugleich auch Farben und Töne sind. Dies ändert den Stand der Frage und ist sehr folgenreich. Doch das nur im Vorbeigehen und unmaassgeblich.

4.

Weimar, den 22. Mai 1812.

Zwischen zwei Männern und Freunden wie Campe und Wieland hätte freilich das Missverständniss nie entstehen sollen, wozu der Letzte dem Ersten — zwar nur durch eine Unterlassungssünde, aber leider! eine solche, die unter Personen von Lebensart für eine der gröbsten Beleidigungen gilt, einen kaum verzeihlichen Anlass gegeben hat, dafür aber auch von Jenem so streng gezüchtigt worden ist, dass, nach dem schmerzlichen Gefühl des Gezüchtigten, die Strafe mit dem Verbrechen in keinem billigen Verhältniss zu stehen scheint. Lassen Sie uns, lieber und herzlich verehrter alter Freund, die Sache lieber auf minimos terminos zurückführen, als sie durch eine weitläufige Erörterung Ihnen und mir noch beschwerlicher zu machen.

Ich bin mit schriftlicher Bezeigung meines Dankes für das unverdiente Geschenk eines kostbaren Prachtabdruckes Ihres Wörterbuchs der deutschen Sprache eine ungebührlich lange Zeit im Rückstand geblieben, und habe dadurch eine Pflicht aus den Augen gesetzt, die unter zehntausend gesitteten Menschen — wenn sie auch sonst täglich alle zehn Gebote Gottes siebenmal übertreten, schwerlich ein Einziger vergessen wird. Gleichwohl fand sich dieser Einzige, und unglücklicher Weise war's

ich. Der Fall musste nun freilich eine Ursache haben. Meines Erachtens lassen sich deren nicht wenige denken, welche alle, wie wunderlich dies auch klingen mag, stattfinden konnten, ohne der aufrichtigen Hochachtung und Liebe, die Wieland für Campe in seinem Herzen trägt, den mindesten Abbruch zu thun. Zwar unter den möglichen, mit Einschluss der bloss möglich scheinenden, war auch persönliche Verachtung: aber welcher unbefangene Mensch in der ganzen Welt, der Campe und Wieland kennt, wird diesen eines so unwürdigen Gefühls gegen einen Mann von Campe's seltenen Vorzügen und vielfachen grossen Verdiensten fähig halten? Sogar, wenn er von diesem schon beleidigt worden wäre: geschweige, da er, seit dem ersten Augenblick des vor vielen Jahren zwischen ihnen entstandenen, aus dem, was beide sind, natürlich hervorgegangenen Verhältnisses, nie etwas anderes als Beweise der ausgezeichnetsten Achtung von ihm erhalten hat. Gleichwohl musste sich unglücklicher Weise eine einzige Ausnahme finden, und diese war Campe selbst! Obschon die allgemeinste Billigkeit sogar einen weit weniger helldenkenden und edelmüthigen Mann als Campe hätte vermögen können, die von Wieland begangene Unterlassungssünde eher jeder anderer Veranlassung beizumessen, als einer Bewegursache, welche nur unter Voraussetzung, dass Wieland selbst und im höchsten Grade ein verächtlicher Mensch sei, denkbar ist. Ob diese Voraussetzung, hätte sie auch nur so lange gedauert als jenes unglückliche herzverwundende Blättchen geschrieben wurde, nicht eine zu grausame Bestrafung des Vergehens war, darüber möge das eigene Herz meines ehrwürdigen Freundes in einer heiteren Stunde Richter sein!

Sollte ich mich nun, um jenes Vergehen zu entschul-

digen, d. i. die deshalb auf mir liegende Schuld in etwas zu erleichtern, in eine lange Litanei der vielfach verwickelten Kette von zufälligen Ursachen einlassen, welche die Erstattung meiner Schuldigkeit anfangs verzögert, hernach physisch verhindert, und zuletzt gänzlich aus meinen Augen gerückt haben? Wozu könnte eine solche Vertheidigung, wodurch die Sache doch weder besser noch ungeschehen gemacht würde, helfen? Lassen Sie uns lieber, mein verehrungswürdiger Freund, einander von Fern die Hand der Versöhnung reichen und gestehen, dass uns beiden etwas Menschliches begegnet ist. Doch, noch Eins. Ausser den zufälligen Ursachen, welche die Ausführung meines oft erneuerten Vorsatzes Ihnen zu schreiben so lange verhindert haben, ist auch eine wesentliche. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen einmal die Gründe recht ausführlich vorzulegen, warum ich in Betreff der Reinigung unserer Sprache von allen fremden Wörtern nicht durchaus Ihrer Meinung sein kann: weil ich aber in den immer weniger werdenden Stunden, wo meine Augen mir die Feder zu führen verstatten, immer etwas Dringenderes zu thun hatte, so wurde die Ausführung dieses Gedankens, und mit dieser der Ihnen schuldige Brief, von einer Zeit zur anderen aufgeschoben, bis mir endlich die Eitelkeit dieses Vorhabens aufzufallen anfing. Denn dass wir beide zu alt sind, um unsere Ansichten und inneren Ueberzeugungen zu ändern, oder einer den anderen zu seiner Meinung zu bekehren, ist doch wohl sehr natürlich, und wie unrecht auch einer von uns haben möchte, so liegt doch die Unmöglichkeit, einander davon zu überzeugen, so klar am Tage, dass es unverantwortlich wäre (an mir wenigstens, der bereits funfzig Jahre länger gelebt, als der Held und Dichter Ewald von Kleist im Jahre 1754 für möglich hielt),

wenn ich auch nur den kleinsten Theil der mir noch zugemessenen Zeit auf einen so ungereimten Versuch verwenden wollte. Da ich nun gewiss bin, dass es Ihnen mit mir eben so gehen würde: warum sollten wir einander nicht so, wie wir sind, ertragen können? Dass es nicht kindischer Eigensinn ist, warum ich in einigen Stücken von Ihnen abgehe, und dass ich mir Ihre mannigfaltigen Verdienste um unsere Sprache noch immer zu Nutze zu machen suche, davon glaube ich, sogar in meiner Dolmetschung der Briefe Ciceros — wo mir die Vermeidung fremder Wörter am wenigsten möglich schien — Ihnen und der lesenden Welt nicht wenige Beweise gegeben zu haben.

Nun, bevor ich mich von Ihnen trenne, noch eine sehr angelegene Bitte. Sie haben mir mit einem Exemplar der kostbarsten Ausgabe Ihres Wörterbuchs ein Geschenk gemacht, welches ich unmöglich annehmen kann, da ich es weder um Sie verdient habe, noch zu erwiedern vermag. Man sagt: kleine Geschenke unterhalten die Freundschaft; aber dieses ist ein sehr beträchtliches Geschenk, und, wenn auch nicht zu gross von Ihnen gegeben, doch viel zu gross von mir angenommen zu werden. Nehmen Sie es also nicht ungütig auf, wenn ich (um so mehr, da ich bereits ein Exemplar aus hiesigem Buchladen besitze) Sie inständigst bitte, mir bei Gelegenheit, etwa durch das Bertuch'sche Industrie-Comptoir oder die Hofmann'sche Buchhandlung zu wissen zu thun, an welche von beiden ich das Werk, zu Ihrer Verfügung darüber, abliefern soll. Soll ich ja ein Denkmal unserer alten Freundschaft von Ihrer Güte besitzen, so bitte ich Sie etwa um ein Exemplar des neuen Froschmäuslers, das mir, weil ich dieses Gedicht nicht besitze, von Ihnen doppelt werth sein würde.

Bloss weil dieses Blatt einen Schluss haben muss, schliesse ich es mit der wiederholten Versicherung, dass meine Verehrung Ihrer Verdienste um das Einzige Band, das uns Deutche noch umschlingt und zu einem selbstständigen Volke macht, so wie meine Theilnahme an Ihrem persönlichen Wohl, nur mit meinem Leben aufhören kann.

Wieland.

XVI.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Hamburg, den 27. Nov. 1795.

Sie müssen mir, Lieber Campe, erlauben, dass ich mich wegen einiger Anmerkungen an Ihnen räche, die Sie über die Grammatischen Gespräche [1]) gemacht haben.

[1]) Gemeint sind Klopstock's im Jahr 1793 erschienenen „Grammatischen Gespräche", welche Campe im dritten Stück der „Beiträge" (S. 106 bis 136) besprochen hatte. Zum Verständniss des vorstehenden Briefes theilen wir aus der Campe'schen Abhandlung nachfolgende Stelle mit. Klopstock hatte die Frage aufgeworfen: „Woran erkennt man die echte Zusammensetzung der Wörter?" und dafür fünf Kennzeichen angegeben. Z. B. erstens „an der Aussprache, indem das bestimmende und nicht das bestimmte Wort die grössere Länge oder den Ton hat." Campe entgegnet (S. 115 bis 117): „Der Verfasser hält dieses Kennzeichen allein schon für hinreichend, und glaubt, dass die übrigen Merkmale, die er Nebenkennzeichen nennt, nur um der Harthörigen und Unachtsamen willen hinzugefügt worden sind. Allein erstens ist jenes erste Merkmal wirklich nicht allgemein, weil ich wenigstens dreierlei Arten von wirklichen Zusammensetzungen bemerke (es giebt ihrer vielleicht noch mehr), in welchen der Ton, nicht auf dem bestimmenden, sondern auf dem bestimmten Worte ruht, nämlich theils solche, worin ein Nebenwort mit einem anderen, wie in wofern, theils solche, worin ein Nebenwort mit einem Beziehungswort, wie in herbei, theils endlich solche (doch dies nur in einigen wenigen Fällen), in welchen ein Beziehungswort mit einem Zeitwort verbunden wird, wie in übersetzen (aus einer Sprache

Ich beschuldige Sie, dass Sie das, worüber Sie Anmerkungen machen, zu flüchtig gelesen haben. Diese Beschuldigung müsste ich durch Anführung der Stellen, worauf es hier ankommt, als gegründet erweisen; dieses thue ich aber nicht, sondern ich führe Ihnen bloss die Stellen Ihres Aufsatzes an, worauf ich meine Beschuldigung gründe. Und gerade hierin besteht meine Rache. Denn nun sind Sie dahin gebracht, dass Sie jene Stellen aufsuchen müssen! Ich weiss wohl, dass Sie sie finden werden. Aber wenn Sie sie nicht alle bemerken, so ist das wieder etwas, das mir, als Rachsüchtigen, Wasser auf meine Mühle ist, oder, um mich noch erhabener auszudrücken, mir in meinen Kram dient. Denn ich beschuldige Sie alsdann, dass Sie mich der Liebe zu dem Ueberflüssigen beschuldigen.

Seite 115. An der Ausspr ... indem das ..... den Ton hat .. Wofern ... herbei .. Uebersetzen .. Uebersetzen.

Seite 116. (Folgendes gehört nicht zu den Beschuldigungen. Nicht bei jeder Zusammensetzung ... denn hiervon habe ich nichts gesagt; sage aber jetzt davon: Die zusammengesetzten Wörter sind von verschiedener Art, müssen also auch verschiedene Kennzeichen haben. Es ist bei meiner Sache gut, dass diese verschiedenen Kennzeichen nur Nebenkennzeichen sind und dass das Hauptkennzeichen allein bleibt.)

Seite 117. (Aeussere, innere ... Auch hier rede ich

---

in die andere), zur Unterscheidung von übersetzen (über einen Fluss). Zweitens finden diejenigen Merkmale, die Klopstock Nebenkennzeichen nennt, „nicht bei jeder Zusammensetzung, sondern nur bei einigen statt, da sie doch, wenn sie dem ersten Merkmal zur Unterstüzung dienen sollten, bei der einen ebenso nothwendig, als bei der anderen gewesen wären" ..... (S. 117). „Alle diese Kennzeichen sind, wie man sieht, nur äussere, keine innere."

nicht in Beziehung auf die Beschuldigungen. Wie man Schlossberg und nicht Schloss, Berg sagt, so ist dieser Unterschied zwar ein äusserer, durch die Stimme gemachter Unterschied; aber dieser äussere könnte ohne den inneren nicht gemacht werden. Der innere ist, dass Schlossberg und Schloss, Berg verschiedene Begriffe ausdrücken. Es scheint mir hier nicht nötig zu seyn, vom Aeussern und Innern zu reden. Sie geben mir überhaupt zu, dass man nur da Distinkzionen (Sie sehen, warum ich dies Wort hier brauche) machen dürfe, wo sie nötig sind.)

(Was den Ehrenmann, den Herrn Adelung betrifft, so bitte ich Sie, zu lesen, was zwischen S. 136 und 146 der Grammatischen Gespräche steht. Und dies sind gleichwohl noch nicht alle Gründe, warum ich ihn nicht bewundere.)

Dipsophos (Stellung). Was wollen Sie, dass der Leser hierbey denke? Ich hatte Dipsophos (Doppelmitlaut) durch das bekannte prosodische Wort Posizion erklärt. Sie erinnerten sich vielleicht nicht, was unser Kritiker vordem durch Schattenperson [1]) ausdrückte. Sie sagten z. E. Voltaire hätte die Schattenperson la Discorde nicht forthandeln lassen sollen. Einmal hätte er sie uns wie Homer die Eris zeigen können. Ueber meine redenden Personen zu correspondiren wäre wirklich, für mich

---

[1]) Campe hatte in seiner Abhandlung S. 207 bemerkt: „Gerade das, was der ehrwürdige Verfasser zum Mittel wählte, die Trockenheit sprachlehriger Untersuchungen zu mildern, scheint sein Werk für den Gaumen der meisten Leser ungeniessbar gemacht zu haben. Ich meine die ganz eigene Form und Einkleidung dieses Buches. Es besteht aus Gesprächen; aber aus Gesprächen von ganz besonderer Art; denn die Redenden sind nicht etwa wirkliche oder erdichtete Menschen, sondern — eitel Schattenwesen . . . ."

Nichtschreiber, ein wenig zu weitläuftig, aber reden möchte ich mit Ihnen gern darüber.

Ihr

Klopstock.

XVII.

J. G. v. Herder.

Die unten bezeichneten Herder'schen Schriften finden sich nicht im Verlag der Schulbuchhandlung. Die „Briefe zur Beförderung der Humanität" erschienen unseres Wissens zu Riga 1793 bis 1797. — Herder konnte die Kritik seines deutschen Styls in den „Beiträgen" nie verwinden.

Hier empfangen Sie, hochgeschätzter Freund, den sechsten Theil meiner Briefe zur Humanität; den fünften habe ich, in zwei Sendungen, Anfang dieses Jahres an Sie übermacht, aber von dem Empfange noch keine Zeile Nachricht erhalten, worüber ich äusserst verlegen und unruhig bin. Ich bitte aufs Schönste und Beste, mir nur in wenigen Worten die Ankunft dieser und der zwei vorigen Sendungen zu melden; Sie reissen mich damit aus einer grossen Sorge. Vorher, Ende vorigen Jahres nämlich, meldete ich Ihnen, dass ich das Buch liefern würde, wie ich's auch gethan habe; aber auch auf diesen Brief habe ich keine Antwort. Meinen beiden Sendungen lagen Stücke zu Ihrer Deutschen Monatsschrift bei; die Sie auch werden erhalten haben.

Meine vorigen Bitten des Druckes wegen darf ich nicht wiederholen; alles bleibt wie bei den vorigen Theilen. Nur bitte ich angelegenst den Druck nicht zu ver-

späten, dass er zur Messe fertig werde. Auch Inlage bitte ich mit der nächsten Post an Herrn Hartknoch laufen zu lassen, es ist mir am Briefe viel gelegen. Sehnlich erwarte ich Ihre baldige Antwort.

Mit grössester Hochachtung beharrend

Ihr

Weimar, den 12. Febr. 1795.

Herder.

P. S. Ihre Deutsche Monatsschrift geht doch fort, ob sich gleich die vorigen Arbeiter abgesondert haben? Ich wünschte es. Hierüber doch auch ein Wort.

Nochmals bitte ich um Meldung des Empfangenen aufs Beste.

XVIII.

F. v. Schiller.

Dem Verfasser der „Räuber“ ertheilte die fränkische Republik das Bürgerrecht („Mr. Gille, publiciste Allemand“). Das Diplom gelangte erst nach fünf Jahren durch Campe's Vermittlung in Schiller's Hand. Schiller an Goethe (Jena, 2. März 1798): „Gestern habe ich nun im Ernst das französische Bürgerdiplom erhalten, wovon schon vor fünf Jahren in den Zeitungen geredet wurde. Es ist damals ausgefertigt und von Roland unterschrieben worden. Weil aber der Name falsch geschrieben und nicht einmal eine Stadt oder Provinz auf der Addresse stand, so hat es freilich den Weg nicht zu mir finden können. Ich weiss nicht, wie es jetzt noch in Bewegung kam, aber kurz, es wurde mir geschickt, und zwar durch — Campe in Braunschweig, der mir bei dieser Gelegenheit die schönsten Sachen sagt.“

Empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihr verbindliches Schreiben, das mich, nebst seinem übrigen

Inhalt, sehr angenehm überrascht hat. Die Ehre, die mir durch das ertheilte französische Bürgerrecht widerfährt, kann ich durch nichts als meine Gesinnung verdienen, welche den Wahlspruch der Franken von Herzen adoptirt; und wenn unsere Mitbürger über dem Rhein diesem Wahlspruch immer gemäss handeln, so weiss ich keinen schönern Titel, als einer der ihrigen zu seyn.

Der lange Zeitraum, der zwischen Ausfertigung meines Bürgerdiploms und dem gegenwärtigen Momente verstrichen ist, setzt mich in einige Verlegenheit, gegen wen ich eigentlich meinen Dank darüber bezeugen soll, da keiner von denen, die das Gesetz und die Ausfertigung unterschrieben haben, mehr zu finden ist.

Vielleicht können Sie mir aus dieser Verlegenheit helfen, wenn Sie sich gütigst der Mühe unterziehen wollen, mir den Canal zu nennen, durch den dieser Einschluss an Sie gelangt ist. Sie werden mich dadurch um so mehr verbinden, da ich neugierig bin zu wissen, wie es mit diesem Paquet gegangen ist.

Erhalten Sie mir noch ferner Ihre gütigen Gesinnungen, deren Werth ich zu schätzen weiss und die ich mit der aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung Ihrer mannichfachen Verdienste erwiedere.

Jena, 2. März 1798.

Schiller.

Das fränkische Bürgerdiplom, ausgefertigt vom 10. October 1792, ist mir am 1. Mart. 1798 durch Herrn Rath Campe in Braunschweig zugekommen.

Jena, 2. Mart. 1798.

F. Schiller.

XIX.

J. H. Voss.

Der Uebersetzer des Homer begegnet darin den Campe'schen Bestrebungen, dass auch er einst mit dem Plane sich trug, gemeinsam mit Miller und Hölty ein deutsches Wörterbuch zu bearbeiten.

1.

Eutin, den 18. September 1792.

Ihr herzlicher Brief, δις γεραιων, nebst dem geistvollen und seelvollen Gedichte, war mir eine unerwartete, aber höchst angenehme Erscheinung. Vor Druckfehlern, denen meine Seele so gram ist, wie die Ihrige, habe ich Sie mit aller möglichen Sorgfalt zu schützen gesucht. Die Schuld mag zuweilen an mir selbst liegen, zumal wenn die Correctur den einen Posttag trifft, wo ich eilen muss; aber fast immer liegt sie an meinem Herrn Schreiber, der statt der letzten Correctur mir gewöhnlich die erste mit derben Fehlern übersandte Correctur zuschickt, und, was noch ärger ist, manche beim Corrigiren hineinbringt: wie die Anzeige der Druckfehler selbst oft Druckfehler darbietet.

Auch Sie sind so gütig, einen zweiten Theil meiner Gedichte zu verlangen. Sie werden die Anzeige hinter dem Almanach lesen. Mein Hr. Hofmann wünschte zwar auch seit sechs Jahren einen zweiten Theil, aber nur, wie er sagte, um sich wegen des ersten Theils zu entschädigen, der ihm sein Capital nicht verzinst haben soll. Es scheint auch wirklich, dass meine Gedichte dem Ge-

schmack unserer Zeit nicht so gemäss sind, wie manche andere, die ich zum Theil nicht in den Musenalmanach gesetzt hätte. Selbst einige Männer mit Namen, und die mir nicht abhold scheinen, rühmen meine Idyllen auf eine Art, dass ich dafür lieber getadelt sein möchte. Ich glaube nicht Gemeines und Hässliches, wie Ostade, zum Angrinzen aufgehäuft zu haben; sondern ich habe, wie Homer und Theokrit griechische Sitten, mit eben der auswählenden Treue deutsche darzustellen mich bemüht. Meine ländlichen Menschen sind, oder sollen es sein, nicht weniger über das Alltägliche erhöht, als der Homer'sche Sauhirt, und Theokrit's Waldsänger.

Ueber Cramer's menschliches Leben denke ich völlig wie Sie. Auch hat er vor dem Druck sogar den Inhalt seiner Polterkammer geheim gehalten, um nicht, wie er sagte, irre gemacht zu werden. Vielleicht züchtigt ihn zum Bessern der Schaden seines Geldbeutels; denn es wird schwer halten, bis er seine zwölfhundert Thaler wieder herausbringt. In die folgenden Theile denkt er auch die Fortsetzung seines — Klopstock's aufzunehmen, die man ja gern doppelt kaufen wird.

Die Ilias ist jetzt unter der Presse; der erste Band kömmt just Michaelis, der zweite um Neujahr. Dann folgt die Odyssee, sobald es geschehen kann. Von beiden Gedichten habe ich eine nur stark verbesserte Abschrift gemacht. Wenn mein Freund Ebert dennoch vermissen und wegwünschen wird, so ist es die Schuld nicht des Geistes, sondern des Fleisches. Die Endung ig werden Sie häufiger finden, obgleich nicht nach Adelung's Regel, sondern bloss nach dem Wohlklang. Ich hatte schon in der ersten Odyssee eine blauäugige; auf Klopstock's Rath wählte ich damals, das doppelte g zu ver-

meiden, das verstärkende cht (eigentlich gt), welches ich jetzt allenthalben, wo der Begriff des Starken vorwaltet (nervicht etc.) und wo der Sprachgebrauch es zu verlangen scheint (thöricht etc.), vorziehe. Auch die Griechen hatten die Wahl unter mehreren Formen, und liessen es sich nie träumen, dass ein Unterschied der Begriffe die verschiedenen Bildungen in den rohen Mäulern ihrer pelasgischen Vorfahrer gemacht habe.

Von Virgil's Eklogen denke ich in einigen Jahren eine Uebersetzung mit einem weitläufigen Commentar herauszugeben. Die Uebersetzung ist fertig, der Commentar bis zur sechsten Ekloge. Dann fehlen aber noch die Sprachanmerkungen, die ich trennen werde. Jene sechs Eklogen haben mir unendliche Mühe gemacht, weit mehr, als die Georgica. Allenthalben galt's Untersuchungen in verfallenen Labyrinthen, wo kaum ein Ausgang zu finden war. Heyne hat auch keiner einzigen Stelle Licht verschafft. Vielleicht lasse ich vorläufig die IV. Ekloge Pollio drucken, und zeige in einem Anhange die Unwissenheit dieses Mannes in der römischen Geschichte, seine Gedankenlosigkeit, und seine Frechheit, sich fremdes Eigenthum zuzueignen. In dem Commentar selbst werde ich nichts widerlegen, auch nicht von Männern, deren Irrthümer noch bestehend sind. — Noch eine grosse Arbeit liegt vor mir, die alte Geografie, die ich jetzt von Homer bis Ptolemäus abhandeln werde. Ich habe einen mathematischen Freund für die Sache gewonnen, der nach meinem Entwurfe die Karte zeichnen will.

Stolberg, unser Präsident, kömmt wahrscheinlich erst im Frühling zurück. Wie werden wir uns freuen, unseren jugendlichen Greis einmal in unserer Mitte zu haben! Leben Sie wohl, ehrwürdiger Altvater, und empfeh-

len Sie mich und meine noch immer kränkelnde Ernestine Ihrer Gattin. Von Ihrem Fürsten mag ich nichts mehr hören.

Der Ihrige

Voss.

2.

Jena, Juni 1804.

Ihren freundlichen Brief, theurer Mann, wollte ich gleich beantworten, wie mir oblag. Ich ward verhindert durch dies und das, dessen Aufzählung Sie mir schenken.

Ueber die neuen grammatischen Kunstwörter habe ich mit einem scharfsinnigen und redlichen Sprachforscher mich oft besprochen, und dadurch eine umständliche Anzeige, die nächstens in der hiesigen ALZ erscheinen wird, veranlasst. Sie ist im Ganzen abrathend. Neue Wörter, deucht mich, müssen sich selbst, wie alte Bekannte, die man nur lange nicht gesehen, einführen, und durch ihre auffallende Geschicklichkeit und Anmuth das Herz gewinnen. So geartete bedürfen der Vorfrage nicht. Ja, eine einleitende Empfehlung, auch mit den triftigsten Gründen, macht bedenklich und widerstrebend.

Ein vollständiges und richtiges Wörterbuch unserer jetzt lebenden Gesammtsprache in allen Tonarten war, so lange ich die Feder führte, mein sehnlichster Wunsch. Ich habe zuerst gelegentlich, dann absichtlich, die Ränder von Frisch, Adelung und Scherz beschrieben [1], und seit meinem Hiersein auch meinen ältesten Sohn zum Sammeln angestellt. Aber von der Ausarbeitung bin ich noch weit entfernt. Auch ziehen mich andere halb voll-

---

[1]) Vergl. das Grimm'sche Wörterbuch, Vorrede S. LXV.

endete Arbeiten zurück, und nachgebliebene Schwächlichkeiten der letzten Hauptkrankheit.

Es würde mir eine Freude sein, wenn Sie mit Ihren jüngeren Freunden ein solches Werk ausführen wollten. Auch ein Handwörterbuch, das nur Ausgemachtes giebt und gelehrten Erörterungen sich enthält, wird uns von dem wässerichten Einfluss des Adelung'schen Unsterns befreien, und dem Sprachgenius zur Wirksamkeit Luft und Sonne schaffen. Den Hrn. Radlof kenne ich als einen belesenen und denkenden Sprachforscher, der unerinnert weiss, dass ein solches Wörterbuch nicht andere, als wirklich im Umlauf, oder im Andenken schwebende Wörter, mit allen ihren Fügungen enthalten muss; und lauter Belege aus guten Schriftstellern. In sicherem Vertrauen wünsche ich Ihnen und dem Vaterlande Glück zu der Unternehmung.

Adelung's Antwort auf meine Recension kann ihm nur Gläubige erhalten, die ich zu gewinnen nicht Lust habe. Wer urtheilen kann, der wird urtheilen. Ich habe meine Meinung gesagt, und trete ab. . . . .

. . . .

Die herzlichsten Grüsse an die Ihrigen.

Voss.

3.

Heidelberg, den 1. September 1808.

An meiner Dankbarkeit für das Geschenk Ihres deutschen Wörterbuchs, lieber Campe, haben Sie, trotz meinem zu langen Stillschweigen, wohl nicht gezweifelt. Ich wollte umständlich schreiben, und ward durch dies und jenes gehindert. Obgleich die Linie zwischen Sprache und Vorschlägen für die Sprache nicht immer beobach-

tet zu sein scheint, und ich auch dort manches zu vermissen glaube; so hat mir dennoch die Fülle des Zuwachses, wodurch Ihr Wörterbuch vor dem Adelung'schen sich auszeichnet, Freude gemacht. Jetzt trage ich ruhiger den Gedanken, dass meine Vorbereitungen zu einem, an Wörtern und Wortfügungen, vollständigen Wörterbuch der jetzigen deutschen Sprache in Poesie und Prosa, von dem Ziele noch unabsehbar entfernt sind. Mag mein Sohn einmal ausführen, was meine Kraft übersteigt! Künftigen Frühling reise ich durch Hannover nach Holstein und über Braunschweig zurück. Dann wollen wir mehr und gemüthlicher von unserer gemeinschaftlichen Sache plaudern. Jetzt erkennen bereits die Hohen des Volkes, die seit Friedrich uns undeutsch machten, dass deutsche Sprache und Litteratur unsere Nothanker sind.

Nehmen Sie, lieber Freund, meine verdeutschten Bukolika mit Wohlwollen an, und senden Sie die anderen Exemplare an Hrn. Eschenburg und Prof. Bredow in Helmstedt. Unsere herzlichsten Grüsse an die Ihrigen.

Voss.

XX.

Johann Jakob Engel,

Professor und Prinzenlehrer, später Theaterdirector in Berlin († 1802), der Verfasser des von den Zeitgenossen vielbewunderten Romans „Lorenz Stark“, auch Mitglied der dortigen Akademie.

1.

Berlin, den 20. Juli 1786.

Ueber einen Brief von Ihnen, mein theuerster Herr Educationsrath, sollte man sich nicht anders als freuen;

und doch hat der Ihrige, ich gestehe es, mich erschreckt. Einem hochgeachteten und selbst geliebten Manne eine Bitte abzuschlagen, die er so herzlich, so dringend vorträgt; das ist wahrlich nicht leicht: aber noch weniger leicht ist es, sich durch ein Versprechen zu fesseln, dessen Erfüllung nachher eine drückendere Sorge werden kann. Ich mache so ungern Schulden, wenn ich nicht ganz gewiss bin, sie bezahlen zu können. Meine Gesundheit ist äusserst schwach; ganze Wochen streichen in Unthätigkeit unter Leiden dahin; für die wenigen Augenblicke, auf die ich noch rechnen kann, habe ich mir diese und jene kleine Arbeit vorgenommen, für die ich mich schon interessirt, die ich schon ziemlich in meinem Kopfe fertig habe, und die vielleicht dienen kann meine äussere Situation zu meinem Vortheil zu ändern. Das Aemtchen, das ich gegenwärtig bekleide, nöthigt mich zum fast täglichen frühen Ausgehen, wodurch im Winter mein gichtiger Körper ausserordentlich angegriffen wird; so dass jeder Gedanke an das Näherrücken einer Jahreszeit, die sonst für mich die gesündere war, mir einen Schauer einjagt. Aendern Sie, was Sie nicht können, diese meine Situation, und ich mache Ihnen Alles, was Sie verlangen. Ich könnte hinzusetzen, dass ich die Beschäftigung mit den ersten Elementen der Wissenschaften nicht liebe, dass ich gleich wenig das Ausarbeiten ganzer zusammenhängender Theorien liebe; aber meine Neigung sollte kein Hinderniss sein; diese wäre ich Ihnen, der Freundschaft und dem Nutzen des Publicums aufzuopfern, recht sehr erbötig.

Vielleicht hat auf die abschlägige Antwort, die ich Ihnen hier mit widerstrebendem Herzen gebe, auch das einigen Einfluss: dass ich von einer Metaphysik für Schulen keinen rechten Begriff habe. Ich sehe nicht ab, wie

man die Materien leichter vortragen kann, ohne sie zu verderben; und ich denke, der Unterricht in dieser höchsten und abstractesten philosophischen Wissenschaft sollte billig den Akademien bleiben, da man ohnehin auf Schulen so viel Zeit, als nur möglich, für die so wichtigen und so weitläuftigen philologischen Kenntnisse aufsparen muss. Ueberdem ist jetzt die Metaphysik in so einer Verwirrung, so in ihren ersten Principien erschüttert, dass man sie ganz von vorne zu durchdenken hat, wenn man sich in seinem System festsetzen will, das aber ist die Arbeit ganzer Jahre, besonders für einen Mann von meiner Schwächlichkeit; und dann ist es eine, wahrlich nicht leichte Arbeit, das mit vieler Mühe und Anstrengung, mit Aufwand vielen Scharfsinns herausgebrachte System in das simpelste leichteste Gewand zu hüllen. Unter diesen Schwierigkeiten würde ich sicher — ich fühle es — erliegen; und wenn ich auch Muth und Kräfte sie zu überwinden hätte, so würde Ihnen doch sicher alle Geduld vergehen, ehe ich mit meinem Werkchen fertig würde.

Nach allen diesen, mit so vieler Aufrichtigkeit Ihnen vorgelegten Gründen hoffe ich sicher Ihre Verzeyhung und empfehle mich Ihrer fortdauernden Gewogenheit und Freundschaft ohne die mindeste Besorgniss, dass meine Erklärung irgend einige Aenderung darin gemacht haben sollte. Ich habe die Ehre, mit der grössesten Hochachtung zu sein

Ihr

ganz ergebenster und bereitwilligster
Diener

Engel.

2.

An die „Frau Räthin".

Empfangen Sie, verehrteste Frau Räthin, meinen herzlichen Glückwunsch zu Ihrer bevorstehenden Abreise, und meinen innigen Dank — nicht sowohl für die hierbei zurückerfolgende Schrift, in deren Mittheilung ich zwar einen sehr schätzbaren Beweis Ihrer Gewogenheit erkenne — als für den höchst angenehmen Besuch, womit Sie neulich meine gewohnte Einsamkeit so unverhofft unterbrachen! Sie verstand ich und Sie genoss ich so sehr; von der Schrift habe ich nichts verstanden und nichts genossen. Davon liegt aber die Schuld nicht am Innern, das sehr lichtvoll und sehr vortrefflich seyn mag; sie liegt bloss an der vollendeten nicht mehr nützlichen, sondern schönen Kunst, womit ein Didot, ein Unger, und wie die verdienstvollen Männer alle heissen, die ihre Mitmenschen an einem der unentbehrlichsten Gliedmaassen lähmen, das verflossene Jahrhundert verherrlicht haben. Möge Ihnen der Lohn der Unsterblichkeit dafür werden, die sie verdienen! Auch die Elzeviere druckten zu ihrer Zeit schon sehr klein und sehr zart; aber wenn sie auch im Schnitt ihrer Lettern die Vergleichung mit aushalten könnten, so stehen sie uns doch ohne Widerrede in der Farbengebung nach, die jetzt so lieblich zwischen schwarz und blau schillert, dass ein bisher gar nicht bekanntes sehr zartes Grau hervorkommt. Das derbe Schwarz der ehemaligen Breitkopf'schen Schriften gemahnt mich dagegen, wie das ekelhafte Roth der plumpen Bauermagd gegen das liebenswürdige Fahl der gebildeten Dame.

Verzeihen Sie, theuerste Frau Räthin, dieses tolle Geschwätz dem übellaunigten Kranken, der, wenn er auf diesen Punkt kommt, sich unmöglich mässigen kann, weil über dem jetzigen Drucke ihm alle die Schätze der Weisheit und Erkenntniss entgehen, die das wohlthätige Genie der jungen Schriftstellerwelt mit so vollen Händen in Almanachen und Taschenbüchern ausstreut! Aber noch mehr verzeihen Sie dem lahmen Kranken, dass er Ihren so unverdient gütigen persönlichen Besuch bloss mit einem schriftlichen erwidert! So unmöglich es seinen Augen wäre, nur Eine Seite des Taschenbuches hinunterzulesen; so unmöglich wäre es seinen Füssen, die zwei Treppen bis zu Ihrer Wohnung hinaufzusteigen. — Erhalten Sie mir ein gütiges Andenken und erinnern Sie sich, wenn Sie nach Braunschweig zurückkommen, der Hochachtungs- und Freundschaftsversicherungen, um die ich so frei war Sie schon mündlich zu bitten!

Ihr

Berlin, d. 11. Octbr. 1801.

verbundenster und gehorsamster Diener

J. J. Engel.

XXI.

Franz Alexander von Kleist

(nicht zu verwechseln mit dem Dichter Ewald v. Kleist, der bei Kunersdorf fiel), geb. zu Potsdam, gest. 1797, erst achtundzwanzig Jahre alt, Legationsrath in Berlin, Verfasser von Gedichten, die sich mehr durch Formvollendung, als tieferen poetischen Gehalt auszeichnen.

Wohlgeborner Herr,
Hochgeehrtester Herr Schulrath!

Es gewährt mir recht herzliche Freude, dass Ew. Wohlgeboren meine Zuthulichkeit so freundschaftlich aufgenommen, und ich sage Ihnen den allerverbindlichsten Dank für Ihre so zweckmässigen Bemühungen. Besonders haben Sie mich durch die gütige Art verpflichtet, mit der Sie eine Vergesslichkeit von mir, in Rücksicht des Hofrath Ebert, verbessert; einen Mann, den ich so sehr schätze, und dessen Gedichte so frohe Biederkeit athmen. Möchte ich doch in den Fall kommen, Ihnen auch meine Gegendienste anbieten zu können! —

Ihr edler Fürst hat mit vieler Bescheidenheit und vieler Gnade mein gutgemeintes Gedicht aufgenommen, von dem ich mit Ihnen hoffe, dass Keiner Schmeichelei darin finden wird. Ich bin, Gott sei Dank, in einer Lage, dass ich der Fürsten entbehren kann, unabhängig von ihren Launen und nur den Gesetzen unterworfen; warum sollte ich ihnen schmeicheln? ihren Lastern einen Schleier umhängen? — ich weiss wohl, und Sie wissen es mit mir, dass in der poetischen Sprache manche Dinge etwas pompöser klingen, als in der historisch-prosaischen; ich

weiss wohl, dass die freien Franken weder vor dem Herzog von Braunschweig, noch vor dem römischen Kaiser, noch vor allen Königen der Welt im eigentlichen Sinne beben; aber ich weiss auch, dass sie den Herzog als einen grossen Feldherrn fürchteten, und sich herzlich freuten, dass seine grossen Talente an einer schlechten Politik der alliirten Mächte scheiterten. Und war er nicht in jeder Feldschlacht ihr Meister? und würde er nicht ihr Schrecken geworden seyn, hätt' er nur mit preussischen Herren zu thun gehabt? Seinen Verdiensten wird die Nachwelt Gerechtigkeit widerfahren lassen, und schon jetzt, glaub' ich, sehen es die alliirten Mächte und die Welt ein, dass Frankreich unüberwindlich ist, wenn man auch die Stadt London zehnmal illuminirte.

Verzeihen Sie meiner landmännischen Geschwätzigkeit; — aber — es giebt auch der sonderbaren Dinge gar zu viel jetzt in der Welt! —

Hat Ihnen nicht Ihr Ohr geklungen? Ihr ältester Herr Schwager, mein lieber guter Freund, ist neulich bei mir gewesen, leider! nur auf einen Tag, und da haben wir Ihrer recht herzlich gedacht. Dieser herrliche Mann, bei dem Geist und Herz gleich gut und bieder sind, ist ganz seines Schwagers würdig, und ich verdanke ihm schon viele vergnügte Augenblicke. Kann ein Mensch dem Anderen mehr zu danken haben?

Gönnen Sie mir diese Verpflichtung auch gegen Sie, und überzeugen Sie sich von der innigsten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener

Franz von Kleist.

XXII.

F. H. Jacobi

aus Düsseldorf, dem Kreise angehörig, der sich zu Pempelfort um die Fürstin Galizin gesammelt hatte, von seinen Verehrern einst der deutsche Plato genannt, der Verfasser des „Woldemar", als Mensch höchst achtbar, als Dichter durch seine empfindsame Schwärmerei schwer zu ertragen.

Pempelfort, den 1. Nov., am Tage
Aller Heiligen 1782.

Mein lieber Campe!

Sie werden meinen Brief vom 21. erhalten haben. Von der historischen Wahrheit seines Inhalts, angehend die Bestellung der Birutsche, erhalten Sie einliegend den Beweis in einem original Schreiben aus München.

Ihre freundschaftliche Epistel vom 13. erhielt ich erst am 24. Ich werde heute nur einige Punkte daraus kurz berühren, und mich weitläuftiger in einem Briefe an Reimarus äussern, den ich schreiben werde, sobald das Missvergnügen, das ich jetzo über meine Schrift empfinde, sich ein wenig gelegt hat. Mir fehlt zu einem Schriftsteller, neben vielen anderen Dingen, die erste und allernothwendigste Eigenschaft, die Gabe, mich verständlich zu machen. Meine ganze Behandlung ist zu individuell, und ich bin nicht im Stande, diesen Fehler zu verbessern, denn ich kann nicht schreiben ohne eine gewisse Begeisterung, und diese verlässt mich, sobald ich mich aus meinem Kopfe heraus in andere Köpfe denken und

einen Plan nach Anderen und nicht nach mir selbst machen will.

Den Reisen der Päpste glaubte ich keinen unbedingten, sondern einen sehr bedingten Beyfall gegeben zu haben. Was ich von ihrer Hülle sagte, nach der man greifen würde, und die hinzugefügte Anmerkung mit der Stelle aus dem Hobbes, deutet, nach meiner Meinung, sattsam an, dass mir, den angeführten Punkt ausgenommen, bey dem Dinge nicht gar wohl zu Muthe sey. Ihre Fehler aber konnten bey den Gesinnungen, womit ich sie las, bey der Stimmung, worin mein Geist in Absicht der Gegenstände, welche sie behandelt, schon seit Jahren ist, und nun im allerhöchsten Grade war, mich nicht so beleidigen, wie sie vielleicht jeden anderen Leser beleidigen musste. Die Gefahr des kirchlichen Despotismus schien mir und scheint mir noch in unserem Jahrhundert gegen die Gefahr des weltlichen ausser aller Proportion zu stehen: wenig musste darum mich bekümmern, was für jenen gesagt wurde; wenn dabey nur dieser hart genug getroffen wurde. Den Verfasser der Reisen der Päpste betrachtete ich nicht als den mir bekannten Johannes Müller, sondern als einen völlig unbekannten Mann, der nur den Kayser Joseph nicht als einen Beförderer der Menschheit, die gewiss viel dringendere Angelegenheiten als die Aufhebung einiger Klöster hat; nicht als einen Eiferer für die Rechte der Vernunft: sondern als einen dreisten Despoten ansah, der seine Gesinnung schon bey mehreren Gelegenheiten unbesonnen genug an den Tag gelegt hatte. Als ein solcher war er mir, mit der derben Wahrheit, die er vorbrachte, sehr willkommen, und seine Vorurtheile (wirkliche oder fingirte) verzieh ich ihm sehr gerne. Hierzu kam noch das Verdienst, dass er der erste und einzige war, der nicht

mitklatschte, sondern pfiff. Und hätte er, ich weiss nicht worauf gepfiffen, genug es war gepfiffen, und mir gefiel der Klang unter dem Geklatsche. Ausser dem liesse sich noch manches, nicht allein zu Müller's Entschuldigung, sondern zur Rettung verschiedner seiner Sätze beybringen, sobald man das Ding nicht rein philosophisch, sondern nach angenommenen Sätzen behandelt, und nicht was an und für sich selbst betrachtet gelten sollte, sondern das was wirklich gilt, und so auch nur verhältnissmässig gelten darf, zu Rathe zieht. Man lässt in der That dem System der catolischen Kirche und den Päpsten nicht Gerechtigkeit genug widerfahren. Von diesen sagt so gar Voltaire in seiner Geschichte (Tom III, p. 36, ed. de Geneve): que les decrets des papes etaient toujours sages et de plus toujours utiles à la Chrétienté, dans ce qui ne concernait pas leurs interêts personels. —

Ich muss abbrechen um nur noch die Bitte einzulegen, dass Sie oder Freund Raimarus doch sorgen wollen, dass meine Schrift gleich nach ihrer Erscheinung in der Hamburger Zeitung beurtheilt werde, und zwar auf solche Weise, dass es auffallend wird, dass ich nur in Einem Punkte mit Müllern gemeine Sache mache, und weit entfernt bin, weder Hyrarchie noch Aberglauben begünstigen zu wollen. Der Schluss meiner Schrift, den ich einzig und allein in dieser Absicht gemacht habe, beweiset ja auch dieses klar genug — und er soll mir auch beweisen, dass ich noch in manchen anderen Punkten Ihnen und Reimarus näher bin als Sie glauben. — Sehr lieb wäre es mir, wenn das Publikum besonders auf die VIII. Anmerkung und der darin geäusserten Gleichgültigkeit gegen die Nominalbeschaffenheiten der Staaten aufmerksam gemacht würde.

Nun zu Ihrem 2ten Punkte. Haben Sie wohl glau-

ben können, mein Lieber, dass ich die Glieder eines Staates nicht genöthigt sehen wollte, ihre Schulden zu bezahlen, ihre Contracte zu erfüllen u. s. w. Das Beyspiel aber, das Sie anführen, fällt offenbar in diese Klasse. Holland kann nicht ohne seine Dämme bestehen; wer also in diese Gesellschaft tritt, der kann sich ohne die offenbarste Ungerechtigkeit nicht weigern, zur Unterhaltung dieser Dämme verhältnissmässig beyzutragen. — Die Gesellschaften können tausend verschiedene Gegenstände haben; aber nur einen unwandelbaren allgemeinen, und diesen müssen sie haben: was diesem wiederspricht, das ist vom Despotismus, und für keinen Preis soll man diesem eine Brücke bauen. — Was die Trägheit der Menschen angeht, die ich wahrhaftig nicht zu leugnen denke, so glaube ich dass sie daraus gelockt, aber nicht gepeitscht werden dürfe. Erinnern Sie sich nur, mein Lieber, unter welchen Umständen die Menschen von je her zu ihrem wahren Besten am thätigsten gewesen sind.

Was Ihren 3ten Punkt angeht, so beziehe ich mich auf den Schluss meiner Abhandlung, welcher keines Weges ihrem übrigen Inhalte widerspricht. Wo Rechte verletzt, und keine hinlängliche Mittel der Herstellung vorhanden sind, da muss sich ein jeder helfen wie er kann. — Das Beyspiel von Luther's Reformation ist aber nicht passend, wie ich in meiner Antwort an Raimarus beweisen werde. — Von Gott wollen wir gar nicht sprechen, der ist mir überall zu hoch.

Ad Art. IV. So bin ich gar nicht der Meinung, dass der Kayser nicht auf einem anderen Wege viel besser zu dem ihm beygemessenen Zwecke hätte kommen können. — Christus war auch ein Reformator, und der grösste der je gewesen ist. Peter der Grosse aber war

kein Reformator, denn er machte, dass die Früchte auf den Bäumen faul wurden ehe sie reif waren — die heroische Moral war die Moral Knipperdolling's und Münzer's, sie war die Moral der abscheulichsten Schwärmer, sie setzt den Eigendünkel auf den Thron — ich mag sie nicht. — —

Kranke müssen freylich curirt werden; aber Gott bewahre uns vor einer Zunft von Aerzten, welche sich das Recht anmassten, uns ungefragt in die Kur zu nehmen!

Verzeihen Sie dies Gesudel, lieber edler Freund; die Post will fort. Theilen Sie meinen Brief mit tausend Grüssen und tausend Danksagungen unserem lieben Reimarus mit. — Sie glauben nicht wie sehr mich Ihr Anerbieten wegen des Druckes und Verlags meiner Schrift gerührt hat. Hätte ich dieses nur voraussehen können! — Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Fr. Jacobi.

XXIII.

H. G. Boie

(† 1806), der Vater der Deutschen Musenalmanache, der kritische Berather des Haaibundes, gab seit 1776 das „Deutsche Museum" heraus, in das Campe verschiedene Beiträge lieferte, so auch den unten mitgetheilten Nothschrei gegen den überhand nehmenden Nachdruck: „An Joseph den Einzigen" (D. M. 1784 I, 101 ff.).

1.

Meldorf[1]), den 12. Jan. 1784.

Ihr Schreiben vom 5. ist mir angenehm wegen seiner Beilage, noch angenehmer wegen seines freundschaftlichen Inhalts gewesen.

---

[1]) Meldorf in Holstein, Boie's Geburtsort.

Sehr gerne werd' ich Ihr Schreiben an den Kaiser drucken lassen, und glaube und hoffe, dass es gedruckt nicht ohne Wirkung bleiben wird. Schade nur, dass es für den Jänner des Museums zu spät gekommen ist, und nun erst im Februar seinen Platz finden kann. Doch schadet das am Ende auch nicht, und ist vielleicht gar besser, da der Kaiser ohnehin jetzt nicht in Wien ist und von deutschen Sachen, die ihn nicht unmittelbar angehen, wenig erfahren mag.

Ich hab Ihnen, ich weiss selbst nicht mehr seit wie vielen Monaten schreiben wollen, und immer ist nichts daraus geworden, wie es denn uns Leuten, die immer die Feder in der Hand haben, noch öfterer als anderen mit solchen Vorsätzen gehen mag. Vorigen Sommer war ich Ihnen nahe, wollte Sie auf ein paar Stunden überraschen, und konnt' es nicht möglich machen, weil ich durchaus nicht von mir selbst abhing. Wer weiss, ob ich nicht in diesem Frühling das Glück habe, Sie von Cremsbüttel aus zu besuchen. Mich verlangt den Philosophen in seiner ländlichen Ruhe zu sehen, und hoffe, dass Gesundheit und Heiterkeit nun ganz zu Ihnen zurückgekehrt ist.

Dass ich noch in Ihrer Schuld bin, habe ich nicht vergessen, und will sie abtragen, sobald Sie mir sagen, an wen in Hamburg ich die Kleinigkeit auszahlen lassen, oder ob ich sie Ihnen schicken soll?

Ich wollte, dass Ihnen bei Durchsuchung Ihrer Papiere noch etwas mehr fürs Museum in die Hand gefallen wäre. Wenigstens werden Sie doch nicht ganz vergessen, dass Ihr Freund noch immer die Direction dieser Monatsschrift hat, wiewohl er sie vielleicht längst hätte anderen übertragen sollen, deren Lage und Muse sie zu einem solchen Geschäft fähiger macht.

Leben Sie wohl und vergessen meiner nicht ganz. wie ich immer mit wahrer Achtung, Freundschaft und Ergebenheit bin

der Ihrige

L. Boie.

2.

An Joseph den Einzigen.

Grosser und guter Kaiser!

Ich erstaune, indem ich es wage, an Ew. Kaiserliche Majestät zu schreiben, über meine eigene Kühnheit. Aber das Bewusstsein, dass nicht Eigennutz, sondern Gerechtigkeit durch meine Feder zu dem allergerechtesten Monarchen reden wird, flösst mir den Muth ein, meine Stimme eben so zuversichtlich zu Gottes weisem und gutem Statthalter zu erheben, als wenn ich sie zu ihm, dem Weisesten und Besten, selbst erhöbe.

Indess Ew. Kaiserliche Majestät zum Erstaunen der Welt in jedem einzelnen Jahre Ihrer beispiellosen Regierung mehr Missbräuche abschaffen, mehr Ungerechtigkeiten tilgen, mehr Erleuchtung und Wohlsein über Ihre glücklichen Staaten verbreiten, als vormals dem besten und thätigsten Regenten in dem Laufe einer langen und glücklichen Regierung möglich fiel: erdreisten sich, zum tiefen Unwillen aller Gutgesinnten, verschiedene habsüchtige und gewissenlose Menschen Ew. Kaiserl. Majestät geheiligten Namen zum Deckmantel einer schreienden Ungerechtigkeit herabzuwürdigen. Verschiedene Buchhändler nämlich, wie z. B. Frank und Schramm in Tübingen, die es bequemer finden, vom Raube, als von ehrlichem Erwerb zu leben, wissen sich, unter allerlei falschen Vorwänden, ein Kaiserl. Privilegium über eine an-

gebliche Sammlung philosophischer Schriften oder über andere Sammlungen zu erschleichen, ohne vermuthlich dabei anzuzeigen, dass sie unter diesem Titel die Werke noch lebender und zum Theil dürftiger Gelehrten nachzudrucken, und diesen dadurch den kleinen Lohn ihres sauern Schweisses zu entwenden den ungerechten Vorsatz haben. Das gesuchte Privilegium wird ihnen ertheilt, und nun sehen gerade die besten und gemeinnützigsten Schriftsteller sich ihres rechtmässigen Eigenthums beraubt, und zwar so ganz beraubt, dass, wenn das erschlichene Privilegium wirklich geltend gemacht werden sollte, es ihnen selbst nicht mehr erlaubt sein würde, ihr eigenes Werk im römischen Reiche verkaufen oder wieder auflegen zu lassen.

Gerechtester Kaiser! geruhen Sie, Ihre Aufmerksamkeit von den zehntausend grösseren Gegenständen, die ihren erhabenen Geist beschäftigen, einen Augenblick auf die Abschaffung einer Ungerechtigkeit zu wenden, welche unter Joseph des Einzigen Regierung nicht statt haben sollte. Ich selbst leide wenig dabei: denn das Wohlwollen meines Publikums hat mich für jede erlittene Beraubung dieser Art reichlich schadlos gehalten; aber hundert bessere und dabei minder versorgte Schriftsteller, als ich, die Ew. Kaiserl. Majestät Absicht, die Erleuchtung und Beglückung der Menschheit befördern, beseufzen mit ihren Mangel leidenden Familien den auffallenden Uebelstand, dass die Früchte jeglichen Fleisses, nur nicht die sauererrungenen Früchte des Geistes, vor gewaltsamer Entwendung gesichert sind. Auch das ganze Publikum verliert dabei; viele grosse und gemeinnützige literarische Unternehmungen bleiben unausgeführt, weil Verfasser und Verleger durch den Nachdruck davon abgeschreckt werden; ein, schon jetzt sehr wichtiger und im-

mer mehr wichtig werdender Commerzzweig, der Buchhandel, wird dadurch geschwächt; und in keinem Lande sind die Bücher, im Ganzen genommen, so theuer als in Deutschland, weil in keinem Lande der ungerechte Nachdruck so begünstigt ward.

Schriftsteller sollen das Sprachrohr Gottes zu den Menschen, zu den Göttern dieser Erde sein. Dies ist der Beruf, der mir die Kühnheit einflösste, Ew. Kaiserl. Majestät diese allerunterthänigste Vorstellung mit einer Freimüthigkeit und Zuversicht zu thun, welche das reinste Opfer der tiefsten Ehrfurcht sind, womit ich ersterbe

Ew. Kaiserl. Majestät

Hamburg. allerunterthänigster Diener

Campe,

Anhalt-Dessauischer Rath.

XXIV.

Joh. Arnold Ebert

(† 1795), Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen“, mit Hagedorn, Gärtner, Gieseke, insbesondere mit Klopstock innig befreundet („Ode an Ebert“), seit 1748 Professor der englischen, später auch der griechischen Sprache und Literatur am Collegium Carolinum zu Braunschweig. Von seinen Uebersetzungen haben besonders Young's Nachtgedanken die verdiente Anerkennung gefunden; seine Lieder schlagen einen leichten gefälligen Ton an. Ein treuer Freund, ein heiterer Gesellschafter, ein geschmackvoller Kritiker.

1.

Braunschweig, den 20. Febr. 1781.

Eben komme ich von einer sehr traurigen Handlung zurück. Ich habe unseren Lessing, nebst einigen ande-

ren Freunden, welche zu besuchen er vor kurzer Zeit hierher gekommen war, — zu seinem Grabe begleitet. — Man hat seine Leiche geöffnet, und gefunden, dass er die Brustwassersucht hatte. Es war schon auf ein Quartier Wasser da. Die Knorpel, welche die Rippen verbinden, waren beynahe ganz zu Knochen geworden. Das Netz war mit ausserordentlich vielem Fett bedeckt, und mit dem Brustfell zusammengewachsen. Die Lunge und die Eingeweide waren entzündet. Die übrigen Theile sind ungemein fest und gesund gewesen. — Mein Gott! wie manche weit gesündere, und in vielen Betrachtungen auch eines langen Lebens werthere Menschen habe ich schon überleben müssen! — Dieses erinnert mich sehr natürlich an unseren Basedow. Vor ein paar Monaten hörte ich, dass er höchst gefährlich krank läge, und ich erwartete schon täglich die Nachricht von seinem Tode. Als er hier war, glaubte er auch die Brustwassersucht zu haben. Gott gebe, dass er sich geirrt haben, oder völlig wieder hergestellt seyn möge! Wenn Sie so gütig seyn wollen, nur ein paar Zeilen zu antworten, so bitte ich Sie, mir, wenn Sie können, etwas Zuverlässiges von ihm zu melden. —

Der Ihrige

J. Ebert.

2.

Mein theuerster Herr Rath!

Es war mein Vorsatz, Ihnen heute den beiliegenden Brief von dem wackeren alten Gleim selbst zu bringen; aber

O, Himmel! der das Leben
Zum Fressen nicht gegeben,
Vergieb mir mein Vergehn!
Ich muss zu Gaste gehn!

Nämlich bei der verwidweten Herzogin! — Also lesen Sie es hier, wie viel Dank sich der Verfasser der Freien Beiträge bei einem der redlichsten preussischen Unterthanen verdient hat, und haben Sie die Güte, die Verse des Aletophilus ins Braunschweigische Journal zu befördern. Eben jetzt hab' ich selbst die Freien Beiträge gelesen, und mit herzlichem Beifalle gelesen. Wenn dies Mittel nicht wirkt, so möchte die Constipation wohl unheilbar seyn. An der Güte, Zweckmässigkeit und gehörigen Zubereitung des Mittels und der Wahl seines Vehikels wird es gewiss nicht liegen. Der gute Gleim räth uns den Verfasser; aber gewiss nicht recht. Ich wüsste wohl, wem ich's mit Zuversicht zuerkennen würde, wenn meine Verhöre und Aussagen darüber gefordert würden; aber unserem Gleim werde ich nicht einmal meine Vermuthung mittheilen, wenn Sie es anders nicht rathsam finden. Uebrigens werden Sie dem alten zu monarchisch, aber gewiss nicht despotisch, gesinnten Grenadier das Beiwort, das er der Revolution Frankreichs allzusehr im Grenadiertone giebt, zu Gute halten. — Ueber unseren Herold hatt' ich ihm ein Langes und Breites geschrieben; und er antwortet mir darüber kein Wort. Das schmerzt mich; und doch wag' ich's kaum, die Seite wieder zu berühren.

Empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen bestens, und erlauben mir, den Brief ehester Tage selbst wieder abzuholen.

Braunschweig, den 10. Dec. 1791.

Der Ihrige

J. Ebert.

XXV.

L. F. G. von Gökingk

(† 1828), der Freund Bürger's, nach Vollendung seiner Studien eine Zeitlang Canzleidirector zu Ellrich, einem Städtchen am Harze, von wo aus er lebhaft mit Campe correspondirte, zuletzt nach Bekleidung verschiedener Aemter Oberfinanzrath zu Berlin. Als Dichter hat er besonders die Epistel und das Epigramm bearbeitet; herausgegeben hat er den Göttinger Musenalmanach 1776 bis 1778 und mit Voss den Hamburger Musenalmanach 1780 bis 1787, in welche Campe Beiträge lieferte.

1.

Ellrich, den 17. Okt. 1780.

Erlauben Sie mir, verehrungswürdiger Mann, dass ich thun darf, als wenn ich das schon erworben hätte, was ich zu verdienen mich immer bestreben werde — Ihre Freundschaft. Nehmen Sie mir's daher nicht als Dummdreistigkeit oder Zudringlichkeit an, dass ich so gerade zu gehe und Sie nicht mit den Kurialien anrede, deren ich so gern überhoben bin, da ich in meinem Dienste ihrer dreimal überdrüssiger habe werden müssen als jeder Andere. Ich habe selten das Herz, diese Formalitäten zu überspringen und werde es nie thun, wenn ich nicht vorher weiss, dass ich dem Manne schon durch einen Dritten empfolen bin, bey dem ich so was wage. Und nun zur Sache.

Ich hab einen Entwurf zu einem neuen Journale gemacht, den ich neulich Voss zusandte um ihn Klopstock mitzutheilen. Ich weiss nicht, ob er das schon ge-

than hat. Es ist ein so mühsames Werk, da ich's allein mit allen übrigen Gliedern der Gesellschaft, die ich zu vereinigen suche, zu thun habe, und alles allein schreiben muss, damit nichts vor der Zeit kund werde, dass hier kein Zaudern stattfindet, denn ich habe noch einen weiten Weg zurückzulegen, auf dem ich manche Schwierigkeit finden werde, von der ich mir jetzt noch nichts träumen lasse; doch bin ich auf alles gefasst. Ich kann nicht länger auf Vossen's Antwort, nicht länger auf Lessing's Brief, den er mir durch Hrn. v. Düring hat versprechen lassen, und nicht länger auf Nachricht warten, was Klopstock zu meinem Plane gesagt habe. Ich muss eilen, ihn so, wie er seitdem abgeändert worden ist, Ihnen mitzutheilen, damit Sie mit Klopstock und Lessing (an den ich gestern deshalb nach Hamburg wieder geschrieben habe) darüber sprechen können.

Wäre meine Absicht bloss ein Lese-Journal vom gewöhnlichen Schlage zu Stande zu bringen, so würd ich ein grosser Thor seyn, mir um eines Dinges Willen eine so schwere Last aufzulegen, das sich mit ziemlich leichten Schultern tragen liesse. Meine Lage ist jetzt so bequem, als ich sie mir bey meiner Genügsamkeit nur wünschen kann. Könnt ich daher nicht, wie Salomo sagt, zufrieden sein und fein still sitzen, und stecke mich nun in solche Unruhe? Sie werden also von selbst leicht errathen, dass ich bey meinem Project ein ganz anderes Augenmerk habe, wie wohl es überflüssig wäre, mich eher darüber zu erklären bis der erste Schritt gethan ist, denn des Schreibens wäre sonst kein Ende. Der erste Convent wird aber, wenn er nur will, aus meinem rohen Stoffe ein Werk bilden können, das den Bildnern Ehre und wahres Verdienst, der Nation aber Nutzen schaffen würde, denn zum Glück hat sie just so viel Folgsamkeit,

um mit einzustimmen, wenn Schriftsteller, für die sie Achtung hat, den Ton angeben.

Sie würden mir eine herzliche Freude machen, wenn Sie meinem Plane beiträten. Deshalb sind Sie aber nicht verbunden, Ihr Wort, das Sie Boie gegeben haben, ganz zurückzunehmen, denn die ältere Verbindung geht vor; und so ist's billig, dass die Leser des Museums die Folge der Aufsätze über den neuen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele in diesem Journal erhalten.

Bitten Sie doch Claudius in meinem Namen — vorausgesetzt, dass Sie selbst meinen Entwurf für gut halten — dass auch er Theil daran nehme. Ich weiss es schon: Er wird erschrecken, wenn er von sechs Bogen jährlichem Beitrage hört; allein so genau wollen wir es mit ihm nicht nehmen, und wenn er erst sieht, für was für eine Sache er arbeitet, so wird ihm das auch mehr Lust machen. Ich hätte selbst an ihn geschrieben, wenn ich nicht wieder einen Anfall von meiner alten Augenkrankheit hätte; das Abschreiben ist auch eine entsetzliche Arbeit für mich.

Wenn die Schriftsteller wollen, so ist auch gewiss dem Publikum der Wille schon gemacht, oder es wäre der Männer nicht werth, die ich anspreche. Kömmt es also zur Ausführung, so werden Sie, Klopstock und Claudius künftig in einem Wagen die Reise zum Convent machen, und ich werde dann die Freude haben, Sie zu umarmen, die ich mir sonst nicht gut zu verschaffen weiss.

Nun noch zwei Bitten. Ueberlegen Sie doch mit Klopstock und Voss, ob ich auch Bürgern einladen soll, der bis jetzt noch nichts von der Sache weiss. Er hat zwar an Voss und mir nicht so ganz löblich gehandelt; indess hab ich ihm längst verziehen und Voss wird

wohl das nemliche thun. Kennen Sie den Oberamtmann Schlosser? Wenn dies ist, und wenn Sie, Klopstock und Lessing ihn nicht verwerfen, so schicken Sie ihm die beikommende Einladung zu, oder geben Sie sie dem zur weitern Beförderung und Empfelung der mit Schlosser in besserer Verbindung steht, als Sie oder ich.

Schlözer zu Göttingen ist meinem Plan ganz beygetreten und seine Handschrift liegt bereit. Wenn ich das nun erst von sechs anderen sagen kann, so wird mir der Muth so wachsen, dass ich eher das Leben als die Ausführung meines Projects aufgeben will, denn das ausgeführt zu haben wird mein Leben allein verdienstlich machen.

Ich bin mit der grössten Hochachtung

Ihr

gehorsamster Diener

Gökingk.

2.

Ellrich, den 28. Novbr. 1780.

Ein so freundschaftlicher Brief als der Ihrige, von einem so angenehmen Geschenke begleitet, hätt' eine viel frühere Antwort verdient, und wenn ich nicht ein wenig lange mit Ihnen zu plaudern die Absicht gehabt hätte, würd ich schon längst gedankt haben, dass Sie meine Hand nicht ausschlagen und selbst geneigt sind, unser Band enger zu knüpfen. Aus meinem Unternehmen mag werden was will, so bin ich im Voraus schon für alle Mühe die mir es macht, dadurch belohnt, das es mich Ihnen ein ganzes Theil näher gebracht hat und vielleicht gar noch in Ihren Bienenkorb bringt, dessen Weiser ich gern einmal unter seinen Bienen sehen mögte.

Wie gern, mein lieber Freund, gäb ich Ihnen gleich jetzt einen thätigen Beweiss, dass ich mich durch Ihre Einladung, zum Besten Ihrer Kinderwelt etwas beyzutragen, geehrt finde. Allein unter meinem ganzen poetischen Vorrathe ist nichts, das sich unter die übrigen Stücke schickte, woraus Ihre kleine Kinder-Bibliothek besteht. Drei noch ungedruckte Episteln, die in einiger Absicht pädagogischen Inhalts sind, aber mehr für den Erzieher als den Zögling brauchbar, hab ich ganz kürzlich an Hrn. Wolke geschickt, um sie in die Unterhandlungen aufzunehmen. Wenn ich für Kinder etwas schreiben sollte, so würd ich gleich bey der Ausarbeitung Rücksicht darauf nehmen, und das war bey jenen Episteln nicht geschehen. Indessen geb ich Ihnen mein Wort, dass ich im künftigen Jenner (bis dahin bin ich noch mit der Handschrift des zweiten Theils meiner Gedichte beschäftiget) einige Romanzen für Ihr Institut machen will. Nachdem ich vor zehn Jahren, auf Bitten Hrn. Benzler's in Lemgo, ein paar schlechte Stücke dieser Art gemacht habe, die Sie billig ohne sie durchaus zu verbessern, in Ihre Sammlung nicht hätten aufnehmen sollen, fodert mich jetzt schon die Eigenliebe auf, etwas Besseres zu versuchen, wenigstens sie leichter zu versificiren als jene. Ich hab auch einmal an Hrn. Benzler's Wochenblatt einen Versuch mit Kinderbriefen gemacht; finden Sie Anlage darin, den rechten Ton zu treffen, so könnt ich jetzt vielleicht etwas Besseres leisten. Auf ein paar kleine Geschichten von edlen Thaten können Sie sich auch Rechnung machen. Hrn. Wolcke hab ich bereits gemeldet, dass ich Ihnen diese Beiträge zugedacht hätte, denn ich stehe eigentlich mit dem Philanthropin zu Dessau in ganz und gar keiner Verbindung.

Sie haben ganz recht, mein lieber Campe, dass die

Ausführung meines Entwurfs, trotz aller Mühe und Verdruss, zu meiner Beruhigung gehört. Ich bin in einer Lage, worin ich wenig Gutes bewirken kann, und doch halt ich's für Pflicht, so viel zu thun als ich kann. Wenn das nun auf keinem anderen Wege zu erreichen steht, als auf dem voll Kiesel und Dornhecken, so wird mich dieses nicht zurückhalten. Wenn alles so glückt wie ich's wünsche dann werd ich zwar die kleine Ursach einer grossen Würkung seyn, aber wenn die Würkung nur gross ist, so wird's gleich viel seyn wie klein die Ursache war.

Bey der Situation worin Sie sind, weiss ich Ihnen mehr Dank, dass Sie dennoch an meinem Unternehmen halben Antheil nehmen wollen, als dem, der bey völliger Musse sich ganz dafür interessirt. Ihr Vorschlag ist mir sehr willkommen, allein ein Unterschied muss schlechterdings unter den Mitgliedern in keinem Stücke statt finden. Da das Publikum dieses neue Journal gewiss besser als alle vorigen aufnehmen wird (oder es wäre keiner zwölf guten Schriftsteller werth), folglich der Ueberschuss mehr betragen muss als worauf ich gerechnet habe, so hoff ich, dass nicht nur jedem Mitarbeiter, und sollten alle funfzehn oder achtzehn zum Convent kommen, die Reisekosten werden vergütet, sondern dem der sechs Bogen oder mehr geliefert hat, seine Arbeiten noch besonders bezahlt werden können. Ist dieses, so werden sich unter der Gesellschaft immer einige finden, die andere im arbeiten überragen, weil ich mehrere kenne, die im Jahre wohl zwölf Bogen schreiben.

Lessing hat mir noch nicht geantwortet. Wenn ich nicht zur Erreichung eines Zweckes handelte, der ein ganz Theil edler ist als Eigennutz, so würde ich zu stolz gewesen seyn, zum dritten Mal an ihn zu schreiben. Das

hab ich indess vorgestern gethan und werde nun sehen, ob und was er antwortet?

Das Versehen mit dem Briefe an Schlosser war mir selbst schon eingefallen. Auf den nämlichen Brief hab ich schon Antwort, und Schlosser ist ohne alle Einschränkung dem Plane beygetreten. Wenn sich alle Einzeln daran so schnell und positiv erklärt hätten, als Sie, Schloezer und Schlosser: die Hälfte des Weges hätte ich schon zurückgelegt! Doch, es ist nicht übel, dass meine Geduld gleich im Anfange geprüft wird.

Grüssen Sie den braven Claudius und seine Frau von mir. Wenn wir uns auf dem Convent nicht sehen, so ist das zwar schlimm genug für den Projectmacher, allein das wird mich nicht abhalten, dennoch nach Hamburg zu reisen. Seit einem Jahre bin ich nun schon dahin immer unterwegens; endlich werd ich ja mit diesen meinen Augen auch die Thürme, die Masten, was noch besser ist, die Austern und Hummer, was das Beste ist, Campe und Claudius, und was das Schlimmste ist, des Hrn. Gözius Hochwürden zu sehen kriegen. Empfelen Sie mich und die Meinigen (meine Schwägerin, ein hübsches Mädchen, gehört mit dazu) Ihrer lieben Frau und leben Sie vorerst wohl.

Gökingk.

3.

Ellrich, den 17. May 1782.

Dass ich in so langer Zeit nicht einmal geschrieben noch weniger mein nun beynah schon verschimmeltes Wort gehalten und Ihnen Beiträge für Ihre Kinder-

Bibliothek geschickt habe: das mag der Tod [1]) entschuldigen, der mir Sinn und Gedanken geraubt hat.

Ihren Columbus hat die Braunschweigische Waisenhaus-Buchhandlung an Hrn. v. Doring in Wolfenbüttel für mich abgeben lassen; Ihren Cortez hab ich auf der Post, ich weiss nicht durch wen? erhalten; es war kein Brief dabei. Für beides, mein lieber Campe, danken ich und mein Fritz Ihnen.

Leider kan ich Ihnen nichts dagegen schicken, als den dritten Theil meiner Gedichte, dessen Unvollkommenheit der Tod gleichfalls verantworten mag.

Ich dachte Sie im vorigen Jahre zu sehen. Nun werd ich vielleicht sterben, ohne Sie jemals zu umarmen. Was thut es? Ich liebe Sie so gut, als wenn ich Sie lange gekannt hätte, und habe Grund Sie so zu lieben. Und ich denke wir sind nicht geboren um von dieser grossen schönen Erde, nur ein so kleines Fleckchen, von einer Million edler Seelen nur vierzig oder dreissig kennen zu lernen. Wenn wir den plumpen Körper erst los sind und diese Erde sich in einen Himmel verwandelt hat, wird Platz für alle darauf seyn die jemals vorher darauf umhergekrochen haben, und wir werden uns mit grösserer Schnelle und Leichtigkeit in allen fünf oder sechs Welttheilen aufsuchen können. Sie find ich gewiss. Der Himmel mag nun hier oder da seyn wo ich nicht hingekommen bin. Leben Sie wohl.

Göking k.

---

[1]) Der Dichter hatte kurz zuvor seine Frau verloren.

XXVI.

A. G. Kästner

(† 1800), seit 1756 Professor der Mathematik und Physik zu Göttingen, Philosoph und Schöngeist, voll sonderbarer Aeusserlichkeiten, aber dienstfertig und bieder. Er gehört unter die bedeutendsten Epigrammatiker unserer Nation. Seine zahlreichen Schriften, Prosa und Poesie, verbreiten sich über die mannigfachsten Gegenstände.

Fragment. (Ohne Datum.)

. . . Ich wünsche, dass Sie bei meinem Lebenslaufe, den ich hier beilege, nicht sogar viel zu erinnern finden mögen. Die Zeit war mir zu kurz, und ich befürchtete, auch zu weitläufig zu werden, weil ich dachte der Lebenslauf sollte mit denen der übrigen Magister zugleich abgedruckt werden; sonst hätte ich mich über Verschiedenes meiner Erziehung noch mehr herausgelassen.

Der Satz, das Kind anzuführen, dass es seinen Verstand beständig brauche, nicht bloss auswendig lerne, und so das Lernen als ein Vergnügen ansehe, ist an mir so befolgt worden, dass ich mich gewundert habe, ihn neuerlich als eine Verbesserung der Pädagogik angegeben zu lesen. Freilich weiss ich aus eigener Erfahrung nicht, wie viel er in öffentlichen Schulen ist beobachtet worden, aber dass ihn doch manche Lehrer müssen beobachtet haben, schliesse ich aus dem, was mir mein Vater und meine Privatlehrer erzählt haben, zum Theil auch aus Schriften älterer Schullehrer. Von Einer pädagogischen Aufgabe aber halte ich die Aufschliessung für etwas schwer: wie man dem Jungen Lust macht, etwas zu lernen, wozu er keine Lust hat?

Mein Vater hatte Einen Tadel an mir, der wohl nicht eben bei vielen Jungen Statt finden mag, den, dass ich zu viel las, und zu wenig redete. Er hatte einige gute Freunde, in deren Gesellschaft er wöchentlich ein paar Stunden mit l'Hombre tödtete. Da nahm er mich nun mit, und man musste mir ein Buch geben; mit dem setzte sich der Junge neben den Tisch und las, so lange die Alten spielten. Ich habe auch das Spiel nicht eher gelernt, als bis es mir in Gesellschaften nöthig ward, wo man nichts anderes vorzunehmen wusste.

Geschicklichkeit im l'Hombre konnte nun freilich meinem Vater ziemlich gleichgültig seyn. In einer anderen Sache aber, wo er mich gern geschickt gesehen hätte, war sein Wunsch vergebens, weil er mir keine Lust dazu machen konnte. Er war ein grosser Freund der Musik, spielte verschiedene Instrumente, auch die unseren Zeiten zu tiefsinnige und wenig lärmende Laute. Es war seine ernste Meinung: wir würden im Himmel Musik haben — eine Aussicht in die Ewigkeit, die wenigstens eben so verzeihlich ist, als viel andere und sich allenfalls wohl eher rechtfertigen liesse, als die Behauptung mancher Theologen, dass im Himmel Hebräisch gesprochen werde. Bei dieser Gesinnung wünschte er doch wohl sehr seinen Sohn auch als Musiker zu hören, und daraus ward nichts. Ich hatte Lehrer auf dem Clavier, noch ausser meinem Vater; ich lernte auch wirklich: Nun danket alle Gott! und ein paar Menuetten spielen, aber nicht nach Noten; denn die zu lernen hatte ich die Geduld nicht.

Da beging nun mein Vater wirklich einen pädagogischen Fehler. Er meinte, ich sollte Musik durch Hören lernen, und hätte doch mich so viel kennen sollen, dass ich sie eher durch Lesen gelernt hätte. Hätte er mir Bücher von der Musik zu lesen gegeben, so hätte ich sie

als etwas Gelehrtes geschätzt: so kannte ich sie nur als eine Kunst zum Vergnügen, und da war sie mir nicht reizend. Als ich erfuhr, dass es eine mathematische Theorie der Musik gebe, lernte ich sehr begierig Töne berechnen; aber nun war es zu spät für die Uebung, Töne hervorzubringen.

Es ist mir immer angenehm, dass ich über viel Dinge in meiner Jugend so gedacht habe, wie nachdem einsichtsvolle Leute. So mit Robinson Crusoe, welches mein Leibbuch war, und daraus ich, nebst den vielen rührenden guten Gedanken, auch mancherlei sonst gelernt habe, z. E. von der Schifffahrt; bei der alten Uebersetzung, die ich las, fand sich ein Lexicon der Schiffswörter. Ich muss freilich Jedes Einsicht freistellen, was in diesem Buche entbehrlich ist; ich muss aber gestehen, dass mir das Umständliche darin, z. B. die Inventarien seines Zeughauses und seines Hausrathes, vielmehr durch lebhafte Darstellung unterhaltend, als langweilig vorgekommen ist, und dass die Erzählung seiner Schlachten und das Verzeichniss der gebliebenen Wilden mich ganz eingenommen hat. Nächst dem Gelehrten war das Wichtigste für mich der Soldat, freilich ein gelehrter Soldat, wie Julius Cäsar.

Allerdings aber hat man jetzo so viel Wichtiges und Wahres mehr zu lesen, als vor sechszig Jahren, dass schon dadurch eine Abkürzung des alten Lesebuchs nothwendig ward.

Auch Räthsel und dergleichen haben mir in der Jugend, Witz und Nachdenken zu üben, nützlich geschienen. Ich rechne dazu eine Menge von Spielwerken, die man nachher als wider den guten Geschmack verdammt hat. Die Verdammung wäre gegründet, wenn grosse Leute was rechtliches daraus machten; aber selbst Wortspiele, Reim-

chen und dergleichen können immer lehrreiche Kinderspiele seyn.

Da ich im dreizehnten Jahre Student war, folglich keine Präceptoren mehr hatte: so ist leicht zu erachten, dass nicht alle classische Autoren, die damals wenigstens Jünglingen erklärt wurden, mir sind erklärt worden. Ich habe aber mehrere, z. E. Livius, Horaz, für mich gelesen, und eben so nachgehends die classischen Schriftsteller der neueren Sprachen. Dabei habe ich immer die Befriedigung genossen, dass die Stellen, die z. E. im Shakespear, im Dante u. s. w. meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zogen, von Kunstrichtern, die meist nach dieser meiner Lectüre geschrieben haben, gerade auch als die schönsten empfohlen wurden. Es hat mich das freilich auf die Ketzerei gebracht, dass ich von den Bemühungen, die Manche gar sehr weit treiben, die Schönheiten der Dichter zu entwickeln, nicht viel halte. Ich denke, wer Gefühl hat, braucht das nicht, und wer keins hat, wird durch solche Entwickelungen nur ein ästhetischer Schwätzer.

Ich würde Ew. um Verzeihung bitten, dass ich so viel von solchen Kleinigkeiten geschrieben habe, wenn ich nicht hoffte, Sie würden es als pädagogische Einfälle, die Ihrem Urtheile unterworfen werden, nicht ganz ungern lesen. . . . .

. . . .

XXVII.

Gottlieb Konrad Pfeffel

(† 1809), zu Colmar geboren, zu Halle gebildet, seit 1757 blind und doch bis ins hohe Alter unermüdlich thätig, bekannt durch seine Fabeln und Erzählungen; seit 1773 leitete er mit Lerse eine Erziehungsanstalt („Kriegsschule“) für die prot. Jugend in Colmar. Campe besuchte ihn auf seiner Reise nach der Schweiz.

Colmar, den 11. Octbr. 1786.

Wenn ich Ihnen sage, mein ehrwürdiger Freund, dass ich kaum von einem hartnäckigen Wechselfieber genese, welches meine Arbeiten so sehr angeschwellt hat, dass die Ausfertigung derselben meine Erholung verzögert, so werden Sie weder einen langen noch einen überdachten Brief von mir erwarten. Schon längst hätte ich Ihnen für die höchst interessanten Revisionen gedankt, wenn ich nicht meine Danksagung mit einem Beitrage, mit einer treuherzigen Geschichte unseres Instituts hätte begleiten wollen, wozu ich in diesem ganzen Jahre keinen Tag gefunden habe. Das kann ich Ihnen auf mein Gewissen versichern, und Sie würden sehr ungerecht seyn, wenn Sie meine Unthätigkeit einem Mangel an gutem Willen zuschreiben wollten, mittlerweile eben dieser gute Wille mir das Gefühl meines Unvermögens noch drückender macht.

An der mir zugedachten Arbeit verspreche ich Ihnen heilig, zu thun was in meinen Kräften steht, ohne Ihnen etwas Bestimmteres versprechen zu können. Alle meine Tage sind meinem Institut und meinen Zöglingen gewid-

met. Wöchentlich habe ich kaum drei bis vier Stunden, und im ganzen Jahre kaum vierzehn volle Tage zu meiner Erholung, und dieses Jahr habe ich deren erst sechs genossen. Hätten Sie das gewusst, mein theurer Campe, so würden Sie weder mich noch meinen Lerse, obwohl dieser etwas mehr Musse hat als ich, ungefragt zu Ihren Mitarbeitern erklärt haben.

Lassen Sie sich, ich wiederhole es Ihnen, durch das Dutzend Fabeln nicht irre machen, das jährlich von mir in den Almanachen erscheint. Es sind lauter Früchte schlafloser Stunden, deren ich leider nur zu viel habe. Wer dieses Geheimniss meiner nächtlichen Muse kennt, wird, wenn er mich liebt, ihr ein ewiges Stillschweigen wünschen. Ihnen aber, edler, verdienstvoller Mann, wünsche ich aus voller Seele Glück zur Ruhe, die Sie schmecken, und die Sie noch zu einer neuen Quelle von Wohlthaten für Ihre Zeitgenossen machen wollen. Wohnten Sie nur zwanzig Meilen von mir, ich würde Sie gewiss einmal besuchen, um eine segnende Hand auf Ihr Herz, und einen Kuss der Freundschaft auf Ihre Lippen zu drücken.

Mein Lerse umarmt Sie mit der ganzen Wärme seines Busens, und ist, wie ich, ewig

Der Ihrige

Pfeffel.

XXVIII.

A. von Knigge

(† 1796), Illuminat, Freimaurer, auch bei der sog. Union des Dr. Bahrdt betheiligt, stürmisch und ruhelos in seinem Aufklärungseifer wie Hutten, zuletzt Oberhauptmann und Scholarch in Bremen. Durch die Freimauerei wollte er die Menschheit umschaffen in eine friedliche Gemeinde von Brüdern unter der Leitung von priesterlich geweihten Obern. Am bekanntesten ist sein Buch „Ueber den Umgang mit Menschen“ geblieben. Seine „Reise nach Fritzlar“, eine Verspottung Lavater's, erschien 1798 in der Schulbuchhandlung. Gödeke ist sein Biograph geworden (1844).

1.

Campe an Knigge.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Kammerherr!

Als der Professor Trapp gestern den Meinigen und mir Ihr vortreffliches politisches Glaubensbekenntniss mit einem Enthusiasmus vorlas, den ich in solchem Grade noch nie an ihm wahrgenommen hatte und uns durch das, was er las, zu gleichem Enthusiasmus dahin riss; rief ich beim dritten oder vierten Blatte unwillkürlich aus: ich muss ihm schreiben, um ihm meine Hochachtung zu bezeugen! Als wir aber an die Stelle kamen, wo Sie meiner mit Güte erwähnen, sagte ich mit einer Art von Missmuth: nun kann ich ihm doch nicht schreiben; mein Schritt würde jetzt nicht

mehr das zu seyn scheinen, was er meinem Gefühl nach wäre.

Allein eine von Hamburg einlaufende Nachricht erhob mich eben so plötzlich wieder über jede Bedenklichkeit. Man schreibt mir: Sie liefen Gefahr dieser Ihrer so sehr verdienstlichen Schrift wegen gedrückt zu werden; man fügt hinzu, dass die von den despotischen Unterdrückern der Geistesfreiheit in Beschlag genommene Hamburger Zeitung sich geweigert habe, eine von unserem gemeinschaftlichen Freunde Sieveking gemachte Anzeige Ihres Werkes einzurücken, und dass ein berüchtigter Mann schon einen, wiewohl vergeblichen Versuch gemacht habe, eine hämische Beurtheilung desselben (durch eben diese Zeitung) ins Publicum zu bringen.

Nun stand mein erster Entschluss unwiderruflich wieder da; und ich muss ihn ausführen, auch wenn Sie selbst — wäre dies möglich — meiner Absicht dabei nicht sollten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Auch ich habe ein Herz, was sich über kleine Privatzwistigkeiten leicht erheben kann, und zu jeder Zeit bereit ist, Jedem, von dem ich kein Zurückstossen besorgen darf, zur Versöhnung und zur gemeinschaftlichen Vertheidigung des gemeinen Bestens brüderlich die Hand zu bieten. Hier ist sie; ganz zu jedem Dienste bereit, den sie Ihnen um der guten Sache, der Sie so brav das Wort geredet haben, zu leisten vermag. Verfügen Sie über mich; sagen Sie, was ich thun kann, um Verdriesslichkeiten von Ihnen abwehren und die guten Wirkungen Ihres Werks befördern zu helfen: und Sie werden mich zu allem, was Ehre und Rechtschaffenheit erlauben, also zu allem, was Sie von mir fordern können, bereit und willig finden.

Meine erste Idee war, Ihr Werk in dem Schleswig-

schen Journal anzuzeigen. Aber hier würde, auch wenn ich mich nicht nennte, Jedermann sogleich auf mich rathen, und dann würde man nicht ermangeln, mein Lob für eitel Wirkung geschmeichelter Eigenliebe zu erklären; und damit wäre denn seine etwaige Kraft dahin. Nun stehen wir aber hier mit keinem einzigen anderen Journal oder Journalisten in irgend einer Art von Verbindung; und ich weiss daher nicht, wo ich meine Herzenserleichterung anbringen könnte. Die Berliner dürfen so etwas nicht aufnehmen; und der Merkur, dieser Chameleon, wird nach dem Tone, den er jetzt wieder anstimmt, so etwas nicht aufnehmen wollen: kennen Sie irgend ein gelesenes Blatt, wo ich sicher wäre, nicht abgewiesen zu werden, so nennen Sie es mir; und ist Ihnen etwa daran gelegen, diese oder jene besondere Darlegung Ihrer Sache, in Rücksicht auf mir unbekannte Verhältnisse, diese oder jene Erläuterung darüber meiner Anzeige einverleibt zu sehen: so schicken Sie mir etwas von Ihnen selbst Verfasstes darüber zu, und ich werde treuen Gebrauch davon machen.

Nehmen Sie dieses Anerbieten, auch wenn Sie es ablehnen zu müssen glauben sollten, für das, was es ist, für eine natürliche Ergiessung eines durch Ihre treffliche Schrift in mir angeregten und mit keiner fremdartigen Nebenempfindung vermischten Gefühls reiner Hochachtung, dessen Aeusserung ich Ihnen, der gemeinschaftlichen Sache und mir selbst schuldig zu seyn glaubte.

Ew. Hochwohlgeboren

Braunschweig, den 24. M. 1792.

gehorsamster Diener.

2.

Bremen, den 3. Junius 1792.

Verehrungswürdiger, lieber Herr!

Wenn jeder Verdruss, den mir Despoten und Despotenknechte machten, durch eine so süsse Stunde aufgewogen würde, wie die war, die mir Ihr lieber Brief, so voll Herzlichkeit und Edelmuth, bereitete; so möchten sie immerhin ihren ganzen Grimm gegen mich auslassen. Mir fehlen im eigentlichen Verstande Worte, um Ihnen, lieber, würdiger Mann! nur auf irgend eine Weise die Empfindungen zu schildern, von denen mein Herz durchströmt wurde, als ich den Brief las. Meine Frau sass vor meinem Bette; ich wollte ihr meine Freude mittheilen; aber ich konnte nichts wie Thränen hervorbringen. — Es waren Thränen, wie ich sie leider! nicht oft zu weinen Gelegenheit habe. — Lassen Sie mich nichts über das Vergangene sagen! Bey allem, was guten Menschen theuer seyn kann, ich habe nie aufgehört einen hohen Grad von Liebe und Verehrung für Sie zu empfinden, und ich habe an Sie nie anders denken können, als wie ein armer Vetter an einen Verwandten denkt, mit dem er einen Prozess führen muss — „Gott weiss! ich gehöre doch auch zur Familie — kennte mich der gute Mann; so würde er mich gewiss nicht von sich stossen." Und es ahndete mich immer, es würde noch eine Zeit kommen, wo Sie wieder freundlich: Herr Vetter zu mir sprechen würden und Sich meiner nicht mehr schämen und mich mit in den Rath nehmen, wenn von den juribus der Familie die Rede wäre. Als ich die Stelle, die Sie betrifft, hinschrieb, da fiel mir's nicht ein, dass ich Verdruss über mein Buch haben könnte. Ich kann seit neun Monaten keinen

Tag über vier Stunden ausser Bette seyn und leide fürchterliche Pein. Wenn man denn so einsam lebt, vergisst man fast, wie es in der Welt hergeht und was man da sprechen und nicht sprechen darf. Meine Dienstgeschäfte verrichte ich, trotz meiner Leiden, sehr fleissig, und zeige mich unterwürfig gegen meine Vorgesetzten. Auch hüte ich mich, etwas gegen die hannöversche Regierung zu sagen; und so hielt ich mich denn sehr sicher. Aber man hat den König kürzlich seinem Ministerio befehlen lassen, auf dergleichen Schriften ein wachsames Auge zu haben. Als nun Kielmannsegge (der erste Minister) kürzlich hier war, liess er mir sagen: „mein Glaubensbekenntniss habe grosse Sensation gemacht, und er stehe mir für nichts, wenn der König etwas davon erführe.“ Das ist alles, was bis jetzt geschehen ist und dass die Officiere sich durch ein paar Ausdrücke beleidigt glauben. Allein ich habe freylich wohl zu erwarten, dass man von Hannover aus die Sache nach London berichtet. Ich kann mich nicht herablassen, zu bitten, sondern will es ruhig erwarten. Absetzen können sie mich doch wohl nicht; aber wenigstens können sie mich dreihundert Thaler Strafe, der Verordnung gemäss, dafür bezahlen lassen, dass ich mein Buch nicht habe censiren lassen. (Denn die Verordnung erstreckt sich auch auf das, was man auswärts drucken lässt.) Indessen, da die Menschen in Hannover immer nur Anderen nachdenken und nachlallen, würde es mir wohl grossen Vortheil bringen, wenn in irgend einem beliebten Journal mein Buch nicht warm gelobt, sondern etwa darin gesagt würde: „Der Zweck desselben sey hauptsächlich: zu zeigen, dass so weise Regierungen, wie die mehrsten deutschen wären, keine gewaltsame Umkehrungen zu befürchten hätten, insofern sie nur dem Genius des Zeitalters, bey der Wahl ihrer

Mittel, ein wenig nachgäben." Ich weiss gewiss, dass ein paar Leute in Hannover feile Recensenten gegen mich dingen werden; jenes Urtheil würde die schlimmen Eindrücke mindern. Hätten Sie Gelegenheit mir diese Wohlthat zu erzeigen; warum sollte ich nicht mit Freuden von einem Manne, wie Sie sind, Wohlthaten annehmen? Aber ich sehe doch wohl ein, dass Ihre Verhältnisse das nicht leiden und Mauvillon wird nicht wollen, weil er nun einmal keine gute Meinung von mir hat. Auch sind ja leider! fast alle Journale in Beschlag genommen. — So wollen wir denn der Sache ihren Lauf lassen, und wenn mir dieser Vorfall nur Ihr Wohlwollen, Ihre Liebe wieder erwirbt; was will ich denn mehr? Sollte ich verabschiedet werden, so wäre es ja doch keines Bubenstücks wegen. Aber es wäre doch hart, denn ich bin mit meiner Lage sehr zufrieden, kann in der Stille Gutes wirken und habe hier Freunde. Die Hauptsache ist, keine Furcht blicken zu lassen. Ich habe, comme si rien n'etait, ein Exemplar meines Buches an Hinüber nach London geschickt und Kielmannsegge sagen lassen: „Ich dankte für den Wink; aber in London hätte ich nichts zu befürchten. Er möchte nur in Hannover mein Wort reden."

Aber da habe ich nun fast vier Seiten bloss von meinen Angelegenheiten vollgeschrieben. Sie sehen, wie gross mein Zutrauen zu Ihrer Menschenfreundlichkeit und Nachsicht ist.

Möge Sie Ihr eigenes Herz für die Freude und den Trost lohnen, die Sie mir gegeben haben. Wollen Sie mich künftig Ihrer Gewogenheit und, darf ich sagen Freundschaft? würdigen, so sollen Sie sehen, ob ich mich bestreben werde, sie zu verdienen. Ich reise den 16. mit meiner ganzen Familie ins Bad nach Neudorf. (Für mich

wird das eine mühsame Fahrt.) Könnte ich doch hoffen Ihnen und den theuren Ihrigen dort mündlich zu sagen, wie herzlich und hochachtungsvoll ich bin,

Ihr

gehorsamster treuer Diener

Knigge.

3.

Bremen, den 3. Nov. 1792.

Ihnen, verehrungswürdige, edle Männer! — und, erlauben Sie mir, Sie so zu nennen — zärtlich geliebte Freunde! muss ich einmal mein Herz ausschütten. Längst hätte ich an Einen von Ihnen, an Sie beyde geschrieben; aber ich befürchtete, Ihnen zudringlich zu scheinen. Jetzt habe ich auf diesem Herzen so viel liegen, dessen ich mich gern entledigen wollte, dass Sie mir's schon verzeyhen müssen, wenn ich Ihnen eine Stunde Zeit raube.

Zuerst die Mittheilung meiner frohen Empfindungen darüber, dass die edle Nation, um derentwillen uns die Knaben höhnen, unsere Anhänglichkeit durch ein so grossmüthiges und festes Betragen rechtfertigt; Freude und Jubel darüber, dass das Schicksal die gute Sache der Menschheit begünstigt! Gerade herausgesagt! mein ganzer Glaube an Gottheit, Vorsehung und Schöpfungsplan hing daran, ob das grosse Werk fortrücken, oder sich in ein gemeines Possenspiel auflösen würde. Nun habe ich wieder Lust zu leben und zu wirken und zu kämpfen, denn ich weiss, es geht nun gewiss noch einst gut. Allein, wie Gott Pharao's Herz verstockte; so scheint er jetzt die Augen aller deutschen Fürsten und Regierungen zu verblenden. Nur ein Beyspiel! Die Franzosen stossen am Rheine auf des hannöverischen Ober-Cammerherrn v. Low.

Gut. Sogleich befehlen sie, dort nichts anzurühren, weil der Besitzer ein hannöverscher Unterthan sey. Diese Nachricht erhalten die Minister in Hannover, erfahren dass man die Pfalz gleichfalls geschont habe, sehen die Franzosen sich ihren Grenzen näheren und schicken eine Staffette nach Regensburg, um ihrem Vetter und Gesandten zu befehlen, sich zu dem Reichskriege zu erklären. Der General Freitag, mit der kurzen Stirn, träumt, er wolle die Rolle des Herzogs Ferdinand nach der Convention von Jeever spielen, will einen Cordon von unverzierten Bauerlümmeln auf der Grenze ziehen, lässt Patronen stopfen, die er den Bengeln in die Tasche steckt, sorgt aber nicht für Magazine. Nun fressen die hungrigen Lohnsoldaten den armen Landmann auf, vermehren die Unzufriedenheit im Lande, reizen den grossmüthigen Feind, wenn er so weit kommen sollte, auch uns zu züchtigen; und so fährt das langjährige Gespann, das des Königs Staatswagen zieht, uns gerade in den Schlamm hinein, vor welchem gutmüthige Schriftsteller warnen, denen man aber zum Danke Nasen und sie den Beschimpfungen preis giebt.

Ich muss Neckereyen über Neckereyen erdulden; mein Process mit Zimmermann (den man vorsetzlich beym Hofmarschall-Amte aufhält, wo nur von Pasteten die Rede seyn sollte, statt ihn an ein respectables Justiz-Collegium abzugeben) wird in die Länge gezogen; er erhält Frist über Frist; man hemmt meine hiesige Thätigkeit in Kirchen- und Schulsachen; und tröstete mich nicht die Freundschaft so vieler guter Menschen hier in Bremen; wären meine unmittelbaren Oberen (die Mitglieder der Regierung in Stade) nicht so sehr gute Männer, die immer eifrig sich meiner annehmen; wäre ich nicht so arm — ich hätte längst meine Stelle verlassen, die mich

noch obendrein zum unbezahlten Speisewirth aller erzdummen Hannoveraner macht, denen es einfällt, aus der Nachbarschaft hierher zu kommen.

Doch kommen auch zwischendurch glückliche, genussvolle Stunden. Eine davon war die, als ich aus Dankbarkeit, Rührung und Verehrung für den Verfasser, Doctor Martin Luther las; eine andere, als mir Madame Reimarus die ehrenvolle Erlaubniss bekannt machte, an dem schleswigschen Journale mitarbeiten zu dürfen, worüber ich ihr weitläufig (übermorgen) schreiben werde, nämlich, wie sich's versteht, dass ich diese Erlaubniss mit beyden Händen annehme, sobald ich mit meiner jetzigen kleinen Arbeit fertig bin, welches Ende Januars der Fall seyn wird.

Und nun noch eine Angelegenheit! Der National-Convent fordert die Schriftsteller aller Nationen auf, ihm Materialien zu einem neuen Gesetzbuch zu liefern. Ich habe einmal ein Buch geschrieben. — Vielleicht haben Sie es damals Ihrer Aufmerksamkeit nicht werth gehalten, also nicht gelesen. Theure, liebe Freunde! versagen Sie mir die Bitte nicht, es jetzt einmal wieder in die Hand zu nehmen. — Es ist die Geschichte der Aufklärung in Abyssinien. Ein grosser Fehler daran ist, dass ich im ersten Theil (der Verkäuflichkeit wegen) die ernsthaften Sachen in zuviel Posse und schaalen Witz gehüllt habe — das hat Männer, die Würde im Ausdruck und Vortrage fordern, verscheucht; denn übrigens hat doch mein armer Kopf nie etwas Besseres geliefert. Im ersten Theil habe ich eine Geschichte der stufenweise entstandenen Verderbnisse der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft entwickelt, welche mit dem Bilde des jetzigen Zustandes unserer politischen und religiösen Verfassungen schliesst. Vom dreizehnten Capitel des zweiten Theils

an, folgt das System einer ganz neu zu gründenden Staatsverfassung. Zwey Leute, Einer in Strassburg, der Andere ein Prediger in Hanau, schrieben an mich und kündigten mir an: sie wollten es übersetzen, wenn ich ihnen einen Verleger schaffte, worauf ich zu antworten versäumt habe und also nicht weiss, ob es in das Französische übersetzt ist. Nun glaube ich aber, es stünde doch wohl manches darin, das einem Gesetzgeber Stoff zum Nachdenken liefern könnte; und so würde ich denn stolz darauf seyn, auch mein Schärflein zu der neuen, grossen Pyramide hinzulegen. Also auf Ihr Gewissen, würdige Freunde! sagen Sie mir, wenn Sie das Buch werden gelesen haben, ob Sie glauben, dass ich mich nicht lächerlich machen würde, wenn ich ein Exemplar an den National-Convent einschickte! (Er hat bekannt gemacht, dass er Beyträge in allen Sprachen geschrieben, annehmen würde.) Ich bin so glücklich gewesen durch einen Geschäftsträger des amerikanischen Congresses in London, Patrik Colguhoun, sehr schmeichelhaft dieses Buches wegen begrüsst zu werden.

Und wie leben Sie denn, würdige Männer? Wie gern zauberte ich mich, wäre es auch nur auf ein paar Stunden, an Ihre Seite hin! Zwar liesse sich das auch ohne Zauberey thun, wenn die Reise nicht so kostbar wäre. Wenn meine alte Tante Hoym, die Geld genug hat, aber immer zu verhungern fürchtet, mir die Hin- und Herreise bezahlte — ein Gegenstand von höchstens hundert Thaler — so packte ich mit meiner Tochter auf, aber daran ist nicht zu denken; und so muss ich mich denn begnügen, mich in Gedanken und zuweilen einmal schriftlich mit Ihnen zu unterhalten.

Haben Sie nicht irgend ein französisches, englisches, italienisches oder lateinisches Werk in petto, wovon Sie

mir die Uebersetzung anvertrauen möchten? Sollte wohl Milton's herrliche Defensio pro populo Auglic. contra Salmasium bei jetzigen Zeiten gern gelesen werden?

Ich bin mit der wärmsten, herzlichen Hochschätzung und Liebe

Ihr

treuer Diener

Knigge.

XXIX.

J. W. von Archenholtz

(† 1812), preussischer Officier im siebenjährigen Kriege, dann meist auf Reisen. Seine „Geschichte des siebenjährigen Krieges" ist ein Muster geschmackvoller, anziehender Darstellung; werthvoll sind auch sein „England und Italien" und seine „Annalen der Brittischen Geschichte".

1.

Berlin, den 2. März 1790.

Verehrungswürdiger Herr und Freund!

Ihr Brief und Ihr Geschenk haben mich sehr angenehm überrascht. Ich sage Ihnen dafür verbindlichen Dank und bin wahrhaft stolz auf Ihre gute Meinung von meinen geringen Fähigkeiten. Ihr vortreffliches Buch ist ganz dazu gemacht Verstand und Herz zu rühren und Ihnen Ehre zu bringen. Was sind dagegen Schultzen's Armseligkeiten? Ihre Nachrichten von dieser grossen Begebenheit berichtigten meine ohnehin schon der Revolution sehr günstige Ideen und erzeugten eine kleine Schwärmerey, die ich im zweiten Bande der Brittischen Annalen S. 124 u. folg. ausgelassen habe. Ich unterstehe mich zu sagen, dass Sie Ihnen nicht missfallen wird; ja noch mehr,

dass Sie erforderlichen Falls jede Periode unterschreiben würden. Verzeihen Sie, würdiger Mann, dass ich Ihren Namen auch dabei angeführt habe.

Der Herzog ehrt sich, indem er Sie ehrt und Ihnen Wohlthaten erzeugt. Nie aber werden diese so häufig seyn, als es wünscht

Ihr

ganz ergebenster
von Archenholtz.

P. S. Ich küsse die Hände Ihrer verehrungswerthen Frau Gemahlin.

2.

Dresden, den 11. August 1791.

Mein theuerster Herr Rath!

Hoffentlich werden Sie bei Ankunft dieses Briefes schon von Ihrer Reise nach Holland zurück, und im Schooss Ihrer Familie seyn. Recht sehr wünsche ich, dass diese Excursion Ihren Geist und Körper gestärkt haben möge. Ich bin zwar vier mal in Holland gewesen, allein dennoch bin ich so begierig Ihre Bemerkungen über dies Land zu lesen, als ob ich es nie gesehen hätte. Fahren Sie nur fort den Neid zu erregen und verachten Sie die Anfälle von Scriblern, da die vernünftigsten und rechtschaffensten Menschen auf Ihrer Seite sind. Ich habe mich nicht enthalten können im fünften Bande meiner Brittischen Annalen, der in acht Tagen erscheinen wird, hierüber ein paar Worte zu sagen, um meine Gesinnungen sowohl als meine Hochachtung für Sie öffentlich zu bezeigen.

Vielleicht haben Sie, edler Mann! schon von meinem Entschluss gehört nach Frankreich zu gehen. Ich habe

mein Etablissement in Berlin aufgegeben, und obgleich Paris noch nicht als mein künftiger Wohnort bestimmt ist, so ist diese Stadt doch für jetzt das Ziel meiner Reise. In den letzten Tagen dieses Monats trete ich meine Wanderung dahin an, um die politischen Wunder in der Nähe anzustaunen, und vielleicht daraus Vortheil zu ziehen, in so weit ein speculativer Schriftsteller, der etwas Welterfahrung hat, und seine Schranken kennt, davon profitiren kann.

Sie würden mich durch einige Briefe an dortige Gelehrte ausserordentlich verbinden, besonders an Mercier, den Sie kennen, wie ich weiss. Haben Sie Aufträge in Paris für jetzt, oder auch fürs Künftige, so erbitte mir solche, und der Eifer womit ich sie ausrichten werde, soll Ihnen ein neuer Bürge meiner Hochachtung und Dienstergebenheit seyn.

Ich wünsche Ihnen indessen das beste Wohl, empfehle nich Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin, und untereichne mich mit so viel Freundschaft als Verehrung

Der Ihrige

v. Archenholtz.

P. S. Sollte unser Freund Vieweg jetzt bei Ihnen ƴn, so melden Sie ihm meinen besten Gruss.

XXX.

Johann Christoph Adelung

(† 1806), zuletzt Oberbibliothekar zu Dresden. Das Werk, das seinen Ruhm begründete, erschien 1774 bis 1786: „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen," ein Werk ausgedehnter Sprachkenntniss und grossen Scharfsinns. Adelung's Verhältniss zu Campe ist im V. Abschnitt dieser Schrift besprochen. In dem vorstehenden Brief vertheidigt Adelung seinen eigenthümlichen Standpunkt.

Hochgeehrtester Herr Schulrath!

Empfangen Sie zuvörderst meinen verbindlichsten Dank für Ihre mir überschickten schönen Schriften, und für die gute Meinung, welche Sie so wohl darin, als in Ihrer schätzbaren Zuschrift von mir äussern. Ich wünsche, dass das, was ich mir darüber zu sagen die Freyheit nehme, von Ihnen als ein Beweis meiner wahren Erkenntlichkeit möge angesehen werden; denn nur diese konnte mich bewegen, mich wieder über Gegenstände zu äussern, worüber ich bisher so lange geschwiegen habe, und immer zu schweigen entschlossen war. Ihre gegen mich geäusserten Widersprüche bedurften keiner Entschuldigung. Widerlegungen, wenn sie zur Erweiterung der Wahrheit dienen, sind mir von jeher willkommen gewesen, und auch der blossen Widersprüche bin ich seit geraumer Zeit so gewohnt geworden, dass sie keinen Eindruck mehr auf mich machen. Ich würde mir daher auch jetzt nicht die

Mühe nehmen, einige Ihrer Aeusserungen wider mich zu beantworten, wenn sie nicht mit der guten Sache der Sprache, welche, wie ich mit Vergnügen sehe, Ihnen so sehr am Herzen liegt, in wesentlicher Verbindung ständen, folglich Ihnen, als einem Mann, der, wie ich versichert bin, die Wahrheit liebt und sucht, selbst nicht unangenehm seyn können.

Sie beschuldigen mich des Widerspruchs mit mir selbst, und führen zum Beweise einige Stellen aus der Vorrede zum ersten Bande meines Wörterbuches an, welche mit meinen späteren Aeusserungen nicht übereinstimmen. Das ist sehr wahr; aber die Sache verhält sich so. Als ich mein Wörterbuch anfing, hatte ich wenig Sprachkenntniss mehr, als so viele Andere haben welche mit ein paar Dutzend allgemeiner Begriffe über selbige herzufahren pflegen, besonders glaubte ich auf Gottsched's Zeugniss damals auch noch, dass unsere Schriftsprache ein Werk der Schriftsteller sey, welche sie aus allen Mundarten zusammengetragen hätten, und dass Luther dazu den Anfang gemacht habe. In dieser Stimmung schrieb ich 1773 die Vorrede zu dem ersten Bande meines Wörterbuches. Eine zwanzigjährige ununterbrochene, und, wie ich hoffe, gründliche Beschäftigung mit der Sprache und ihrer Geschichte brachte mich nach und nach auf ihre wahren Gründe, so wie ich sie in meinen späteren Schriften, und besonders in dem Buche über den Styl entwickelt habe. Ist es bey diesen Umständen ein Widerspruch mit mir selbst, wenn ich 1783 und 1793 in vielen Stücken anders dachte als 1773? Sie haben manche Ihrer Behauptungen bey erlangten besseren Einsichten schon in Jahresfrist wieder zurückgenommen, und welcher billiger Mann wird Sie deswegen eines Widerspruches mit sich selbst beschuldigen?

Doch zur Hauptsache. Zwei Stücke sind es besonders, auf welche ich Ihre Aufmerksamkeit zu richten wünsche; der Grund und das Wesen unserer Schriftsprache und der Sprachgebrauch, weil ohne richtige Begriffe von diesen, meinen Einsichten nach, an keine Reinigkeit der Sprache zu denken ist, für welche Sie sich doch so rühmlich bemühen.

Als ich 1783 sah, zu wie vielen Verwirrungen der Gottschedische Irrthum von der Gewalt der Schriftsteller über die Sprache Anlass gab, so stellte ich in meinem Magazine den Satz auf, welcher mir in meinen bisherigen Beschäftigungen mit derselben so einleuchtend geworden war, „dass unsere Schriftsprache nichts ande„res sey, als die gesellschaftliche Mundart der gebilde„teren Stände des südlichen Obersachsens, und dass zwi„schen beyden kein anderer Unterschied stattfinde, als „der, der den flüchtigen mündlichen Ausdruck von dem „bedächtigern schriftlichen scheidet." Ich kann unmöglich glauben, dass Sie die Gründe, womit ich diesen so alten und erst in den neueren Zeiten wieder vergessenen Satz zu beweisen suchte, gelesen oder erwogen haben sollten, weil Sie ihn sonst gewiss nicht so gerade zu und ohne alle Widerlegung für einen Irrthum würden erklärt haben. Ich will mir also die Mühe nicht verdrüssen lassen, sie so kurz, als mir nur möglich sein wird, hier herzusetzen, ob ich sie gleich sowohl in meinem Magazin als in meinem Buch über den Styl bis zum Ueberdruss habe wiederholen müssen.

1) Die Sprache ist ein Werk des Bedürfnisses, sich in dem engeren gesellschaftlichen Leben Anderen verständlich zu machen, und wird durch das dunkle Bewusstseyn der Absicht und Mittel hervorgebracht. Die Art, wie dieses dunkle Bewusstseyn wirkt, hängt ganz von dem

so sehr verschiedenen Empfindungs- und Nachahmungsvermögen, von der Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge, verbunden mit den Verschiedenheiten des Orts, der Zeit und der übrigen Umstände der beysammen lebenden Menschen ab. Hätten alle Menschen völlig einerley Art zu empfinden und diese Empfindungen hörbar zu machen, uud wären dabey alle äusseren Umstände der Zeit, des Ortes u. s. w. auf dem ganzen Erdboden einerley, so würden wir auch nur eine Sprache haben. Da aber alle diese Umstände bey jedem beysammen lebenden Häufchen Menschen anders gestimmt sind, so haben wir auch so vielerley Sprachen, in jeder Sprache so vielerley Mundarten, ınd in diesen wieder so vielerley Spracharten. Irre ich, venn ich nunmehr weiter schliesse, dass ohne engere geellschaftliche Verhältnisse noch keine Sprache oder Mundrt entstanden ist, noch je entstehen wird, weil die eigenıümliche, aber doch gemeinschaftliche dunkele Empfinung, welche die Sprache mit allem was dazu gehört, ɜrvorbringen muss, nur allein hier angetroffen wird?

2) Schriftsteller leben nicht in den engeren gesellhaftlichen Verhältnissen, welche zur Bildung — Ausbilng und Fortbildung einer Sprache erfordert werden, kann daher auch die dazu nöthige gleich gestimmte nkele Empfindung des Schicklichen nicht auf sie wirı. Das lehrt auch die Erfahrung aller Zeiten. Erinne- Sie sich nur der Jahre, da zwanzig bis dreissig Schriftler auf Ein Mal an der Orthographie (gerade dem uneutendsten Theil der Sprache, der sich am ersten h allgemeinen Begriffen sollte modeln lassen) bessern lten, was für verschiedene Wege, aller übrigen Einmigkeit ungeachtet, sie gingen. Ich getraue mir in z Deutschland nicht zehn Schriftstellerköpfe nur in ɜhung einer einzigen Neuerung unter Einen Hut zu

bringen. Sie haben das bey Ihren in Vorschlag gebrachten neuen Wörtern zum Theil auch erfahren. Und doch sollen sie eine Sprache gebildet haben, welche in allen ihren Theilen so viele Uebereinstimmung und Einheit verräth!

3) Es wird also schon dadurch höchst unwahrscheinlich, dass die Schriftsprachen der bisher bekannten Völker ein Werk der Schriftsteller seyn sollten. Aber es fehlt überdies nicht an Zeugnissen, dass jede sowohl ältere als neuere Schriftsprache nichts anderes als die gesellschaftliche Mundart der gebildetsten Stände der gebildetsten Provinz oder Stadt ist. Gemeiniglich ist es die Hauptstadt, aber nicht nothwendig allemal. So lange die griechischen Provinzen noch einen beynahe gleichen Grad der Ausbildung hatten, schrieb jeder Schriftsteller in der Mundart seiner Provinz; (dass sie in einer und eben derselben Schrift die Mundarten unter einander gemengt haben sollten, ist erweislich falsch.) Als sich aber Athen durch Wohlstand und Geschmack über alle erhob, ward auch dessen Mundart die Schriftsprache, und gewiss nicht die Mundart des niederen Volkes, sondern der gebildeteren Stände. Von der römischen, italienischen und französischen Schriftsprache habe ich Zeugnisse einheimischer Schriftsteller angeführt, dass sie auch nichts anderes sind.

4) Und nur allein die deutsche Schriftsprache sollte ein so seltsames aus der Luft gegriffenes aber von Schriftstellern aus allen Mundarten zusammengetragenes Ding ohne alle gesellschaftliche Stütze und Haltung seyn, mit welcher folglich jeder Schriftsteller, als mit seinem Eigenthum schalten und walten kann. Der Satz ist nach dem vorigen schon so unwahrscheinlich, dass er nicht anders als nach einem strengen Beweise zugegeben werden kann. Ist sie dessen nicht fähig, so bleibt nichts anderes übrig,

als sie muss irgendwo einheimisch seyn; irgendwo die gesellschaftliche Sprache der gebildeteren Stände seyn, und von deren gesellschaftlichen Verhältnissen ihre ganze Einrichtung und Einheit haben.

5) Dass dieses Irgendwo nirgends anders, als in dem südlichen Obersachsen zu suchen sey, ist auch seit drittehalb hundert Jahren keinen Augenblick streitig gewesen. Bis auf Gottsched's Zeit war ganz Deutschland darüber ur Eine Stimme. Die Sache ist eine Thatsache, muss so für Auswärtige (denn Einheimische bedürfen dieses eweises nicht) durch Zeugen erwiesen werden. In den chten sind drey unbescholtene Zeugen hinlänglich; ich be in meinem Magazine deren funfzig von dem vierten Jahrhundert an (worunter kein einziger Oberhse) aufgeführt, welche dieses, und zum Theil sehr bemt, bezeugen, und könnte, wenn es nöthig wäre, danoch drey Mal so viel aufstellen.

Urtheilen Sie selbst, ob es billig ist, einen Satz, der e Gründe für sich hat, so geradezu mit Hrn. Trapp ne Chimäre, oder mit Hrn. Rüdiger, noch sehr güfür einen Lieblingsirrthum zu erklären, ohne die le, worauf er gebaut ist, nur im geringsten zu be-. Aber, sagen Sie S. CXIII, es seyen mir dawider iche und völlig entscheidende Erinnerungen geworden. Ich bitte Sie, um Alles in der Welt, nenmir einen einzigen, der nur einen Versuch gehätte, einen der obigen Sätze zu widerlegen, welzeigt hätte, dass die Sprache nicht ein Werk des sses des engeren gesellschaftlichen Lebens sey, von müssigen Köpfen auf der Stube wie andere usgeheckt worden, oder wenn das nicht möglich sie in einer anderen Provinz als dem südlichen sen einheimisch ist u. dgl. ferner. Widersprochen

hat man mir genug, auch mitunter gespöttelt und geschmähet, wie z. B. Hr. Rüdiger in der Literaturzeitung. Aber das heisst doch hoffentlich nicht widerlegen. Den ersten so wichtigen Satz hat Niemand auch nur von weitem berührt; er muss also wohl richtig seyn. Gegen den zweiten und dritten hat man viel Zweckwidriges, aber nichts Treffendes gesagt. Am wortreichsten ist man bei dem fünften gewesen, weil er die Eigenliebe am empfindlichsten traf; aber alles was dagegen gesagt worden, betrifft theils die gezierte Sprachart der Leipziger Jungemägde, theils die Fehler einzelner Personen. Meine funfzig Zeugen hat Herr Rüdiger mit dem kahlen Machtspruch zu Boden geschlagen, sie beweisen nichts. Wahrlich, ich kenne in den neueren Zeiten keinen gelehrten Streit, selbst keinen theologischen, wo mit dem einen Theile so ungerecht wäre verfahren worden, und noch verfahren wird.

Sie scheinen einen hohen Werth auf Rüdiger's Abhandlung in seinem Neuesten zu setzen. Ich bitte, halten Sie einmal diesen wort- und bogenreichen Aufsatz gegen meine Gründe, und sagen Sie selbst, was er davon beantwortet hat. Nachdem er sich lange in verworrenen selbst gemeinsten Krümmen herumgedreht hat, um nur die Streitfrage zu verdunkeln, muss er am Ende doch selbst gestehen, dass die Meissnische Mundart unter allen der Schriftsprache am nächsten komme. Nun das ist doch im Grunde nichts anderes, als was ich behaupte. Welches wäre denn nun noch der Unterschied? Gewiss kein anderer, als der zwischen dem mündlichen und schriftlichen Ausdrucke überhaupt stattfindet, und stattfinden muss. Ich habe dasselbe in meinem Buche über den Styl näher entwickelt.

Aus allem diesem muss ich nothwendig schliessen,

dass es meinen Gegnern nicht um Wahrheit, sondern bloss um Aufrechthaltung des der schriftstellerischen Eigenliebe so süssen Gottschedischen Irrthums zu thun ist. Dies hat mir denn auch diesen ganzen Gegenstand so zuwider gemacht, dass ich auch jetzt kein Wort dar- über würde verloren haben, wenn nicht die Hochachtung ür Ihre gute Absicht meinen Widerwillen überwogen ätte.

Doch vielleicht schon zu viel davon. Ich komme auf n Sprachgebrauch. Sie fragen: was ist der Sprach- brauch? Beantworten diese Frage aber nicht völlig friedigend, sondern setzen nur hinzu, dass Sie ihn den ssprüchen der allgemeinen Vernunft unterwerfen wol- : Beyde Theile verdienen einige Erwägung.

Geben Sie mir den im vorigen aufgestellten ersten : zu, so ergiebt sich der wahre Begriff des Sprach- auchs von selbst. Sprache überhaupt gründet sich das Bedürfniss, sich in dem engeren gesellschaft- n Leben verständlich zu machen. Die Art, wie die- eschieht, hängt ganz von den gleich gestimmten in- ıellen Umständen der beysammen lebenden Men- ab (ich habe das Conventionelle genannt, werde iesen unschicklichen Ausdruck gern mit einem bes- vertauschen); daher so viele Sprachen, Mund- und arten, deren folglich jede ihren eigenen Sprach- :h hat, und haben muss, wenn sie das seyn soll, ist. Das auf diese gleich gestimmte Umstände lete ähnliche Verfahren in ähnlichen Fällen, ist achähnlichkeit (Analogie) und die Summe aller hnlichkeiten in einer gegebenen Sprache, Mund- achart, ihr Sprachgebrauch. Gehen Sie nicht m Begriff aus, so gerathen Sie in einen immer- n Kreis, und wissen am Ende nicht, wo Sie sind;

wie es Ihnen bereits in dem dritten Abschnitt Ihrer Einladung ergangen ist. Verfolgen Sie ihn aber, so werden Sie ihn sehr lehrreich, und für alle Fälle befriedigend finden. Der allgemeine deutsche Sprachgebrauch kann also nichts anderes seyn, als der Inbegriff aller derjenigen Fälle, worin alle Deutsche einstimmig empfinden, und sich einstimmig ausdrücken. Sein Gebiet ist daher sehr klein, und er hat da nichts zu thun, wo es auf den Gebrauch einzelner Mund- und Spracharten ankommt.

Kann der hier nun nichts entscheiden, so kann es Ihre allgemeine Vernunft (d. i. wie ich dieses schwankende Wort verstehe, die Summe allgemeiner Begriffe) noch weniger. Schon dass sie allgemeine Merkmahle abziehen und unter sich verbinden lehrt, zeigt, dass sie da ganz unnütz ist, wo es so sehr auf individuelle Umstände ankommt, als in einer Sprache. Hier kann sie wohl einreissen und zerstören, aber in Ewigkeit nichts bauen, so wie sie im Westen Throne gestürzt und Millionen Menschen unglücklich gemacht hat, und noch machen wird. Ihre allgemeine Vernunft muss es nothwendig sehr albern finden, dass man leblose Dinge und selbst abgezogene Begriffe zu Personen verschiedenen Geschlechts macht, dass man die Sonne, das wirksamste Wesen in der Natur, zu einem leidenden weiblichen Geschöpfe herabgesetzt, dass man die zweyte einfache Person in der dritten vielfachen anredet, und tausend dergleichen Fälle mehr. Soll sie das bessern, so muss sie, um nur bey dem letzten Beyspiele stehen zu bleiben, uns erst zu Sansculotten (meine Landesleute nennen das seit undenklichen Zeiten Nackä-sche) umschaffen. So böse werden Sie es hoffentlich nicht gemeint haben, aber in Frankreich dachte man, als man die erste Constitution auf die allgemeine Vernunft gründete, auch nicht, dass die Sache so weit gehen

würde, und so wie Ihr Satz da steht, droht er nicht nur der deutschen, sondern allen Sprachen und Mundarten den Umsturz, weil Ihre allgemeine Vernunft überall Unsinn und Widersinn finden muss, und zwar desto mehr, e allgemeiner sie ist.

Hier haben Sie mein Glaubensbekenntniss über zwey ır die Reinigkeit der Sprache gleich wesentliche Gegenände, und da wir in Ansehung derselben zur Zeit noch nz entgegengesetzter Meinung sind, so muss ich auch e Theilnahme an Ihrer Zeitschrift für jetzt noch ver-ten, so schätzbar mir auch Ihre Einladung dazu ist. würde bei der jetzigen Lage der Sachen keinen Nutzen en, und nur in unnöthige Streitigkeiten verwickelt len, welche ich niemals geliebt habe, und jetzt mehr emals hasse.

Ich war nicht Willens, mich über einzelne Gegen-e Ihrer Preisschrift herauszulassen; allein da mein einmal zu einer Abhandlung gediehen ist, und ich Platz vor mir sehe, so will ich nur eines Hülfsmit-denken, fremde Wörter und Formen zu vermeiden, s die Stelle vieler anderen vertritt, und dieses be-larin, „gewöhne dich deutsch zu denken!" Der ıe kann alle die Begriffe, welche durch entbehr-remde Wörter bezeichnet werden, ausdrücken, und seit Jahrhunderten ausgedrückt, aber auf seine d jede Sprache muss, denke ich, wenn sie rein ınd Eigenthümlichkeit behalten soll, jeden gege-griff auf ihre Art ausdrücken. So verfahren alle n Sprachen, und nur die deutsche allein sollte ı solcher Mischling seyn, welcher sich die Eigen-er übrigen Sprachen sollte einimpfen lassen? ses Hülfsmittel habe ich seit dreissig Jahren ichen entbehrliche Wörter vermeiden können,

und glaube doch nicht, weder dunkel noch weitschweifig geworden zu seyn.

Die Befolgung dieser Regel gewährt auch noch den Nutzen, dass die Reinigkeit der Sprache nicht bloss in einzelnen Worten, sondern auch in der ganzen Anlage und Form des Gedankens erhalten wird. Ein Satz kann in Ansehung einzelner Wörter völlig rein und doch im Ganzen unrein seyn. Als man fremde Denkformen in die römische Sprache tragen wollte, so entstand barbarisches Latein, und auf eben die Art kann man auch zu barbarischem Deutsch gelangen.

Verzeihen Sie mein weitläuftiges Geschreibe. Sie haben mich Einmal selbst auf meine Lieblingsirrthümer gebracht, und da ich in Ansehung derselben so lange geschwiegen habe, so ist es kein Wunder, dass ich ein wenig schwatzhaft geworden bin. Ich bin mit vollkommner Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Dresden, d. 22. Jan. 1795.

gehorsamster
J. E. Adelung.

XXXI.

J. G. Bode,

geb. 1730 zu Braunschweig. Nach einer Jugend voll Entbehrung der Musik sich widmend, zuerst Hautboist in Braunschweigischen Diensten, dabei durch rastloses Studium die Lücken seiner mangelhaften Schulbildung ergänzend. Seit 1757 zu Hamburg, wo er Freimaurer wird und den „Hamb. unparth. Correspondenten" redigirt. Eine reiche Heirath macht es ihm möglich, eine Buchdruckerei und einen Buchhandel zu begründen. Das erste Werk, das aus seiner Druckerei hervorging, war Lessing's Dramaturgie. Mit Lessing fasste er den Plan, einer „Buchhandlung der Gelehrten", welche die Werke r Genies herausgeben sollte; allein das Project missg. Seit 1778 lebte er zu Weimar als Geschäftsführer Wittwe des dänischen Staatsministers Grafen v. Bernrf. Er starb zu Weimar 1793 und wurde zwischen cas Cranach und Musäus bestattet. Seine Ueberungen englischer und französischer Schriftsteller sind refflich. Bode war ein edler Mensch, voll Enthuaus für Freundschaft, Menschenrechte und Vaterland.

Weimar, den 30. April 1790.

Erschrecken Sie nicht, liebster Freund, dass Sie schon r einen Brief von meiner Hand erhalten, und lassen iese Zeilen sich nicht die Besorgniss erregen, ich Sie in eine ordentliche, oder leere Correspondenz gen, so, wie eine gewisse, von mir sehr verehrte Frau von mir gedacht zu haben scheint, und statt desber dulden will, dass ihr eigener Eheherr die faule hreiberinn nennt.

Ich muss nur anzeigen, dass das gedruckte Manuscript richtig wieder eingelaufen ist, aber nicht das geschriebene. Doch das hat nichts zu bedeuten. Aber es wäre Demjenigen, der Ihnen beydes zusendete, nicht angenehm, wenn der junge Buchhändler ihn als Einsender kennte. Und das würde doch der Fall seyn oder werden, wenn er an H. in L. um Bücher für einen jungen Menschen schriebe. Sollte H. den Z. schon kennen: so bittet er Sie, liebster Freund, aufs angelegendste, ihm Verschwiegenheit einzuprägen. Wegen seines Wunsches für seinen jungen studirenden Freund, bezieht er sich auf seinen Brief vom vorigen Jahre, worin auch die Addresse befindlich ist. Mehr hierüber wäre überflüssig. Ein Exemplar vielleicht noch für Z.!! Schlötzer's Mantel hat mir immer etwas locker zu hängen geschienen; indessen hat michs dennoch befremdet, dass er ihn so schnell nach dem argsten aller Winde, dem französischen Despotenwinde, so gedrehet hat, dass er auf der anderen seine Pudenda nackt und bloss darstellt. Dass er aber jede Gelegenheit ergreifen würde besonders Sie anzublöcken, das habe ich von dem Augenblicke erwartet, da Sie Ihre Briefe an Ihre Tochter herausgaben. Sie hätten, wenn Sie das nicht ertragen wollten, sogleich daran denken sollen, dass es eine Madamoisselle Doctorin Schlötzern in Göttingen giebt. Ha! ha!

Von meiner Seite kann ich Ihnen sagen, dass mir Ihre Briefe über diese Angelegenheit der Menschheit, es mir von keinem sehr angenehm gemacht haben, dass ich ein Braunschweiger bin; weil Sie kein Bedenken funden in diesem Herzogthume Ihre Herzensmeynung, der ich im Ganzen beystimme, frey von der Leber weg drucken zu lassen. Denn ich denke immer, Gott lasse uns nur Pressfreyheit! das Uebrige giebt sich von selbst. — Was für

Ideen haben jetzt nicht schon freyen Cours, die vor vierzig Jahren kaum ein Mensch unter 20 000 im Stillen für sich zu denken wagte. Nur immer Samen besserer Kenntnisse ausgestreut! Wenn er auch einen Winter über liegen müsste bevor er aufgehen könnte! Reimarus säete ganz insgeheim. Lessing eggete schon bey Tage. Sie und Trapp und Andere pflügen und säen schon ohne Besorgniss. Vor etwa dreissig Jahren kam ein Prediger aus Moscherod in den Philipsberg, weil er sagte, das höllische Feuer sey nicht so buchstäblich zu erstehen! Den einen anderen Fehler, den er begangen aben sollte, nahmen seine Richter nur zum Fürwande. uch Lessing ist als ein freyer Mensch gestorben und egraben. So reifen die Menschen! Und das Unkraut? un! das wächst auch mit.

Aber liebster Freund, Sie wunderten sich, dass die emeinen von der französischen Garde solche patriotihe Gesinnungen hegen und äusseren konnten! Dachten e denn nicht daran, wie eben diese Garden beständig dem Parterre der Pariser Schaubühnen die Wache han? Auch von mir kann ich Ihnen sagen, dass die hne mir den starken Stoss zum Denken gegeben hat. hnliche Ursachen bringen ja ähnliche Wirkungen. Jeh Schwätzen ist nicht Denken! Obgleich alte Knaben ich, mehr zum Erstern als Letztern aufgelegt sind, und 's ihnen zu verzeihen pflegt, will ich doch lieber iessen. Nur noch die Bitte, wenn Sie mir doch einmal as zu Gute schreiben wollen, so fügen Sie auch noch den en der Hochachtung und Liebe hinzu, womit ich bin

Ihr ganz ergebenster treuer

Bode.

Wenn die Frau Räthin was von mir hören möchte: so e ich Sie bitten, Ihr meine Verehrung zu versichern.

XXXII.

K. A. Böttiger

(† 1835), der bekannte Archäolog und Polyhistor, seit 1791 durch Herder's Vermittlung Director des Gymnasiums und Oberconsistorialrath zu Weimar, in lebendigem Verkehr stehend mit Wieland, Herder, Schiller und Goethe, seit 1804 Studiendirector des Pagenhauses zu Dresden. Die vorliegenden Briefe bringen manche höchst interessante Notizen persönlicher, literarischer und politischer Natur.

1.

Verehrungswürdiger Freund!

Ihr letzter Brief war unendlich beruhigend und erfreulich für mich und alle Ihre hiesigen Freunde. Geschäftige, vielleicht auch übelwollende Anekdotenkrämer hatten hierher und auch in das Bureau der Allg. Lit. Z. in Jena die sonderbare Nachricht geschrieben, dass Sie sich wegen eines viele Gährungen verursachenden Aufsatzes im März des Schleswigschen Journals aus Braunschweig hätten entfernen müssen, dass Ihnen eine Untersuchung bevorstände, und Gott weiss, welches Geträtsche sonst noch mehr. So sehr mir nun auch der Ungrund von diesen Verleumdungen einleuchtete, so bekümmert war ich doch wegen der Veranlassung, die doch bey dieser Ausstreuung zum Grunde liegen musste. Dies alles hat sich nun durch das, was Sie mir selbst schreiben, und die beygelegte Aufforderung an Ihre Mitbürger zu unser aller Zufriedenheit aufgeklärt. Ich theilte diese unver-

züglich unserem gemeinschaftlichen Freund Bode, sowie auch Herdern, Bertuch und einigen Anderen mit, die meine Verlegenheit mit mir getheilt hatten. Alle geben Ihrem klugen Benehmen bey der ganzen Sache, und ganz vorzüglich dem edeln, freimüthigen und doch gemässigten Ton, der in Ihrem Aufrufe herrschte, ihren herzlichen Beifall, und danke Ihnen für die auch hier gehandhabten Privatrechte jedes freigeborenen Staatsbürgers. Ich habe noch etwas gethan, worüber Sie hoffentlich nicht ungehalten seyn werden. Ich habe von diesem Ruf an Ihre Mitbürger sogleich eine Anzeige in die Alg. Lit. Ztg. und in die Gothaische gelehrte Zeitung gemacht.

Die Zeichen der Zeit lassen noch fürchterliche Explosionen gegen alles, was Denk- und Pressfreiheit beünstigt, ahnen. Ueberall wüthen die sogenannten Stände iit nun nicht mehr verbissener Bitterkeit dagegen. Beym andtag in Dresden hatten die sächsischen Stände sogar e Niederträchtigkeit, den Kurfürsten selbst um die ichstnöthige Einschränkung der Pressfreiheit de- und ehmüthig anzuflehen. Man nickte natürlich gnädigen ifall zu, und geschärfte Censuredicte ergingen nach ipzig. Hätte ♃ (Wieland) nicht die . . . ., die dore Buchhändlermesse würde ein wunderliches Auto da zu sehen bekommen. Wer weiss, was so noch geieht.

Glauben Sie übrigens ja nicht, dass es in Weimar l Gotha anders hergehe, als in Braunschweig. Her- hatte nur in vertrauten Zirkeln und mit möglichster utsamkeit hier und da Toleranz gepredigt. Dennoch elt er deswegen Winke vom Hof, und legte vor Kurin einer Busstagspredigt gewissermaassen sein politis Glaubensbekenntniss ab. Auch hier lauert man auf s Wort und jede Miene. Nirgends aber ist diese heil-

ose Espionage weiter getrieben, als in Gotha. Der dortige Canzler von Ziegeser erlaubte sich schon mehrmals den unverzeihlichsten Censurunfug. Der Rath Becker war daher auch schon fest entschlossen, seine Wohnung und Expedition nach Nürnberg zu verlegen, und nur die bedenkliche Lage Deutschlands überhaupt, die unsere bisherigen Geographien auch in Betreff unseres deutschen Vaterlandes bald unbrauchbar machen dürfte, hinderte ihn an der Ausführung dieses Entschlusses.

Gott behüte uns vor der Synonymie, wo Gelehrte und Rebell eins sind! Doch das bewährte: nulla pallescere culpa hat auch heute seine Kraft noch nicht verloren. — —

Wahrscheinlich hat es die Schulbuchhandlung vergessen, mir die schon in meinem vorletzten Brief dringend verlangten Aushängebogen zuzuschicken, denn ausser den zwey Bogen und Correctur, die Sie Ihrem Briefe beygelegt haben, habe ich bis diese Stunde nichts zugeschickt bekommen. Dies ist mir um so unangenehmer, da ich aus diesen zwey Bogen doch so viel ersehe, dass allerdings hier und da wichtige, den Sinn sehr entstellende, vielleicht durch meine unleserliche Hand veranlasste Druckfehler eingeschlichen seyn könnten. Wäre es daher noch möglich, dass Sie mir sogleich nach Empfang dieses Briefes die sämmtlich fehlenden Aushängebogen zuschicken könnten: so wäre es mir sehr lieb. Vielleicht könnte Ihre Handlung die Errata, die gewiss kaum eine Seite einnehmen könnten, noch in Leipzig mit sehr geringen Unkosten abdrucken lassen. Ich wollte sie augenblicklich fördern. Nur müsste ich mir dann die Adresse in Leipzig erbitten. Von Leipzig erwarte ich dann auch so schnell als möglich die mir gütigst bewilligten acht Freiexemplare, nebst noch acht anderen für den mir zuge-

standenen Rabat von 25 Procent. Nach Leipzig mache ich dann auch wahrscheinlich noch eine zweite Verschreibung.

Der Himmel lasse mir nur diesmal die Freude erleben, Sie diesen Sommer in Braunschweig besuchen zu können. Wie vieles lässt sich jetzt nicht schreiben!

Empfehlen Sie mich auch unbekannter Weise Ihrem Hause, das ich aus Boden's Schilderung kenne und verehre.

Mit innigster, lebhaftester Hochachtung

Ihr

Weimar, den 19. April 1793.

gehorsamster und treu verbundenster Böttiger.

2.

Weimar, den 12. July 1793.

Da ich Ihre gütige Zuschrift vom 24. vorigen Monats erst gestern den 11. July erhalten habe: so sehe ich freilich voraus, dass diese mit umgehender Post fortzuschickende Antwort Sie doch nicht mehr in Braunschweig antreffen werde. Indess hat Ihnen Ihr Badearzt in Driburg gewiss nicht auch die Briefabstinenz aufgelegt, und so kann Ihnen mein Brief auch dort wohl zu Händen kommen.

Vors erste also: alle Segnungen und wohlthätigen Einflüsse, die der Ehrenmann Markard in seinem grundgelehrten Werke über die Geschichte der Bäder nur immer einzeln aufgestellt haben mag, und alle himmlische Wunderkräfte, die je die starkgläubigste Theologie auf den Teich Bethesda gelegt haben kann, auf den Driburger Gesundbrunnen, der mir, ich gestehe Ihnen meine

geographische Schwäche, erst von gestern an, da ich erfuhr, dass er für Sie Heilkräfte haben soll, genauer bekannt und interessanter geworden ist, als die heissen Quellen des Scamanders bey Troja, die mir so eben in einer Stunde über dem Homer gewaltig viel zu schaffen gemacht haben. Möge diese Badereise Sie zu einem Wiedergebornen im einzigen möglichen Sinne dieses Wortes machen! Ich will einer der ersten seyn, der aus fremdem Lande kommt, um sich augenscheinlich von dieser Palingenesie zu überzeugen, und sich ihrer von Herzen mit Ihnen und den Ihrigen zu freuen. Denn in der zweiten Hälfte des Augusts, ohngefähr gegen den 19. oder 20. komme ich nun gewiss noch nach Braunschweig, da ich nun hoffen darf, Sie dann, giebt nun der Himmel sein fiat dazu, dort anzutreffen. Indessen muss ich Sie schon jetzt auf etwas vorbereiten, dass Sie bey aller Ihrer erprobten Standhaftigkeit und beruhigter Ungläubigkeit doch nicht etwa zu sehr erschrecken mögen. Komm' ich nach Braunschweig, so erscheine ich Ihnen als Schatten, den es jedoch nicht an einem Körper von einer ganz artigen Circumferenz fehlen soll. Denn, im strengsten Vertrauen, ich erscheine bey der Hochzeit der Demoiselle Wiedemann als umbra unseres lieben Bode, der seine liebe alte Freunde durch eine ganz unvermuthete Ueberraschung am Hochzeittage von seiner nie erkaltenden Freundschaft überzeugen will. Er hofft für seine Person im Wiedemann'schen Hause schon noch ein Plätzchen zu finden, möchte aber doch erst, wenn die Familie schon zum Actus versammelt ist, mitten unter sie treten. Da hat er nun so seine eigenen Sonderlichkeiten, und so möchte er also auch nicht mit mir in Gasthof fahren. Er lässt sich also durch mich bey Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin erkundigen, ob er

nicht, wenn er früh nach Braunschweig kommt, auf einige Stunden bey Ihnen absteigen, und dort seine Toilette machen dürfe? Sie sehen, dass ich schon jetzt meine Schattenrolle recht gut spiele, und für meinen Körper die zärtlichste Sorgfalt und Folgeleistung beobachte.

So darf ich denn hoffen, Sie bald Angesicht zu Angesicht sehen, und mich über hundert Punkte, die mir auf dem Herzen liegen, mit Ihnen satt sprechen zu können. Neuigkeiten Ihnen von hier schreiben zu wollen, wäre Thorheit. Die politischen haben Sie dort früher, und sie werden, ehe sie bis zu Ihnen von hier kommen könnten, schimmlicht Brot. Nur das einzige kann ich Ihnen versichern, dass auch bey uns, da wir auch einen Herzog zu Felde haben, vom dritten Feldzug die Rede ist. Das Möllendorf'sche Corps, der einzige Stamm von Kerntruppen, die noch aus Friedrich's militärischer Schule übrig sind, soll noch an Rhein, und Russland will indess Südpreussen decken. Freilich sagt man: wo Geld hernehmen für so viele zu kaufen, und so viele zu verkaufen? Aber man fragt sichs nur ins Ohr. Denn im Preussischen sind strenge Verordnungen gegen alles laute Reden über dergleichen Gegenstände ergangen.

Moritz, sagt man in Berlin, ist an seiner sponsa bis nupta gestorben. Alas! poor Moritz! — Göthe macht, während die Kugeln über sein Zelt sausen, fortgesetzte optische Versuche über die Farbentheorie, und feilt an seinem Reineke Fuchs, einem modern antiken Heldengedicht in zwölf Gesängen. Hier ist mehr, als Archimedes! der machte während der Plünderung nur Zirkel. — Bertuch, der Ihnen und den Ihrigen für Ihr freundliches Andenken dankt, geht morgen ins Kissinger Bad in Franken, wo diesmal ein grosser Zusammenfluss von Fremden seyn wird.

Ihrer Frau Gemahlin und Demoiselle Tochter bitte ich, so fern Sie jetzt meine Grüsse an Sie abreichen können, meine lebhafteste Hochachtung zu versichern. Vale faveque

Ihr

aufrichtig ergebenster

Böttiger.

3.

Weimar, den 6. September 1798.

Die berüchtigten Mosquitos können unmöglich die frische Haut eines neuangekommenen Europäers emsiger umlagern, als mich seit meinem Eintritt in meine vier Pfähle der Schwarm berechneter und unberechneter Geschäfte. Einer meiner nächsten Collegen kämpft mit dem Tode, und ich habe dadurch einen unvermutheten Zuwachs von Berufsarbeit bekommen. Aber auch so würde ich es mir nicht verzeihen können, wenn ich nicht mit der ersten nach dem mir so lieb gewordenen Braunschweig gehenden Post Ihnen und Ihrer vortrefflichen Gattin nochmals vor alle die Liebe und Freundschaft gedankt hätte, die ich in so vollem Maasse bey Ihnen genossen habe. Jede Stunde, die ich mit Ihnen verlebt habe, ist so reich an Stärkung und Belehrung für mich gewesen, dass ich mich noch lange, lange Zeit im Nachgenuss alles des Guten freuen, und durch die Erinnerungen daran im Glauben an gute Menschen befestigen werde. Ich bin fröhlich und gesund von Ihnen nach Hause gekommen. Möchte doch der Satz: was man giebt, hat man, nicht bloss ein Sophisma der alten Dialektik seyn. Dann mussten auch Sie im uneingeschränkten Besitz dessen seyn, was ich in so vollem Maasse von Ihnen empfing.

Durchdrungen von den Eindrücken innigster Hochachtung und Liebe, die ich für Sie gewiss schon seit Jahren empfing, nun aber durch Ihre offenen und herzlichen Mittheilungen noch weit stärker empfinden musste, fand ich schon auf dieser Hierherreise einigemal Gelegenheit, meine Ueberzeugungen laut werden zu lassen, und der Genius der Freundschaft verzeihe es mir, wenn ich noch mehr, wenn ich sogar warm und heftig wurde. In Halberstadt, wo Gleim mit ungeheuchelter Achtung von Ihnen und Ihrer Gattin sprach, und mir dadurch gewiss noch einmal so lieb geworden wäre, wenn man nur bey einem Hofpoeten auf solche Prosa viel rechnen könnte, hörte ich an einem anderen Ort ein abgeschmacktes Mährchen von ein paar Paderborner Domherren erzählen, die als Schildknappen des heiligen Liborius Ihnen in Driburg offene Fehde erklärt haben sollten. Zum Glück konnte ich aus Ihrem eigenen Munde den Ungrund dieses mit Wohlgefallen erzählten Geschichtchens darthun, wobey ich es dann meiner Widerlegung an glühendem Nachdruck allerdings nicht fehlen liess.

In Jena fanden wir in Hufeland's neuem Quartier ein köstliches Abendmahl durch Madame Schütz zubereitet, die uns auch mit einer erlesenen Gesellschaft auf einige Stunden weit im romantischen Saalthale entgegengekommen war. Es war die ganze Priesterschaft des heiligen Dreifusses der Literaturzeitung bei einander. Ich erzählte hier, da sich eine ganz ungesuchte Veranlassung dazu darbot, Ihr edles Bekenntniss für Denk- und Pressfreiheit, wovon Sie so gütig waren, mir die höchstmerkwürdigen Acten vorzulesen. Einer der Redacteurs wurde dadurch so betroffen und erschüttert, dass er laut seine Zweifel über eine etwas unglimpfliche Recension der letzten Theile des Revisionswerkes, die eben eingeschickt

worden sey, an Tag legte, und bedauerte, dass sie schon abgedruckt sey. Hoffentlich soll es nicht bey dieser einzigen Confession bleiben. Doch genug hiervon. Sie sollen früher oder später gewiss noch stärkere Beweise davon erhalten, dass mir die Wahrheit theuer ist. Wehe mir, wenn sie es nicht wäre!

Es hat mir recht leid gethan, dass ich den würdigen Heusinger, zu dem ich mich doch so stark gezogen fühlte, nicht noch einmal umarmen konnte. Daran war die abscheuliche Hoffrohn Schuld, die mir so viele schöne Stunden raubte. Drücken Sie doch ihm und dem wackern Trapp noch einmal von meinetwegen herzlich die Hand.

Auf dem hiesigen Postamte habe ich sogleich die genaueste Nachforschung über den verloren gegangenen Empfehlungsbrief des guten Chevalier angestellt, aber nicht die mindeste Spur von ihm entdecken können. Der einzige Fall, wo ich ihn noch erfragen könnte, wäre, wenn Sie, meine verehrungswürdige Freundin! — Sie erlauben mir diese Apostrophe an Ihre edle Gattin — mir ungefähr den Datum melden könnten, unter welchem Sie jenen Brief von Braunschweig abgehen liessen.

Nach den letzten Briefen unseres Herzogs ist der dritte Feldzug unabänderlich beschlossen. So werden die drei Kreuzzüge des Mittelalters nicht bloss in der Thorheit, sondern auch in der Zahl hier ihre Parallele finden!

Die besten Segnungen des Himmels für Ihr Wohlseyn!! Wer so Gatte und Vater ist, wie Sie, bedarf weiter keines Wunsches. Ich empfehle mich auch diesen Lieben zu freundlichem Andenken. Unwandelbar

Ihr

treuer

Böttiger.

4.

Weimar, den 7. October 1793.

Sie werden ohne Zweifel nun selbst schon von Schütz eine Antwort erhalten haben. So viel ist gewiss, dass es ihm gar nicht an gutem Willen fehlt, Ihnen Stuven's Bemerkungen sogleich zu überschicken. Ob er sie aber aus dem täglich anschwellenden Ozean seiner Schreibereien herausfischen wird, das ist eine andere Frage. Ich hab' ihm die Sache in einem Briefe so dringend gemacht, als möglich, und erhalten Sie demohngeachtet nichts, so melden Sie es mir nur. Dann will ich ihm durch Bertuch Execution einlegen. Da kommt es gewiss zum Vorschein. Ich habe indess noch etwas anderes für das schöne Denkmal, das Sie dem verewigten Stuve zudenken, ausfindig gemacht. Ich begleitete vor einigen Tagen den wackeren Abt Henke auf einem kleinen Excurs nach Gotha, wo wir beym Generalsuperintendenten Löffler viel und mit Rührung über Stuve sprachen. Sie wissen am besten, in welchen engeren Verhältnissen Stuve einst mit Löffler stand, und wie oft er ihm, besonders noch von Ruppin aus, schrieb. Löffler hofft daher, wenigstens einige Briefe aus jenen Papieren aufzufinden, die er Ihnen mit Vergnügen für Ihre Biographie oder Sammlung mittheilen will. Finden Sie dies Anerbieten Ihrem Plan angemessen, so schreiben Sie dem edeln, freimüthigen Löffler vielleicht selbst ein paar Zeilen darüber.

Was Sie mir wegen des Cicero und Livius in den Busen geschoben haben, ist und bleibt mir ein theures, unvergessliches Pfand Ihres Zutrauens. Wegen des Cicero habe ich schon einige Anfragen ergehen lassen, aber

bis jetzt noch keine Antwort erhalten. Ich habe unter anderen auf den jüngeren Spalding, einen trefflichen Philologen und scharfen Denker, mein Absehen gerichtet, wenn es mit Kindervatern nicht gehen sollte. Mit dem Livius will ich ja wohl selbst fertig zu werden suchen. Trapp wollte deswegen noch einmal mit Heusinger sprechen. Ob er es wohl gethan hat? Diesem mir so achtungswürdigen Mann möchte ich doch ja nicht vorgreifen.

Wie mag es doch wohl gekommen seyn, dass Mauvillon gar nicht in unsere Gegend gekommen ist? Fürstlichkeiten und Gelehrte, alles freuete sich hier seiner Ankunft, und wollte von seinem Witze einige Brosamen sammeln.

Vorige Woche wurde in einer Sitzung der Mainzer Akademie in Erfurt des jetzt im Costnitzer Vicariatssprengel befindlichen Coadjutor Dalberg's neueste Abhandlung über den Einfluss der Wissenschaften auf die Ruhe der Staaten vorgelesen, worin er mit der edelsten Unerschrockenheit gegen alle Verleumdungen, die sich Fürsten und Adel jetzt gegen Vernunft und Denkfreiheit erlauben, zu Felde zieht, und alle Denker Deutschlands gewissermaassen unter seine Fahne sammelt. Man fürchtet immer mehr selbst von Seiten des Reichstags eine Explosion gegen Aufklärung und Gewissensfreiheit. Da müssen Aeusserungen von einem solchen Mann doppelt willkommen seyn. Ist doch in jeder nur mittelmässigen Stadt ein kleines Häuflein von Auserwählten, die sich, sollte ein solcher Schlag erfolgen, in Monatsfrist zu einem furchtbaren Phalanx zusammenschliessen können. Ich verspotte und hasse alle Ordensverbindungen, die mir die schönsten Tage meines Jugendlebens mordeten. Aber hier wäre es doch gut, sich bei

Zeiten auf einen solchen Fall Zeichen und Wort zu geben. Was meinen Sie dazu? Eine unbezweifelte Thatsache ist es, dass man in Wien eine viele Bogen lange Liste der Jacobinisch gesinnten Deutschen in allen Provinzen drucken lassen, und unter die Landesväter Germaniens vertheilen lassen will. Man giebt an, dies Verzeichniss unter den schändlich aus einem freien Lande weggestohlenen Semonville-Papieren gefunden zu haben.

Tausend herzliche Grüsse und Hochachtungsbezeugungen Ihrer verehrungswürdigen Frau Gemahlin und Demoiselle Tochter, auch den Herren Heusinger und Trapp, und wer sich sonst aus Ihrem kleinen auserlesenen Zirkel meiner gütigst erinnert. Mit innigster Hochachtung und Verpflichtung der

Ihrigste

Böttiger.

Gratulire auch zum Preise bei der Berliner Akademie. — Wollen Sie wohl die Güte haben, mir gelegentlich das Dedicationsblatt von der zweiten Auflage von Henken's Kirchengeschichte zukommen zu lassen. Ich weiss nun durch Henke den mystischen Sinn dieser Zueignung.

5.

Weimar, den 7. Jenner 1794.

Der seel. Bode sprach auch mit mir oft von seinem Leben, wie er es, als ein Vermächtniss für die Nachwelt, niederschreiben wollte. Aber niedergeschrieben hat er es gewiss nicht. Ich habe mit zwei anderen seiner vertrauten Freunde sogleich nach seinem Tode alle seine hinterlassenen Papiere untersucht, weil das davon weg-

genommen werden musste, was als zum freimaurerischen Archiv gehörig dem Herzoge von Gotha eingehändigt werden sollte, da dieser dies ganze, für die geheime Geschichte der letzten drei Jahrzehende äusserst wichtige Urkunden enthaltende Archiv Boden noch bey seinen Lebzeiten abgekauft hatte. Unter allen diesen hat sich kein Blatt eigenhändiger biographischer Nachrichten von ihm gefunden. Wie gross wäre meine Freude, wenn ich Ihnen, verehrungswürdiger Freund! statt dieser leeren Nachricht ein volles Manuscript zuschicken könnte. Nicht wir allein, die gute Sache der Menschheit im Ganzen würde dabey gewinnen. Wie viele wichtige Forschungen und Aufschlüsse sind mit ihm begraben worden, und sein schönes Archiv wird nun auch in eine Fürstengruft gesenkt.

illuc, unde negant redire quidquam. So ist nun mit seinem schönen Montaigue seine ganze literarische Laufbahn geschlossen. Wohl hätte ich selbst Lust eine bescheidene, anspruchslose Blume auf sein Grab zu streuen. Aber der Saft dazu müsste aus ganz Deutschland gezogen werden. Und dazu hab ich nicht Wurzeln genug im Topfe.

Die Frau Gräfin v. Bernstorf, die Ihnen von alten Zeiten herzlich zugethan ist, und jetzt gar viele freundliche Grüsse vermelden lässt, bedauert es gewiss nicht weniger aufrichtig, als ich, dass unser Freund sein Ihnen gegebenes Wort nicht halten konnte.

Es thut mir in der That sehr leid, dass die zu so vielem Guten beabsichtigte Schulencyclopädie beym Publikum so wenig Aufmunterung findet. Schütz wollte zuverlässig diese Weihnachtsferien die Recension eines Theils darin für die Alg. Lit. Z. besorgen. Aber sein

zuverlässig ist etwas zweifelhaft. Mir fällt dabey ein, dass meine Epigrammenlese doch eigentlich auch noch den Plan, den Sie mir im letzten Brief wieder erneuert haben, ein sehr unproportionirtes hors' d'oeuvre ausmache. Sollten Sie dies auch finden, so würde ich sehr gerne von der Idee abstehen, es zu einem Theil der Schulencyclopädie zu machen. Ein Band Text und ein Band Anmerkungen — kürzer lässt sich die Sache durchaus nicht fassen — könnte leicht die Schulbuchhandlung belästigen. In diesem Fall würde es mich auch gar nicht befremden, wenn Sie mir sagten: ich solle mich lieber nach einer anderen Verlagshandlung umsehen. — Wegen der Auswahl der Reden des Cicero soll die pünktlichste Rücksprache mit Hrn. Kirchenrath Döring in Gotha genommen werden. Der Mann hat gewiss alle möglichen Eigenschaften dazu. Auch Zeit, was mir so sehr gebricht. —

Viel Glück zum Preis bey der Berliner Akademie! Ich bewundere die Entstehung eines so scharfsinnigen Products mitten unter Ihrer Kränklichkeit und dem Druck Ihrer Berufsgeschäfte. Werden Sie die Preisschrift selbst drucken? Wie stehts mit Stuves Nachlass an Ihre Hand? Soll Lips noch seinen Kopf dazu stechen?

Unser Herzog hat weit mehr Wärme für Gelehrte und Gelehrsamkeit mitgebracht, als wir aus dem Clima erwarten konnten, von welchem er zu uns kam. Er hat sogar bey seiner neulichen Anwesenheit in Jena alle Professoren mit Austern und Kapaunen höchlich bey sich tractirt. Das lass ich mir doch eine wahre Säugamme der akademischen Muse seyn!

Die besten, herzlichsten Grüsse Ihrer würdigen Gattin und Tochter, und allen Edeln, die ich bey und mit

Ihnen sah! Und — Frieden von aussen und innen zum lieben neuen Jahre. Behalten Sie auch in diesem lieb

Ihren treuen

B.

6.

Weimar, den 31. Januar 1794.

Auch ich fühlte den Schlag, der Sie durch Mauvillon's Tod aufs neue traf, mit in Ihre Seele. Wenn die Gesellschaft in einem Conversationszimmer schon auf so wenige zusammengeschmolzen ist, dann wird durch die Entfernung eines Einzigen unsere Verödung zehnfach ängstlicher und fühlbarer. Aber wer die Wahrheit liebte, und es fasste, was es heisst, in unseren Tagen ihr unerschrockener Bekenner vor aller Welt zu bleiben, wird auch diesen Verlust mit Ihnen empfinden, und dem Vorausgegangenen ein have caudidissima anima! Sit tibi terra levis! gern zurufen. Wie viele schöne Entwürfe und Geistesembryonen sind mit ins Grab gesenkt worden! Ist denn sein Werk über Mirabeau vollendet?

Verlästert ist der brave Mann noch bis zuletzt auch in unseren Gegenden geworden. Man sagte, er sey zum Jacobinerklub nach Hamburg gegangen, wo die Fürsten von Dessau Präsident und der Kapellmeister Reichard Soufleur sey. Wohl ihm! ihn sticht keine Lästerzunge, ihn bespritzt kein Aristokratengeifer mehr. Welche harte Prüfungen stehen vielleicht noch seinen hinterlassenen Freunden bevor!

Der gute Bode hat gewiss nie eine Feder, um sein eigenes Leben zu schreiben, angesetzt. Er ging zuweilen so weit zu behaupten, das von sich selbst zu schreiben sey noch unverschämter, als von sich selbst zu sprechen.

Er hat einundvierzig verschiedene Druckschriften ausgehen lassen, wovon keine mit seinem Namen bezeichnet ist. Denn schon dies hielt er für eine Versündigung gegen die Bescheidenheit, und nannte sich nie, als im äussersten Nothfall. Aber ich sammele an Materialien zu seinem rastlos thätigen Leben, das, wollte man indiscret handeln, äusserst anziehend werden müsste, so aber freilich viele noli me tangere hat.

Ihr Vorschlag wegen einer doppelten Ausgabe meiner Epigrammenlese, einer kleineren für die Schulencyclopädie und einer grösseren für das reifere Publikum insgemein hat zwar in der Ausführung für mich seine besonderen Schwierigkeiten, scheint mir aber selbst so plan- und zweckmässig, dass ich mich gern dazu bequemen will, wenn Sie selbst bey dieser Meinung verharren. Dem zufolge würde ich vielleicht von Michaelis dieses Jahres den Text und Anmerkungen dazu in zwey kleineren Bändchen liefern können. Um eben diese Zeit wird Ihnen vielleicht auch mein Freund Döring in Gotha die von Ihnen vorgeschlagenen, und von ihm sehr gebilligten Reden des Cicero zu liefern anfangen können. Denn es wird allerdings hohe Zeit, bey diesem Unternehmen auch an die Prosaiker zu denken.

Mit herzlichem Verlangen sehe ich Ihrer schönen und wie Sie mir versichern, so reichlichen Spende zur Reinigung und Bereicherung unserer Muttersprache entgegen. Dass die Berliner Akademie dies Werk veranlasste, würde ihr unser sel. Bode vielleicht als einen Ersatz für die Sünden anrechnen, die sie durch die Herausgabe des ersten Theils ihrer Verhandlungen über unsere Sprache nach seinem Urtheil sich hatte zu schulden kommen lassen. Es war das letzte Buch, was er vor seinem

Tode las, und mit Röthel wacker durchackerte. Ob Sie sich aber dadurch auch hübsch eine Ehrenmedaille verdienen werden, wie der ehrenwerthe Reichart in Gotha, dem der Kurfürst von Sachsen nun auch für seinen zweiten Revolutionsalmanach eine Medaille von 20 Ducaten, wie für den ersten, zugeschickt hat, das steht auf einem anderen Blatte.

Haben Sie Spuren, dass auf dem Cours von hier bis Braunschweig Briefe geöffnet werden könnten? Man warnt mich von verschiedenen Seiten, und man kann wirklich die Behutsamkeit nicht zu weit treiben. Darum unterdrücke ich noch manches, was mir schon an der Federspitze hängt. Gott gebe uns Frieden!!!

Dass Sie Ihre Druckerei verkauft und sich also schon einen Centner von den Füssen losgebunden haben, macht mir, weil ich mich doch etwas in Ihre Lage denken kann, viel Freude. Man kann jetzt nicht früh genug reisefertig seyn. Aber daraus folgt doch noch nicht, dass man nun auch wirklich reisen müsse. Hier wünschte ich doch um Ihrer edeln Gattin und Tochter und um des grossen, gewiss zahlreichen Kreises Ihrer wahren Freunde willen, dass Ihre Vorstellungen sich nicht zu sehr trüben möchten. Einige Männer, wie Sie, muss auch die Vorsehung erhalten, damit, wie Claudius sagt, durch die Wolken hier und da noch ein Sternlein schimmere.

Aber der gute Claudius hat sich leider selbst gegen den braven Hennings zum Obscurantenorden gesellt. Was sagen Sie zum Grabgeläute Ihres Braunschweigischen Journals, und zu seiner Wiedererweckung im Genius der Zeit.

Ihrer lieben Lebensgefährtin und edeln Tochter bitte

ich meine innigste Hochachtung zu bezeigen, auch Heusingern und Trappen.

Unwandelbar Ihr

treu verbundenster
Böttiger.

Werden Sie wohl meine Freiheit entschuldigen, dass ich einen Brief nach Celle beischliesse, wofür die Handlung mir schon das Porto anschreiben wird?

7.

Weimar, den 20. July 1798.

Ihr freundlicher, gütiger Brief, mein verehrter Freund, war, wie fast jeder Genuss in diesem Stande der Verpuppung, das wir Leben nennen, eine Rose mit Dornen, ein Bittersüss, oder wie man's sonst nennen will. Ihr Andenken so erfreulich, aber was Sie dabei von Ihrer Stimmung oder Verstimmung schreiben, so traurig! Nein, mein Freund, wem solche Enkel auf dem Schoosse spielen, wem eine solche Tochter und durch sie ein solcher Sohn, wem, um alles mit einem Worte zu sagen, wem eine solche Lebensgefährtin zu Theil wurde, der müsste, wenn auch die übrigen Horaz'schen Wünsche nicht so in Erfüllung gegangen wären, wie bei Ihnen — modus agri non ita magnus u. s. w. — mit dem Glücke selbst hadern wollen, wenn er nicht froh jede Sonne untergehen sähe. Und dazu das Bewusstseyn dessen, was Sie für ein Vaterland thaten, das zwar im lauten Dank karg, aber doch auch gegen das Gute nicht so gleichgültig ist, als uns manche überreden wollen, nein, ich kann es nicht glauben, mit diesem Sonnenschein in sich und ausser sich

können Sie sich nicht selbst den Himmel trüb machen wollen.

Verzeihen Sie mir diese kleine Abschweifung. Aber ich konnte meine Empfindung nicht unterdrücken, die sich immer erneuert, so oft ich mich an gewisse Worte Ihres letzten Briefes erinnere.

Der wackere Vieweg ist jetzt bei Ihnen. Da muss jeder Tag ein Familienfest seyn. O ich möchte schon auch einmal in diesem auserwählten Kreise guter Menschen offen und froh seyn können. Aber jetzt fesseln mich hundert Ketten, I cannot out, muss ich mit Yorick's Staarmätzchen sagen.

Wer nur ein sechsunddreissig Theilchen von einem Deutschen ist, muss sich für Ihr schönes, allumfassendes, unserer Muttersprache endlich einmal auf die Beine helfendes Unternehmen uns ein allgemeines Wörterbuch zu geben, aufs lebhafteste interessiren. Wie würden andere Nationen einem solchen Anerbieten entgegenkommen! Indessen die Schildkröte ist einmal das Wappenbild der Allemannen. Dass auch der Merkur dies nach seinen Kräften und Schwungfedern in alle vier Winde austrage versteht sich, sobald er nicht das Wort deutsch auf seiner Stirn zu einer Lügenschrift machen will. Schon wäre es im laufenden Monatsstück erschienen, wenn nicht Vater Wieland, der jetzt bloss seinem Garten und Scheurenbau lebt, die Papiere so lange an sich behalten hätte. Wissen Sie auch, dass ihn die Stelle, wo Sie aus Klopstock's grammatischen Gesprächen den aufgenagelten Adelung anführen, etwas unsanft berührt. Der gute Mann hat als Schwabe, wie er selbst oft ganz freimüthig gesteht, noch bis auf diese Stunde zuweilen mit den in der Muttermilch eingesogenen Provinzialismen zu kämpfen, und darum ist Johann Christoph oft sein

Orakel. Uebrigens hasst er seine Pedanterie und seinen lächerlichen Particularismus ärger, als Jemand, und besuchte ihn daher nicht einmal, als er vor vier Jahren in Dresden war.

Doch dies im Vorbeigehen. Ihr Magazin zur Ausbildung der deutschen Sprache sollte durchaus nicht eingehen, wenn nur nicht offenbarer Verlust beim Verlage ist. Es hat gewiss selbst bei denen, die es seiner Censur unterwarfen, und die ihm daher nicht allzu hold waren, viel gutes gewirkt. Wieland wenigstens hat in dieser Rücksicht in den letzten Bänden seiner sämmtlichen Werke ungemein viel verdeutscht.

Gruss und Kuss der edeln Haus- und Familienmutter, deren Zusatz zum Trapp'schen Glaubenslied ich dankbar empfangen habe. Gruss allen Auserwählten in der alleinseligmachenden reinen Vernunft, die kein kritischer Schultheidinger verunreinigt hat.

Unwandelbar treu

Ihr

Böttiger.

8.

Dresden, den 30. August VII.

Mein verehrter, alter und würdiger Freund!

Nehmen Sie meinen herzlichsten und innigsten Dank für Ihre mir so vielfach erfreuliche und ehrenvolle Zuschrift und die ihr beiliegende vollwichtige Musen-gabe an.

Ihre freundliche Sendung kam etwas später nach Dresden, wie dies immer der Fall ist, wenn etwas anderen Sendungen nach Leipzig beigelegt wird, und als sie ankam, war ich eben ins Carlsbad abgereiset um das dort

zu suchen, was Sie vor zwei Jahren so reichlich dort fanden. Mein Fund, ob ich gleich vier volle Wochen der Sprudelnymphe badend und schlürfend huldigte, war weniger ergiebig. Denn noch leide ich an bösen Augen und Andrang zum Kopf. Ich machte bei der Rückreise einige Abstecher und kam erst zu Anfang des Augusts wieder nach Hause. Was hatte sich da wohl alles auf meinem Schreibtische aufgehäuft. Mitunter auch manches Angenehme. Doch unter diesem war Ihr Andenken, Ihr Wörterschatz der deutschen Sprache, mir bei weitem das Angenehmste. Ich fiel mit einer Art von Heisshunger darüber her. Aber ich erduldete nur zu oft die Pein des Tantalus. Denn Tage, ja Wochenlang musste ich es durch dringendere Amtsgeschäfte und unabwendbare Fremdenbesuche unterbrechen, trotz aller seiner Reizungen, fast unangerührt liegen lassen.

Ich glaubte nicht Ihnen bloss, sondern mir selbst diese kleine Vorrede schuldig zu seyn, und ich habe nichts dagegen zu erinnern, wenn Sie sie sogar eine behelmte nennen wollen. Unentschuldbar wäre sonst mein langes Stillschweigen gewesen.

Nun zur Sache. Ich erspare mir die nur zu oft gemissbrauchten und dadurch eben entwürdigten Lobsprüche auf Ihr herrliches und in jeder Rücksicht, so wie es nun dasteht, einziges Werk. Das Werk lobt ja am besten sich selbst und seinen Meister. Es ist ein ungeheures Unternehmen, dessen allein deutscher Muth und Fleiss fähig ist. Nur müssen Sie nicht gleich auf undankbare Kälte und kleinliche Missgunst schliessen, wenn für's erste im Publikum noch wenig davon erzählt und gepriesen wird. So ein Werk lässt sich nicht, wie ein politisches Pamphlet, ein Roman oder ein anderes ephemerisches Produkt (Verzeihung wegen dieses Ausdrucks) mit wenig lob-

preisenden oder wegwerfenden Redensarten aburtheilen. Es will lang und gründlich studirt seyn. Und in welchen Händen ist die Ausstellung unserer Tageblätter und des darin verwalteten Richteramts über unsere jüngsten Geisteskinder? Voll der Freude über diese Erscheinung mitten in diesen Bedrängnissen der Zeit und wo nichts mehr unser Eigenthum ist, als unsere Sprache, wollte ich nun einen Ausruf in die Zeitung für die elegante Welt werfen, als mir in ihrer Herausgabe ein Urtheil über Ihr Wörterbuch zukam, das mir nur zu deutlich zeigte, wie unvollkommen eine solche vorläufige Anzeige dort seyn würde. (Doch dies unter uns, es entstehen sonst nur allzuleicht Missverständnisse und Zuträgereien aus solchen Eröffnungen.) Indess werde ich mich dadurch nicht abschrecken lassen und sowohl im Teutschen Merkur, als im Cotta'schen Morgenblatt mit Nennung meines Namens mein Glaubensbekenntniss nicht unterdrücken. Und bald werden deutsche Männer genug aufstehen, die Ihnen die ruhmvollste Bürgerkrone zuerkennen werden. Erlauben Sie mir, dass ich Sie auf einen dieser wackeren Sprach- und Glaubensgenossen aufmerksam mache. Das ist der als Künstler eben sowohl, als Sprackkenner achtbare Dessauische Kupferstecher Kolbe, der seit zwei Jahren bei der Familie Gessner in Zürich lebt. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, dass er Verfasser des auch von Ihnen mit verdientem Beifall gedachten Meisterwerks über den Wort-Reichthum der Deutschen und Französischen Sprache st. Haben Sie ihm auch keinen Abdruck Ihres Wörteruchs geschickt, so thun Sie es noch und bitten ihn zuleich, dass er doch recht bald einige Aufsätze in Briefrm, oder wie sonst beliebig, für den ♃ Merkur (es ist icht eigennützige Vergunst, die diese Zeitschrift nannte, h kenne jetzt nur keine gelesenere) über Ihr Wörter-

buch an mich schicken möge. Wir sind alte Freunde und ich darf mir schmeicheln, dass ich selbst zur Ausgabe jenes trefflichen Buchs durch Zureden und Aufmunterung etwas beigetragen habe. Der wackere Ersch oder auch Schütz wird ja wohl in der Hallischen Literatur-Zeitung bald etwas für dies National-unternehmen thun wollen. Wegen der Jenaischen und Leipziger Literatur-Zeitung bin ich schon noch in Sorge. In der Jenaischen herrscht Voss und sein Sohn und seine Schule. Da müssen Sie nun wissen, ob die Aufforderung, ein Wörterbuch für die hohen und poetischen Sprachformen herauszugeben, diesen etwas vielbegehrenden Herren genügen werde. Sie kennen diese Herren besser als ich. An der Leipziger Literatur-Zeitung nimmt gerad in diesem Fach Prof. Pölitz in Wittenberg, so viel ich weiss, grossen Antheil. Und dieser hat auch schon ein Wörterbuch angekündigt und behauptet, seit sechs Jahren grosse Sammlungen dazu gemacht zu haben. Dies Alles sage ich dem alten, erprobten Freund in's Ohr.

Nun wollen Sie aber auch meine eigene Meinung wissen. Ich habe die sach- und gehaltreiche Vorrede zweimal durchgelesen und viele Spalten an vielen Theilen des Buchs mit Adelung zur Seite durchlaufen. Zuvor bin ich aufs Neue erstaunt, immer aufs Neue überzeugt worden, dass das ganze Riesenwerk fast ganz allein aus eigenen Baustoffen hervorgegangen ist. Sie haben an dem wackeren Bernd, den ich mit Freuden meinen ehemaligen Schüler und Freund nenne, einen wahrhaft unbezahlbaren Gehilfen gefunden. So ein Mann muss gewissermaassen ein Briareus mit hundert Händen und fünfzig Köpfen seyn! Drei unverkennbare Hauptverdienste muss der Dämon des Tadels und des Neides selbst Ihnen ohne Beschränkung zugestehen. 1) Die höchste Unbe-

fangenheit und Vielseitigkeit in Zusammenleitung aller Sprachquellen, sie mögen als landschaftliche oder Kunstwörter, auf hessischem oder allemanischem Boden entsprungen seyn. Verschwunden ist die Adelung'sche Engbrüstigkeit und Meissnische Weichbild-zwang! Das sorgfältig unter Schnur und Scheer gehaltene Franzbäumchen astet nach allen Seiten und wipfelt hoch in der Luft. 2) Möglichst Unparteilichkeit und Vollständigkeit des Zeugenverhörs. Da ist an keinen Hubertsburger Frieden zu denken, als welcher mein lieber Freund Adelung zum äussersten Grenzpfahl seiner Quellenforschung ausgesteckt hatte. Doch erlaube ich mir hier eine Anfrage: warum finde ich unter den Prosaikern (beiläufig: diesen Fremdling müssen Sie dulden) Justus Möser und unseren ehrwürdigen Reinhard, unter den Dichtern J. P. Richter so wenig? Reinhard ist das höchste Muster der reinsten Eigenthümlichkeit (Proprietät) unserer Sprache ınd gerade in erhöhter Potenz, was Gellert in seinem 'eitalter war. Auch werden seine Predigten in allen ,ändern deutscher Zunge gleich stark gelesen und gerauc ht. Einer Ihrer Gehilfen sollte durchaus Jean aul's Hesperus, als das vollendeteste und blühendste :iner Werke, für Ihr Wörterbuch durcharbeiten. Die usbeute würde über alle Erwartung ergiebig seyn. Sorgfältige und fast immer mit dem feinsten Zartfühl bezeichnete Unterscheidung des höheren und nieren Sprachgebrauchs in ganzen Wörtern und einzeln Bedeutungen. Ueber das Mehr und Weniger und einne Abstufungen und Schattirungen wird freilich jetzt :h an keine völlige Uebereinstimmung zu denken seyn. er es ist so viel gethan, dass das alte: inventis addere llimum wohl nirgends passlicher angewandt werden n, als hier. Ich freue mich besonders, dass hier in

zwei entgegengesetzten Richtungen der schöpferische Baggesen und der vielgeübte Soltau so viel aufgerufen wurden. Es ist möglich, oder vielmehr es ist sehr wahrscheinlich, dass gegen die Aufnahme und den Gebrauch so vieler neugeprägter Verdeutschungen aus Ihren und fremden Schätzen auch hier wieder viel gesprochen und vernünftelt werden wird. Man wird vielleicht die Aufnahme mehrerer von Ihnen erfundenen Zusammensetzungen und Formen, des vorgesetzten ◎ ohngeachtet noch immer auf väterliche Ueberzärtlichkeit schieben und selbst den von Ihnen in der Vorrede aufgestellten Grundsätzen zuwiderlaufend finden; z. B. Altkrieger, Angellob, Angellocke[1]) u. s. w., unsere Alten. Sie handelten hier vollkommen folgerecht und über das nunmehrige Zuviel sollte doch Niemand mit Ihnen rechten, der das bisherige Zuwenig nur einigermaassen beherziget hat. Aber aufrichtig leid thut es mir, dass Sie alles, was auf Ableitung und Sinnverwandtschaft Beziehung hat, durchaus, um Raum fürs Neue zu bekommen, wegschnitten. Der Grund, den Sie aus der Bestimmung Ihres Wörterbuchs in der Vorrede für diese Weglassung anführen, ist unzureichend, und da nun das Adelung'sche Wörterbuch durch diese Weglassung Jedem unentbehrlich gemacht wird, der sein Ohr nicht bloss auf den Markt unserer Literatur hinaushalten will, so haben Sie selbst mercantilisch sehr unrecht. Ableitung und Sinnverwandtschaft konnte ja in gedrängtester Kürze, wie zum Theil schon im Adelung'schen Auszug geschehen ist, abgefertigt werden. Nehmen Sie nur z. B. wie in Adelung's Wörterbuch unter dem

---

[1]) In einem hiesigen Kreise wo so ziemlich alle Altmeister bei einander waren, wusste Niemand sich den Ausdruck Vorrede S. X „unsere Sprache steht mehr als jemals in ihrer Wachsthumswähligkeit" zu erklären. Sie hätten da, als Spitzmäuschen, horchen sollen.

Wort: Berg die ganze Höhen-familie kurz aufgeführt ist. Ich weiss, wie sehr besonders die Ausländer dies an diesem Adelung'schen Wörterbuche schätzten, und ich behaupte, dass diese nun schmerzlich vermisste Zugabe, recht zusammengefasst, auf den ganzen Band nicht vier Bogen mehr betragen haben würde. Ich wünsche und hoffe, dass trotz aller Xavier Miller'schen Raubgedanken und anderer in den jetzigen Beklemmungen liegenlen Hindernisse Ihr Meisterwerk bald zur zweiten Aufage gedeihen werde und ich wollte alles verwetten, dass ie sich dann zu dieser Ergänzung durchaus gemüssigt ;hen werden. Das schlimmste ist, dass Sie darum, weil e sich alles Herleitungsgeschäft untersagten, nun selbst einem Haupttheil Ihres Vorhabens, der zweck- und turgemässen Ueberstellung der Bedeutungen, oft in die ısste Verlegenheit kommen mussten. Adelung hat ır trotz seiner oft zur Ungebühr ausgesponnenen Wurörschung auch in der Anordnung der Bedeutungen ıonders durch die unlogische Vervielfältigung) unich oft gesündigt und Sie haben hier meisterhaft geərt. Allein von der ursprünglichen Stammbedeutung doch alle Entwickelung des späteren Sprachge-:hs ausgehen.

Vie gern, mein würdiger Freund, will ich mich in ı kleinen Ausstellungen und Kritteleien von Ihnen ıtweisen lassen. Ja ich bitte Sie darum, weil ich zur Rechtfertigung und Empfehlung Ihres grossen ıehmens, bei dem Kälte und Untheilnahme gewiss h an unserem Volksheil ist, gern viel und bald Gemachen möchte.

ı finde es durchaus nicht gerathen, von dem Diebsn des Gräzer Kapers etwas verlauten zu lassen. :e nur eine Anweisung auf den Trödelplatz, wo

das gestohlene Gut wohlfeil zu haben ist. Sie hätten sich gleich mit einem österreichischen Buchhändler associren sollen, welches, wie ich jetzt in Carlsbad von dem Diebsgesellen Haas erfahren habe, bei aller Wiener Censurstrenge doch auch jetzt noch ganz wohl zu bewerkstelligen ist.

Die Casse unserer königl. Bibliothek ist durch Adelung's etwas zu weit vorgreifende Kauflust und die neueste Bedrängniss aller königl. Cassen so erschöpft, dass sie sich auf einige Zeit alle neue Ankäufe versagen muss. Indess hat man gegründete Hoffnung auf baldige neue Zuflüsse und da wird man gewiss gleich eines Prachtabdruckes in Bogengrösse von Ihrem Wörterbuch sich zu versichern suchen, wie mir schon zugesagt ist.

Welche Kette von Trübsalen! Nun wird auch der letzte gute Markt für unsere Literatur, das wissenschaftfördernde Kopenhagen, vielleicht noch ein Schutthaufen. Die guten Dänen kommen mir gar nicht aus den Sinn! Was haben Sie für Hoffnungen in der neuen Umgestaltung Ihres Herzogthums? Ihr neuer König hat hier viel Gutmenschliches und auch Theilnahme an deutscher Kunst und Art gezeigt. Werden Cassel und Göttingen die einzigen Punkte für Regierung und Unterricht werden, wie man mir aus Paris schreibt? Was macht Henke in Paris?

Wir übereilen uns hier nicht. An eine förmliche Besitznahme des Herzogthums Warschau und an eine Reise unseres Königs in diese Hungerpfründe in partibus infidelium ist noch nicht zu denken. Die Gerechtigkeit unseres Fürsten erhält die landständische und religiöse Verfassung unseres Landes so unversehrt, als möglich. Möge Ihre protestantische Königin der edeln Königin von Baiern gleichen!

Empfehlen Sie mich Ihrer ganzen lieben Hausgenossenschaft, vor allem der edeln und verständigen Mutter Campe. Mit unwandelbarer Liebe und Treue

Ihr

ganz eigener
Böttiger.

XXXIII.

Karl Friedrich Cramer,

ɔhn des zu Kiel als Kanzler der Universität gestorbenen ›h. Andreas Cramer, seit 1775 Professor auf der Uni-ˢsität zu Kiel, erhielt seiner politischen Meinungen l Bestrebungen wegen 1794 seine Entlassung, privati-e seitdem zu Hamburg und machte sich 1796 zu Pa-ıls Buchdrucker und Buchhändler ansässig. Er starb '. Cramer war talentvoll und hochgebildet, aber überspannt und eitel. Der französischen Revolution, ' Opfer auch er geworden ist, brachte er die ganze ɑmung seines heissen, ruhelosen Herzens entgegen. ɜinen Schriften erwähnen wir namentlich die Ueber-ɡ des Rousseau'schen Emil, welche zuerst im n bis funfzehnten Theil des Revisionswerkes er-ɪnd sodann in besonderem Abdrucke 1789 bis 1791 von Campe herausgegeben wurde.

1.

Paris, den 22. März 1798.

Liebster Campe!

ɜr Sohn nun wieder, nach einem mir nur zu ɪsen bey mir, und in diesem Lande der Sün-limmel nach Braunschweig und Berlin fährt,

die verzweifelte Dreye sich ein!) der Theophilantropen gestellt, deren Culte der frierende Ketzer Ihr Sohn in der heiligen Sulpiciuskirche mit mir beygewohnt, ist mit mir dies mehr als je der gewissensbisslose Fall. Trotz der deraison, die vielleicht in meinem Streite mit Ihnen geobwaltet hat, bin ich doch au fond ein eifriger Anhänger der raison; und glaube zur Zeit an die miracles nur noch; sintemal der Sohn das grosse Wunderwerk unserer Encyclopädie möglich gemacht, zu dessen Bewerkstelligung nicht viel minder als die göttliche Kraft nothwendig war, die einst fünftausend Mann mit vier Brodten und zwei Fischen gespeist, oder zu Cana in Galiläa, die Wasserkrüge zu eben so vielen Chopinen von Lacyrmae-Christi-Wein umgewandelt einst hat.

Noch könnte ich ihn mit unserem jungen Weltheilande Buonaparte vergleichen, der zwischen der bisher in Ecclessia pressa lebenden Republik, und dem Kayser den Tractat von Campo Formio schloss, wenn in diesem Simile, in Absicht auf einen Schriftsteller wie Sie, der sich von jeher so unkayserlich gezeigt, und so wenig dem Interesse des deutschen Reichs zugethan, dass er die Glorie desselben nur durch seine Schriften, nicht durch Waffen (mit denen es bisweilen, wie wir gesehen, klatrig ablaufen kann) zu fördern gesucht, und den Titel eines citoyen francais als die „plus haute noblesse“ bräguirt, nicht etwas Ungehöriges wär.

Auf dem völligen Friedenscongress zu Rastadt-Braunschweig indess, auf dem ich spätestens Anfang künftigen Septembers bey Ihnen mit Weib und Kind anzulangen gedenke, wird alles Uebrige noch Abzumachende oder auch schon Abgemachte — seria in crastinum! — verspart. Vieweg weiss von Allem Bescheid; jedes Pourparler kann in keinen besseren Händen (auch in Absicht

Eschenburg's) seyn, als in den Händen des Sohns; auf ihn also beziehe ich mich, unnützer Weise kein Pa-)ier und keine Dinte zu verderben, lediglich über dies ılles.

Uebrigens aber, um doch auch noch ein Wort Ern- es schliesslich zu reden, übersende ich Ihnen, liebster ımpe, durch ihn, als einstweiliges Document: ob ich in ısicht des Französischen mich in ein zu gefahrvolles er embarquirt? die Uebersetzung der Claire in 4 ck, wo ich in fremden Zungen und Worten zu reden agt; Riausses Rede; und einen Theil meines berüch- ən Lebens, indem ich dem Weimarer Geheimderath Wörter: Krämer, Hausirer und Lakay erklärt, und ıls ein Pendant zu Ihren Epilogen oder Epigram- wider ihn anzusehen ist. Ehre sey Vieweg in der , Friede zwischen Campe und Cramer; so wie in ht unseres Werks (quod caput rei!) den Deutschen 'ranken ein Wohlgefallen!

Salut et fraternité

K. F. Cramer.

2.

Paris, den 28. Nov. 1798.

sind, bester Campe, theuerste Campin, hier əklich vor nun acht Tagen angekommen. Unter- on wollte ich Ihnen schreiben, Ihnen danken für lichen, recht seelenfrohen Tage, die wir, von Ih- chen Güte überhäuft, in oder vor Braunschweig ınd mein Weib, meine Tochter, mein Herman, Fischteich nicht vergisst, mit mir; aber Sie ver- h leicht in die Indolenz eines auf der Eulen- riffenen hinein. Wir sind sehr schnell (nach

unserer Art) gereist; denn wir hausten bey den Gelehrten, in Göttingen, nur Einen Tag, und genossen selbst der Natur in Cassel nicht mehr als Einen; aber das auch Einen der schönsten, den der wolkende Herbst nur immer gewähren kann. Noch jetzt bin ich froh über die treffliche Bekanntschaft, die mir Ihr Brief an den erz-Republikaner den biederfeurigen Seneca verschafft. In Frankfurt und Maynz hielt uns mehr noch das Wetter als unsere Lust zwei Tage an jedem Ort; und dann ging's so schnell als möglich (wenn man die Nächte schläft) über Saarbrück, Metz und Chalons nach Paris. Die Wege waren abscheulich, und umzuschmeissen mit den Diligencen ist schier wahrscheinlicher Tod, oder gewisser Arm- und Beinbruch; wir fürchteten uns also sehr; allein kamen, Gottlob! glücklich mit der Furcht ab. Unsere Gesellschaft war sehr joyeux; die Wege abgerechnet, reist sich's doch ganz anders in Gallien als bey uns. Wir fanden hier Alles wohl auf, und ich zu meiner grossen Erbauung Vieweg's Condorcet in bestem Train, den ich nur noch möglichst zu beschleunigen suchte. —

Nun sitzen wir hier und kauen an den süssen Wiedererinnerungen, und werden nicht müde, von den vier schönen Tagen aus Ihrem Tusculum in Wolfenbüttel, Salzdahlen zu reden; und von all der Güte der freundlichen Schaffnerin, Wirthin, Freundin, der Tochter Hiller's, die ihres Gleichen nicht hat; und uns vorzuspiegeln helle Hoffnungen des Wiedersehens, zwar nicht auf künftigen Sommer, aber im nächsten doch; denn dass der Apetit kömmt zum Reisen, indem man reist, ist eben so wahr, als dass er kömmt zum Essen, wenn man isst. Die Erinnerungen sind noch schöner, da wir Sie, liebster Campe, auf so herrlichem Wege, den Klauen des Ungeheuers, das Sie im Frühlinge drückte, entrissen, und aufs Neue als ein

Schrecken des Wildes um Braunschweig. Um Gottes Willen fahren Sie nun nur auch fort, Adelung's Schrecken zu seyn (den ich immer als ein Wilddieb im Gebiete der deutschen Sprache betrachtet habe): und nicht bloss der Hirsche. Er erlegt uns sonst gar zu viele schöne Wörter.

Ich baue fest auf Ihr Versprechen, sobald als möglich mir einige Ausbeute für meine Encyclopädie zu schicken. Meine Lettern sind gegossen, und meine Feder wartet um anzufangen nur bloss auf Ihre Beyträge.

Darf ich Sie wohl recht inständig um Folgendes bitten: Da ich in Königslutter war, so band ich es dem 'aktor recht bey Leib und Leben ein, mir doch ja von lercier's Tableau die Aushängebogen der kleinen 'dition (aber NB. zu der kleinen Edition, je drey und ·ey, die Ränder beschnitten) so wie sie drey und drey e Presse verliessen zu schicken; und das von dem Bo- n an, der der letzte in der von mir mitgenommenen ›ssen Edition ist; also den zweyten des vierten Theils. ɜr noch habe ich keinen bekommen. Wie geht das Ich bin ganz unruhig darüber. Da ich Mercier's ıuscript ganz weggegeben habe, so bin ich völlig im ɜrsetzen aufgehalten, und kann Vieweg nun nichts wieder liefern, als bis ich Bogen erhalte, nach denen neine theils schon gemachte Uebersetzung revidire, das Unübersetzte vollende. Indess würde Vieweg's eil sehr leiden, wenn die Uebersetzung durch solche ätung auf Ostern nicht fertig würde. Ich bitte Sie iebster Campe, darüber bald, und die bestimm- ı Befehle in die Buchdruckerey nach Königslutter len.

nliegenden Zettels Wichtigkeit an den für Vie- Buch betreffenden Setzer unentbehrlich, werden

Sie selber einsehen; ich bitte ihn bald möglichst an ihn gelangen zu lassen.

Man meint hier durchgehends Sieyes würde auf nächstes Mal Director. Gott gebe es. Krieg mit Oesterreich bekommen wir hoffentlich nicht. O möchten wir uns alle bald einmal unter dem Schatten des Oelbaums umarmen können! Tausend Grüsse von allen Meinigen an beyde Sie Lieben!

Ewig der Ihrige

K. F. Cramer.

3.

Paris, den 1. Germinal XI.

Ja wohl, mein liebster Freund, ich bin sehr unglücklich geworden; dieser traurige Winter hat meinen besten Freuden auf Erden ein Ende gemacht. Es war ein gar zu himmlisches Kind, das ich verlor, ich will mir nicht aufs Neue einen Dolch ins Herz stossen, indem ich Ihnen von seiner Lieblichkeit ein Bild mache. Auf jedem Schritt verfolgt mich sein Andenken. Ich gesteh's, ich habe tausend Sorgen und Aengsten für diesen meinen Liebling gehabt; wie lag mir sein moralisches Heil am Herzen, nachdem ich so fast als einziger Lehrer seinen Geist gebildet, der sich im blühendsten Körper so blühend entfaltete. Als Sie hier waren, sahen Sie ihn blass; ich zitterte, dass er in der Pension vorigen Sommer Untugenden gelernt: aber wenige Wochen die er wieder in meinem Hause verbrachte überzeugten mich bald dass ich mich geirrt: er ward wie eine Rose, und mitten in meiner süssesten Freude darüber musste er mir wie im Sturm entrissen werden! Was ist unser Leben hier? — dieses am Ende immer nur Trauerspiel!

Konnte ich ahnden, wie ich ihn — zu seinem Besten, dacht' ich! in eine neue Pension brachte, dass meine Schritte ihn zum Grabe führten! . . . . . O hätte ich ihn mit Ihnen nach Deutschland gehen lassen! er lebte noch. Diesen Ostern dachte ich ernstlich darauf es zu thun — jetzt bleibe ich hier auf ewig in der Einöde.

Meine Frau leidet unaussprechlich und dies vermehrt so sehr meinen Gram, dass ich bisweilen den meinigen darüber vergesse. Schon sind bald zwey Monate hin, aber der Schmerz wüthet noch gleich stark in meinem Herzen. Ich habe ihn zu sehr geliebt. Er stand auf lem Punkte nun mein Freund zu werden . . ich hätte on ihm die thätigste schönste Hülfe in Allem gehabt was :h unternehme. Wofür arbeite ich nun? — Ich weiss les was man sich sagen soll, ich predige mir täglich ›neca's: vir fortis cum mala fortuna compositus vor, ı rufe mir zu, dass ich nicht Alles verloren habe, da noch Frau und Tochter und liebe Freunde besitze: :r alles das denkt der Verstand wohl — aber ohne s das wunde Herz es mit empfände. Haben Sie herzen Dank, Theurer, für die Worte des Mitleidens und ›tes, die mir Ihr Brief zulispelte. Sie verwunden — jede Erinnerung — ach! und täglich wie unver'lich! reisst die Wunde wieder auf; aber doch heilen ugleich. Wir sind nun beyde gleich reich, wir haben ɜ Eine Tochter. Gott erhalte sie uns!

ʖagen Sie Ihrer lieben Frau, Tochter, Vieweg, Junbey dem ich mich noch schäme wegen eines Sonnenskops in Schuld zu seyn) Eschenburg, allen so vieten Braunschweigern meine innigsten Grüsse. Wie 'ch mich, dass die gute Gesundheit, die Sie in Paberten, fortdauert; wollte Gott, Seifert wäre auch ı Heiland gewesen! Er hat Ihre Briefe sogleich

bekommen; seine Adresse ist: rue Dominique Nr. 1050. Er arbeitet immer in seiner ungestörten Ruhe fort und wird sich an kein Geschrey kehren vor dem Sie ihn gern bewahren mochten! Das glücklichste Temperament. Auch ich muss jetzt in der Arbeit und in Beschäftigung mit Helwig's Spiel (Moreau ist neulich eine Stunde auf meinem Zimmer gewesen und hat's beäugt und trefflich befunden) wo nicht Freude mehr, doch Zerstreuung und Losreissung vom Grame suchen. Bald erhält Vieweg sein Lexicon: Sie werden sehen, dass ich noch bey Thorschluss Sie genützt und Ihnen verdientermaassen gehuldigt habe — möchte ein Kenner wie Sie mit meiner Arbeit nur nicht ganz unzufrieden seyn! dies wär mein schönster Lorber für die Mühseligkeit der Arbeit; die von einer Art ist, dass man nie Ursache hat sie für vollendet zu halten, und die bei künftigen Ausgaben durch neue Zusätze und gelegentliche Sammlung noch immer wenigstens besser werden kann. — Mit der typographischen Ausführung ist's etwas Anderes — die darf ich beinahe hierbey als das erreichbar höchste in dieser kleinen Gattung selbst preisen; und wer es sey, auffordern es besser zu machen. In tenui labor!

Möge der Sommer Sie mit Gesundheit stärken und uns Stärke in die Seele hauchen, die ich noch leider nicht kommen fühle. Ich hoffe Sie noch in Braunschweig einmal zu sehen, und den Teich in dem Er mit der kleinen Stuve fischte! ah! —

Ihr

K. F. Cramer.

XXXIV.

Christ. Konr. Wilh. Dohm,

seit 1776 Professor der Kameral- und Finanzwissenschaften zu Kassel, später in preussischen Diensten, 1809 königl. westphälischer Gesandter zu Dresden, † 1820, Verfasser historischer Schriften u. a. „Denkwürdigkeiten meiner Zeit“, Beiträge zur Geschichte des Jahres 1778 bis 1806, wie Campe innig mit Stuve befreundet.

Cöln, den 26. Juli 1797.

Wenn irgend etwas den ersten Eindruck sogleich ıuf der Stelle zu mildern fähig war, der eine so traurige 3otschaft uns machen musste, so war es die Bemerkung er mit so überlegter Güte gewählten Art der Bekanntachung. Empfangen Sie unseren herzinnigsten Dank ıfür, theuerste, würdige Freunde, nur Ihr Vorgefühl desı, was wir bey der zwar nicht unerwarteten, aber doch mer erschütternden Nachricht leyden würden, konnte so richtig eine so schonende Art der Mittheilung leh-. Vorbereitet waren wir schon vorher durch Herrn nly, welcher durch einen viel später, als Ihr liebes reiben, abgegangenen Brief schon etliche Tage näher dem Ende unterrichtet war, uns aber nur von der sen Gefahr Nachricht gab, welches durch Folge Ihrer orge war, ohne welche uns die Nachricht auf diesem ganz überraschend und ungleich erschütternder zunmen wäre. Ihr Schreiben ist indess ungewöhnlich unterwegs geblieben, denn obgleich es am 15. gesen und vermuthlich abgegangen, kam es erst vorn den 24. in meine Hände.

Nur die Ueberzeugung, dass wir Ziel und Ende der Erscheinungen dieses Lebens schlechterdings nicht errathen können, kann bey Fällen der Art beruhigen. Warum er schon abgehen musste, noch kaum in der Hälfte der Laufbahn, er, der so viel Gutes zu wirken noch den redlichsten Willen — wie Wenige — und Kraft hatte, der ein so guter Vater einem eines Vaters so bedürftigen Kindes gewesen wäre? warum er seinen Freunden, die er mit so seltener Liebe liebte und so innig wieder geliebt wurde, entrissen werden musste schon jetzt? — das sind Fragen, die man, wenn sie uns flüchtig durch die Seele gehen, sogleich mit jener Ueberzeugung, die eben durch die Unbegreiflichkeit dessen, was um und mit uns vorgeht, zunimmt, abweisen müssen. Meinem Gefühl nach ist wenigstens gerade das Hinfällige, Unbedeutende, Wegeilende, — das wahre Nichts dieses Lebens der sicherste Beweis des Bleibenden, das Etwas des ganzen Plans, dass ein Stuve gebildet werden konnte, bis zu solch einem Wesen, wie wir ihn gekannt, in einer so die Fortschritte hemmenden Hülle ruhen konnte, ist mir ein nach meiner Empfindung ganz überzeugender Beweis, dass er zu noch viel anderer und höherer Reife jetzt übergegangen ist! Aber die schrecklichen Leyden, welche er so lange Jahre dulden müssen, die durch ursprüngliche Anlage seines Körpers dazu gebildete Bestimmung — dies sind niederschlagende Betrachtungen über das Loos der Menschheit; aber wie Vieles, wie fast Alles möcht' ich sagen, in diesem Loos, wir mögen auf den Einzelnen oder die Gattung sehen, ist uns nicht unbegreiflich. — Doch verzeihen Sie, Verehrtester, wenn ich mich in Betrachtungen verliere, die Sie selbst längst besser machten, als ich sie Ihnen veranlassen könnte, die aber durch die Individualität einer uns so lieben Beziehung einen eige-

nen, unser Innerstes tief aufrührenden Geist erhalten, wie mich dünkt.

Ja, Gottlob! sag' ich mit Ihnen, dass er vollendet hat seinen Kampf! Er hatte in Geduld, Mässigung, Selbstüberwindung Alles bestanden, was hier dem inneren Werth seines Wesens noch zugesetzt werden konnte. Sein ferneres Weilen unter uns wäre nur eine ihn selbst und mitfühlende Freunde zermalmendes Leyden gewesen. Bis auf die letzten Tage hat er nicht nur im Leyden, auch in Thätigkeit, die Ausfluss einer gewissen ihn nie verlassenden Heiterkeit war, gezeigt, was in ihm war und uns den Zurückgebliebenen nicht nur Wehmuth, sondern auch Bewunderung eingeflösst.

Wer seine letzten gedruckten Aufsätze und Briefe est, wird Mühe haben, sich zu überreden, dass diese arme Theilnehmung, dieses eifrige Wirken für alles Gute n einem Manne komme, der aller seiner Kraft zu berfen schien, um nicht körperlichen Leyden zu unter- gen, dessen Hülle der Auflösung so nahe war. — So r wir uns jedoch seiner frühen Reife freuen, so ist der lust, den wir erlitten, dennoch nicht weniger lebhaft schmerzhaft von uns gefühlt. Stuve war seit einer umen Reihe von Jahren der vertrauteste Theilneh- fast aller unserer interessantesten Begebenheiten Empfindungen, er hat viel Gutes und Böses mit uns gen, sein ruhiger Blick, sein sanfter Rath hat mich ieder auf den richtigen Pfad geleitet, wenn zu leb- Gefühl gegenwärtiger Bürde mich mehr, als es ableitete, mit Unmuth empörte, mit Missmuth fast sinken machte. Wie schön und lieblich war es mit ch zu berathen, Gedanken, die oft sich so auffal- egegneten, und Empfindungen zu wechseln. Er uns, wir kannten ihn, — wie selten Menschen,

auch gleich gestimmte und für einander gemachte, sich zu kennen, im Lauf des Lebens die Ruhe und Gelegenheit finden. Einen Freund, wie Ihn, bekommen wir in diesem Leben nicht wieder; — aber sein Andenken soll uns heilig seyn, bis wir wieder mit ihm vereinigt werden. Vielleicht wird auch da er uns Muster seyn, wie er es hier war und auch bleiben soll. Wenn das Gewirre des Lebens, in dem ich noch fortwandeln muss, mich zu sehr betäubt, zu sehr anzieht, zu sehr niederschlägt; dann soll sein ruhiger, still zurechtweisender Blick, den ich noch so lebhaft mir vergegenwärtigen kann, auch jetzt noch Gleichheit und Ruhe wieder in die Seele zurückrufen. —

Herzlichen Dank Ihnen, Theuerster, dass Sie für eine so ähnliche Büste sorgten, ich bitte, sie, sobald sie fertig, abgehen zu lassen, auch Ihrem gütigen Erbieten gemäss, ein paar Ringe mit seinem Haar nach beygehendem Maass verfertigen zu lassen und uns zu schicken. —

Was ich noch zu wissen wünschte, ist der eigentliche Tag und Stunde seiner Erlösung, die ich aus Ihrem Briefe nicht ganz deutlich abnehmen kann. — Dies war seit den letzteren Jahren immer die Zeit, wo wir mit Ihm lebten, die ruhigen Morgen- und Abendstunden genossen. Vor vier Jahren waren auch Sie, theurer Freund, bey uns, am heutigen Tage begleiteten wir Sie bis Bellweil!

Wird das Kind zu den Grosseltern zurückkehren müssen? Hat der Vollendete eine von denselben genehmigte Disposition über dessen Erziehung hinterlassen? Haben sich die Eltern wenigstens am Ende weniger unwürdig betragen? — Dies sind Fragen, deren Beantwortung uns lieb seyn wird. Seine Papiere werden wahrscheinlich doch Sie zu sich nehmen, auf alle Fälle bitte ich nachzusehen, ob er auch von meinen Briefen noch einige aufgehoben. Da ich die seinigen habe, so wäre es

mir zum bleibenden Andenken unserer Freundschaft lieb, die meinen, wenn sie noch da seyn sollten, dazu zu erhalten.

Wir wünschen Ihnen, theuerste Freunde, zu der Beruhigung für unseren Stuve in seinen letzten Leyden und zu deren möglichster Erleichterung noch so viel gethan zu haben, Glück. Es wird Ihren Schmerz und die Leere, die sein Verlust auch Ihnen hinterlassen, mildern. Mögen Sie ganz der Heiterkeit und Gesundheit geniessen, deren Sie so werth sind und besonders auch der Driburger bey Ihnen gute Wirkung thun. Unsere Gesundheit st jetzt ziemlich gut, unsere Kleinen sind sehr wohl und ıachen uns reinste Freude. Wir haben jetzt unseren etmolder Bruder, den Sie kennen, mit seiner Frau bey ıs, die unseren Stuve nur einmal und kurz sahen, aber e unsere Empfindungen innigst theilen.

Ganz der Ihre

Dohm.

Allerdings verdiente dieser neue Beweis von der ;lichkeit der Arzneykunde, den leyder unser Freund ben, Bekanntmachung. Ich erinnere mich noch, dass ͻt so entscheidend die Unverletztheit der Lunge herte. —

XXXV.

Joh. Aug. Eberhard

(† 1809), schrieb als Prediger zu Charlottenburg 1772 die „Neue Apologie des Sokrates“, eine Schrift, die gegen den Prediger Hofstade in Amsterdam sich wandte, der behauptet hatte, auch die vornehmsten Heiden könnten kein Gegenstand der göttlichen Barmherzigkeit sein. Der kühne Freimuth des Eberhard'schen Buchs verschloss ihm die theologische Laufbahn; er liess sich daher 1778 als Professor der Philosophie zu Halle nieder. Ein höchst fruchtbarer Schriftsteller schrieb er unter anderen „Einen Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik in einem kritisch-philosophischen Wörterbuch der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart“ 1795 bis 1802. An Campe's sprachlichen Arbeiten nahm er freundlich ermunternden Antheil, wie die nachfolgenden Briefe beweisen.

1.

Halle, den 20. Jan. 1797.

Ich würde Ihnen eher geschrieben haben, mein theuerster Freund! wenn mir eine anhaltende Schwächlichkeit, die eine Folge von hartnäckigem Sitzen ist, nicht das Schreiben etwas erschwerte. Ich denke sie durch Reisen wieder los zu werden, und das könnte mich leicht wieder nach Braunschweig führen, wo meine Hoffnung, Sie zu sehen, vorigen Sommer vereitelt wurde. Es ist mir lieb, dass Ihnen unser guter Trapp, den ich zu meinem Vergnügen so glücklich und zugleich so gut beseelt wie einen Jüngling und so gut beleibt fand wie eine

.erche nach der Weizenerndte, — dass der Ihnen gesagt at, wie leid mir das that.

Ihr Vorhaben, eine Ilias post Homerum zu unserem delung zu schreiben, hat meinen ganzen Beyfall. Aber ein lieber Freund! es ist ein schweres Unternehmen. ss es nöthig und verdienstlich ist, darüber wird, hoffe , bey den befugten Richtern, nur Eine Stimme seyn. zelne Fehler und Versehen würden bey einem so weitigen Werke, bey dessen Ausarbeitung dem Verfasser l einmal der Athem ausgehen kann, zumal wenn er lt wie Adelung, von geringer Bedeutung sein; aber darin Grundsätze befolgt sind, die seinen Urtheilen t bis Z immer eine schiefe Richtung geben, und woso vieles weggeworfen werden muss, was der gute tsteller nicht entbehren kann, das muss alle Stimgegen ihn erheben. Sie haben dergleichen bereits eichnet, und ich selbst bin auf einige gestossen, zu berichtigen gesucht habe, als: seine Lehre von itschen Deponentibus, die eine leere Grille ist, von werflichkeit des Niedersächsischen, von den Unteri der Wörter durch den blossen gemeinen und ebrauch, ohne zu fragen, warum das Eine ged das Andere edel sey etc. Sie sehen, ich bin in ptsache mit Ihnen eins. Aber um die Ausfüh-Ich setze voraus, dass Sie meinen Rath, den mir ebe zu Ihnen und zu der Sache selbst allein einht verschmähen werden; und in dieser Voraus-ögen einige Bemerkungen über Ihren Plan folrie jeder Rath, geprüft werden müssen und also orfen werden können.

derst scheint es mir aus mehreren Gründen zu seyn, Ihr Werk als ein selbstständiges kündigen. Die Ankündigung als Ergänzung

und Berichtigung des Adelung'schen scheint mir etwas Zudringliches und Polemisches zu enthalten. Ich sage nicht, dass Sie nicht tadeln und berichtigen sollen, das habe ich selbst bey Storch und Adelung beynahe auf jeder Seite meines Wörterbuchs sinnverwandter Wörter etc. gethan; ich bin nur nicht für das Ankündigen. Wie Sie den Leser über die Bestimmung Ihres Werkes bedeuten wollen, das ist freylich eine Frage, die ich in der Geschwindigkeit nicht zu beantworten weiss. Ein Gedanke fällt mir eben ein, den ich Ihnen zur Beurtheilung vorlege. Könnte der Titel nicht heissen: Wörterbuch etc. nach dem gegenwärtigen Zustande der Sprache; das, dünkt mich, würde Ihnen freye Hände lassen; Adelung bald zu ergänzen, bald zu berichtigen. Sie haben selbst sehr richtig bemerkt, dass Adelung vorzüglich deswegen so viel zu ergänzen und zu berichtigen übrig gelassen, weil er gleich hinter dem Gottsched'schen Zeitraume der Sprache ist stehen geblieben.

Meine zweyte Bemerkung betrifft bloss die Schwierigkeit der Ausführung Ihres Planes. Diese erkennen Sie selbst, indem Sie sich Mitarbeiter zugesellen. Sie werden aber gewiss bereits bey Ihrer eigenen Arbeit gefühlt haben, wie viel dazu gehöre, sich dem Ideale, das Sie mit sich herumtragen, nur zu nähern. Werden alle Mitarbeiter den nöthigen Geschmack und philosophischen Geist haben, um ihre noch so grosse Sprachgelehrsamkeit mit Nüchternheit und zweckmässig zu benutzen? Was den Hrn. Voigtet (er ist Magister und Lehrer an dem hiesigen lutherischen Gymnasio) anbetrifft: so ist er ein fleissiger, verständiger junger Mann. Dass er sich bei der Ausarbeitung seines Handwörterbuchs manche gute Kenntniss unserer Sprache werde gesammelt haben, daran zweifle ich nicht. Ob er aber Forschungsgeist, Geschmack

und philosophischen Geist, treffende Beurtheilungskraft, ja nur die nöthigen Hülfsmittel in seinem Büchervorrathe zur Geschichte der Sprache habe, das zu bestimmen, kenne ich ihn nicht genug. Ich habe daher Ihren Plan ıoch vor der Hand zurückbehalten und erwarte Ihre fer- ere Bestimmung.

Nun komme ich auf das Kreuz meines Briefes, näm- ch Ihnen zu sagen, was Sie zwar schon aus dem Ein- nge werden vermuthet haben und was mir gleichwohl ht aus der Feder will — dass ich mich bey dem gegen- rtigen Zustande meiner Gesundheit, selbst bey einem ternehmen, das mich so sehr anlacht, zu einer thätigen ilnehmung, die einen längeren Athem erfordert, lei- nicht anheischig machen kann. Ich weiss nicht ein- wann ich den Schneckengang meines angefangenen terbuchs trotz der hinter mir schallenden Verleger- che, werde wieder fortsetzen können. Es ist mir ge- sehr schmeichelhaft, dass mir ein Mann von Ihren tnissen in unserem gemeinschaftlichen Fache einige lfe zutraut. Schon meine Eigenliebe musste mir dass ich diese gute Meynung, wenigstens durch Willen, müsse zu rechtfertigen suchen. Aber lei- h kann nicht — wenigstens jetzt nicht. Es thut l, dass ich mich nicht über des Hrn. Magisters Ab- ıg von dem Ursprunge weitläuftiger mit Ihnen un- n kann. Das, worauf er ein so grosses Gewicht t wohl nicht das, worauf es bey der Frage am ankommt. Die natürlichen Ausdrücke brauchen Ansehung ihres Ursprunges nicht erklärt zu Denn von diesen bis zu der eigentlichen Sprache nermessliche Kluft, und diese auszufüllen, das roblem. Denn auch die Thiere drücken ihre ıgen durch natürliche Zeichen aus und gelan-

gen doch zu keiner eigentlichen Sprache. Zwischen diesen beyden liegen die wesentlichen Zeichen, von diesen geht die Sprache aus, wie aus diesen willkürliche in so vielen besonderen von einander abweichenden Sprachen geworden, wie sich die verschiedenen Theile der Sprache gebildet, das ist die Frage. Hr. Magister hält aber natürliche und wesentliche Zeichen für einerley, welches ganz gegen den mathematischen Sprachgebrauch ist, und ihn hindert bey der eigentlichen Frage zu landen. Dass diese seyn soll: wie eine Sprache möglich sey, ist wohl gewiss. Aber Niemand hat sie wohl anders verstanden. Denn da wir keine historischen Nachrichten über das Entstehen der Sprache haben, so kann die Frage: wie ist die Sprache entstanden, wohl nichts anderes heissen: wie hat sie entstehen können? Wie ist sie möglich?

Ich muss hier schliessen, weil mir das Papier ausgeht, und ich kann nur noch meine freundschaftlichste Empfehlung an Ihre vortreffliche Gattin hinzufügen. Mit aufrichtiger Hochachtung beharre ich

ganz der Ihrige

Eberhard.

Eben ist der zweyte Theil von meinem Wörterbuch fertig geworden und mein Verleger hat den Auftrag Ihnen in meinem Namen ein Exemplar davon sogleich zu übermachen.

2.

Halle, den 1. August 1808.

Zuvörderst, mein theuerster Freund, für den zweyten Theil Ihres trefflichen Wörterbuchs meinen herzlichen Dank. Sie wissen nicht, wie viel Freude mir dieses in

so vieler Absicht theure Geschenk macht. Ich bin wie die Auferstandenen, beym **Klopstock**, beym Anblick desselben freudig erschrocken. Welche Vollständigkeit! Welche Genauigkeit! Welche Richtigkeit und Feinheit der Beurtheilung! Aber Ihre Vorrede! die hat mich wahrhaftig erschüttert durch ihre einfache und ungezierte Wahrheit. Ach! sie enthält lauter Thatsachen, und Thatachen, die das Herz zerreissen. Es ist nur noch die prache, was wir unser nennen können, und Sie werden ns diesen Schatz gesichert haben, wenn Ihnen die Vorhung Leben und Kräfte schenkt, Ihr Werk so zu vollenn, wie es angefangen ist. Sehen Sie es als einen Beis meines innigen Antheils an der Vollkommenheit es Denkmals Ihres unermüdeten Eifers an, wenn ich ıen ein paar Ergänzungsartikel zu dem ersten Bande theile, die ich beim Lesen aufgegriffen habe. Pfefder eben nicht auf neue Wörter ausgeht, hat das t: Entwarnen.

— — Wie manchen irren Fuss
Hat sie dem Strom entwarnt.

ebniss fand ich in dem Buch: Ueber den Reichder deutschen Sprache Theil I, S. 69, Anm. (i), ich ihm aber noch nicht, denn es ist mir nicht genug reigniss unterschieden, und dann wäre es ein lästiberfluss. In einem folgenden Buchstaben habe ich ort: Verspicken gefunden, durch Spicken veren.

Ha! Schade, dass ich meinen Gästen
Sein Fest nicht auch verspicken kann.
Pfeffel.

nten es vielleicht übersehen und darum schreibe zur Sicherheit hierher. Sie werden gewiss das erk: Ueber den Reichthum der deutschen Sprache

bereits gelesen haben. Es trifft mit dem Ihrigen in dem Punkt zusammen, dass es unsere unschätzbare Sprache von einer anderen Seite in ihrer Glorie darstellt. Ad vocem: Glorie muss ich Sie doch benachrichtigen, dass Wieland in seiner Uebersetzung von Cicero's Briefen dieses Wort in einer Anmerkung in Schutz nimmt, und bei der Gelegenheit etwas von der Verdeutschung der fremden Wörter sagt, das ich Ihnen nicht ausziehen kann, weil ich das Buch verliehen habe. Ich weiss nicht, ob Ihnen ein Buch unter dem Titel: Verdeutschungs-Wörterbuch, das auf der letzten Messe erschienen ist, schon zu Gesicht gekommen ist, es ist ein Auszug in sehr verjüngtem Maassstabe aus Ihrem Verdeutschungs-Wörterbuch; denn es besteht nur aus 16 Bogen in Octav. Der Verfasser ist ein hiesiger Professor, und der Unwille über ein solches Ausschreiben hat mir folgendes Sinngedicht eingegeben, facit indignatio versum:

An Campe.

Mit welcher Kürze! Welcher Fülle!
Prangt Dein gelehrtes Eigenthum!
Du giebst den grossen Sprachreichthum
Der Deutschen in so kleinen Massen,
Dass Strephon — Strephon selbst! — der alles auszieht — diesesmal
Dich wird unausgezogen lassen.

Ueber den Anwachs Ihres zweiten Theils erstaune ich; aber ich sollte es nicht, denn ich kenne Ihren umsichtigen Fleiss und die Sprache ist wie die Fama, crescit eundo. Ich schicke Ihnen anbey die beyden letzten Theile meines neuesten Werkchens, das ich einer hiesigen Buchhandlung mitgeben werde — eine Wurst nach einer Speckseite. Allenfalls könnte der letzte Theil etwas enthalten, was Ihrer Aufmerksamkeit vielleicht nicht ganz unwür-

dig seyn möchte. Es sind einige gewagte Gedanken über den Messias und die Wunder des N. Test., worüber ich gerne Ihre Meinung hören möchte; wenn ich wüsste, dass ich nicht in publica commoda pecco. Wir empfehlen uns alle Ihnen und Ihrer theuern Gattin und ich beharre mit alter zärtlicher Ergebenheit

Ihr

treuer Freund und Diener

Eberhard.

XXXVI.

Johann Joachim Eschenburg,

boren 1743 zu Hamburg, später zu Göttingen ein Schü- Heyne's, befreundet mit Engel, Garve, Michae- ; seit 1773 Professor der schönen Literatur am Colle- n Carolinum zu Braunschweig. Ein Mann von lie- swürdigem Charakter und ausgebreiteten Kenntnissen, asser werthvoller, literarhistorischer Schriften, von n Zeitgenossen namentlich wegen seiner Ueber- ng Shakespeare's bewundert. Die nachfolgenden Briefe gereichen dem persönlichen Charakter der bei- Briefsteller zu hoher Ehre.

1.

Campe an Eschenburg.

e sehr ich mir, theuerster Herr Hofrath, von An- ines Hierseins an, nicht bloss Ihre Achtung, son- ch Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft wünschte, zuversichtlich ich, im reinsten Bewusstsein mei- nen Gesinnungen gegen Sie, noch immer darauf zu

rechnen wagte, dass Zeit und Umstände das Misstrauen, welches Sie gegen mich gefasst hatten, zerstreuen und die gänzliche Unschuld aller meiner Handlungen in Beziehung auf Sie Ihnen nach und nach enthüllen würden: Das habe ich nun seit vier Jahren durch unablässiges Bestreben mir Ihr Wohlwollen zu erwerben und durch standhaftes Ignoriren jeder mir zugekommenen niederschlagenden Nachricht, die mich davon abschrecken wollte, hinlänglich bewiesen. Auch nach dem letzten unglücklichen Vorfall, worein ich durch das sonderbarste Schicksal mit verflochten ward, ist jener Wunsch noch eben so aufrichtig und noch eben so stark in mir. Ich bin daher von Herzen bereit, alles Vergangene aus meinem Gedächtniss gänzlich auszutilgen, und Ihnen zur Errichtung eines auf Vertrauen und Aufrichtigkeit gegründeten freundschaftlichen Verhältnisses zwischen uns auf halbem Wege entgegen zu eilen. Vielleicht, dass ein Sturm, wie der letztere, nöthig war, um uns gegenseitig in eine natürlichere Lage zu bringen, als diejenige war, worin wir uns bisher zu einander befanden. Alles, warum ich noch zu einer sicheren Gründung des neuen, besseren Verhältnisses auf das allerangelegenlichste zu bitten habe, ist dieses: giebt es noch irgend einen Punkt in meinem bisherigen Betragen gegen Sie, wobei Sie meine gänzliche Unschuld noch nicht in einem völlig überzeugenden Lichte sehen; so lassen Sie es, bitte ich inständigst, den ersten Beweis Ihres wiederkehrenden Vertrauens zu mir seyn, mir denselben offenherzig vorzulegen, um mir Gelegenheit zu verschaffen, mich deshalb entweder zu rechtfertigen, oder, wofern ich wider Wissen und Willen das Unglück gehabt haben sollte, etwas Ihnen Missfälliges zu thun, Sie deshalb aufrichtig um Vergebung zu bitten. Sie können mir, bei der Gewährung dieser Bitte, schlechter-

dings nichts äussern, was ich nicht ohne alle Empfindlichkeit, was ich nicht mit wahrem Vergnügen anhören und mit Dank für gewährte Gelegenheit zu meiner Rechtfertigung aufnehmen werde. Ich wünsche sehr, dass Sie diese Bitte erfüllen mögen, weil es ein unfehlbares Mittel seyn wird, Sie vollkommen zu überzeugen, dass ich nicht bloss mit der reinsten Hochachtung, sondern auch mit der aufrichtigsten Gesinnung in jeder anderen Betrachtung immer gewesen bin

Ihr

aufrichtig ergebener

Campe.

2.

Eschenburg an Campe.

Freundschaft, mein werther Herr Rath, fordert, wie h es Ihnen nicht erst sagen darf, Hochachtung und Verauen zur Grundlage, wenn sie echt, herzlich und dauerft seyn soll. Der lebhaftesten Hochachtung gegen Sie ı ich mir seit mehreren Jahren, bis auf diesen Augenck, bewusst; aber mein Vertrauen wurde durch manrlei Vorfälle, durch mehrere, oft vielleicht von mir sverstandene Veranlassungen, bisher von dem erforichen Grade der Stärke und Völligkeit zurückgehal- Die Erklärungen, welche Sie mir durch meine Schwäı in dieser Rücksicht haben mittheilen lassen, sind ıinreichend, meinem — gewiss der Freundschaft nicht hlossenen Herzen das nöthige Zutrauen gegen Sie flössen; und ich glaube Ihnen dagegen diese kurze, ınbefangene und aufrichtige Bezeugung meiner Geıgen schuldig zu seyn. Statt aller weiteren Erkläı, Auseinandersetzungen und Unterhandlungen, las-

sen Sie uns also lieber, von nun an, und von beiden Seiten, alles thun, was zur allmählig immer festeren Gründung dieses Vertrauens beitragen, und es der Hochachtung gleich machen kann, womit ich bin

ganz der Ihrige

Br. den 4. April 1791. Eschenburg.

3.

Sehr angelegentlich muss ich Ihnen, theuerster Herr Rath, die Bitte wiederholen, mir keine weiteren Erörterungen über alle die Anlässe unserer bisherigen Entfremdung zuzumuthen. Wenn ich Ihnen zugleich nochmals versichere, dass mir Ihre mündlichen und schriftlichen Erklärungen völlig hinreichend sind, alles bisherige Misstrauen zu heben; so werden Sie hoffentlich auch mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, in die Aufrichtigkeit dieser Versicherung völliges Vertrauen zu setzen. Unmöglich kann ich mir durch ein, mir ganz unnütz scheinendes Detail eine Menge unangenehmer Eindrücke wieder erneuern; und ich bin von aller Rechthaberei zu sehr entfernt, als dass ich nicht gern zugeben wollte, dass ein grosser Theil dieser Eindrücke durch mich und meine zu grosse Reizbarkeit verschuldet seyn mag. Sie spreche ich eben so gern von aller unmittelbarer und absichtlicher Schuld daran frei; und dies sey Ihnen der erste Beweis meines Ihnen gewidmeten Zutrauens.

Gang der Ihrige

Eschenburg.

XXXVII.

G. A. Forster,

der Märtyrer der Idee. Die vorliegenden Briefe, klassisch nach Form und Inhalt, versetzen uns theils nach Cassel, damals ein Mittelpunkt gährender wissenschaftlicher und literarischer Zustände, theils lassen sie uns tiefere Blicke werfen in Forster's Vereinsamung zu Wilna. Wie bereits früher bemerkt, sollte Forster die naturwissenschaftliche Seite der Campe'schen Schulencyclopädie übernehmen; warum die bereits angeknüpften Verhandlungen sich zerschlugen, wird aus den nachfolgenden Briefen ersichtlich.

1.

Wenn alles Obige nicht schon gedruckt wäre, und r dadurch viel Zeit erspart würde, so hätte ich Sie, tigster Freund, wohl schwerlich in dem feierlichen Tone geladen, sondern vielmehr gebeten, dem Weltschiffer, hier auf dem ungestümen Meere der Schriftstellerei umgetrieben wird, und Nothschüsse thut, auch Ihren en zu öffnen.

Sie glauben mir auf mein Wort, dass mir die Stunwelche ich bei Ihnen zubrachte, noch immer unendschätzbar und theuer sind, und bleiben werden. Die ierung an alles was mir von Ihrer liebenswürdigen ie wiederfahren ist, bis auf den letzten unvergess- Abschied, hat Reize für mein Herz, dergleichen ahre unverstellbare Natur haben kann. Ich habe t die Natur über alles zu schätzen, seitdem ich sie eiti kennen gelernt, und in Europa an so manchen

Orten vergebens gesucht habe. Dass ich Ihnen dieses nicht eher schrieb, als bis ich eine Gelegenheit dazu vom Zaune brechen kann? — Das war theils völlige Ueberzeugung von der Richtigkeit alles dessen was sich von Empfindungen — schreiben lässt, theils Bewusstseyn meiner Redlichkeit, und Hoffnung, dass mich meine Freunde in Braunschweig hinlänglich kennten, um nicht erst auf ein so betrügliches Zeugniss Ihr Urtheil zu gründen.

So lade ich Sie denn nun nicht ein, zum Göttinger Magazin Ihre Beiträge zu liefern, sondern zuvörderst, wenn Sie einmal ein viertel Stündchen verschwenden wollen, mir zu sagen: „ich bin frisch und gesund und dein Freund wie zuvor; meine Frau desgleichen“ u. s. w. Darnach können Sie das zweite viertel Stündchen dem Göttinger Magazin besonders widmen; dies ist fürs Publium, das andere für mich; es mag mich eigennützig schelten, wer da will. Wenn Sie aber das zweite Viertelstündchen eine oder zwei Stunden lang und noch länger machen wollen, so danke ich im Voraus in meinem eigenen und Professor Lichtenberg's Namen, und im Namen des Publikums. Wenn Sie nach dem einliegenden Plan unseres Magazins, übrigens auch von anderen Leuten, etwas Brauchbares und der Welt Nützliches auftreiben könnten, so können Sie mir keine grössere Gefälligkeit erweisen, als in dem Sie dieselben anwerben.

Wollen Sie wissen, was ich mache? — Schon lange macht man mir den Vorwurf, dass ich viel zu ungesellig bin, in Gesellschaften nie laut werde, und lange nicht genug spreche. Alle diese Klagen werden täglich gegründeter, ich entziehe mich der Gesellschaft in Cassel jemehr und mehr, weil — keine nach meinem Geschmack vorhanden ist. Ich lese und studire, um nachzuholen, was mir durch den Verlust meiner Bücher auf einem Ham-

burgischen Schiffe entzogen ist. Ich arbeite so gut sichs nach diesem Verlust thun lässt, an einem Bande der fortgesetzten Uebersetzung des Buffon mit Noten; und würde übrigens so aufgeräumt und sorgenfrei als irgend ein Einspänner in der Welt seyn, wenn ich nur für mich besorgt wäre. — Allein ein jeder Mensch, sowie ein jeder Tag hat seine eigene Plage, und die meinige ist darum ben nicht kleiner, dass ich von meinem Vater in London och immerhin schlechte Nachrichten erhalte, und von ɜr Undankbarkeit einer sonst grossmüthigen Nation ɜts neue Beweise hören muss.

Leben Sie recht wohl. Empfehlen Sie mich Ihren hwiegereltern und Ihrer werthesten Gattin. Ich bin t vollkommenster Hochachtung

Ihr

'assel, den 5. Oct. 1779. ergebenster

Forster.

2.

Wilna, den 9. Julius 1786.

)ie unerwartete Erscheinung eines Briefes von Ihnen, rungswürdigster Herr Rath, hat mir ein desto grösse- ɜrgnügen verursacht, je grösser ich selbst, wenn ich ınen ein Gesuch gehabt hätte, mit demselben Zu- , auch ohne weiteren Anspruch, als jenen den gute ıen immer auf einander machen können, Sie ange- wäre.

hat mir nur an Gelegenheit gefehlt, Ihnen die htung zu bezeugen, die ich längst für Ihren Geist e unermüdeten Bemühungen dem Erziehungswesen !fen, sowie für Ihren Charakter hege, wovon, um bezeugen dass ich genau unterrichtet sey, meine

Mutter mir ein so anziehendes Gemälde gemacht hat. Auch von einer anderen Seite war mir Ihr lieber Brief erfreulich. Hier, wo die Stille der Nacht die Wissenschaften deckt, wo Bemühungen in irgend einem wissenschaftlichen Fache nicht einmal mit der leichten Münze des Ruhms belohnt werden, wo schlechterdings nur der Name von Mund zu Mund geht, der mit den Begriffen von der stärksten Anzahl Leibeigenen oder von der grössten Pharaobank vergesellschaftet ist, — hier fängt der Ausländer allmählig an, von dem Kaltsinn seiner Mitbürger auf die Vergessenheit eines besseren Publikums zu schliessen, und bedarf fürwahr von Zeit zu Zeit eines ermunternden Briefes wie der Ihrige, wenn er nicht an eine Art von gelehrten und politischen Todes seiner selbst denken soll. Hätte ich nicht ein paar Freunde, die an mich schreiben, arbeitete ich nicht aus Leibeskräften, und mit Hintansetzung selbst ökonomischer Bedenklichkeiten, in diese Wildniss Bücher, gelehrte Nachrichten und Journale kommen zu lassen, trotzte ich nicht den Hindernissen, die sich hier von allen Seiten wider denjenigen aufthürmen, der nur mit der übrigen gelehrten Welt Schritt halten will, — so müsste ich schon auf dem Wege seyn, aus Missmuth und Mangel an Hilfsmitteln und Unterstützung, hier zu versauern, die Hände in den Schooss zu legen, und ein eben so unnützer Brodfresser zu werden, als irgend einer von denen, die hier zum Scheine am Erziehungswesen bestellt sind. Aufschub, Procrastination, Gleichgültigkeit gegen alles Gute, Bemäntelung und Begnügsamkeit mit wesentlichen Uebeln, ohne deren Abstellung gleichwohl nie ein einiger Schritt vorwärts zur Aufklärung geschehen kann, hartnäckige Anhänglichkeit an hergebrachten pedantischen Unsinn, tiefe Unwissenheit, mitunter auch Verachtung neuer

zweckmässiger Erziehungsanstalten: — dies verbunden mit der gebrechlichen, alles Patriotismus entledigten Staatsverfassung, mit dem französischen Luxus auf sarmatische Thierheit gepfropft, ist alles, was man hier erfährt, wogegen man sich abhärten und unempfindlich machen, wovon nan die Augen wegwenden muss, um doch Thätigkeit zu ehalten und Kräfte in Uebung zu setzen, die nun einmal der Rücksicht, womit sie hergebracht wurden, müssig ıd brach liegen müssten. Verzeihen Sie mir diese Skizze n meiner hiesigen Lage; sie ist nöthig, damit Sie mich ız beurtheilen können. In Wilna ist kein Buchhändler; Warschau nur ein paar banquerotte, die mit schlüpfri- Romanen handeln; durch ganz Polen ist ein Deuter das empfindlichste Schimpfwort, und der Abum von Frankreichs Friseurs und Putzmacherinnen n die Erziehung des höchsten Adels in Händen. Uren Sie also wie vergebliche Mühe es seyn würde, ür Wittwe Rudolphi Subscribenten zu suchen. In nd ginge es eher an, wo der Adel durchgehends h spricht, und wenigstens auf Artigkeit und Gensspruch machen will. Ich kenne dort nur einen ıen; dem werde ich die mir mitgetheilte Anzeige n.

weniger ich durch die Aussicht irgend eines hier nden Nutzens für meine Arbeit im Fach der Naturhaft aufgemuntert oder belohnt werde, desto erer ist mir Ihr Anerbieten und Ihre Aufforderung, sche Schulen ein Handbuch zu schreiben. Es viel Ehrenvolles, zu viel Schmeichelhaftes für iesem Antrage, als dass ich ihn von der Hand ler Ihnen nicht wenigstens mit eben der Wärme kommen sollte, womit Sie mich aufrufen. Ich mich diesem Geschäfte recht gern, denn so

viel ich weiss, ist es das beste Mittel, mich selbst erst recht mit meinem Fache bekannt zu machen. Indessen fordern Sie viel von mir, und dies Viele wird in meiner hiesigen Lage, wo ich von Hülfsmitteln so zu sagen ganz abgeschnitten bin, noch Mehr. Es wäre leicht, das hundertste Handbuch aus neunundneunzig vorhergegangenen zusammenzusetzen. Allein das wollen Sie nicht, denn dazu brauchten Sie mich nicht; und dann ist es schwer, nach so vielen Vorgängern musterhaft zu werden, oder jenen den Rang abzulaufen.

Wenn ich Sie recht gefasst habe, kommt es darauf an, weder zu viel noch zu wenig zu sagen, — eine Auswahl zu treffen, die allerdings dadurch erschwert wird, dass im Fach der Naturkenntniss alles, unter sich sowohl, als mit unseren Bedürfnissen, in einem so engen Verhältnisse steht. Der Begriff des Gemeinnützigen würde auf einer Seite zu viel in sich fassen, wenn auf das was jedem Stande nöthig zu wissen ist, Rücksicht genommen werden sollte, und auf der anderen Seite zu wenig, wenn man zu sehr beym Allgemeinen stehen bleiben sollte. Die Blumenbach'sche Einrichtung kann zum akademischen Vortrage besonders passen; allein Sie haben Recht, dass sie zum Schulunterricht zu sehr das Gepräge der besonderen Liebhaberey trägt, wodurch gewisse Gegenstände ohne Rücksicht auf ihren Nutzen, vor anderen ausführlicher behandelt worden sind. Indessen würde doch bey einer mehr gleichförmigen Behandlung, ohne deswegen zu sehr ins Specielle sich einzulassen, der Umfang eines Lehrbuchs, worin die wichtigsten fremden und einheimischen Naturalien einigermaassen ausführlich behandelt wurden, eher stärker ausfallen, als dieses, oder die ähnlichen Erxleben'schen und Leski'schen Handbücher. Nun frägt sich, welchen Umfang Ihr Plan

mir erlaubt, bey meiner Bearbeitung einzunehmen? Ein Kupferwerk kann unser Handbuch schlechterdings nicht werden, denn das würde zu viel kosten; allein wenn irgend Kupfer zur Erläuterung eines oder des anderen Jegenstandes hinzugefügt werden müssten, so muss ich nich doch ganz gegen die bey Raff's Naturgeschichte ir Kinder erklären. Schlechte Kupfer sind so gewiss hlimmer als gar keine, wie unrichtige Begriffe nacheiliger sind als völlige Unwissenheit. Lieber lassen wir Kupfer ganz weg, denn bey dem Unterricht muss doch mal etwas, es sey auch nur das gemeinste, was überall der Thür zu haben ist, vorgezeigt werden. Ich hätte ey einen Gedanken, den ich Ihrer Prüfung und besn Kenntniss unseres Publikums gern übergebe. Das lbuch der Naturgeschichte, so wie die ganze Schulclopädie scheint mir doch bestimmt, in die Hände jeden Schülers gegeben zu werden? Dies ist hincher Grund, die möglichste Wohlfeilheit dieser Büie aus dem Gesicht zu lassen. Allein beym Unterelbst, dürfte der Zweck doch gar zu sehr verfehlt , wenn nicht durch sinnliche Vorstellung dem Vor-Hülfe gekommen wird. Daher glaube ich, wäre t undienlich, dass jeder Lehrer wenigstens, ein arbilderwerk zur Naturgeschichte, zum Vorzeigen en hätte. Dieses müsste allerdings nur das Ere darstellen, nur die vaterländischen und die hnetsten fremden Naturalien; aber hievon deut- gut bearbeitete Abbildungen, wobey es unmög- sich falsche Begriffe von den Sachen zu ma-jenige was von der Naturgeschichte durchaus für jeden nöthig ist, könnte solchergestalt auf ındert (höchstens 300) hübschen Kupfertafeln rgestellt werden, welches vielleicht eine Unter-

nehmung für die Schulbuchhandlung wäre. Denn ohngeachtet es so eingerichtet werden könnte, dass das Handbuch auf das Bilderwerk Beziehung hätte, so blieben doch beide immer getrennt und von einander unabhängig. Sollte nicht ein Werk von dieser Art hinlänglichen Absatz finden, um die Kosten zu bestreiten, da doch Werke. welche ganz ins Specielle gehen, z. B. die vielen Insekten- und Conchylien-Abbildungen immer noch abgehen, und ihre Entrepreneurs sich gut dabey stehen? In jeder wohleingerichteten Schule, wo bereits Naturgeschichte gelehrt würde, müsste doch auch ein solches erläuterndes Bilderwerk die Stelle des weit kostbareren Kabinets vertreten. Doch dies sey Ihrer Entscheidung anheimgestellt.

Sie erwähnen noch eines Umstandes, der mir zu wichtig scheint, um ihn ganz zu übergehen. Ihren Schülern wird schon ein Vorgeschmack der Naturgeschichte in dem für sie neuzufertigenden Elementarbuche, als dem ersten Theile der Schulencyclopädie, gegeben. — Da dies Elementarbuch folglich die ersten Begriffe enthält, welche der Zögling erhält, so müssen die Belehrungen, die er in der Folge in höheren Klassen bekommt, sich doch gewissermaassen auf jene früheren gründen und beziehen. jene erläutern und weiter ausführen, nicht etwa sie umstossen, oder den zuerst genossenen Unterricht unnütz machen. Denn so wenig ich von der Erziehung verstehe, so scheint mir doch zweyerley gewiss; einmal ist nichts nachtheiliger als mit undeutlichen Lehren anfangen, und diese hernach durch einen zweiten gründlicheren Unterricht zu berichtigen suchen, und zweytens überhaupt im frühesten Unterricht unrichtige Begriffe mittheilen; da die ersten Eindrücke gewöhnlich unvertilgbarer als die folgenden sind, so ist der Nachtheil desto augenscheinlicher. Billigerweise wünschte ich daher zu wissen, was

eigentlich im Elementarbuch aus der Naturgeschichte vorkommt, und auf welche Art es gesagt wird, damit ich mich in dem Theile, der mir aufgetragen wird, darnach richten könnte. Wenn irgend ein Unterricht Präcision erfordert, so ist es derjenige, welcher die Natur beschreibt, denn hier ist doch das Materielle aller unserer Thätigkeit, und das Objective aller unserer Vorstellungen beymmen; hier eine beträchtliche Grundlage — und das ganze Gebäude unseres Wissens und Denkens wankt, und rsinkt.

Erlauben Sie mir noch eine Frage. Welchen Ton ten Sie den zweckmässigsten bey einem Werke von ier Art, welches so viel als möglich, auch den wächsten Fähigkeiten angemessen seyn muss? Ich ze gleichwohl, dass Hr. Raff ihn ganz verfehlt hat. dünkt, in seinen Werken sey es recht darauf ange-ı, die Kinder ja so lange als möglich kindisch und sch zu erhalten. Die goldene Regel, nur das Nöthige gen, scheint für ihn nicht gemacht. Gar füglich sein Buch um die Hälfte kleiner seyn können, alle Parerga ausgelassen würden; allein alsdann s nur eine halb so starke Bogenzahl! Eben so unch finde ich für den Zweck, wozu Sie ein Handrlangen, die weitläuftige Anführung der Schriftn Lesken's und Erxleben's Handbüchern, und ımuthige Trockenheit ihrer Methoden. Indessen ige ich's auch nicht, wenn man, wie Blumeninen Schriftsteller citirt, ausser etwa aus Liebe erbaren, die Nouvelle Heloise . . . Ich wünschte ıng auf diesen Punkt, dass meine Arbeit einigerleichförmig mit den übrigen Theilen der Encysowohl in Ansehung der Behandlungsart der inerley Manier beybehielte, als auch in An-

ehung der Gränzen, wo sie mit anderen Theilen zusammentrifft, recht eingriffe, keine Lücke liesse, und auch nichts anderswo bereits Gesagtes wiederholte. Könnten Sie mich, verehrungswerther Mann, nicht etwa von dem Plan Ihrer Schulencyclopädie näher unterrichten. Z. B. in die Naturgeschichte gehört doch auch ein grosser Abschnitt der Anthropologie, der physische nämlich. Wie weit ist dieser Gegenstand sonst nach Ihrer Methode an einem anderen Orte behandelt worden? Auch gehört ein kurzer summarischer Begriff vom Zusammenhang des ganzen Weltalls, so weit wir es kennen, und so weit wir ähnliche Grundstoffe überall im Raume wahrzunehmen glauben, in die Naturgeschichte, es sey nun dass wir damit anfangen, oder wie ich's lieber möchte, damit beschliessen. Denn was hiervon in der Physik und Astronomie vorkommt, ist doch nichts weniger als naturhistorisch. Auch die Gränzen der physikalischen Erdbeschreibung stossen an das Gebiet der Naturgeschichte. Wäre ich so glücklich, nur ein paar Stunden lang bey Ihnen zu seyn, so liesse sich mehr abthun, als jetzt durch lange Correspondenzen hin und her; allein Sie haben lieber an den armen Verbannten, als an die vielen Starken, die Ihnen so viel näher sind, sich wenden wollen; da müssen Sie sich schon einige Zeilen mehr nicht gereuen lassen. Der Wunsch, eine Sache, die ich unternehme, nicht zur Hälfte zu thun, sondern so gut, wie ich sie nach meinen wahrlich schwachen Kräften verrichten kann, lässt mich so sehr um jede Beyhülfe bitten, die Sie und Andere mir zu einem gemeinnützigen Zweck leisten können. Auch noch eins. Wie bald verlangen Sie das Handbuch? Ich wünsche dazu alle gehörige Musse, denn ich bin ein langsamer Arbeiter, wo es auf Genauigkeit und Wahl ankommt; und

meine Amtsgeschäfte nehmen doch auch Zeit weg, so wenig sie frommen.

Ich nenne zwar meinen hiesigen Aufenthalt ein Exilium, weil ich mich durch nicht erfüllte Versprechungen hintergangen, hier gleichsam von der wohlthätigen Quelle der Kenntnisse und der Entdeckungen verbannt sehe. Allein, Sie müssen nicht denken, dass ich muthlos und unzufrieden bin. Keineswegs. Quod petis hic est: est Ulubris, animus si te non deficit aequus. Ich versichere Sie, wer in Ulubrae oder Wilna, mit Heynen's Tochter nicht grösser und glücklicher als ein König sich dünkt, der versteht die Kunst zu leben nicht. Ich glaube aber auch, des wahren Genusses, wenn man ihn suchen will und Sinn dafür hat, sey so viel in der Welt, dass man, um glücklich zu seyn, nicht blind zu seyn bedarf, sondern gar wohl das Schwarze so gut wie das Licht ins Auge fassen kann. Jetzt versichere ich Sie nochmals meiner vollkommensten Hochachtung, und bin

Ihr

ergebenster

Forster.

3.

Wilna, den 4. Sept. 1786.

Es macht mir nicht wenig Freude, dass Ihnen meine Antwort einiges Genüge geleistet hat. Ich denke, wenn man jetzt, ehe wirklich zur Arbeit geschritten wird, alles vorher auseinander setzt und sich ganz verständigt hat, so ist das kein Zeitverlust, wenn auch die Correspondenz wegen der grossen Entfernung sich etwas in die Länge zieht. Es kommt darauf an, Ihren Gesichtspunkt recht

sehung der Gränzen, wo sie mit anderen Theilen zusammentrifft, recht eingriffe, keine Lücke liesse, und auch nichts anderswo bereits Gesagtes wiederholte. Könnten Sie mich, verehrungswerther Mann, nicht etwa von dem Plan Ihrer Schulencyclopädie näher unterrichten. Z. B. in die Naturgeschichte gehört doch auch ein grosser Abschnitt der Anthropologie, der physische nämlich. Wie weit ist dieser Gegenstand sonst nach Ihrer Methode an einem anderen Orte behandelt worden? Auch gehört ein kurzer summarischer Begriff vom Zusammenhang des ganzen Weltalls, so weit wir es kennen, und so weit wir ähnliche Grundstoffe überall im Raume wahrzunehmen glauben, in die Naturgeschichte, es sey nun dass wir damit anfangen, oder wie ich's lieber möchte, damit beschliessen. Denn was hiervon in der Physik und Astronomie vorkommt, ist doch nichts weniger als naturhistorisch. Auch die Gränzen der physikalischen Erdbeschreibung stossen an das Gebiet der Naturgeschichte. Wäre ich so glücklich, nur ein paar Stunden lang bey Ihnen zu seyn, so liesse sich mehr abthun, als jetzt durch lange Correspondenzen hin und her; allein Sie haben lieber an den armen Verbannten, als an die vielen Starken, die Ihnen so viel näher sind, sich wenden wollen; da müssen Sie sich schon einige Zeilen mehr nicht gereuen lassen. Der Wunsch, eine Sache, die ich unternehme, nicht zur Hälfte zu thun, sondern so gut, wie ich sie nach meinen wahrlich schwachen Kräften verrichten kann, lässt mich so sehr um jede Beyhülfe bitten, die Sie und Andere mir zu einem gemeinnützigen Zweck leisten können. Auch noch eins. Wie bald verlangen Sie das Handbuch? Ich wünsche dazu alle gehörige Musse, denn ich bin ein langsamer Arbeiter, wo es auf Genauigkeit und Wahl ankommt; und

meine Amtsgeschäfte nehmen doch auch Zeit weg, so wenig sie frommen.

Ich nenne zwar meinen hiesigen Aufenthalt ein Exilium, weil ich mich durch nicht erfüllte Versprechungen ıintergangen, hier gleichsam von der wohlthätigen Quelle ler Kenntnisse und der Entdeckungen verbannt sehe. llein, Sie müssen nicht denken, dass ich muthlos und unıfrieden bin. Keineswegs. Quod petis hic est: est Ulubris, :imus si te non deficit aequus. Ich versichere Sie, wer in ubrae oder Wilna, mit Heynen's Tochter nicht grösser l glücklicher als ein König sich dünkt, der versteht die ıst zu leben nicht. Ich glaube aber auch, des wahren ıusses, wenn man ihn suchen will und Sinn dafür hat, so viel in der Welt, dass man, um glücklich zu seyn, t blind zu seyn bedarf, sondern gar wohl das Schwarze ıt wie das Licht ins Auge fassen kann. Jetzt verre ich Sie nochmals meiner vollkommensten Hochng, und bin

Ihr

ergebenster
Forster.

3.

Wilna, den 4. Sept. 1786.

macht mir nicht wenig Freude, dass Ihnen meine einiges Genüge geleistet hat. Ich denke, wenn t, ehe wirklich zur Arbeit geschritten wird, alles ıseinander setzt und sich ganz verständigt hat, kein Zeitverlust, wenn auch die Correspondenz r grossen Entfernung sich etwas in die Länge kommt darauf an, Ihren Gesichtspunkt recht

zu fassen, und das Handbuch so auszuarbeiten, dass wirklicher Nutzen daraus erwachsen könne.

Sie haben ganz Recht. Das Werk muss zwiefach seyn, eines für den Schüler, das andere für den Lehrer. Nun lassen Sie uns die Gränzen eines jeden genau bestimmen. Hauptsächlich werden wir die Fehler der Wiederholung zu vermeiden haben. Wir haben in der Naturgeschichte 1) die Beschreibung der Körper, 2) die Geschichte ihrer Veränderungen, und 3) den Nutzen eines jeden für uns und überhaupt zu behandeln.

Der Grundriss soll, für den Schüler, klein und wo möglich, setzen Sie hinzu, tabellarisch entworfen werden. Verstehe ich Sie recht, wenn ich mir darunter ein systematisches Skelet denke, welches die Classification hauptsächlich, und demnächst von Geschichte und Nutzen wenigstens so viel, als zur Erweckung des Gedächtnisses nöthig ist, enthält, damit ein paar Worte bey jedem Naturkörper den Schüler an dasjenige, was davon in der Lehrstunde weitläuftig erzählt wurde, erinnern möge?

Um alsdann nichts unnöthig zu wiederholen, müsste das Handbuch für den Lehrer, zuvorderst, insofern es System und Classification betrifft, nur Scholien und Erläuterungen der Terminologie enthalten. Sodann folgten Beschreibungen der einzelnen Körper, weil doch die Unterscheidungslehre jeder Zeit den Anfang machen muss; und nun die eigentliche Naturgeschichte, d. i. Geschichte der Entstehung, des Wachsthums, der Veränderungen und Verwandlungen jeder Art, bey Thieren z. B. des ganzen Lebenslaufs, der Triebe, der Sitten etc., und hauptsächlich auch des Nutzens, sowohl des ökonomischen und technologischen,

als anderweitigen. Am Ende noch ein Corollarium mit dem Vorhergehenden, um den Ueberblick des Ganzen zu erleichtern und die Gränzen, wo Naturgeschichte ich an andere Wissenschaften anschliesst, aufzunehmen. lier würde das etwanige Kosmographische, wovon ich n ersten Briefe sprach, mit ganz wenigen Worten seinen latz finden. Es soll mehr nicht seyn, als ein Wink, wourch der allgemeine Zusammenhang angedeutet, die ·konomie der Natur mit diesem ihrem ganzen Hausrath, n wir so einzeln aufgezählt haben, unter einen Gehtspunkt zusammengezogen, und gezeigt wird, wie das inste und das Ungeheuerste in immerwährender Beıung auf einander stehen.

Ihr Wink, in der Naturgeschichte hauptsächlich enstände zu wählen, welche dem Kaufmann, Manuıristen, Oekonomen (ich möchte hinzusetzen, dem und Wundarzt) wichtig sind, mit Anzeige ihres ens und der Art, wie sie verarbeitet und gebraucht en, ist meinen Begriffen ganz gemäss; nur müssen ns hüten, dem Technologen nicht zu sehr ins Handzu greifen. Doch auch bei der billigsten Einschrändürfte in solchem Fall das Handbuch gar leicht ände stark werden, wie Sie selbst vermuthen. Es ir lieb seyn, wenn Sie mir in dieser Michaeliswas etwa von Ihrer Schulencyclopädie heraus ist, ken wollen, damit ich doch in Ansehung der Art, die Sache im Ganzen behandelt wissen wollen, en bestimmten Begriff machen könne. Ich hatte s ich in Cassel war, anheischig gemacht, auf das swerk zu subscribiren; hier bin ich ausser aller ing mit den Sammlern gekommen. Auch dieses inschte ich von der Schulbuchhandlung zu er- Es kann an Herrn Buchhändler Kummer in

Leipzig abgeliefert werden, durch den ich auch die Zahlung leisten kann.

Ich arbeite jetzt sehr fleissig an der Uebersetzung von Cook's letzter Reise; sobald diese fertig ist, oder wenigstens für das Messbedürfniss gesorgt ist, werde ich mit Ernst an die Anordnung der Materialien zu unserem Werk gehen, und zwar zuerst an die Auswahl von Kupfern, die zur Erläuterung, nach meinem Vorschlag nöthig seyn dürften. Ich verbinde damit noch eine Idee, die ich Ihnen ausführlich mittheilen will, sobald sie etwas mehr zur Reife gelangt ist. Für's Erste nur so viel davon: Durch Kupferstiche ist doch unmöglich alles zweckmässig zu erläutern; in vielen Fällen taugen sie nicht, denn viele Sachen lassen sich nicht abbilden, so dass man sie unterscheiden kann, z. B. Mineralien. Es ist auch dem Lehrer nicht gut, dass er lernt sich lediglich auf seine Kupferstiche zu verlassen. Also muss doch beym Unterricht einiges in Natura vorgezeigt werden; und da wäre es eine mercantilische Entreprise für einen Sachkundigen, der sich damit befassen wollte und könnte, dergleichen Cabinette für Schulen zu liefern. Es versteht sich, dass hier von keiner Naturaliensammlung im Grossen die Rede seyn kann. Sondern es müssen erstlich an den Thieren die Theile, sowohl innere als äussere, hauptsächlich die Sinneswerkzeuge, die Verdauungswerkzeuge, und das System des Kreislaufs, durch Präparate erklärt werden. Demnächst hat man von jedem Hauptabschnitt ein oder ein paar Thiere, in Weingeist oder trocken aufbewahrt; und letzteres eine kleine mineralogische Grundlage, die durchaus nichts Kostbares, sondern nur Zweckmässiges enthalten muss. Ein solches Cabinet würde nicht theuer zu stehen kommen, und doch unendlich viel zur Beförderung der Wissenschaft ausrichten. Ein jeder Lehrer

würde vielleicht selbst dadurch angefeuert, dasselbe durch eigenen Fleiss, wenigstens mit den Naturproducten seiner Gegend zu vermehren; und da hiebey immer nur auf das Nützliche hingewiesen wird, dürfte auch die ewige Spielerey mit Naturalien dadurch nicht befördert werden. Die Botanik muss ohnehin jeder Lehrer mit frischen Pflanzen vom Felde erläutern. In diesem Fach ist mit Sammlungen nichts auszurichten.

Es wird mir in der That schwer, zu bestimmen, was ·h für meine Arbeit verlangen soll. Am besten ist es, ie Schulbuchhandlung schickt mir, was von der Encyopädie heraus ist, und sagt dann, was sie für den Bo·n dieses Formats und Druckes (da doch alles wahrheinlich gleichförmig gedruckt wird) geben will. Ihre usserung ist mir Bürge, dass man mir meine Mühe ohnen wird, wie ich es wünschen kann. Ich an mei· Seite werde es an Fleiss und Arbeit nicht mangeln en.

Recht gern übernähme ich auch die physische Erdhreibung, wenn ich nicht gerade in diesem Fach am ten von Hülfsmitteln entblösst wäre. Die Materiazur physischen Erdbeschreibung liegen sehr zert, und es ist darin noch wenig vorgearbeitet; denn ısere Bücher für Schulen bestimmt sind, müssen wir as bloss Wissenschaftliche schon etwas Verzicht um das Allgemeinnützliche desto besser aufzustel-ulof's und Bergmann's physische Erdbeschreiist z. B. für den Landmann und Kaufmann zu hoch. Sie indessen gegen die Zeit, wo ich mit dem Handür die Naturgeschichte fertig bin, diese Lücke in Encyclopädie noch nicht gefüllt haben, und mit Arbeit zufrieden sind, so stehe ich ja dann noch zu Ihren Diensten, und vielleicht liesse sich als-

dann leichter mit der Schulbuchhandlung eine Verabredung nehmen, nach welcher sie mir einige der unentbehrlichsten Hülfsquellen zu verschaffen suchen könnte.

Ich erkenne endlich noch mit dem gerührtesten Danke die edle Regung Ihres vortrefflichen Herzens in Absicht auf meine hiesige Lage. Das geringste, was ich thun kann, um Ihnen zu beweisen wie tief ich das Menschliche und Wohlwollend-Theilnehmende fühle, was in Ihrem gütigen Anerbieten liegt, ist unbegränztes Zutrauen zu Ihnen zu fassen, und Ihnen meine Verhältnisse näher bekannt zu machen, denn obgleich noch lange nicht an einer Ortsveränderung gearbeitet werden kann, so ist es doch nicht übel, dass Jemand daran denkt, der sie einmal ins Werk richten kann. Mein Loos, liebster Freund, hat, wie so manches andere, seine angenehme und vortheilhafte und seine drückende beschwerliche Seite. Familienverhältnisse, und einige andere Vorfälle, die ich Ihnen nur mündlich erzählen könnte, hatten mich in Cassel sehr in meinen Finanzen zurückgesetzt; ich war ansehnlich verschuldet als das hiesige Anerbieten kam. Der Hauptpunkt, der es mir annehmlich machte war der, dass ich hier Cabinet und botanischen Garten unter meine Aufsicht bekommen, dass ich jährlich beides auf öffentliche Kosten vermehren, folglich mein Fach ganz praktisch, wie ich es gewünscht hatte, betreiben sollte. Das hatte ich bisher in Deutschland noch nicht gekonnt. Nun war also nur noch die Frage übrig, ob ich mich in Ansehung meiner häuslichen Umstände verbessern würde. Ich ging ins Detail, und die Sache fand keine Schwierigkeit; man that mir einen starken Vorschuss, um alle meine Schulden zu bezahlen, und ich machte mich anheischig, ihn in kleineren Zahlungen, die mich nicht drückten, zurückzubezahlen, zugleich aber musste ich verspre-

chen, eher nicht einen anderen Ruf anzunehmen, als bis der Vorschuss abbezahlt wäre. Solchergestalt bin ich noch auf sieben Jahre hier engagirt. Nun fand ich zwar bei meiner Ankunft weder Cabinet noch Garten, und nur schlechte Hoffnung dass etwas dazu gethan würde; allein das ist auch das einzige wahrhaft drückende meiner Lage, da ich übrigens mit Frau und Kind (seit dem 10. August habe ich eins) mein Auskommen habe. Durch Vorstellungen und Beharrlichkeit habe ich schon eines und das andere errungen, und da ich die gute Sache habe, werde ich auch noch mehr erringen. Ich bin nun auch bald so weit, dass ich nicht mehr Gefahr laufe durch Mangel an Büchern in meinem Fach zurückzubleiben und fremd zu werden. Ich kaufe doch jährlich für die akademische Bibliothek in meinem Fach für funfzig und mehr Dukaten Bücher an, complettire dadurch dieses Fach, und bleibe mit der gelehrten Welt in Nexu. So kann ich eher verschmerzen dass ich in meinem eigentlichen Fache wenig Nutzen stifte, weil mir die Hände dabey zu sehr gebunden sind. Ich kann mittlerweile wenigstens für mich arbeiten und mich zu einer künftigen Verbesserung vorbereiten und geschickt machen. Wenn ich nach vollendeten sieben Jahren (es versteht sich, dass kein Unglück dazwischen kommt, wie z. B. eine Zerrüttung des Reichs, wodurch die Akademien eingingen, die Salarien nicht gezahlt würden, oder dem ähnliches) eine Lage finden kann, die mir nicht nur für das Gegenwärtige mehr Annehmlichkeit, sondern auch für meine Glücksumstände sichere Aussichten darbietet, so läugne ich nicht, dass der Wunsch, meine übrigen Tage gemächlicher und mehr nach meinem Geschmack zu verleben, mich eher bald wegbringen würde. Bis dahin befolge ich die Horaz'sche Vorschrift: dona praesentis rape

laetus horae, und pflücke sorgfältig jedes Blümchen von Freude, das vor meinen Füssen aufsprosst. Denn was würde es helfen, nur auf Hoffnung zu säen, wenn die Hoffnung so ungewiss ist? Heute lebe ich, also muss ich sehen dieses Heute zu geniessen, wer weiss ob ich morgen noch geniessen kann. Nur mit solchem Herzen und solcher Denkungsart kann man auch zu Ulubrae oder Wilna froh seyn, ohne den Sinn für alles das zu verlieren, was man entbehren muss. An der Seite einer Person die man liebt, und die dem Verstande auch Genüge leistet und ihn nährt, kann man trotz dem Klima, der rauhen armseligen Natur, dem Mangel an allem Umgang und der Einschränkung auf das Unentbehrliche, vergnügt und zufrieden leben, auch will ich hoffen, nicht ganz unnütz in der Welt zu seyn. Verzeihen Sie diese lange Auseinandersetzung, und nehmen Sie nochmals meinen wärmsten Dank für Ihr theilnehmendes Anerbieten hin. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr

ganz ergebenster

Forster.

4.

Auch ich, mein verehrungswürdiger Freund, muss jetzt wegen verzögerter Antwort auf Ihren letzten lieben Brief, Verzeihung von Ihnen zu erhalten suchen, noch weit mehr aber wegen der Nachricht, die ich mich genöthigt sehe Ihnen mitzutheilen, und die an dieser Verzögerung Schuld ist. Mein ganzes Schicksal nimmt unerwartet eine neue Wendung; ich verlasse Wilna, aber nicht um in Deutschland bequem an unserem vorgehabten Werke fortzuarbeiten, sondern, denken Sie einmal! —

ım zum zweiten Mal ins Südmeer zu schiffen. Die Kaiserin von Russland hat mich angeworben, und hat uch ohne dass ich einen Schritt zu thun brauchte, meine 'ntlassung bewirkt. Ich konnte Ihnen dies nicht eher hreiben, als bis es entschieden war; allein bey dem npfang Ihres letzten Briefes war es schon im Werke. e Vorschüsse, welche ich von der Erziehungscommis- n erhalten hatte, zahlt Russland zurück; und ich werde ›st Frau und Kind auf Lebzeiten versorgt. Die Reise t in's Südmeer, um das Vorgebirg der guten Hofnung ım, und weiter bis nach Japan, und die demselben ən russischen Küsten. Für die Wissenschaft gedenkt Kaiserin, sowie überhaupt für die ganze Expedition, Kosten zu scheuen, und so wird diese Reise ein mal', welches ihr Ruhm bey der späten Nachwelt ben wird.

n wenigen Tagen gehe ich von hier ab; meine Sa- sind schon alle unterwegs, und nach der Mitte Sep- rs hoffe ich in Göttingen zu seyn, wo ich meine urücklassen werde; von da nehme ich den kürze- eg nach England, wo gegen die Zeit meiner An- ie russischen Schiffe, die zu dieser Expedition be- sind, eingetroffen seyn werden, um ihre Aus- dort zu vollenden.

bleibt mir nunmehr, in Absicht des Handbuchs ırgeschichte nur noch übrig, auf Ihre Bemerkun- mein Verzeichniss zum Elementarwerk, zu ant- damit, wenn Sie, wie ich nicht zweifle, Jemand die Ausarbeitung auftragen, über diesen Punkt s aufs Reine seyn mögen.

lso, da mein Entwurf bloss hypothetisch war, so les Hauptsächliche von Ihrem Urtheil abhän- hatte das, was bey uns gewöhnlich ist, aufge-

nommen, weil hauptsächlich auf einheimische Gegenstände Rücksicht genommen werden sollte; und physiologische Tafeln vorgeschlagen, weil die Begriffe unentbehrlich sind, die sie geben sollen. Können Sie solche durch Präparate geben, so ist es allerdings besser. Ich habe nichts dagegen, dass so viel als immer möglich in natura vorgezeigt werde; folglich können auch die Abbildungen von Hund, Katze, Schaf, Ochs, Pferd etc. wegbleiben, sobald die Schuleinrichtung es mit sich bringt, dass diese Thiere selbst vorgezeigt werden. Würden sie aber nicht vorgezeigt, so würde man in Betracht derselben, wohl zu viel auf den Beobachtungsgeist der Kinder rechnen, die zwar den Begriff dieser Thiere in concreto behalten, aber die Zusammensetzung desselben, nämlich die wesentlichen Kennzeichen einer jeden Art dadurch noch nicht erlernt haben würden. Indessen ist Ihr Argument, was diesen Punkt betrifft, ohne Widerrede; Sie müssen mit Ihrer Unternehmung sicher und vorsichtig gehen, und daher das Kupferwerk nicht auf eine gar zu grosse Anzahl Kupfer ausdehnen; es bleibt also immer rathsamer nur die selteneren als die ganz gewöhnlichen Gegenstände abzubilden.

2. Was unter der Rubrik Genitalia et Uterus in meinem Verzeichnisse steht, ist freylich nicht unumgänglich nothwendig. Es kommt hierbey alles auf das Alter der Kinder an, denen das Elementarwerk bestimmt ist, zweytens, auf den Grad von Kenntniss, den man ihnen von der Natur mittheilen will. Ich konnte nur im Allgemeinen anzeichnen, was die Wissenschaft in sich fasst; und Sie bestimmen dann, was Sie Ihren Schulen davon als nützlich und zweckmässig überlassen wollen.

Den Wunsch, dass wir uns einige Stunden lang besprechen könnten, den Sie in Ihrem Briefe äusserten, hege

ich auch, und doppelt wünschte ich eine Zusammenkunft wegen meiner bevorstehenden Reise. Ich möchte gern die Ideen eines jeden denkenden Mannes mit auf den Weg nehmen, denn der Gesichtspunkte, unter welchen man forscht und beobachtet, können nie zu viele seyn. Vielleicht trifft sichs noch irgendwo. Ich bitte Sie indessen, mir ferner Ihre Liebe und Freundschaft zu schenken, und von der Wärme meiner Hochachtung und Ergebenheit fest versichert zu seyn.

Ganz der Ihrige

Wilna, den 22. August 1787. Forster.

5.

Göttingen, den 3. Juli 1788.

Ich säume keinen Augenblick, mein sehr werthgeschätzter Freund, Ihnen den Empfang Ihres gütigen Schreibens vom 28. Juni zu melden, und zugleich, wiewohl aus Mangel der Zeit, nur ganz kurz, darauf zu antworten. Sie sind mir nur zuvorgekommen, denn ich hatte mir vorgenommen, sobald einige dringende Geschäfte, die auf meine neue Lage Beziehung haben, abgethan wären, bey Ihnen wegen unserer ehemaligen Verabredungen anzufragen.

Ich will gern in müssigen Stunden für Sie arbeiten; nur frägt es sich von Neuem, und mich dünkt mehr als jemals, *nach welchem Plan*, da Sie mir schreiben, dass „bereits ein anderer braver Mann es übernommen hat „die Naturhistorie und Technologie, in eins verwebt, *für* „*die Bürgerschulen* zu bearbeiten," und zwar, so viel ich aus dem Verfolg ersehe, genau dasjenige zu liefern, was ich Ihnen liefern sollte. Nunmehr ist es an Ihnen, verehrungswürdiger Mann, mir näher zu sagen, was noch

für mich zu thun übrig bleibt? Wenn, wie ich vermuthe, die unterstrichenen Worte: für die Bürgerschulen, hier einen Wink geben, dass meine Arbeit für andere Schulen gemeynt sey, so wird eine ziemlich weitläuftige und bestimmte Auseinandersetzung nöthig seyn, ehe ich mich etwas auszuarbeiten unterfange; denn ich gestehe, mit den Nüancen zwischen Schulen und Schulen, und ihrem jedesmaligen Bedürfniss bin ich nicht bekannt; ich bin nie selbst in die Schule gegangen, und habe auch kein Schulamt je bekleidet; mir ist es also zu verzeihen, wenn ich nicht ohne einige Anleitung fasse, was Sie jetzt von mir verlangen, und nicht sogleich in Ihre Ideen eingehe.

Vielen herzlichen Dank für Ihre guten Wünsche! Ich habe schon so manche getäuschte Hoffnung gekannt, dass ich nun endlich anfange ruhig abzuwarten, die Dinge die kommen sollen, ohne mir zu viel zu versprechen; und das ist, glaube ich, das beste Mittel, in einer solchen Welt, zufrieden zu leben! Mit aufrichtigster Hochachtung beharre ich stets der

Ihrigste

Forster.

XXXVIII.

Christian Garve

(† 1798), der Freund Gellert's, eine schöne Seele in schwachem Körper, den Zeitgenossen ein Philosoph im ächten Sinne des Worts.

Einen Theil des zweiten Briefes, Einwürfe Garve's wider die Nützlichkeit periodischer Zeitschriften, liess Campe im „Braunschweigischen Journal" (I, 16 bis 19) abdrucken und beleuchtete diese Einwürfe in eingehender Weise (I, 19 bis 44).

1.

Breslau, den 22. December.

Hochzuverehrender Herr und Freund!

Sie erweisen mir durch Ihre mir zuvorkommende Zuschrift viel Ehre; Ihr Beyfall ist mir schmeichelhaft, und Ihr freundschaftliches Andenken schätzbar. Aber der Auftrag, den Sie mir geben, ist schwer, und beunruhigt mich. Ich bin mit dem Herrn Probst Hermes durch den Umgang in Verbindung: er gehört, wenn nicht zu meinen vertrauten Freunden, doch zu meinen guten Bekannten. Ich weiss, wie sehr er eine Veränderung seiner Lage wünscht, wie sehr er in mancher Absicht Ursache hat sie zu wünschen, und wie viel ein Ruf nach Hamburg zu seinem Glück und zu seiner Zufriedenheit beytragen würde. Diese Umstände machen, dass ich einigermaassen selbst dabey interessirt bin, die Wahl auf ihn fallen zu sehen, dass ich eine Art von Verpflichtung habe,

wenn es möglich wäre, durch meine Empfehlung etwas zu diesem Ausgange der Sache beyzutragen. — Auf der anderen Seite verlangen Sie mein ganz aufrichtiges Urtheil; es ist die Sache einer ganzen Gemeinde, eines grossen und angesehenen Publici, welche Sie führen; — und ich bin also verbunden, alle andere Betrachtungen bey Seite zu setzen, und bloss zu sagen, was der Wahrheit, oder wenigstens meinen Einsichten gemäss ist. Glauben Sie ja nicht, dass dies ein Eingang sey um Ihnen viel Nachtheiliges vom Probst Hermes zu sagen: es ist nur der Eingang um mich zu rechtfertigen, wenn ich Ihnen kein recht sicheres und bedeutendes Urtheil über ihn mittheile; wenn ich wenig beytragen werde, Sie den Mann besser kennen zu lehren, als Sie ihn jetzt schon kennen. — Zu meiner Beruhigung sehe ich, da ich Ihren Brief zum zweiten Mal lese, dass Sie von mir nicht verlangen, was mir vielleicht am schwersten selber würde, den inneren Gehalt und den Werth seiner Predigten zu beurtheilen. In der That wäre es ganz unnöthig die Kanzelvorträge eines Mannes zu charakterisiren, der sich als Schriftsteller bekannt gemacht hat; zu dessen Wahl seine Schriften allein Anlass gegeben. Der Mensch bleibt sich immer ähnlich. Wie er einmal gedacht und geschrieben hat, so wird er, wenigstens in seinen glücklichen Augenblicken, immer wieder denken und schreiben können. Wem also die Sophie des Probst Hermes ganz gefällt, wem auch die moralischen Abhandlungen in derselben, wem seine herausgekommenen Casualpredigten gefallen: dem werden auch seine Vorträge auf der Kanzel, dem wird auch der ganze Mann gefallen. Es kann seyn, dass er nicht alle seine Predigten so sorgfältig ausarbeitet, als die, welche er hat drucken lassen; und dass daher bey seiner jetzigen Gemeinde, auch die, welche als

Leser mit seinen Schriften vollkommen zufrieden waren, nicht eben so zufrieden als Zuhörer mit seinen Vorträgen gewesen sind. Aber die Ursache daran liegt gewiss zum Theil in dem Mangel der Aufmunterung, die dem Redner sein Auditorium geben muss. Wenn er in Hamburg, auf einem Platze, den er sich immer gewünscht hat, stehen, vor einer ansehnlichen Gemeinde, unter Personen die gut von ihm denken, und deren Hochachtung er erhalten will, auftreten wird: so wird er sich gewiss alle die Mühe geben gut zu predigen, die er sich jetzt giebt, gut auszuarbeiten, was er drucken lässt. Und alsdann bin ich überzeugt, dass seine Kanzelvorträge seinen Schriften gleich seyn werden. — Aber wenn Sie mich nun darüber fragten, wie mir diese Schriften, besonders die brillant gemachten Predigten selbst gefallen: so würde ich Ihnen aufrichtig gestehen müssen, dass die Manier, welche er gewählt hat, nicht diejenige ist, die ich mir an meinem Prediger wünschen würde. Wenn Ihr Freund eine Zollikofer'sche oder Spalding'sche zum Muster nimmt: so kann ihm eine vom Probst Hermes, die so weit von jenen abgeht, nioht gefallen. Die Predigten des letzteren enthalten, so viel ich deren kenne, keine vollständige zusammenhängende Ausführung einer Materie: sondern sind eine Sammlung einzelner oft frappirender, zuweilen weit hergeholter Gedanken, nicht selten mit Kraft gesetzt, hin und wieder aber in einen precieusen und nicht ganz natürlichen Styl eingekleidet. Sie sind selten unterrichtend, aber sie sind zuweilen rührend. Da (wie es mir scheint) die Einbildungskraft des Mannes stärker ist, als seine raisonnirende Fähigkeit: so ist er auch weniger glücklich in der Auseinandersetzung von Begriffen, oder in der Erörterung allgemeiner Wahrheiten, als in der Schilderung moralischer Bilder. Doch ich darf Ihnen ja

nichts über eine Sache sagen, die vor Ihren Augen wie vor den Augen des Publici liegt. Der Redner ist dem Schriftsteller gewiss ähnlich, wenn er ihm auch nicht immer ganz gleichkommt. — Was seinen persönlichen Charakter betrifft, so ist dieser ganz unbescholten. Ich habe ihn bey mehreren Gelegenheiten als einen sehr dienstfertigen, und zum Besten anderer thätigen Mann kennen lernen. Sein Aeusseres ist nichts weniger als unangenehm: seine Stimme ist deutlich. Das einzige, was gewisse Personen an ihm auszusetzen finden, ist eine gewisse Liebe zum Ausserordentlichen, verbunden mit einiger Selbstgefälligkeit. Diejenigen, welche das ganz Simple, Natürliche, Ungesuchte lieben, werden nicht so zufrieden mit seinem Umgange seyn, als die welche dem Unerwarteten und Künstlichen den Vorzug geben.

Man muss also in der That die Gemeinde kennen, um zu bestimmen, ob er als Prediger sich für sie schickt. Mancher Lehrer ist an einem gewissen Orte brauchbar und geschätzt gewesen, und hat mit Veränderung seiner Gemeinde von seiner Achtung wie von seiner Nutzbarkeit verloren. Sehr viel thut es, den Menschen in seinem vortheilhaften Lichte zu zeigen, wenn er in Umstände versetzt wird, wo er zufrieden ist, und wenn die Aufmerksamkeit und der Beyfall seiner Mitbürger ihn aufmuntern. Hier steht Probst Hermes nicht an seiner rechten Stelle; und das Missvergnügen welches er empfindet, dass seinen Talenten nicht einmal Gerechtigkeit wiederfährt, macht auch, dass er sie nicht in vollem Maasse brauchen kann, macht vielleicht, dass er sich durch etwas mehr Eitelkeit als er zeigen sollte, gegen die Ungerechtigkeit anderer zu wehren sucht. Da wo er geschätzt, gesucht wird, wird er auch noch liebenswürdiger seyn. Aber etwas Gespanntes, Gesuchtes, welches schon seiner

Natur eingewebt ist, wird sich immer finden. Dies charakterisirt schon seine Physiognomie; gute Kenner werden es bald an seinem Betragen gewahr werden: und seine Schriften tragen eben dieses Gepräge. Wie ungleich aber die Urtheile der Menschen besonders über solche Personen sind, zeigt sich anch hier in meiner Vaterstadt. Der grosse Haufe giebt den Predigten des Probst Hermes keinen besonderen Beyfall: aber er hat mehrere enthusiastische Verehrer, und unter diesen Personen von Verstand und Verdienst. Wenn ich nach dem ausgebreiteten Beyfall, den seine Sophie in Deutschland erhalten hat, schliessen soll: so sind derer auswärtig noch weit mehr, die mit seiner Denkungsart sympathisiren. Ich für mein Theil vermisse ebenfalls das Natürliche in diesem Buche. Ich erkenne und schätze die Talente, die nöthig waren dasselbe zu schreiben: ich selbst kann es nicht geniessen. — Noch einmal also versichern Sie Ihren Freund, alles was man aus den Schriften des Mannes, von seinem Charakter nicht erkennen kann, sein persönlicher, sein moralischer Charakter, sein Anstand ist ihm vortheilhaft: die Fehler desselben, etwas Eigenliebe, Affectation und Entfernung von dem Natürlichen sind auch seinen Schriften eigen: und wer also diese sammt seinen Mängeln für sich völlig brauchbar findet, wird auch den Mann sehr gut nutzen können.

Ich habe Sie lange aufgehalten: Aber ich habe geglaubt so weitläufig seyn zu müssen, wenn ich sowohl die Pflicht der Aufrichtigkeit gegen Sie, als die Pflicht der Freundschaft gegen Hermes erfüllen wollte.

Was meine eigene Schrift betrifft: so bin ich glücklich, wenn sie guten Menschen gefällt, und nützlich ist. Aber Sie reden von der Vollendung derselben. Ich gestehe es, dass ich nicht gedenke etwas mehr hinzuzuthun,

ob ich wohl gedenke mehreres darin zu verbessern. Den Gedanken, die historischen Anmerkungen hinzuzusetzen, habe ich fast ganz aufgegeben. Sie sind nicht nothwendig, sie sind nicht ausserordentlich nützlich; sie würden noch viel Arbeit kosten: und meine Gesundheit und Kräfte reichen zu weniger Arbeit zu. Aber die politischen Aufsätze will ich bey einer zweyten Ausgabe neu ausarbeiten, wofern ich kann. (Die im Messkatalog angekündigte zweyte Ausgabe ist nichts als ein vom Buchhändler, ohne mein Zuthun, in der grössten Geschwindigkeit besorgter Abdruck, um dem Nachdruck entgegen zu arbeiten.) Ich muss Unrecht haben in den Sachen oder im Ausdruck, weil ich so vielen verständigen Leuten anstössig gewesen bin. Vielleicht mache ich noch in diesem Winter einen kleinen Aufsatz zu meiner Vertheidigung, oder vielmehr zur Entwickelung meiner Gedanken, und zur Bestimmung des Gesichtspunktes bekannt, in welchem ich die Gegenstände angesehen habe.

Empfehlen Sie mich dem Herzoge zu Gnaden, wenn er sich meiner erinnert. Empfehlen Sie mich auch Herrn v. Eschenburg auf das Freundschaftlichste, und danken Sie ihm in meinem Namen, für die sehr gut ausgefallene Bestellung des Clavirs. Es ist wohlbehalten hier angekommen; es findet den Beyfall nicht nur des Besitzers, sondern aller die es hören. Ich hoffe, dass das Geld eben so richtig in die Hände des Künstlers gekommen seyn wird. — Ich bitte noch zuletzt um Ihre Freundschaft, und versichere Sie der meinigen.

Garve.

2.

Hochzuverehrender Herr und Freund!

Ihre freundschaftliche Zuschrift, die gute Meynung, welche Sie und Ihre Freunde von mir und von meinen Arbeiten haben, kann mir nicht anders als sehr angenehm seyn. Ich wünschte, dass ich die letzte in dem Grade verdiente, in welchem Sie sie äussern. Ich weiss indess sehr wohl, dass man die Achtung guter Menschen auch durch unvollkommene Versuche das Gute zu befördern erhalten kann.

Was die Aufforderung anbetrifft, mit welcher Sie mich zugleich beehren, an einer periodischen Schrift, welcher Sie einen ausgebreiteten nützlichen Endzweck vorsetzen, mit Ihnen gemeinschaftlich zu arbeiten: so würden Sie, wenn Sie meine Umstände, besonders meine körperliche Verfassung genau kennten, beynah die Unmöglichkeit einsehen, dieselbe anzunehmen, ohne mich der Gefahr auszusetzen, dass ich Erwartungen errege, die ich nachher nicht erfülle, oder nicht so gut erfülle, als man von mir hofft.

Ich kann nur wenig Zeit auf Arbeiten, wozu eigenes Nachdenken gehört, wenden: und von dieser Zeit kann ich zu meinen eigenen Arbeiten nichts entbehren. Diese Schwäche ist auch die Ursache, warum ich mich mit Uebersetzungen beschäftige. Ich fülle damit auf eine nicht ganz unnütze Art diejenigen Stunden aus, in denen ich zu einer grösseren Anstrengung unfähig, und doch nach einer etwas lebhafteren Beschäftigung als dem blossen Lesen, begierig bin. So wenig kann ich zur Ausführung meiner eigenen Entwürfe thun, und so lange bleiben oft längst von mir angefangene Aufsätze unvollendet: dass

ich mich unmöglich zum Beystande anderer in ihren literarischen Unternehmungen anheischig machen kann, ohne am Ende sowohl meinen Vorsätzen als meinen Versprechungen ungetreu zu werden.

Dies ist nicht blosser Vorwand, sondern es ist lautere Wahrheit. Erlauben Sie mir indess bey dieser Gelegenheit Ihnen meine Gedanken über die ganze Gattung von Schriften, zu welcher Sie meine Beyträge verlangen, mit aller Freymüthigkeit mitzutheilen.

Es ist seit einiger Zeit unter uns gewöhnlich geworden, dass mehrere Gelehrte ihre Aufsätze in periodischen Schriften vereinigen. Und es ist allerdings die gemeinschaftliche Arbeit vieler nothwendig, wenn das Publicum zu gewissen bestimmten Zeiten ununterbrochen mit Unterricht oder mit Unterhaltung versorgt werden soll. Aber ist an und für sich diese Art von Schriften so vorzüglich? Entsteht aus dieser Verbindung mehrerer Gelehrten zu Bearbeitung desselben Gegenstandes ein so merklicher Nutzen? — Man sagt, dass vereinte Kräfte mehr ausrichten, als einzelne. Dies ist in Absicht literarischer Arbeiten wohl am wenigsten richtig: Oder vielmehr diese Vereinigung der Arbeiten geschieht besser in den Köpfen und Gemüthern der Leser, als in den Büchern der Schriftsteller. Es ist wahr, es hat einen sehr blendenden Schein, wenn sich mehrere Autoren von bekanntem Namen und Ruf zusammenthun, um gewisse Materien zu untersuchen. Aber sagen Sie mir im Grunde, hochzuverehrender Herr, werden die Gedanken derselben dadurch, dass sie in Einem Bande zusammen gedruckt sind, besser mit einander verbunden, zielen sie genauer zu einem gemeinschaftlichen Zweck ab, als wenn jeder ein eigenes Buch geschrieben hätte, in welchem eben dieser Gegenstand wäre behandelt worden? — Was entsteht für Vortheil für

das Publicum, wenn Gelehrte, die an Fähigkeiten, Denkungsart und Absichten einander ähnlich, immer als gemeinschaftliche und verbundene Arbeiter im Reiche der Wahrheit angesehen werden können, ihre Aufsätze neben einander drucken lassen? Doch diese Betrachtung würde nur zeigen, dass diese Form der literarischen Werke in Absicht des dadurch gesuchten Endzwecks gleichgültig wäre. Aber ich gestehe, ich halte sie selbst für schädlich. So lange die Menschen bleiben wie sie sind, so werden sie bey ihren gemeinnützigsten und löblichsten Unternehmungen immer durch die Ehrbegierde und die Begierde nach Vortheil gereitzt werden. Wenig Schriftsteller werden also Aufsätze, die zu einer solchen Sammlung bestimmt sind, mit der Sorgfalt und der Geistesanstrengung ausarbeiten, welche sie auf Schriften wenden, denen sie ihren Namen ganz allein vorsetzen, für deren Fehler sie ganz allein zu stehen haben, so wie sie den Ruhm von deren Vortrefflichkeit ganz allein einerndten. Daraus entsteht also, dass selbst die guten Köpfe, die sich zu solchen periodischen Schriften vereinigen, für dieselben nur die flüchtiger gearbeiteten Aufsätze bestimmen, die vielleicht eben so gut dem Publico ganz entzogen werden könnten. Es entsteht zuweilen noch etwas Schlimmeres, dass sie sich nach und nach an diese leichtere und gemächlichere Art zu arbeiten gewöhnen, die sie sich nicht würden erlaubt haben, wenn sie ganz allein auf eigene Hoffnung und Gefahr hätten schreiben müssen. — Jene Sammlungen enthalten also selten die besten Producte des Geistes, selbst von den Männern, die viel Geist haben; — und die Gewohnheit oder die Verbindlichkeit, viele solche Beiträge zu liefern, schwächt endlich wirklich die Kraft, so wie sie auch die Zeit wegnimmt, eigene grössere Arbeiten zu verfertigen. — Ob ich nun also gleich weit entfernt bin,

meine Denkungsart für das an sich Richtige und Gute zu halten; ob ich gleich aus dem Success vieler solcher periodischen Schriften, welche Sammlungen von den Aufsätzen mehrerer Autoren sind, sehe, dass der Geschmack des Publicums hierin von dem meinigen abgeht, und eben deswegen ein Misstrauen in den letzteren setze: so ist es mir doch erlaubt, einem Freunde, der mir Beweise von seiner Achtung giebt, aufrichtig meine Meynung über diese Punkte mitzutheilen. Ich werde Schriften von einem Campe, Stuve u. s. w., ganz allein unternommen, mit noch weit mehr Verlangen erwarten, gewiss, wenn sie erscheinen, mit noch grösserem Interesse lesen, als eine Sammlung, in welcher Aufsätze von Campe, Stuve, Trapp und mehrere, mit einander vereinigt sind. Je grösser die Anzahl der Mitarbeiter wird: desto unvollkommener, oder wenigstens desto ungewisser wird der Erfolg des Werks.

Dieses hindert nicht, dass ich sowohl die Ehre, welche Sie mir dadurch erweisen, dass Sie mich mit so braven, würdigen Männern zusammenstellen wollen, erkenne und schätze, als auch mich über den Anlass freue, den Sie dadurch genommen haben, mir Ihre genauere Bekanntschaft zu verschaffen. — Sie haben mit vielen Talenten eine grosse Thätigkeit zu Ausführung nützlicher Endzwecke. Möchten Sie doch dazu auch alle äusseren Umstände immer günstig finden. — Ich für mein Theil kann hoffen in meinen Absichten mit den Ihrigen übereinzustimmen, wenn ich auch nicht meine Arbeiten mit den Ihrigen vereinigen kann. Ich bin mit der grössten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Breslau, den 12. Oct. 1787.

gehorsamster Diener
Garve.

XXXIX.

Christian Gottlob Heyne

(† 1812), der Herausgeber des Virgil und des Pindar, der Begründer ächter Alterthumswissenschaft. Sein Urtheil über Forster im zweiten Briefe ist beachtenswerth. Campe suchte ihn für seine Schulencyclopädie zu interessiren. In die „Göttinger gel. Anzeigen" schrieb Heyne eine wohlwollende Recension des Campe'schen Wörterbuchs.

1.

Göttingen, den 27. Dec. 1775.

Theuerster Freund!

Schon seit einigen Monaten liegt der letzte Band vom Virgil hier um seine Brüder in Ihrem Bücherschrank aufzusuchen. Das Jahr soll doch nicht ganz zu Ende gehen, ehe er bey Ihnen anlangt, wenn ich ihm gleich nur ein kurzes Empfehlungsbriefchen mitgeben kann. Er kömmt ja ohnedem in gute, freundschaftliche Hände; und ich — ach, noch zu sehr unterliege ich dem Kummer und dem Gram, seit jenem lang gefürchteten schrecklichen Tage, an dem ich die Sonne das erste Mal aufgehen sah, ohne die neben mir zu sehen, die allein für mich dem Leben Werth und Reiz gab, und mit der ich gern einen Pfad noch länger zu verfolgen entschlossen gewesen seyn würde, der mir jetzt, da ich ihn allein gehen soll, so weit ich ihn sehe, fürchterlich ist. Meine Wünsche waren ganz auf häusliche Glückseligkeit einge-

schränkt; eine Akademie, ein Ort, wo lauter Fremde von ziemlich einerley sich durchkreutzenden Absichten vereiniget sind, ist kein Land, wo die Freundschaft blühen kann, wo sich Freundschaften errichten liessen: Mir war weder an Freundschaft, noch Gesellschaft, noch Umgang weiter gelegen; mein Haus war mir meine Welt; von meinen Arbeiten ermüdet, fand ich immer, meiner Denkungsart angemessen, Erholung im Zimmer meiner Freundin. Denken Sie wie öde mir nun die ganze Welt ist, da mein Haus die schrecklichste Einöde für mich ist. Meine lieben Kinder, statt dass ihr Anblick meinen Kummer theilen sollte, führen meine Phantasie unablässig in die vergangenen Zeiten zurück. Ich weiss, dass Tausende vor, um und neben mir, ein gleiches Schicksal erfahren haben: Aber man kann eine Gattin verlieren, und doch nicht Ursache haben, in ihr den Verlust der zärtlichsten Freundin, der herzerfüllenden Gesellschafterin, der Stütze der häuslichen Glückseligkeit zu beweinen. Sie war eine der edelsten und würdigsten ihres Geschlechts, Sie haben sie ja noch, wie sie verwelkte, gesehen; bescheiden, still, unbemerkt wirksam war ihre Tugend, aufgeklärt ihre Frömmigkeit, voll Unschuld ihr Urtheil über andere; ob sie gleich in allen den verdorbenen Grundsätzen eines Hofes und als Katholikin, erzogen war.

Sie sehen auch aus dem Gange, den dieser Brief nimmt, wie wenig ich jetzt, und der Himmel weiss wie lange nicht! zu freundschaftlichem Geschwätz aufgelegt bin. Von Virgil und Tibull also vor jetzt weiter kein Wort. Aber an Ihre würdige Frau Gemahlin tausend Bezeugungen meiner wahren Verehrung. Ich beharre

der Ihrige

Heyne.

2.

Göttingen, den 3. März 1793.

Mein verehrter, theuerster Freund!

Der gute Hr. Meyerhof hat mir schon vorhin durch seinen eigenen Brief Kummer gemacht, da er sich zu spät gemeldet hat, da sich bereits eine so grosse Zahl um den Freytisch beworben hat, dass aus Ihnen nicht Einer dahin gelangen kann, und da ich für jede mögliche Vacanz längst zehnmal mein Wort verpfändet habe. Ich schrieb und widerrieth ihm also sein Vorhaben, als Freund — konnte es aber doch nicht über's Herz bringen, am Ende beyzufügen, wenn er nach dem allem doch noch gegründet zu seyn glaubte, auf seinem Vorsatz zu beharren: so möchte er nun kommen, ich wollte sehen, wie ich es möglich machte, ihm einen Bissen Brod zu verschaffen.

Dass Ihr Brief, mein Theuerster, mich von diesem Entschluss nicht abgebracht hat, können Sie wohl glauben; und die Sache hat dadurch gewonnen, dass sie mir ein Andenken von Ihnen zugezogen hat.

An meinen Forster zu schreiben, dürfte doch wohl jetzt eine vergebliche Mühe seyn; Forster könnte auch nicht mit Sicherheit antworten. Der gute Mann kann bey jetzigem Umschlag der Sachen und bey der Stimmung der Gemüther, die allemal vom gegenwärtigen Augenblick abhängt (wie leicht gehen Menschen auf den Moment zurück, in welchem eine Handlung entstand), nicht anders als unrichtig und schief beurtheilt werden. Er und hunderte würden jetzt den Schritt auch nicht thun, den sie damals als Enthusiasten für das Gute thaten. Franken waren damals eine ganz andere Menschen-

art. Forster als Zeuge von tausendfacher Art von Bedrückung des Menschengeschlechts in allen den Ländern, die er gesehen hatte, musste Gefühl von Menschheit und Freyheit haben (das waren damals noch keine verdächtigen Worte oder Begriffe), er träumte sich also zwey Fälle: Die Fremden bleiben eine Zeit im Lande, so konnte er als Bürger, als Mann der zwischen Franken und Deutschen Organ war, unendlich viel Gutes stiften; denn den Fluch verdienen die, welche in solchen Lagen davon fliehen oder sich zurückziehen, und das Allgemeine ein Raub der schlechtdenkenden sich zudrängenden Menschen werden lassen. Das zweyte war: wird Mainz wieder zurückgegeben, so lässt sich für das bedrängte und alter Rechte und Freiheiten beraubte Land etwas thun für bessere Bedingungen. Das war geträumt, und zu viel auf guten Erfolg der guten Rathschläge gerechnet. Hätte er schlechte Absichten gehabt: so hatte er auch Wahrscheinlichkeit; denn alles was an jene gränzt, hat nach dem Lauf der Welt überall mehr Hoffnung eines guten Erfolgs. Er rechnete darauf, der Churfürst müsste ihm selbst einmal danken, dass er die äusserste Verwirrung verhütet hätte: und das war zu treuherzig!

Nun ist er freylich ruinirt, selbst in der Existimation der Welt. Unvorsichtigkeiten kamen dazu, und Unbedacht eines Satzes den ihn die Erfahrung hätte lehren sollen: Beym ersten Schritt übersieht man nicht wie weit man geführt werden kann. Widerstand, bey Ausführung guter Anschläge, Missmuth sich an die Spitze gestellt und im kritischen Augenblick verlassen zu sehen, üble Laune bey der Kälte der einen, und der hintertückischen Cabale anderer, führt in die Länge den Enthusiasten fürs Gute zu Fehltritten, in die der kalte Egoist nie zu fallen fürchten darf.

Genug, er ist in den Strudel gerathen; wie er zu halten oder zu retten ist, sieht man nicht; zumal jetzt, wo alles Leidenschaft ist. Wie viel ich dabey leide, können Sie leicht denken; zumal wenn man sieht, dass nicht von Jahr zu Jahr, sondern von Monat zu Monat, und Tag zu Tag, die Verbitterung der Gemüther, Rohheit und Abstreifung alles Menschengefühls, zunimmt. Auf der anderen Seite habe ich einen Sohn in russischen Diensten als Feldstabsmedicus, der mitten in allen Gräueln eben so ungerechter Menschenbedrückung lebt, und vielleicht dieselbe dadurch seines Theils rächt, dass er kranke Russen schlachtet. Denn vom Zustande der russischen Lazarethe lässt sich wohl auch kein Begriff leicht machen.

Mit dem Homer geht es nicht so schnell als mit der französischen Revolution. Wiewohl man denken muss, dass diese ein Jahrhundert über vorbereitet war.

Ich wünsche Ihnen noch so lang ein recht frohes Alter bis er erscheinen kann: so sterben Sie gewiss lebenssatt.

Ihr

innig ergebener

Heyne.

3.

Göttingen, den 18. Mai 1809.

Wohlgeborner,

Hochzuverehrender Herr Schulrath!

Ew. Wohlgeboren ehrenvolles Andenken an mich, und das begleitende Geschenk, hat mir beydes ein grosses mit vielen Schmerzen verbundenes Vergnügen gemacht. Ich fühle den stillschweigenden Vorwurf, den ich aber schon oft gefühlt habe, aufs Neue, dass Ihrer Schrif-

ten, und Ihres classischen Werks, des Wörterbuchs der deutschen Sprache, keine Erwähnung im hiesigen Gelehrten Anzeiger ist gethan worden. Sie kennen so wie unsere ganze Literatur, so auch unser Recensirwesen besser als ich es sagen kann. Hiesige Gelehrte Anzeigen sollen nur die Frucht des Privatstudiums unserer Gelehrten, eines jeden in seinem Fache, seyn: Mögen kleine Artikel aus anderen Rücksichten unterlaufen; aber Hauptwerke sollen und müssen nur die Beschäftigung eines Gelehrten seyn, der in dem Fache kein unbewährter Kenner und Richter ist. Finden sich aber nun auch solche Männer: so ist doch noch übrig, dass sie auch Willen, Lust, Geschick und redlichen Sinn zum Recensiren haben; dass nicht menschliche Schwäche von Eigensinn, Dünkel, Partheilichkeit, befürchten lässt, die Anzeige werde dem Buche und dem Verfasser eher nachtheilig werden, so dass man mehr dahin streben muss, eine Anzeige zu verhindern. Nun müssen Sie selbst zugeben, dass keine deutsche Lehrstelle auf unserer Universität sich findet; und unter jungen Docenten giebt es selten einen, der mit gründlichem Urtheil solche Schriften, wie die Ihrigen sind, beurtheilen könnte; sie aber in die Lage zu setzen, dass sie ihren Kitzel zu kritisiren mit unreifer Kenntniss und Einsicht an den Mann bringen könnten, wäre von mir unverantwortlich gehandelt. Auf der anderen Seite scheint es mir, Ihrer, der Werke, der Sache, und meiner selbst unwürdig zu seyn, von Hauptwerken flache, seichte und unbedeutende Anzeigen zuzugeben und einzurücken. Theuerster Herr Rath, eben dies ist auch gegenwärtig noch mein Kummer und meine Verlegenheit. Trage ich die Anzeige Ihres Wörterbuchs Jemandem auf, so weiss ich nicht, wieviel Kritteley dabey angebracht werden kann; will ich es übernehmen, für die anderen einzu-

treten: so fühle ich zu sehr, dass ich weder der Sache gewachsen bin, noch die Zeit, Kräfte und Augenstärke zu einem langen Studium des Gegenstandes habe, der mir zu wichtig ist, als dass ich ihn mit Leichtsinn behandelt sehen möchte; Redlichkeit kann ich Ihnen versprechen, aber diese allein macht keine Recension, welche eine Kraft und Einwirkung auf die Gelehrtenzunft haben könnte. Ganz fremd sind mir Ihre Bemühungen, Ihre verschiedenen Schriften, die darüber entstandenen Raufereyen, gar nicht, so wenig als das Sprachstudium selbst; aber unverschämt würde es seyn, einen Kritiker und Richter abgeben zu wollen, wozu ein ganz anderer Beruf erfordert wird.

Etwas zu thun, wobey man voraus sieht, man thue sich selbst kein Genüge, und man könne der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht gleich kommen, ist nie ein aufmunterndes Geschäft. Allein ich trage zu viel wahre und aufrichtige Hochachtung gegen Sie, bin von der Wichtigkeit Ihrer Unternehmung, dem Umfang und dem Einfluss auf Ihre Glückslage selbst, zu gut überzeugt, als dass ich nicht mich selbst der Gefahr, für einen ungebetenen Recensenten zu gelten, aussetzen sollte. Beurtheilen Sie mich also auch selbst aus diesem Gesichtspunkte: so kann ich mit einiger Zufriedenheit die Versicherung einer vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit hinzufügen, mit welcher ich beharre

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener

Heyne.

4.

Göttingen, den 5. Nov. 1811.

Wäre es nicht, um mein Andenken bey Ew. Wohlgeboren einmal zu erneuern: so würde ich mich durch das Zudringen des Hrn. Dufon nicht bewegen lassen, Sie durch einige Worte zu stören, die er von mir als Adresse an Sie verlangt, da er als französischer Sprachmeister sein Glück in Braunschweig versuchen will. Es ist ein geschickter braver Mann; seine Lage wird er selbst bekannt machen.

Nun noch ein Wort: und Ihr Meisterwerk für die deutsche Sprache und Literatur! wird dieses nicht bald seinen Kranz erhalten? doch ich sehe voraus, was sich alles hierüber sagen lässt.

Ein tödtlicher Hauch trifft alle Pflanzen des Geistes und der Literatur.

Mit vollkommener Hochachtung beharre ich

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Heyne.

XL.

Alexander von Humboldt.

Von diesem Fürsten der Geister können wir dem Leser sieben Briefe bieten, die namentlich über die Studien des Göttinger Studenten wie über seinen ersten schriftstellerischen Versuch anziehende Aufschlüsse darbieten. Durch alle Briefe geht wie ein wohlthuender Hauch die Liebe zu dem Lehrer seiner Kindheit.

1.

Verehrungswürdiger Freund!

Wenn es eins der angenehmsten Geschäfte des Lebens ist, guten Menschen zu danken (und wer wagt es, es als solches zu verkennen?), so haben Sie allerdings Recht Sich zu wundern, mich so spät nach einer Freude haschen zu sehen, die Sie und Ihre vortreffliche Gattin mir in so vollem Maasse bereitet haben. Freilich, wäre ich den Regungen meines Herzens gefolgt, so hätte ich längst schon diese süsse Pflicht der Dankbarkeit ausgeübt. Aber die vielen Zerstreuungen, welche die Neuheit meiner hiesigen Lage unvermeidlich macht, liessen mir die Musse wohl, aber nicht diese Ruhe, diese Unbefangenheit, welche ich mir für den Ausdruck meiner Gefühle wünschte. Verzeihen Sie daher, gütiger Mann, ein achttägiges Stillschweigen, das mich unter anderen Umständen vor Ihnen strafbar machen müsste. Und wie leicht, wie gern Sie verzeihen, dafür bürgt mir jeder bisherige Beweis Ihrer Liebe, Ihrer (warum darf ich sie nicht nennen?) väterlichen Güte.

Die Tage, die ich in Braunschweig verlebte, gehören mit unter die frohesten meines Lebens. Die Gesellschaft guter Menschen hat etwas Herzerhebendes, das die Freuden des Umgangs vierfach erhöht. Welchen Theil dieses Glücks wir Ihnen und Ihrer Familie daran verdanken, darf ich nicht abwägen, nicht weil ich fürchte, meine Schuld zu vermehren (wie süss ist diese Last nicht zu tragen!), sondern weil die Bescheidenheit eines tugendhaften Charakters mir als Schmeichelei anrechnen könnte, was so ganz aus dem Inneren meines Herzens fliesst. Soll ich daher in dieser Schilderung mir selbst nicht Genüge thun, so erlauben Sie mir wenigstens Ihnen die Empfindungen der wärmsten, aufrichtigsten Dankbarkeit auszuschütten, die eine Summe so vieler Züge von Zärtlichkeit und Liebe für Sie und Ihre verehrungswerthe Gattin in mir erregt hat. Freilich sind es nur Worte, die ich Ihnen zum Opfer darbringe, Worte, die jeder erheucheln kann, dem diese Sprache zu Gebote steht. Aber so eine Beschuldigung von Ihnen zu vermuthen, mich gegen so eine zu rechtfertigen, würde mich gewiss in Ihren Augen verächtlich machen.

Meine ersten Tage in Göttingen konnten ohnstreitig nicht die angenehmsten sein, da ich mich von Kunth trennen musste und mich fünf Tage selbst ohne Wilhelm, also ganz, ganz allein in sechs grossen Zimmern befand. Ich darf Ihnen nicht sagen, wie schwer es meinem Herzen wurde, mich von einem Führer zu trennen, der mit der edelsten Aufopferung zwölf Jahre alle Mühseligkeiten der Erziehung ertragen hat und dem ich alles, die Bildung meines Kopfes und meines Herzens zu verdanken habe. Wen solche Lebensscenen nicht erschüttern, muss allen menschlichen Gefühlen abgestorben sein! — Mein Bruder, der erst gestern aus Kassel zurück ist, ent-

schuldigt sich schon dadurch für sein Stillschweigen, das er bald durch einen ausführlichen Brief unterbrechen wird. Ich habe noch die grosse Freude gehabt, meinen alten Freund Mallortin hier zu finden. Heute geht er nach Polle. — Leben Sie wohl, theuerster Freund, empfehlen Sie mich Ihrer Gattin und Ihrer Tochter und dem lieben Stuve, und seien Sie versichert, dass unter Ihren Pflegesöhnen selbst Sie und Ihre Gattin keiner inniger lieben und verehren kann, als

Göttingen, den 1. Mai 1789.

Ihr
Alexander Humboldt.

2.

Ich würde Ihnen schon zwei Tage früher geantwortet haben, verehrungswerther Freund! wenn ich nicht noch einen Posttag hätte abwarten wollen, in der Hoffnung, Ihnen bestimmtere Nachrichten geben zu können. Leider! ist aber auch diese Hoffnung jetzt verschwunden, denn ich habe weder Briefe von Wilhelm noch von meiner lieben Mutter gehabt. Wilhelm schwärmt nach meiner Ausrechnung jetzt in Schwaben herum. Denn meine Mutter hatte schon vor vierzehn Tagen Nachricht aus Basel von ihm. Er ist wahrscheinlich von Bern über Lausanne, Genève, Neufchatel nach Basel gegangen. Von seiner Rückreise weiss ich eben so wenig Bestimmtes. Aus einem früheren Schreiben an mich zu schliessen, kommt er nicht nach Göttingen (so herzlich ich es wünschte), sondern eilt, etwa über Gotha, nach Berlin zurück, wo er sich schleunigst ansagen lassen soll.

Sie sehen, theuerster Mann! wie unwissend ich in allem bin, da ich seit Bern keinen Brief von Wilhelm habe. Wollten Sie ihm einen Brief zukommen lassen, so rathe ich Ihnen, denselben an Forster nach Mainz zu

schicken. Er besorgt auch meine Briefe, da er am fleissigsten mit Wilhelm correspondirt. Auch geht dieser wahrscheinlich auf Mainz zu, wie mir Forster schreibt.

Es thut mir herzlich leid, dass ich gerade diesen ersten Auftrag, den Sie mir geben, so schlecht besorgen kann. Lassen Sie sich nur nicht abschrecken, mir in der Folge mehrere zu geben. — Ich führe in dieser studieusen Heimath ein sehr abgemessenes, einförmiges, aber doch nicht unangenehmes Leben. Meine Freunde sind zerstreut. Die Abwesenheit meines Bruders fühle ich sehr. Aber ich denke, der Mensch muss sich früh gewöhnen allein zu stehen. Das Isoliren hat manches Gute. Man lernt dadurch sich in sich selbst, nicht in anderen und ihren oft zu günstigen Meinungen suchen und schätzen. Da ein königl. Edict mich wahrscheinlich im Frühjahr von hier vertreiben wird, so bin ich diesen Winter fürchterlich mit Collegium geplagt. Schon darum, mein bester, väterlicher Freund! muss ich einen Grund finden, aus dem ich nicht nach Braunschweig kommen kann, so sehr mich mein Herz auch sonst nach Ihnen und Ihrer vortrefflichen Gattin und Ihrer, den Eltern so ganz ähnlichen Lotte, hinzieht. Dass man sich solchen unschuldigen Freuden entziehen muss, ist freilich traurig genug. Wenn ich die glücklichen Tage in mein Gedächtniss zurückrufe, die ich voriges Frühjahr in Braunschweig zubrachte und die durch die Störungen des Hoflebens doch noch etwas von ihrem Reize verloren, dann, Lieben, wird mir so bang' ums Herz, dass meine Neigungen fast den Sieg über die abmahnende Vernunft davon tragen. So schwer ist es wenn das Wollen dem Wünschen folgen soll.

Von hier, denke ich, nach Hamburg zu gehen, um mich in Wechsel- und Banksachen etwas umzusehen. Ich denke

schuldigt sich schon dadurch für sein Stillschweigen, das er bald durch einen ausführlichen Brief unterbrechen wird. Ich habe noch die grosse Freude gehabt, meinen alten Freund Mallortin hier zu finden. Heute geht er nach Polle. — Leben Sie wohl, theuerster Freund, empfehlen Sie mich Ihrer Gattin und Ihrer Tochter und dem lieben Stuve, und seien Sie versichert, dass unter Ihren Pflegesöhnen selbst Sie und Ihre Gattin keiner inniger lieben und verehren kann, als

Göttingen, den 1. Mai 1789.

Ihr Alexander Humboldt.

2.

Ich würde Ihnen schon zwei Tage früher geantwortet haben, verehrungswerther Freund! wenn ich nicht noch einen Posttag hätte abwarten wollen, in der Hoffnung, Ihnen bestimmtere Nachrichten geben zu können. Leider! ist aber auch diese Hoffnung jetzt verschwunden, denn ich habe weder Briefe von Wilhelm noch von meiner lieben Mutter gehabt. Wilhelm schwärmt nach meiner Ausrechnung jetzt in Schwaben herum. Denn meine Mutter hatte schon vor vierzehn Tagen Nachricht [illegible] von ihm. Er ist wahrscheinlich von Bern über [illegible]neve, Neufchatel nach Basel gegangen. [illegible] weiss ich eben so wenig Bestimm- [illegible] Schreiben an mich zu schliessen, [illegible]ttingen (so herzlich ich es [illegible]wa über Gotha, nach Berlin [illegible] ansagen lassen soll.

[illegible]n! wie unwissend ich in [illegible]n Brief von Wilhelm [illegible]zukommen lassen, so [illegible]ter nach Mainz zu

Jetzt sind meine Augen durch die geschickte Sorgfalt des Hofrath Richter ziemlich wieder hergestellt. Ich wage es, Ihnen eine Sache zu eröffnen, die Ihnen vielleicht sehr sonderbar vorkommen wird. Von meinen kleinen literarischen Arbeiten im Züricher Magazin für die Botanik und Bekmann's technologischer Bibliothek können Sie unmöglich Notiz genommen haben. Diese Aufsätze verdienen wenig Aufmerksamkeit. Auch habe ich Ihnen nie meinen Namen angesagt, obgleich meine gelehrteren Freunde mich oft dazu aufforderten. Jetzt bin ich so dreist geworden, mit einer eigenen kleinen Schrift ans Licht treten zu wollen. Ich hatte diesen Herbst Gelegenheit mit einem vortrefflichen Botaniker, Hrn. van Geuns aus Holland, eine Reise längs den rheinischen Vulkanen zu machen. Da ich das Glück hatte manches zu sehen, was Hr. Collini und de Luc übersehen hatten, und da die rheinischen Basalte (besonders die in der Unkler Steinhöhle) die merkwürdigsten in Deutschland sind, so sollte ich in Forster's kleinen Schriften eine Beschreibung davon liefern. Die Arbeit wurde mir unter den Händen zu weitläuftig und ich entschloss mich aus politischen Gründen sie unter dem Titel „Physikalisch-„Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am „Rhein, mit einer Einleitung über vulkanische und un-„vulkanische Producte," besonders erscheinen zu lassen. Die Einleitung enthält Zweifel gegen die neueste Hypothese des Hrn. Witte (Prof. phil. zu Rostock) nach der der See Moris ein Krater, die Pyramiden Basaltauswürfe sind, gegen die Abhandlung von Trapp des Faujos de St. Fond gegen den Abt Giraud Soulavie, welcher behauptet die Einwohner Basalt-Gegenden wären ihrer Religion nicht ergeben etc., und endlich philologische

Untersuchungen über den Basalt und βασανιτης der Alten, über den Säulenstein des Strabo ..... Das Ganze, welches fast vollendet ist, wird ungefähr vier bis sechs gedruckte Bogen ausmachen.

Hätten Sie Ihrem Alexander die Unbescheidenheit zugetraut, mit der er Ihnen das alles exponirt? Aber hören Sie nur, Lieber, meine Krankheit geht noch weiter. Ich möchte jene kleine Schrift (die auch nicht unter meinem Namen erscheinen soll) ungern auf eigene Kosten drucken lassen. Darf ich Sie daher fragen, ob Sie sie wohl in Verlag für Ihre Schulbuchhandlung nehmen wollten. Mein einziger Wunsch wäre 1) dass sie noch vor Ostern gedruckt würde; 2) dass sie auf Schreibpapier mit französischen Lettern, wie Philipsons Spinosa, doch in etwas grösserem Formate erschiene. Ich kenne den geringen Werth meiner Arbeit. Ich weiss dass vielleicht nur der jetzt so hitzig geführte Streit über die Entstehung der Basalte (zwischen Vulkanisten und Neptunisten) und die Beobachtung, die noch keiner vor mir machen konnte, nemlich dass reines Wasser sich mitten im dichtesten Basalt findet, der kleinen Schrift aufhelfen können. Ich weiss, dass auch ohne Rücksicht auf die innere Güte oder Schlechtigkeit zu rechnen, Bücher von einigen Bogen sich schlecht auf der Messe absetzen und widriger Verlagsartikel sind. Daher bitte ich Sie recht herzlich, mein Theurer, mir ja meine Frage mit Nein zu beantworten, wenn sie Ihnen auf irgend eine Art, sei es auch nur relativ auf Ihre jetzige Lage, unangenehm ist. Ich werde jede abschlägige Antwort als einen neuen Beweis Ihrer aufrichtigen Liebe zu mir ansehen.

Empfehlen Sie mich Ihrer theueren Gattin und Ih-

rer liebenswürdigen Tochter! Ich bin mit den Empfindungen der ehrerbietigsten Liebe und Dankbarkeit

Ihr

Alexander Humboldt.

Die Bezahlung für Vossen's Virgil habe ich darum noch nicht an Ihre Buchhandlung abgeschickt, weil ich vorher anfragen wollte, ob Sie vielleicht vier bis fünf Exemplare gebrauchen könnten. Die Subscribenten sind weg und alles bleibt mir über dem Hals.

4.

Göttingen, den 21. Febr. 1790.

Hier, mein theurer, verehrungswerther Freund, schicke ich Ihnen das Ende meines Buchs, vier Bogen, von 110 bis 139. Da ich in solchen Gelegenheiten etwas ängstlich bin, so bitte ich Sie zwar, mir nicht selbst zu schreiben (ich mag Sie nicht noch mehr belästigen!), sondern mich durch einen von Ihren Leuten benachrichtigen zu lassen, ob das Ganze in drei Portionen richtig angekommen sei [1]).

Bei jeder Nachricht aus Braunschweig hör' ich, dass Sie unpässlich sind, ich fürchte, mein Theurer, Sie erliegen unter der Last Ihrer Geschäfte. Die vielen Ausfälle, welche sich mündige und unmündige Menschen gegen Sie erlauben, mögen Ihnen, einem ruhe- und friedenliebenden Mann, auch nicht wenig kränkend sein. Bei der festen, unerschütterlichen Ueberzeugung recht und wahr zu handeln, ruft uns freilich die Vernunft jenen alten

---

[1]) Das namenlose Büchlein, Humboldt's erster literarischer Versuch, findet sich im Verzeichniss der Verlagsbücher der Schulbuchhandlung unter dem Titel: „Beobachtungen, mineralogische, über einige Basalte am Rhein. 1790."

Denkspruch zu: Lass sie reden, was kümmerts dich! Wären wir isolirt, wären nicht Hunderte, die ihren Blick auf Einen richten, so erlaubte uns die strengste Moral nach jenem Denkspruch zu handeln. Aber in mannichfaltige Verhältnisse verwickelt, unter Menschen lebend, auf deren Bildung, auf deren Charakter man Einfluss hat, in einer solchen Lage ist der öffentliche Ruf, bei allen stoischen Begriffen von Tugend, nicht gleichgültig. Und diese Lage, ich sehe es ein, mein Bester, diese ist die Ihrige. Ihr wohlthätiger Wirkungskreis ist zu ausgebreitet, als dass Sie es ruhig mit ansehen könnten, wenn leichtsinnige Menschen, qui per inuidiam in aliis inuehendo, honorem quaerunt, Ihren Namen schänden und andere irre machen. Fahren Sie fort, Sich zu vertheidigen, wie Sie bisher gethan haben. Es giebt ein Aufbrausen unter uns Deutschen, wie jenseits des Rheins. Der Unterschied ist nur der, der französische Enthusiasmus erschüttert den Despotismus, der deutsche läuft dem Luftträger Blanchard nach oder lässt sich von einer gelehrten Parthei, die sich auf altdeutsche Sitte, Schreien und Schimpfen versteht, fein bei der Nase herumführen. Das Aufbrausen dauert aber nicht lange, die Vernunft kehrt zurück und man schämt sich, doch ja! ohne zu bekennen, man habe unrecht gehabt. Mit den Confessions halten es gar wenige Menschen.

So viel für heute, mein Theurer! Ich schrieb hin, was mir aus der Seele floss. Ich habe nicht so viel Zeit, es zu überlesen. Mag es stehen, wie es auch ausgedrückt ist. Empfehlen Sie mich Ihrer vortrefflichen Gattin und Ihrer lieben Tochter und vergessen Sie nicht

Ihren

treuen, dankbaren

Alexander Humboldt.

5.

Göttingen, den 17. März 1790.

Dies ist schon der zweite Brief, mein theurer, verehrungswerther Freund, den ich heute an Sie schreibe. Den ersten werden Sie spät erst sehen. Es war eine Empfehlung für zwei Holländer, die bald nach Braunschweig reisen, und die Ihrer Achtung nicht ganz unwerth sind. Aber auch heute nur zwei Zeilen, da ich äusserst pressirt bin.

Ich bin im Begriff Göttingen zu verlassen, vielleicht auf immer, was mich eben nicht sehr schmerzt. Ich gehe morgen nach Mainz zu Forster — um mit ihm eine Reise nach London zu machen. Eben erhalte ich die mütterliche Erlaubniss. Ich verspreche mir eine Fülle von Freuden von dieser Reise. Da Forster's Urlaub noch nicht ganz bestimmt ist, so bittet er mich, die Reise noch geheim zu halten. Ich bitte Sie daher, was ich Ihnen hier anvertraue, vor der Hand, auch noch für sich zu behalten. Ich wollte indess nichts unternehmen, ohne Sie, mein Bester, davon zu benachrichtigen. Wenn ich Aufträge besorgen kann, so schicken Sie sie nach Mainz; ich weiss selbst noch nicht, wie bald wir von da aus die Anker lichten.

Ich bin sehr vergnügt — aber verwirrt. Tausend Empfehlungen an Ihre vortreffliche Gattin. Vergessen Sie nicht

Ihren

Alexander v. Humboldt.

6.

Seitdem ich Mainz und das Forster'sche Haus verlassen habe, haben Sie, verehrungswerther Mann! keine Silbe von mir gehört. Ob ich gleich auf der hiesigen Handelsakademie nicht über Mangel an Geschäftigkeit klagen kann, so müssen Sie darin ja nicht die Ursache meines Stillschweigens suchen. Ich weiss nicht bloss aus Ihrer eigenen Versicherung, ich habe es in Braunschweig selbst als Augenzeuge gesehen, wie zerrissen Ihnen die wenigen Stunden sind, die Sie Ihrer glücklichen Familie und Ihren Freunden, die sich so gern an Sie drängen, schenken können. Ich hielt es daher von mir als Unbescheidenheit, wenn auch ich Ihnen durch eine fortgesetzte Correspondenz das wichtigste Gut eines Gelehrten, die Zeit, raubte. Mein naher Umgang mit dem Reimarus'schen Hause, besonders mit der vortrefflichen Elisa (diesem seltenen Muster von männlicher Vernunft ohne Aufopferung der zarten, weiblichen Gefühle!) Dieser nahe Umgang verschaffte mir so häufige und so bestimmte Nachricht von Ihnen und Ihrer Gattin und den Verhältnissen Ihres Hauses, dass alle Wünsche meines theilnehmenden Herzens dadurch befriedigt wurden. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich Sie Alle einmal wieder in der Ruhe sehen, Ihnen die Empfindungen meiner wärmsten Liebe ausschütten könnte! Aber die Pflicht des Sohnes lässt mich von hier unmittelbar nach Berlin eilen, wo ich doch nur vier Wochen verweilen kann, weil ich den Sommer in Freiberg zubringen werde.

Die heutige Veranlassung meines Briefes ist von eigener Art. Sie betrifft eine literarische Anfrage! Meine Anwesenheit in Holland und mein Aufenthalt in Aschaffen-

burg am Mainzer Hofe hat mich in eine genaue Correspondenz mit dem Fürsten Gallizin verwickelt. Gallizin giebt in Haag eine kleine Traité de mineralogie heraus, die ohne Zweifel (da seine übrigen mineralogischen Schriften als: Lettres à Mr. Camper sur quelques objets de Mineralogie, durch Lichtenberg's Veranstaltung und Lettres à Mr. George Forster [bei Dietrich in Göttingen] übersetzt sind) auch übersetzt wird. Er bittet mich überaus freundschaftlich, die Uebersetzung zu übernehmen. Ich würde es ihm gewiss abschlagen, weil ich Uebersetzen hasse, auch den Sommer über genug zu arbeiten habe. Aber ich habe einen anderen moralischen Grund. Gallizin ist ein überaus gutmüthiger alter Mann, der erst in seinem zweiundfunfzigsten und vierundfunfzigsten Jahre angefangen hat Mineralogie zu studiren. Er besitzt schöne, recht schöne Kenntnisse, dabei aber auch, wie so viele verständige Menschen, etwas Hypothesensucht. Er hat bisher das Unglück gehabt, den Dr. Meyer in Göttingen zum Uebersetzer zu haben, der ihn in Noten mit gewaltiger Bitterkeit, oft ganz ungerecht, bestrickt. Ich kenne diesen Meyer persönlich. Es ist ein Mensch von Kopf und einer gewissen Unbefangenheit des Charakters, aber unerträglich bitter und schneidend, wie viele jungen Leute. Uebernehme ich nun die Uebersetzung, so errette ich den guten Gallizin aus Meyer's Händen. — Natürlich, mein Bester, entstand mir, aus mehr als einer Ursache, sogleich der Gedanke, mich deshalb an Sie zu wenden. Könnte die Schulbuchhandlung meine Uebersetzung drucken? Ich sage Ihnen offenherzig, dass ich den traité de mineralogie ou Classification des mineraux par ordre de leur ancienneté für kein besonders schönes Werk halte, dass ich überzeugt bin, es könne füglich unübersetzt bleiben — aber ich halte

es (nach einem Stück des Manuscripts, das ich sehe) für besser als die bei Dietrich übersetzten Briefe, und übersetzt wird das fürstliche Opus in unseren Tagen gewiss. Ich kann, weil ich das Manuscript (das selbst in Haag noch nicht gedruckt ist und also in Deutschland nur im Herbst erscheinen kann) nicht ganz gesehen, für jetzt nur eine recht treue Uebersetzung verheissen. Ich bin mit der neueren Mineralogie bekannt genug (glaube es zu sein), um, was die Uebersetzer so oft verfehlen, immer den richtigen deutschen Namen für den gallischen zu setzen. Ich will die neueren Systeme von Veltheim, Karsten und Werner citiren, aber Anmerkungen verspreche ich bis jetzt nicht, weil Gallizin ganz vulkanisch, ich neptunisch bin, und der Leser des Streitens müde wird. Sagen Sie mir nur offenherzig, ob die Schulbuchhandlung eine solche Uebersetzung verlegen könnte. Von Hannover ist gar keine Rede, ich wünsche nur netten Druck mit lateinischen Lettern. Sie setzen mich durch eine abschlägige Antwort, mein Bester, in keine Verlegenheit, denn ich habe noch Zeit vor mir, und in den Buchhandlungen, wo mehr naturhistorische Sachen verlegt werden, als bei Ihnen, bringe ich das Opus doch wohl an. Aber da werde ich dann meine Waare auch mehr herausstreichen, als bei Ihnen. Da ich mich auf der Uebersetzung sicherlich nenne, so bitte ich Sie inständigst, des Antrags gegen Niemand zu erwähnen.

Von meiner Lage in dem Büsche'schen Hause sage ich Ihnen nichts, da Sie mit diesen Verhältnissen genau genug bekannt sind. Ich habe einen arbeitsamen und recht nützlichen Winter zugebracht, und weil ich meine Zwecke erfüllt habe, bin ich sehr zufrieden. Der gute Büsch ist sehr gesund, aber seine Zerstreutheit nimmt

zu und leider auch seine Schreibseligkeit, wovon Ihnen das Adressblatt zeugen kann. Eberling ist sehr kränklich, immer multum agendo, arbeitet an der nie zu vollendenden Handelsgeographie, an der Beschreibung von Amerika etc. und macht Cantaten, wovon er Leibweh hat. Die Verhältnisse mit Leisching sind immer die alten. — Den guten Malortin habe ich den Winter einmal gesehen. Es hat mich herzlich gefreut. Desto mehr schmerzt es mich, Ihren Böhl nicht gesehen zu haben. Ich wusste nicht, dass er hier war und dass man mich in unserem Hause nicht an ihn erinnerte, können Sie leicht denken. Es muss ein trefflicher Mensch sein!

Leben Sie wohl, mein Theuerster! Versichern Sie Ihrer Gattin meine innigste Verehrung und vergessen Sie nicht Ihren

Alexander Humboldt.

Hamburg, den 5. April 1791.

Ich verlasse Hamburg den 18. oder 19. Wenn Sie mir schreiben, mein Lieber, so adressiren Sie Ihre Briefe nach Berlin!

Viele Grüsse aus dem Büsche'schen Hause.

7.

Berlin, den 17. Mai 1792.

Dieser Brief, verehrungswerther Freund, sollte eigentlich mit Entschuldigungen anfangen, dass ich Ihnen so lange nicht schrieb, so lange Ihnen keine Nachricht von mir und meinen jetzigen Verhältnissen gab. Aber Sie gaben mir selbst ehemals die Versicherung, jeder Brief von mir würde Ihnen angenehm sein, wenn er auch noch

so rhapsodisch, noch so unzusammenhängend wäre; ich könne mich in jeder Lage an Sie wenden, als einen Freund, zu dem man nach langer Abwesenheit zurückkehrt. Ich bitte Sie daher nicht um Verzeihung, die Sie mir zum Voraus geben, nicht um die Fortdauer Ihrer theilnehmenden Liebe, die Sie mir gewiss nie entziehen. — Mein Leben, seitdem ich Hamburg verliess, ist äusserst unruhig, im Ganzen aber angenehm, wenigstens lehrreich und prüfend für mich gewesen. Ich war ein Jahr lang auf der Bergakademie zu Freiberg, ich machte Fussreisen nach Böhmen, dem sächsischen Erzgebirge, der Oberlausitz etc. Unter sehr einfachen Verhältnissen lebend, fand ich wenig Menschen mit denen ich ganz harmonirte, viele aber, die mich liebten und denen ich fühlte, etwas zu sein. Dabei entwickelt sich denn am meisten unser Inneres, man empfindet, dass man sich selbst etwas werth ist, wenn man es anderen wird, man wird gleichgültiger für äussere Verhältnisse, deren Wechsel einen weniger trifft, empfänglicher für moralische Eindrücke und schafft sich gleichsam eine innere Welt, in der man thätig und glücklich lebt. Ich fühle, dass ich in diesem letzten Jahre an Selbstständigkeit zugenommen habe. Mit wenigen Bedürfnissen geniesse ich die Unabhängigkeit, deren unter allem Zwange grösserer und kleinerer politischen Verhältnisse ein denkender Mensch fähig ist, eine Freiheit, die wir uns selbst schenken und die unvergänglich, wie unser Dasein, ist. Bei vielfachen Reisen und ich kann es sagen bei grosser Anstrengung (denn ich brachte ein Jahr lang alle Tage wenigstens fünf Stunden in der Grube zu) habe ich glückliche Gelegenheit gehabt, meine Kenntnisse von Bergbau, Gebirgskunde, Chemie und selbst Pflanzenkunde zu vermehren. Ich habe mich viel mit Versuchen beschäftigt. Das Studium der

Natur füllt meine ganze Musse aus, es gewährt ein so reines Vergnügen, dem ich kein anderes gleichzuschätzen weiss, an das sich jedes moralische Gefühl ankettet und das mir die glücklichsten Stunden meines Lebens geschenkt hat. Jetzt bin ich als Bergassessor bei dem Bergdepartement angestellt. Mein Aufenthalt in Berlin wird nicht von langer Dauer sein. Ich bin für den praktischen Bergbau bestimmt, den ich liebe, weil er mich der unmittelbaren Beobachtung der Natur näher bringt, weil er mich den zeitraubenden Zerstreuungen der Stadt entzieht. Ich war dazu bestimmt, das Sauerländische Gebirge in der Grafschaft Mark zu untersuchen. Der unglückliche Krieg wird alles stören.

Ich schliesse diesen Brief nicht, ohne einen literarischen Antrag, den ich Sie schon auszuschlagen bitte, wenn er Sie im geringsten genirt. Ich habe in das bergmännische Journal eine chemische Abhandlung über die Halurgie einrücken lassen, von der ich ohne Eitelkeit sagen kann, dass Sie viel Sensation gemacht, vielleicht bloss deswegen, weil man jetzt so viel über Aenderung von Feuerung und Ersparung an Brennmaterial raffinirt und weil es der erste Versuch ist, alle Phänomene beim Sieden auf physikalische Grundsätze zurückzuführen. Man schreibt mir aus Sachsen, dass nach dieser Abhandlung viel Nachfrage sei und dass ich gut thun würde, sie sogleich einzeln abdrucken zu lassen, um so mehr da Dr. Baader mit seiner kleinen Theorie der Sprengarbeit aus dem dritten Stück des bergmännischen Journals bereits ein gleiches gethan habe. Das Neue, was meine Arbeit enthält, d. h. was ich als Verfasser darin neu erkenne, ist ein eigener Versuch über Zersetzung des Kochsalzes, eine Theorie über die Ursachen der Verdunstung, Beschreibungen dreierlei Arten von Geschwindestellun-

gen, die Theorie des Siedens und vorzüglich die nach den Meyer'schen Formeln von mir berechnete Tafel über die wärmeleitende Kraft. Ich dachte nun das Ganze etwas umzuschmelzen, d. h., da mich Praktiker versichert, dass der Styl hie und da zu gedrängt und für Nichtchemiker dunkel sei, manche Theile, besonders die Theorie des Brennens fasslicher darzustellen, aus dem neuen Werke von Berthollet, elemens de la teinture manches einzuschalten, was er von dem combustibles sagt, die kleinen statistischen Beigaben über Fussmaasse (da so wenige, und viele so ungewiss sind) wegzulassen, meine grössere Tafel für die wärmeleitende Kraft der Substanzen aus meiner Abhandlung (über die Ursachen der Capacitäten) in Crell's Annalen abdrucken zu lassen, manche Noten weiter auszuführen, das Resumé meiner neuesten Versuche über die Luftveränderungen über dem siedenden Fluidum hinzuzusetzen und dem Ganzen mehr Rundung des Styls und Reinheit der Sprache zu geben. Daraus entstände dann ein Büchlein (gesalzen oder ungesalzen) von etwa sieben bis acht Bogen. Wollten Sie den Druck übernehmen, so wären meine einzigen Bedingungen, statt alles Honorars (da ich hierbei natürlich nicht fordere) eine Anzahl Freiexemplare, etwa zehn oder funfzehn, und Format, Papier und französische Lettern gerade wie bei meinen Mineralogischen Beobachtungen über den Basalt. Der Titel wäre Versuch über die physikalischen und chemischen Grundsätze der Halurgie von F. A. v. Humboldt. Ich lege die Abhandlung selbst bei, damit Sie dieselbe selbst sehen und bitte auf jeden Fall das Exemplar gütigst zurück. — So handelt denn dieser Brief ganz von mir und meinen Verhältnissen. Sie haben immer ja viel Liebe für mich bezeigt, als dass ich diese Einseitigkeit zu vertheidigen brauchte. Mein Bru-

der lebt jetzt in Erfurt und erwartet den süssen Augenblick Vater zu heissen. Meine gute Mutter ist in Tegel, wo ich sie häufig besuche. Sie hat mir die dringendsten Empfehlungen aufgetragen. Versichern Sie Ihre Gattin und Ihre Tochter meiner innigsten Verehrung und vergessen Sie nicht

Ihren

Alexander Humboldt.

XLI.

Wilhelm von Humboldt.

Von dem älteren des berühmten Bruderpaares liegen neun Briefe vor. Sie eröffnen uns einen Blick in den Privatunterricht, den die Brüder, nach Campe's Weggang, durch verschiedene Lehrer, namentlich durch Kunth, empfingen, so wie in die vom Flügelschlage des Geistes bewegten Göttinger Tage. Im September 1789 trennten sich Campe und Humboldt nach der Heimkehr von Paris, um sich nie wieder zu sehen; dass sie auch später eine Liebe verband, die keine Ferne kennt, mögen die beiden letzten Briefe bezeugen.

1.

Mein lieber Herr Campe!

Ich habe Ihnen zwar lange nicht geschrieben, aber desto öfter an Sie gedacht. Doch von jetzt an will ich Ihnen recht oft schreiben, wenn Sie es mir erlauben wollen. Dieser Briefwechsel mit Ihnen wird mir eben so angenehm als lehrreich sein. Könnten Sie uns doch einmal auf ein paar Monate hier besuchen, ich wollte, ich weiss

nicht was, darum geben! Aber was würden dann Ihr Johannes, Ihr Nikolas und alle Ihre übrigen Kleinen dazu sagen, wenn Sie sie auf so lange Zeit verlassen wollten? Doch — könnten Sie die nicht alle mitbringen? Ach, wenn das sein könnte, wie herrlich wollten wir uns dann nicht amüsiren! Aber wenn Sie zu uns kämen, würden Sie auch manche fremde Veränderungen in unserem Hause antreffen, manche fremde Gesichter sehen, und einige Ihnen sonst bekannte vergebens suchen. Mein Vater! Mein guter Vater hat uns schon längst verlassen! — Verzeihen Sie, dass ich Ihnen Dinge erzähle, die Sie schon wissen. Das Andenken an meinen Vater ist mir so lieb, dass ich ihn unmöglich übergehen konnte. — Und nun hören Sie, wie traurig es uns nachher ging. Ein halbes Jahr vor meines seligen Vaters Tode kam sein Bruder zu uns. Ein Mann, der seinem Bruder völlig an Rechtschaffenheit und Güte glich. Er war schon viele Jahre lang in Reckheim bei dem Grafen Aspermont, und ausser meinem Vater kannte ihn keiner in unserem Hause. Nach dem Tode meines Vaters sorgte er für uns, wie ein zweiter Vater. Aber wir genossen nicht lange dieses Glücks. Auch er starb ein Jahr darauf. Dies waren ein paar harte Schläge! — Doch ich verlasse jetzt die traurigen Gegenstände und sage Ihnen nun noch, was weiter bei uns vorgefallen ist. Mein ältester Bruder ist Cornet unter den Gensdarmen, und hat schon den vorigen Feldzug mitgemacht. Mein Vetter Holwede, dessen Sie Sich auch wohl noch erinnern werden, ist am Ende des vorigen Krieges als Fähnrich unter das Finkenstein'sche Regiment, nach Preussen, gekommen. Auch den Herrn Clüsener, unseren ehemaligen Hofmeister, haben wir nicht mehr. Er ist Sekretär bei dem Prinz Ferdinand geworden, und hat schon geheirathet. Wir haben einen anderen bekom-

men, mit Namen Kunth, den Sohn des Superintendenten Kunth in Baruth, der vor zwei Jahren gestorben ist. Einen recht guten Mann, den ich recht lieb habe. Er liebt mich und meinen Bruder so, und geht so freundschaftlich mit uns um, dass ich es Ihnen gar nicht sagen kann. Wenn Sie ihn nur kennen sollten, Sie würden ihn gewiss bald lieb gewinnen. Nun hab' ich Ihnen doch wohl alles geschrieben. — Doch nein, ich habe noch vergessen, Ihnen zu sagen, dass mein jüngerer Bruder, Alexander, mich gebeten hat, Sie doch in seinem Namen zu grüssen, und Ihnen recht herzlich für Ihren Robinson und Ihre Kinderbibliothek zu danken. Diese hat er zum Weihnachtsgeschenk bekommen. Er liest recht fleissig darin. Aber nun habe ich Ihnen alles gesagt, wovon ich glaubte, dass es Sie interessiren würde. Denn von mir selbst, von meinen Vergnügungen und meinem Arbeiten will ich Ihnen ein andermal schreiben. Diesmal ist mein Brief schon lang genug.

Meine Mutter, Frau von König und alle übrigen aus unserem Hause, die Sie kennen, empfehlen sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin. Empfehlen Sie doch auch mich derselben, und grüssen Sie Ihre kleine Lotte und alle Ihre übrigen Kleinen, die ich aus dem Robinson und der Seelenlehre kenne.

Nun leben Sie wohl, und bleiben Sie mein Freund!

Wilhelm von Humboldt.

Berlin, den 27. Februar
1781.

2.

. . . .

Ich schreite jetzt zur Beantwortung Ihrer zweiten Frage. Ich habe bei Herr Koblank und Herr Clüsener fast gar nichts in den Wissenschaften gethan. Herr Koblank liess es zwar nicht am Fleiss fehlen, machte mir aber den Unterricht nicht angenehm genug; und Herr Clüsener bekümmerte sich fast gar nicht darum, ob ich etwas lernte oder nicht. Ich wusste daher fast gar nichts, als Herr Kunth zu uns kam. Um Ihnen nun zu sagen, wie viel ich in den viertehalb Jahren seines Aufenthaltes bei uns gelernt habe, will ich jede Wissenschaft besonders durchgehen.

Sprachen: Ich habe nur in drei Sprachen Unterricht gehabt, in der deutschen, lateinischen und französischen. Die deutsche Sprache habe ich nach keiner Grammatik gelernt. Herr Kunth hat nur immer die Fehler, die ich im Schreiben oder Sprechen machte, verbessert, und ich selbst bin beim Lesen deutscher Bücher aufmerksam gewesen. Dadurch habe ich es dahin gebracht, dass ich im Schreiben wohl nur äusserst selten, und auch im Sprechen nicht häufig Fehler gegen die Grammatik machte. Damit ich aber ziemlich und zusammenhängend schreiben lerne, übersetze ich oft Stellen aus lateinischen Schriftstellern ins Deutsche, wobei ich denn meinen Ausdruck dem lateinischen so viel als möglich anzupassen suche. Bisweilen mache ich auch kleine, deutsche Ausarbeitungen, die Herr Kunth corrigirt. Und überall sieht Herr Kunth darauf, dass ich die lateinischen Schriftsteller, die wir zusammen lesen, in gutes reines Deutsch übersetze. Beim Lateinischen bediene ich mich der Lan-

gen'schen Grammatik. Diese habe ich nun zwar noch nicht ganz im Kopfe; ich lerne sie aber täglich besser. Ich lese jetzt mit Hrn. Kunth den Jugurthinischen Krieg des Sallust. Ich bereite mich täglich vor der Stunde auf einige Kapitel vor. In der Stunde übersetze ich erst das Kapitel, und Herr Kunth verbessert mich, wenn ich nicht richtig, oder nicht in gutes Deutsch übersetze, und endlich gehen wir das Kapitel noch einmal durch, und Herr Kunth erklärt mir, mit Hülfe der Grammatik, die schwersten Constructionen und was mir sonst noch unverständlich ist. Neben dem Sallust lese ich auch noch mit Herrn Kunth einzelne Oden aus dem Horaz. Diese übersetzen wir erst, und dann zeigt mir Herr Kunth den Plan und den Zusammenhang der Ode, und macht über sie Anmerkungen, die theils die Geschichte, theils die Geographie, theils die Mythologie, theils Antiquitäten, theils rednerische oder grammatische Figuren, theils auch die verschiedenen Lesarten betreffen. Diese Anmerkungen muss ich nebst der Uebersetzung der Ode nach jeder Stunde aufschreiben. Auch erklärt mir Herr Kunth bei jeder Ode das Silbenmaass, und sucht mich mit dem Unterschiede der lateinischen und deutschen Silbenmaasse, wie auch der lateinischen und deutschen Dichtkunst überhaupt, bekannt zu machen. Ausser diesen beiden Schriftstellern lese ich noch kursorisch den lateinischen Theil von Schützen's Elementarwerk mit Herrn Kunth. Ferner übersetze ich auch vom Deutschen ins Lateinische, und bin darin nicht ganz ungeübt. Ich thue es jetzt aus König's neuer Chrestomathie. Ich muss Ihnen nun auch sagen, welche Schriftsteller ich schon gelesen habe. Von den Prosaikern: den Cornelius, Eutropius, den Gallischen Krieg des Cäsar, den Catilinarischen Krieg des Sallust, einige Bücher der

Episteln des Cicero und seinen Lälius; von den Dichtern: den Phädrus, einige wenige Fabeln ausgenommen, und ein paar Bücher der Sittensprüche des Cato. Auch den Virgil habe ich zu lesen angefangen; weil aber Herr Kunth keine gute Ausgabe hatte, so legte er ihn wieder an die Seite. Die französische Sprache habe ich wie die deutsche nicht nach einer Grammatik, sondern durch Lesen und vieles Sprechen gelernt. Die Bücher, die ich darin noch lese und gelesen habe, sind: Gellert's Briefe, von Huber übersetzt; Telemach, die Uebersetzung des ersten Theils Ihres Robinson, ein Auszug aus Rollin's allgemeiner Weltgeschichte, und Mannstein's Geschichte von Russland. Auch habe ich oft aus dem Deutschen ins Französische übersetzt, und französische Briefe gemacht.

Wissenschaften: Ich fange mit der Theologie an. Herr Kunth lehrt sie nach Dietrich's Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu. Er hat dies Büchelchen oft mit mir durchgenommen und ich habe es daher auch so ziemlich im Kopfe. Wenn Sprüche aus der Bibel darin angeführt werden, so schlage ich sie immer auf. In der Geschichte, sowohl der alten als der neuen, giebt mir Herr Kunth nach Schrökh's Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte Unterricht. Aber noch ausserdem lerne ich sie durch häufiges Lesen von Geschichtsbüchern. Die Geschichte überhaupt lerne ich aus Millot's allgemeiner Weltgeschichte (die ich sehr fleissig lese) und weil dies Werk nur erst die alte Geschichte enthält, so weiss ich auch diese besser, als die neuere. Die deutsche Geschichte insbesondere lehrt uns Herr Kunth nach Pütter's Begriff der deutschen Reichsgeschichte, zu dem er noch Anmerkungen aus Pütter's weiläuftigerem Werke über die deutsche Reichsgeschichte,

und aus Schmidt's Geschichte der Deutschen hinzufügt. Dazu lese ich noch fleissig den dritten Theil von Schrökh's allgemeiner Weltgeschichte für Kinder, der die deutsche Geschichte enthält. Für die brandenburgische Geschichte, vorzüglich für die Geschichte der Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, hat mir Herr Kunth einen Auszug aus Baumann's Geschichte des Kurhauses Brandenburg und den Mémoires de Brandebourg gemacht, den ich fast auch ganz weiss. Die Gelehrtengeschichte mache ich mir aus Schröckh's Lehrbuch, von dem ich schon oben geredet habe, und aus den Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten bekannt. Auch darf ich nicht vergessen, dass ich fleissig Schröckh's Biographien lese. Ausser dem Lesen bediene ich mich noch eines anderen Mittels, die Geschichte recht gut zu lernen. Ich entwerfe manchmal Abschilderungen grosser und berühmter Männer, die Herr Kunth corrigirt. Die Geographie lerne ich noch, ausser dem gewöhnlichen Unterricht, dadurch, dass ich häufig Karten abcopire, und mir so die Lage der Länder, Provinzen und Städte einpräge. Von der Logik hat mir Herr Kunth durch Ihre Seelenlehre, die er mit mir und meinem Bruder ganz durchgenommen, und die uns sehr amüsirt hat, einige Begriffe beigebracht. In der Mythologie giebt mir Herr Kunth keinen besonderen Unterricht, sondern erklärt mir sie, wenn in den Oden des Horaz, die wir nehmen, etwas daraus vorkommt. Auch die Mathematik habe ich vorigen Winter gelernt, und die Arithmetik und einen grossen Theil der Geometrie durchgenommen. Ich habe aber nur wenig davon behalten, vorzüglich darum, weil der Lehrmeister, den ich hatte, zu geschwind fortging, und fast gar nicht wiederholte; so dass ich die Menge der Sachen nicht behalten konnte. Doch werde ich wohl wie-

der nächsten Winter Unterricht darin bekommen. Die Naturgeschichte lerne ich aus Raf's Naturgeschichte für Kinder, in der ich oft lese. Die Botanik insbesondere lehrt mich Herr Heim. Weil er uns aber nicht oft genug besucht, so bin ich auch noch nicht sehr weit darin gekommen. Meinen Styl hat Herr Kunth durch kleine Ausarbeitungen und Briefe, die er mich hat machen lassen, und die er nachher corrigirt hat, zu verbessern gesucht.

Es bleibt mir jetzt nur übrig Ihre dritte Frage zu beantworten, die nemlich, welche Bücher ich gelesen habe und noch lese? Zum Theil habe ich sie schon beantwortet, nemlich in Ansehung der lateinischen und französischen Bücher. Jetzt will ich Ihnen auch die deutschen Bücher nennen, die ich theils gelesen habe, theils noch lese. Diese sind vorzüglich: Ihre Seelenlehre, Ihr Robinson, Ihre Kinderbibliothek, Gellert's Briefe, Schüzen's Elementarwerk, Trapp's Unterredungen mit der Jugend, Millot's allgemeine Weltgeschichte, von Christiani übersetzt, Schröckh's Biographien, desselben allgemeine Weltgeschichte für Kinder, Haller's Versuch schweizerischer Gedichte, Kleist's Gedichte, Wezel's Buch über die deutsche Literatur und Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. Zu diesen Büchern kommt nun noch Ihre Entdeckung von Amerika, die wir vor einigen Tagen empfangen haben, und auf die ich mich sehr freue. Bisweilen giebt mir auch Herr Kunth eine gelehrte Zeitung zu lesen.

Sie schreiben mir noch ferner in Ihrem ersten Briefe, dass Sie von meinem seligen Vater, meinem Bruder und mir Abbildungen zu haben wünschten. Meines Bruders und meinen Schattenriss schicke ich Ihnen hier mit. Von meinem lieben seligen Vater haben wir zwar auch ein

recht gut getroffenes Gemälde, aber wir haben nur noch keinen gefunden, der es abcopirt hätte. Indess seien Sie versichert, dass ich Ihnen, sobald sich einer dazu finden wird, eine Copie davon mittheilen werde.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin. Dieser bitte, auch mich zu empfehlen.

Jetzt eile ich zum Schluss; denn ich sehe, dass mein Brief schon ungeheuer lang ist. Verzeihen Sie dies — doch wozu Entschuldigungen? sie würden meinen Brief nur verlängern. Ich will mich also lieber gar nicht entschuldigen, sondern nur gleich schliessen und Ihnen sagen, dass ich beständig bin

der Ihrige,

Tegel, den 31. Aug. 1781. Wilhelm von Humboldt.

3.

Mein lieber Herr Campe!

Meinen herzlichsten Dank, verehrungswerther Freund, für ihren freundschaftlichen Brief, der mir so überaus angenehm war. Aber warum so spät dieser Dank? höre ich Sie sagen. Und in der That, ich kann Ihnen diese Frage nicht ganz beantworten, kann mich nicht ganz entschuldigen, dass ich meine Pflicht vernachlässigt habe, die mir so heilig sein sollte, und die mir auch wirklich so heilig ist. Schreiben Sie es nur nicht meinem Mangel an Erkenntlichkeit und Liebe zu, und glauben Sie nur nicht, dass Ihr Wilhelm undankbar sein, dass er nur auf einen Augenblick vergessen kann, wieviel er Ihnen schuldig ist. Nein, das war nicht der Grund meines Still-

schweigens. Ich will Ihnen sagen, wie es kam, dass ich mit meiner Antwort zwei Monate anstand. Wir sind jetzt, wie Sie es wohl schon wissen werden, in Berlin und bringen zwei Tage der Woche in Tegel zu. Dieser abwechselnde Aufenthalt nun, meine Maitres, und was ich für sie arbeiten muss, und noch andere Geschäfte, rauben mir fast alle Musse, die ich sonst zum Briefschreiben anwenden könnte. Ich verschob daher die Antwort auf Ihren Brief von Woche zu Woche, und so verstrichen ihrer acht und ich hatte Ihnen noch nicht geschrieben. So ging es mir diesmal, aber künftig soll es nicht wieder so kommen. Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, alle Briefe, besonders aber an Sie, immer gleich zu beantworten. Und in dieser Rücksicht, hoffe ich, wird mir Ihr väterliches Herz bald verzeihen. Also noch einmal meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief. Aber wozu, lieber Herr Campe, die vielen Danksagungen, die den Hauptinhalt Ihres Briefes ausmachen? Sind wir nicht Ihnen Dank schuldig, dass Sie uns das so lang entbehrte Vergnügen machten, Sie zu sehen? Und in der That, wir danken Ihnen alle von ganzem Herzen dafür, besonders aber ich, dem Sie so viele Beweise Ihrer väterlichen Liebe gaben! O, wie war es mir so süss, den endlich wieder an mein Herz drücken zu können, der mich seit meiner Geburt kannte, und liebte, und den ich lieber Vater nenne, als Freund! Möchte ich doch diese Freude bald wieder geniessen! Möchte ich Sie doch bald wieder umarmen können!

Sie schreiben mir, bei Gelegenheit des Bildnisses meines seligen Vaters, dass Sie wohl noch einen Wunsch hätten. Soll ich ihn errathen, diesen Wunsch? Ist es der, das Bildniss meiner Mutter zu haben, oder gar meiner Brüder ihre, und das meinige? Schreiben Sie mir

doch nächstens bestimmt, was es ist. Wie gern würde ich jeden Ihrer Wünsche erfüllen, wenn ich es könnte!

Hier nun will ich schliessen. Ich habe auch jetzt nicht viel Zeit, und ich wollte nicht gern den Abgang dieses Briefes länger aufschieben.

So leben Sie denn recht, recht wohl, lieber, theurer Mann, und vergessen Sie Ihren Wilhelm nicht! Ihrer lieben Frau empfehlen Sie mich, und Lottchen tausend Küsse. Meine Mutter und alle übrige in unserem Hause empfehlen sich gleichfalls Ihnen allen. Nun leben Sie recht wohl, und glauben Sie, dass ich ewig sein werde

ganz der Ihrige,

Berlin, den 19. Sept. 1783. Wilhelm von Humboldt.

4.

Ich weiss, wie kostbar Ihnen, theuerster Herr Rath, bei Ihren mannichfaltigen Geschäften jeder Augenblick ist, und ich habe es mir daher zur Regel gemacht, Ihnen mit meinen Briefen nicht beschwerlich zu fallen, so gern ich auch oft Ihnen schreibe, und mich durch einen Briefwechsel für das entschädigte, was ich bei der Entfernung, in der ich von Ihnen und Ihrem mir so theuren Hause lebe, entbehren muss. Nur eine nähere Veranlassung bewegt mich heute, eine Ausnahme von meiner Regel zu machen, und ich hoffe, es wird Ihnen nicht unlieb sein, da ich gewiss weiss, dass diese Veranlassung Ihnen nicht minder wichtig sein wird, als sie es mir in der That ist.

Herr Lenz, an den Sie so gütig waren mir, als ich hierher kam, eine Empfehlung mitzugeben, und dessen Bekanntschaft ich hier so viele überaus angenehme Stun-

den danke, bewirbt sich jetzt um eine der theologischen Repetentenstellen, die gerade beide offen sind. Die Stelle würde für ihn und für seine Lage ausserordentlich viele Vortheile haben. Es ist eine sehr gute Revenüe damit verknüpft, die ihn in den Stand setzen würde, sich hier länger, als ihm vielleicht sonst möglich wäre, aufzuhalten, und der Geschäfte sind so wenig dabei, dass er sich mit seinen Lieblingsstudien eben so ununterbrochen, als jetzt, würde beschäftigen können. Bei seinen Talenten, seinen Kenntnissen und seinem gewiss so vorzüglichen Charakter würde es ihm wohl leicht werden, den Vorzug vor seinen Mitbewerbern zu erhalten. Allein er ist unglücklicher Weise hier zu wenig bekannt, und vorzüglich bei den theologischen Professoren, auf die doch bei dieser Sache allein alles ankommt. Ich machte ihm diesen Einwurf, als er mir vor einigen Tagen seinen Plan mittheilte, und rieth ihm, wenigstens jetzt einige Verbindungen zu suchen. Doch er denkt, wie Sie auch schon selbst aus seinem Charakter schliessen werden, zu edel und zu delicat dazu, als dass es ihm möglich wäre, nur irgend einen eigentlichen Schritt dazu zu thun. Um so mehr aber, dünkt mich, ist es Pflicht für seine Freunde, ihm, so viel sie können, die Erreichung seines Endzwecks zu erleichtern. Ich für meinen Theil muss nun freilich das Vergnügen entbehren, selbst thätig zu sein. Aber ich bin gewiss überzeugt, dass Sie, bester Herr Rath, es mir nicht verzeihen würden, wenn ich unterliesse, Sie von dieser Gelegenheit, etwas Gutes für unseren gemeinschaftlichen Freund zu wirken, zu benachrichtigen. Und gewiss könnten Sie sehr viel wirken. Less hat, als jetziger Dekan, zwei Stimmen, und giebt also, da die Wahl ausser ihm nur noch von Plank und Miller abhängt, den Ausschlag. Es würde Ihnen gewiss leicht sein, Lenzen diese

Stimmen durch den Obristen von Malortin zu verschaffen. Eine Empfehlung des Obristen würde gewiss ihrer Wirkung nicht verfehlen. Es bedarf auch nicht einmal einer Empfehlung; Lenz braucht nur durch einen Mann von Gewicht bekannt gemacht zu werden, und welches Urtheil könnte dann wirksamer für ihn sein, als gerade das Ihrige? Ich schmeichle mir, dass der Plan unseres Freundes gewiss gelingen wird, wenn Sie die Güte haben wollen, Sich für ihn zu verwenden, und darf ich das nicht nach Ihrer Freundschaft für ihn, und nach den gütigen liebevollen Gesinnungen, die Sie so oft gegen mich äusserten, mit Recht hoffen? Die Wahl wird in wenig Wochen geschehen; es würde also doch wohl nöthig sein, dass Sie, sobald es Ihnen nur irgend Ihre Geschäfte erlauben, dem Obristen schreiben. Less könnte sonst leicht sein Wort indess einem anderen geben.

Ihrer verehrungswürdigen Gattin, meiner mütterlichen Freundin — wie Sie Sich selbst so liebreich gegen mich nennt — sagen Sie doch meinen herzlichsten Dank für ihren mir so angenehmen Brief. Ich werde ihn gewiss in wenig Tagen beantworten. An unseren guten Stuve, den ich gestern bei seiner Durchreise hier sprach, an seine Frau, an Fräulein Malortin und Lottchen bitte ich Sie, tausend Empfehlungen zu bestellen.

Leben Sie wohl, lieber Herr Rath, und seien Sie versichert, dass mein Herz von der innigsten Hochachtung und der wärmsten Dankbarkeit und Liebe für Sie durchdrungen ist.

Ganz der Ihrige.

Göttingen, den 4. Aug. 1788. Humboldt.

5.

Meinen innigsten, herzlichsten Dank, theuerster Herr Rath, für Ihren liebevollen Brief, und für Ihre gütigen Bemühungen für unseren Lenz. Sie haben so weit mehr gethan, als ich Sie zu bitten wagen durfte, dass ich stolz genug bin, wenigstens einen kleinen Theil davon auf Rechnung der Freundschaft und Liebe zu schreiben, von der Sie mir so oft überzeugende Beweise gaben. Herr Lenz, dem ich Ihren Brief gezeigt habe, hat mir aufs angelegentlichste aufgetragen, Ihnen seine empfindlichste Danksagung abzustatten. Er würde es selbst gethan haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, Ihnen bei der Menge Ihrer Geschäfte mit seinem Briefe beschwerlich zu fallen.

Ja wohl, haben Sie Recht, bester Herr Rath, über das preussische Edict o tempora, o mores! auszurufen. So wenig Gutes ich mir auch von dem neuen Minister versprach, so glaubte ich doch nicht, dass das Ungewitter so bald hereinbrechen würde, oder um mich mit Pütter auszudrücken, dass der vortreffliche Wöllner gleich den Antritt seiner neuen Würde mit einem so starken Beweise seines lobenswürdigen Eifers für die Ausbreitung des wahren Christenthums bezeichnen würde. Dies Pütter'sche Urtheil wird Sie nicht wundern. Aber dass der sonst so aufgeklärte Bekker dadurch, dass der Verfasser des intoleranten Edicts fast in jeder Zeile mit dem Worte Toleranz prangt, sich hat verleiten lassen, dies Edict in seiner Zeitung zu loben, oder wenigstens zu billigen, das hat Sie gewiss gewundert; und dass der gute Feder, wie ich aus seinem eigenen Munde hörte, sich freut, dass der unter der vorigen Regierung zu weit getriebenen Freiheit zu denken und zu reden ein kleiner Damm ent-

gegengesetzt sei, das werden Sie vielleicht kaum glaublich finden. Sollte es bei diesen in der That unbegreiflichen Urtheilen so angesehener und von so vielen Seiten mit Recht geachteter Männer nicht überaus nützlich sein, wenn Jemand, der auch Gewicht im Publikum hätte, und mehr als triviale Gemeinplätze zu schreiben im Stande wäre, sich öffentlich über das Edict erklärte? Und von wo aus liesse sich solche Erklärung jetzt besser erwarten, als von Braunschweig aus? Die Berliner, unter denen wohl auch mancher fähig wäre, sie zu thun, müssen dulden und — schweigen. Aber hielten Sie, lieber Herr Rath, den Gegenstand nicht für wichtig genug, Sich damit zu beschäftigen; oder hätte Knapp nicht Lust, auch an den König der Preussen einmal eine Epistel ergehen zu lassen? Doch würde er sich freilich auf die Langeweile gefasst halten müssen, wieder einmal eine Antwort zu lesen, wie die im Namen des Königs der Briten! Hier wird zwar etwas darüber erscheinen, in Schlözer's Staatsanzeiger, doch was? das werden Sie aus folgender Anekdote beurtheilen können, die ich Ihnen doch mittheilen muss, und für deren Wahrheit ich bürge. Schlözer, der um Publicität und politische Freiheit so viel Verdienst hat, der sich um alles, was von politischen und religiösen Begebenheiten in den letzteren Decennien vorgefallen ist, so genau bekümmert hat, der schon dadurch darüber zu raisonniren gelernt haben sollte, dieser Mann gesteht, dass er über das Edict nichts zu sagen wisse, gesteht es Buhlen, und bittet Buhlen, ihm einige philosophische Anmerkungen darüber mitzutheilen, behält sich aber die Freiheit vor, diese Anmerkungen in einen persiflirenden Ton zu bringen, wahrscheinlich, weil er in diesem armseligen Talente niemanden über sich erkennen will, und Buhle geht den Vor-

schlag ein! — Was lässt sich nun von einem Aufsatz erwarten, bei dem es so ganz nur auf Persiflage angesehen ist? Und selbst von Buhlen versprach ich mir, bei aller Achtung, die ich für seine Kenntnisse und Fähigkeiten habe, in diesem Stücke nicht viel. Um über solchen Gegenstand zu schreiben, ist es, glaube ich, nicht genug, den Cursus der speculativen Philosophie ein paarmal durchlaufen zu sein, man muss dazu Menschenkenntniss und Erfahrung — eigene oder aus zweckmässigen Geschichtsstudien geschöpfte — in hohem Grade besitzen; und ob dies nun Buhlen's Fall ist, daran zweifle ich beinah, wenn ich sein Alter, seine Erziehung, seine Art zu studiren bedenke. Noch mehr aber zweifle ich daran aus Gesprächen, die nicht bloss ich, sondern auch einige meiner Freunde mit ihm über diese Materie hatten.

Ueber die Verzögerung des Ihnen versprochenen Aufsatzes bittet er Sie, wegen der Menge seiner Geschäfte, und seines Eifers, ihn recht sorgfältig auszuarbeiten, recht sehr um Entschuldigung, doch hofft er, ihn in vierzehn Tagen mittheilen zu können. — Verzeihen Sie die Länge dieses Briefes, theuerster Herr Rath, ich glaubte, dass doch manches, was ich schrieb, Sie interessiren würde. Leben Sie recht wohl und seien Sie versichert, dass ich ewig mit inniger Hochachtung und herzlicher Liebe sein werde

Ihr

Göttingen, den 11. Aug. 1788. Humboldt.

Ich hatte mir vorgenommen, heute auch der Frau Räthin zu schreiben; ein unerwarteter Besuch hat mich wider meinen Willen daran verhindert. Versichern Sie sie doch meiner innigsten Ergebenheit, und bitten Sie sie, ja nicht böse zu sein. Donnerstag schreibe ich gewiss.

6.

Verzeihen Sie mir, theuerster Herr Rath, dass ich Ihnen den Brief des Herrn Dr. Less nicht schon früher zurückgesandt habe. Aber ich wünschte Ihnen zugleich den Erfolg der ganzen Sache mittheilen zu können, und das kann ich erst heute. Nur bedauere ich es herzlich, dass dieser Erfolg Ihren und meinen Wünschen so wenig entspricht. Es sind nicht, wie es anfangs hiess, beide Repetentenstellen offen geworden, sondern nur Eine, und wenn gleich Miller und Plank unserem Lenz den Vorzug vor seinen Mitbewerbern zugestanden; so wissen Sie doch, dass alles auf Less allein ankam, und dieser hat die Stelle einem gewissen Magister Ziegler ertheilt. Indess dünkt mich, muss unseren Freund die Freude sehr schadlos halten, eine Gelegenheit gehabt zu haben, nicht bloss der Facultät, sondern auch dem einsichtsvolleren Theil der Studenten zu zeigen, wie würdig er dieser und einer weit wichtigeren Stelle gewesen wäre. Seine Probelection — die Erklärung eines sogenannten Messianischen Psalms, den er jedoch aus den Lebensumständen David's zu erläutern suchte — hat sehr lauten und allgemeinen Beifall erhalten. Er hat mir aufgetragen, Ihnen, verehrungswürdiger Herr Rath, seinen wärmsten Dank für Ihre freundschaftlichen Bemühungen zu wiederholen; und nehmen Sie dafür auch den meinigen an! Denn darf ich nicht, ohne zu stolz zu scheinen, auch etwas davon auf die Rechnung Ihrer gütigen Freundschaft für mich schreiben?

Ihnen Pränumeration für Voss zu verschaffen, werde ich mir gewiss alle Mühe geben. Einige habe ich schon;

aber auf viele verbietet mir freilich meine eingeschränkte Bekanntschaft zu rechnen.

Ich werde in etwa drei Wochen eine Reise nach dem Reich machen. Cassel, Marburg, Giessen, Frankfurt, Mainz, Bonn, Cöln und Aachen werden vorzüglich die Orte sein, die ich besuchen werde. Hätten Sie dort nicht einige Bekanntschaften, und dürfte ich Sie nicht um eine oder die andere Adresse bitten? Ich fühle es, wie nah' diese Bitte an Unbescheidenheit gränzt; aber Ihre nachsichtsvolle Güte lässt mich Entschuldigung hoffen.

Haben Sie die Güte und empfehlen Sie mich Ihrem ganzen verehrungswürdigen Hause, so wie dem Stuve'schen und Trapp'schen; und seien Sie versichert, dass ich ewig mit der wärmsten Hochachtung und der innigsten Ergebenheit sein werde

ganz der Ihrige

Göttingen, den 14. Sept. 1788. Humboldt.

7.

Göttingen, den 15. Sept. 1788.

Ich habe die Ehre, theuerster Herr Rath, Ihnen hier die Namen derer zu überschicken, die auf die Voss'sche Uebersetzung zu subscribiren wünschen. Es sind ihrer freilich nicht viele. Allein meine Bekanntschaft ist nicht gross, und überdies herrscht so wenig Geschmack an Lectüre dieser Art in Göttingen, dass es schon Mühe kostet, nur so viele zusammenzubringen.

Ich werde Donnerstag, den 18., meine Reise nach dem Reich antreten. Wahrscheinlich mache ich einen Theil der Reise in Gesellschaft eines englischen Doctors,

Herrn Crichton, den ich schon in Berlin kannte, und dessen Kopf und Herz auch nach anderer Urtheile, als dem meinigen, gleich achtungswerth sind. Die Nähe meiner Abreise macht, dass ich noch so viele Briefe und andere kleine Geschäfte zu besorgen habe, dass Sie mir gewiss verzeihen werden, wenn ich heute schon hier schliesse. Haben Sie die Güte, bester Herr Rath, und empfehlen Sie mich Ihrem ganzen verehrungswürdigen Hause, und seien Sie versichert, dass ich ewig mit der innigsten Hochachtung und der wärmsten Ergebenheit sein werde ganz

der Ihrige

Humboldt.

8.

Berlin, den 8. Febr. 1790.

Der verlorene Sohn, theuerster Freund, ist endlich nach vielen Abenteuern und Drangsalen in der Schweiz, im Elsass und Deutschland in seine Heimath znrückgekehrt. Leicht können Sie denken, dass es jetzt sein erstes Geschäft ist, die wieder aufzusuchen, welche die Schicksale seiner ersten Wanderungen so treulich mit ihm theilten; und so hätten Sie, auch gewiss ohne Ihren lieben Brief, in diesen Tagen ein paar Zeilen von mir erhalten.

Ich bin seit etwa drei Wochen wieder hier, und habe mich herzlich gefreut, meine liebe Mutter nebst meinen übrigen Verwandten und Freunden so wohl und heiter zu finden. Ich habe mich, meiner äusseren Verhältnisse wegen, gleich am Hofe müssen vorstellen lassen, und das verwickelt mich jetzt in tägliche, und leider nicht sehr interessante Gesellschaften. Dabei soll ich nun in etwa vierzehn Tagen beim Stadtgericht angestellt werden. Das

alles beschränkt meine Zeit so sehr, dass ich schon voraus auch die Kürze dieses Briefchens entschuldigen muss. In einigen Wochen denke ich mir mehr Musse verschafft zu haben, und dann erfahren Sie gewiss zuerst etwas ganz Ausführliches von mir und meiner Lage. Nun bis dahin muss ich in der That noch Sie und Ihre liebe Frau recht sehr um gütige Verzeihung meines Schweigens bitten.

Ich bedauere es recht sehr, Ihnen den zweiten Theil der déscription et cet. nicht sogleich schicken zu können. Ich habe aber alle meine Pariser Bücher, des leichteren Fortkommens wegen, bei Forster in Mainz gelassen. Indess trage ich noch mit heutiger Post Forstern auf, sie Ihnen sogleich zu schicken. Mit meinem Buch hat es sehr gut bis zu einer bequemen Gelegenheit Zeit. Sie erfüllen doch noch Ihr Versprechen einer Reisebeschreibung. Leicht könnte Sie dann Ihre freundschaftliche Erinnerung an Ihre Reisegefährten auch auf diese führen. Dürfte ich Sie aber doch bitten, lieber meiner nicht zu erwähnen. Wegen des Verbots der Reisen ohne königliche Erlaubniss ist diese Vorsicht vielleicht nicht nothwendig, aber doch rathsam.

Ihre Briefe aus Paris haben mir eine herzliche Freude gemacht. Lässt sich überhaupt in Deutschland etwas Grosses und Edles erwarten; so kann es nur die Frucht solcher Darstellung und solches Raisonnements sein. Dies allein kann, indem es die Fürsten auf der einen Seite williger macht, die Rechte der Menschheit zu ehren, und auf der anderen unfähiger sie niederzutreten, Deutschland vor der Krise bewahren, zu der der Despotismus allemal früher oder später führt, und an der jetzt Frankreich, wie ein wahres Sühnopfer für die ganze Menschheit, leidet.

Die Beförderung der von Ihnen intendirten Wirkung lasse ich mir gewiss angelegen sein. Nur gestehe ich Ihnen, dass, seitdem die Vorübungen zum Rädern auf den westphälischen Postwagen, zum Verhungern bei den französischen lapinisirten Katzen und zum Verarmen bei den Köllinschen Couriergeldern aufgehört haben, meine Herzhaftigkeit schon gelitten hat. Wer weiss, ob ich nun noch den Anblick des Laternenpfahls ertragen könnte, dem wir sonst mit so unerschütterlichem Muthe trotzten.

Für die Uebermachung der dreiunddreissig Louis neufs an meinen Bruder sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Meine Schuld hat unser Freund Kunth, wie ich höre, abgetragen. Wollten Sie mir aber wohl nur mit zwei Worten sagen, ob Alles? und wie viel bezahlt ist?

Die Exemplare von Voss Georgicis sind, wie mir mein Bruder schreibt, in Göttingen angekommen. Haben Sie nun die Güte, mir zu schreiben wie viel und wohin ich dafür zahlen muss. Am bequemsten könnte ja wohl die Bezahlung von Göttingen aus geschehen. Indess erwarte ich Ihren Auftrag.

Leben Sie nun recht wohl, lieber theurer Freund, und erinnern Sie Sich noch oft der frohen Tage unserer Reise, an die ich immer mit so innigem Vergnügen und so herzlicher Erkenntlichkeit gegen Ihre freundschaftliche Güte zurückdenke.

Grüssen Sie Ihre liebe Frau, Lottchen, Stuvens, Trapps und den braven Wiesel herzlich von mir.

Ich bin ewig mit der innigsten Hochachtung und der unwandelbarsten Freundschaft

Ihr

Humboldt.

9.

Paris, den 15. Octbr. 1798.

Ich habe Ihnen ganz gegen meinen Willen neulich eine falsche Nachricht gegeben, lieber Freund. Fourcroy hat nicht mit Baudouin abgeschlossen; die Sache hat sich vielmehr darüber, dass Baudouin nicht gleich zahlen kann, zerschlagen, und er ist sehr geneigt, mit Ihnen zu schliessen. Veit und ich haben gestern bei ihm gegessen, und weitläuftig über die Sache gesprochen. Er hat seine Bedingungen schriftlich aufgesetzt, und Veit wird Ihnen heute eine Abschrift davon überschicken. Ich eile jetzt, Ihnen zu sagen, was ich über dies Geschäft denke, weil ich weiss, dass Sie so gütig sind, einiges Gewicht auf meine Meinung zu legen.

Die Bedingungen sind, so viel ich die bisherigen Anerbietungen kenne, die, welche Sie selbst gemacht haben, die Bestimmung der Zahl der Exemplare und die Zeit, auf die Sie das Verlagsrecht erhalten, ausgenommen. Dass nun überhaupt eine Anzahl und eine Zeit bestimmt wurde, halte ich für nothwendig; Fourcroy würde ohnedies nicht abgeschlossen haben. Es ist jetzt nur an Ihnen zu sehen, ob Ihnen fünftausend Exemplare und sechs Jahre hinreichen? oder mehr zu verlangen. Nur unbestimmt wird es nicht bleiben können. Die Bedingung, das Werk in Paris zu drucken, scheint mir nicht gerade nachtheilig. Ist der Druck hier theurer, so ersparen Sie auch die Transportkosten der ganzen Auflage; und gewinnen durch grössere Correctheit nicht bloss in der Realität, sondern auch noch durch das Vorurtheil für Pariser Arbeit in der Meinung der Franzosen, die doch hier Ihre meisten Käufer sind. Auch versichert Fourcroy, dass, wenn Sie in

Berlin druckten, Sie gegen den Nachdruck nicht einmal gesetzlich gesichert wären. Darüber haben Sie indess gewiss selbst bei Ihrer Anwesenheit hier die nöthigen Nachrichten eingezogen. Nur soviel muss ich Ihnen bemerklich machen, dass mir der Nachdruck, den ich für Condorcet und Mercier gar nicht besorge (weil die Nachdrucker wirklich von diesen Werken nicht genug zu hoffen hätten), für dieses Buch allerdings gefährlich scheint.

Ob nun diese Bedingungen, die freilich für Fourcroy sehr ansehnlich sind, da er vierundzwanzig Thaler unseres Geldes für den Bogen bekommt, so beschaffen sind, dass ein Buchhändler dabei bestehen kann? wissen Sie selbst am besten zu beurtheilen. Darüber verliere ich also keine Silbe. Sie können von mir höchstens ein Urtheil über die Meinung erwarten, die man im Publicum über dies Werk haben wird, und darüber will ich Ihnen sagen, was ich von meinem Bruder darüber gehört habe. Fourcroy ist auch jetzt noch schlechterdings immer unter allen Chemisten derjenige, welcher den grössesten und ausgebreitetsten Ruf hat. Selbst da, wo man weiss, dass er selbst nicht viel praktisch mehr Hand anlegt und eigene Versuche macht, erwartet man doch von ihm, eher als von einem anderen, ein vollständiges, wissenschaftlich geordnetes System, um so mehr als ihm in der Kunst der Darstellung und dem Stil unstreitig kein anderer gleichkommt. Dies Werk nun aber ist nicht allein wirklich ein solches System, sondern kündigt sich auch gleich durch seinen Titel: Système des connaissances chimiques als solches an. Er selbst sieht gern dies Werk nur für einen Theil des ganzen Système an, da er auf dasselbe, als auf die théorie (allein erst in mehreren Jahren), eine histoire, eine pratique, und eine application de la chimie folgen

lassen will. Allein darum ist dies Werk nicht weniger ein Ganzes für sich; da es nicht allein die théorie ganz vollständig, sondern auch die histoire, pratique und application schon selbst, nur kurz, mit in sich begreift. Jener ganze und ungeheure Plan gehört überdies zu den Planen, die leichter gemacht, als ausgeführt werden, und würde er selbst je ausgeführt, so würden die meisten Leser sich gewiss an diesem Werke begnügen. Mit grosser Sorgfalt ausgearbeitet hat er es unstreitig, weil er in demselben seinen Ruhm und wie Haller in seiner Physiologie, mit der er es auch zu vergleichen pflegt, seine Unsterblichkeit sucht.

So lange Ihr Verlagsrecht dauert, macht er sich natürlich anheischig, keinen der im ganzen Werke enthaltenen Theile einzeln noch einmal erscheinen zu lassen. Nur für seine chimie animale bedingt er sich eine Ausnahme aus. Diese soll nämlich indess, ich glaube in vier bis fünf Bänden erscheinen. Das System enthält nun zwar auch eine Anwendung der Chemie auf den thierischen Körper, und wenn Sie die Theile einzeln einkauften, so glaube ich wohl, dass nur diejenigen, welchen die chimie animale zu theuer wäre, sich diesen Theil des Systems anschaffen würden. Allein einzeln werden Sie sie nicht verkaufen, und überdies versichert man, dass die chimie animale noch nicht geschrieben sey, und unter zwei Jahren nicht erscheinen werde. Allein das steht immer dahin und Bedingungen wird er sich hierüber nicht vorschreiben lassen, auch wäre es freilich nicht billig, da die chimie animale und dieser Theil des Systems immer zwei verschiedene Dinge bleiben und selbst die Wissenschaft durch das Verspäten der ersteren beträchtlich verlieren würde.

Im Ganzen lässt sich also allerdings erwarten, dass

ein vollständiges und mit grosser Sorgfalt ausgearbeitetes System der Chemie von den fähigsten und systematischsten französischen Chemikern geschrieben in einer Zeit, wo die französische Chemie überall die Oberhand hat, und die Chemie selbst eine Lieblingswissenschaft und in literarischer und technologischer Hinsicht ein allgemeines Bedürfniss ist, eine beträchtliche Anzahl von Käufern finden werde. In wie ferne nun freilich Krieg, gehemmte Communication, verminderte Liebhaberei in den Wissenschaften, Geldmangel u. s. f. diese Hoffnungen vereiteln können, ist nicht mit Genauigkeit zu bestimmen.

So viel im Allgemeinen. Eine andere Frage ist es nun freilich, ob Sie, liebster Freund, diese Sache übernehmen sollen? ob Sie jetzt (ich meine jetzt: Ostern), da Sie eine Menge anderer kostbarer Artikel haben, da Sie eben Ihren Wohnort verändern, da Sie mit Verlagsartikeln in Frankreich noch keine eigene vollendete Erfahrung gemacht haben? Darüber prüfen Sie Sich wohl. Wenn viel zu gewinnen ist, so ist auch viel zu verlieren. Wer (und dies ist ein wenig mein Charakter) überall mehr die Sicherheit liebt, muss beinah abrathen; wer kühn speculirt, greift zu, und hat vielleicht mehr Recht. Gefahren sind mancherlei dabei. So z. E. kenne ich die Art des Vertriebs in Frankreich nicht genug. Kann man einen grossen Absatz haben, ohne den hiesigen Buchhändlern Credit zu geben? diesen zuzustehen ist bedenklich, besonders so lange noch Krieg ist.

Zuerst also müssen Sie Sich fest entschliessen, ob Sie die Unternehmung wirklich machen wollen, oder nicht? — Wollten Sie nicht, so habe ich Ihnen die Ausflucht schon vorbereitet. Schreiben Sie alsdann nur, dass, da Sie nicht mehr gehofft, diese Unternehmung zu machen, Sie über

Ihr Capital auf die nächsten Jahre disponirt hätten, und auf den Verlag des Originals Verzicht thun müssten. Was die Uebersetzung betrifft, so habe ich Fourcroy gebeten, im Fall er noch mit einem Franzosen schlösse, die Uebersetzung selbst mit Ihnen abzumachen. Sie werden, wie ich aus Baudouin's übertriebener Forderung sehe, eher mit ihm, als mit dem Buchhändler fertig.

Entschliessen Sie Sich zu der Unternehmung, so schicken Sie uns Ihre Gegenbedingungen und möglich so bestimmt, dass kein weiteres Schreiben nöthig ist. Ernennen Sie zugleich Jemand, der hier für Sie den Contract schliesst; und verzeihen Sie, dass ich mich selbst nicht dazu anbiete. Ich will gern dabei seyn, um Ihren Willen zu erklären, wo man zweifelhaft seyn könnte, oder Ihr Interesse wahrzunehmen, aber ich kann nicht über mich nehmen, einen sichern Contract zu schliessen. Dazu gehört mehr Kenntniss des Geschäfts und des Rechts als ich von dem ersteren überhaupt und vom letzteren hier habe; zu beiden wird ein hiesiger Rechtsverständiger oder Buchhändler erfordert. Ich weiss (unter uns gesagt) selbst nicht, ob Fuchs dazu vorhersehend und fein genug ist.

Wenn Sie die Unternehmung machen, so bitte ich Sie ferner sehr, ja über die Art des Druckes recht bestimmte Instructionen zu geben. Am besten glaube ich, Sie kommen selbst darum her, und das Object ist gross genug, um die Reise zu belohnen.

Mit der Condorcet'schen Ausgabe zeigen sich nur Weitläuftigkeiten. Zu Voltaire's Leben soll Gazat, zu Turgot's Cabanis Anmerkungen machen. Das mathematische Manuscript muss erst ein Mathematiker durchsehen und Sieveking hat sich verbindlich gemacht de payer le Géometre, qui corrigera les épreuves de la partie

mathématique. Alles das verursacht Weitläuftigkeiten, die der Schnelligkeit des Druckes Nachtheile drohen. Ich werde indess mein Mögliches thun, dass derselbe wenigstens nicht unterbrochen werde.

Leben Sie herzlich wohl, liebster Freund, und verzeihen Sie abermals die Länge dieses Briefes. Ich glaubte Ihnen aber eine umständliche Auseinandersetzung der Lage der Sache schuldig zu seyn. Mit herzlicher Freundschaft

Ihr

Humboldt.

XLII.

Immanuel Kant

(† 1804), der Begründer des Systems des sogenannten kritischen Idealismus. Der erste Brief bezieht sich auf Campe's Ausscheiden aus dem Dessauer Philanthropin, das Kant mit den grössten Hoffnungen begrüsst hatte, so wie auf die zu Königsberg erledigte Stelle eines Oberhofpredigers, die Campe ausschlug, da seine innerste Natur dem geistlichen Amte widerstrebte.

1.

Verehrungswürdiger Freund!

Mit dem grössesten Bedauern habe ich die Entschliessung vernommen, die Ihnen die Sorge für die Selbsterhaltung abgedrungen hat, das Philanthropin seinem Schicksal zu überlassen und sich mit den Ihrigen vor dem Untergang zu retten. Welche Vorstellung muss man sich von der menschlichen Natur, oder vielmehr von der

äussersten Verwarlosung derselben machen, wenn das Publikum unserer Zeit es mit Gleichgültigkeit ansehen kann, dass ihm zum Besten vereinigte Männer unter der Last der Arbeiten aus Mangel der Unterstützung erliegen müssen?

Jetzt ist die Frage, ob, wenn Sie Ihre Kräfte und Munterkeit des Geistes, wie ich hoffe, völlig wieder hergestellt haben werden, das Philanthropin bessere Zeiten und hinreichende Unterstützung erhalten haben wird, so, dass Sie hoffen können, in gemächlichere und weniger erschöpfende Arbeit wiederum einzutreten. Ist dieses, so werden um der Wichtigkeit des Instituts willen, dem Sie Sich so uneigennützig gewidmet haben, alle Rechtschaffene wünschen, dass Sie Sich diese Erholung bis so lange erlauben, um eine menschlichen Kräften mehr angemessene Arbeit bald darauf mit erneuerter Munterkeit vorzunehmen. Sollte dieses aber, wie ich traurig besorge, nicht mit Grund, wenigstens so bald nicht, zu hoffen seyn, würde es denn wohl rathsam seyn, diese Zeit hindurch mit dem Mangel zu kämpfen, um nach einiger Ruhe wiederum eben dieselbe erschöpfende Arbeit zu übernehmen? So herzlich meine Wünsche auch auf das Beste des Philanthropins gehen, so scheint es mir doch, dass man lieber den Mann erhalten, als in ihm dem Institute ein am Ende doch fruchtloses Opfer bringen müsse.

In dieser Betrachtung, die mir bey Lesung Ihres Briefes auffiel, beschloss ich Ihnen einen Vorschlag, der sich mir ganz natürlicher Weise darbot, so eilig wie möglich mitzutheilen; damit Sie davon, nach Dero wohlmeinender und kluger Ueberlegung, nach Belieben Gebrauch machen könnten.

Es ist hier in Königsberg die Stelle eines Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten von Ost- und

Westpreussen schon seit geraumer Zeit ledig, nachdem Hr. Dr. Starck um gewisser Privatuneinigkeit willen und selbst, nach dem Urtheil aller seiner Freunde, ohne einige wichtige Ursache, es müsse denn sein Widerwille gegen das Predigtamt überhaupt seyn, seine Demission genommen, um an das Mitauische Gymnasium als Professor zu gelangen. Durch diese Abdication scheint diese sehr gute Stelle auswärtig in Nachrede gebracht zu seyn, so, dass noch bis jetzt keiner dazu hat ausfindig gemacht werden können, der sich dazu qualificirte und sie hätte annehmen wollen (denn hier ist Niemand der dazu schicklich wäre), ausser einem gewissen Conrector in Brandenburg, der dazu in Vorschlag gebracht worden, aber von dem König mit der Bemerkung ausgeschlagen worden: dass die Stelle, welche der Oberhofprediger Quandt bekleidet hätte, durch keinen Conrector besetzt werden könnte.

Diese Stelle trägt, wenn die Profession eines Professoris Theologiae ordinarii, welche auch vacant ist, damit verbunden wird, wie ich glaubwürdig vernommen, auf 1200 Reichsthaler (und ohne dieselbe über 800 Reichsthaler). Es gehört dazu auch eine sehr schöne Wohnung auf dem sogenannten Bischofshofe. Sie ist die vornehmste geistliche Stelle im Lande und nicht eben mit Arbeit überhäuft, und giebt dem, der sie bekleidet, den grössesten Einfluss auf die Verbesserung des Schulwesens im Lande, wenn er in Ansehung derselben Einsichten hat und sich damit befassen will.

Wie wäre es, wenn, im Fall sich Ihnen nicht etwa in Ansehung des Philanthropins günstigere Aussichten darstellen, Sie einem Ihrer Freunde in Berlin Ihre Gesinnung hierüber mittheilen möchten, der dem Minister davon nur einen Wink geben dürfte, um es dahin zu bringen, dass man Ihnen diese Stelle von selbst antrüge.

Wenn gleich das Schiff, was Sie verlassen, dadurch seinen Hauptmann verliert, so wird es vielleicht doch noch einen guten Steuermann auf sich haben, der seinen Lauf so lange lenkt, bis ein neues Oberhaupt für dasselbe gefunden wird. Die Emolumente der vorgeschlagenen Stelle habe ich eher zu niedrig als zu hoch angesetzt, und, dazu zu gelangen, bedarf es von Ihrer Seite keine Bewerbungen, von Seiten des Publici aber darf ich wohl voraus versichern, dass es ihm zum allgemeinen Wohlgefallen gereichen würde, einen so berühmten als geliebten Lehrer zu bekommen.

Und nun, geehrtester Freund: können Sie Sich für die Zukunft im Philanthropin mit einiger Wahrscheinlichkeit günstigere Zeitläufte für Ihre und des Instituts Erhaltung versprechen, so ist es ruhmwürdiger Sich demselben vorzusparen; wo nicht, so haben Sie hier Gelegenheit Sich wegen Ihrer häuslichen Pflichten ausser Unruhe zu setzen und dennoch vielleicht etwas auszufinden, was jene Anstalt im Fortgange erhalten könnte.

Ich werde eine andere Arbeit eine Zeitlang zur Seite legen, um etwas für Ihre Unterhandlungen abzufassen und nächstens zuzuschicken, ob ich zwar nicht weiss, wie fern mir die pädagogische Schreibart gelingen möchte. Mit unveränderlicher Hochachtung und Freundschaft bin ich jeder Zeit

Ihr

Königsberg, den 31. Oct. 1777 — treuer Diener I. Kant.

2.

Campe an Kant.

Verehrungswürdiger Mann!

Zum Erstaunen aller denkenden und gutgesinnten Menschen verbreitet sich hier das empörende Gerücht, dass es der blinden Glaubenswuth gelungen sey, Sie in den Fall zu setzen, entweder die Wahrheiten, die Sie ans Licht gezogen und verbreitet haben, für Unwahrheiten zu erklären, oder Ihr Amt, das Sie so sehr verherrlicht haben, niederzulegen. Ich will zwar, zur Ehre des ablaufenden Jahrhunderts, noch hoffen und wünschen, dass dieses empörende Gerücht eine Erdichtung sey. Sollte es sich aber dennoch wirklich so verhalten; sollte der Lehrer des Menschengeschlechts den Königsbergischen Lehrstuhl wirklich nicht mehr betreten dürfen; und sollten Sie, edler Mann, auch nur in die geringste Verlegenheit — seys in Ansehung Ihrer körperlichen oder geistigen Bedürfnisse — dadurch gerathen: so erlauben Sie mir eine Bitte, durch deren Erfüllung Sie mich sehr glücklich machen würden. Sehen Sie in diesem Falle sich als den Besitzer alles dessen an, was ich mein nennen darf; machen Sie den Meinigen und mir die Freude zu uns zu kommen, und in meinem, ziemlich geräumigen Hause, welches von dem Augenblicke an das Ihrige seyn wird, die Stelle eines Oberhauptes meiner kleinen Familie einzunehmen; geniessen Sie hier aller der Ruhe, Bequemlichkeit und Unabhängigkeit, welche dem Abend eines so sehr verdienstvollen Lebens gebühren, und seyen Sie versichert, dass Sie den Meinigen und mir jeden Lebens-

genuss dadurch ausnehmend erhöhen und versüssen werden. Ich bin zwar gerade nicht reich; aber da ich mehr arbeite und weniger Bedürfnisse habe, als manche Andere, deren Einkünfte und bürgerliche Lage den meinigen gleich sind: so bleibt mir, nach Abzug dessen, was ich zum Unterhalt meiner kleinen Familie bedarf; immer noch mehr übrig, als zur Verpflegung eines Weisen erfordert wird.

Ausser der allgemeinen Verpflichtung, die jeder denkende Mensch jetzt fühlen muss, Ihnen, wofern Sie Sich auch nur in der mindesten Verlegenheit befinden sollten, die Hand zu reichen, habe ich für meine Person auch noch die besondere, dass Sie einst unter ähnlichen Umständen eine ähnliche Sorge für mich äusserten. Denn noch stehen die gütigen Anerbietungen, die Sie mir machten, da ich vor siebenzehn bis achtzehn Jahren Dessau verliess, mit frischen Buchstaben in meinem Gedächtnisse angeschrieben, und werden, so lange ich denken kann, darin nie verlöschen.

Aber wirklich ist es nicht Dankbarkeit, sondern vielmehr reine bare Eigennützigkeit, was mich angetrieben hat, Ihnen meine obige Bitte vorzutragen: denn ich fühle es gar zu stark, wie sehr Sie durch Erfüllung derselben mein eigen Glück erhöhen würden.

Ich wiederhole also diese Bitte auf die dringendste Weise, selbst auf die Gefahr hin, dass sie zudringlich scheinen kann. Aber wenn sie dies auch, selbst in Ihren Augen scheinen sollte, so werden Sie doch — dies bin ich von Ihrer Güte versichert — der Quelle meiner Zudringlichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Diese ist die herzlichste Theilnahme und die lauterste Verehrung, die ein Sterblicher gegen den anderen empfinden kann.

Braunschweig, d. 27. Juni 1794. Campe.

3.

Kant an Campe.

Würdigster, vortrefflicher Mann!

Das menschenfreundliche, aus liebevollem Herzen entsprungene, zugleich auch mit der äussersten Schonung, auch der zartesten Bedenklichkeit, in Annehmung der Wohlthaten, begleitete Anerbieten, welches Sie mir in Ihrem, mir unvergesslichen Briefe vom 27. Juni zu thun beliebt haben, hat mich in die grösste Rührung versetzt, und verdient meine innigste Dankbarkeit, obgleich der Fall nicht existirt davon Gebrauch zu machen.

Der Commandant unserer Stadt (soll wohl eigentlich der Gouverneur, Herr General-Lieutenant v. Brünneck seyn) hat keine Aufforderung zum Widerruf meiner Meinungen an mich gethan; folglich ist auch kein Entsetzungsurtheil von meiner Stelle, auf höchsten Befehl, an mich ergangen. Ein falsches Gerücht, als ob ich mit diesem Herrn, der mir immer alle Merkmale seiner Gewogenheit bewiesen hat, wegen der Bestellung eines neuen Hauslehrers für seine Kinder, zerfallen wäre, kann hierzu Anlass gegeben haben.

Was die Zumuthung des Widerrufs, im Fall, dass die vorgebliche Bedrohung statt gefunden hätte, betrifft: So haben Sie ganz richtig geurtheilt, wie ich mich dabei würde benommen haben. Ausserdem halte ich in meiner jetzigen Lage und, da mir keine Verletzung der Gesetze Schuld gegeben werden kann, eine solche Zumuthung oder Androhung kaum für möglich. Auf den äussersten Fall aber bin ich von Mitteln der Selbsthülfe nicht so

entblösst, dass ich Mangels wegen für die kurze Zeit des Lebens, die ich noch vor mir habe, in Sorgen stehen, und irgend Jemanden zur Last fallen sollte; so gern er diese auch aus edler Theilnehmung zu übernehmen gesinnt seyn möchte.

Und nun, theuerster Freund, wünsche ich Ihnen ein Glück des Lebens, dessen Ihre ruhm- und liebenswürdige Denkungsart so sehr würdig ist; empfehle mich Ihrem ferneren Wohlwollen, und bin mit der grössten Hochachtung

der Ihrige

Königsberg, d. 16. Juli 1794. Kant.

XLIII.

Moses Mendelssohn

(† 1786), der Freund Lessing's, der Verfasser des „Phädon". Der vorliegende Brief hat sich nur in Abschrift und nur als Fragment vorgefunden. Ein bitterer Zug geht durch denselben, uns daran erinnernd, in welcher Erniedrigung und Verkommenheit damals dieser von der deutschen Bildung abgesperrte Volksstamm schmachtete.

(Datum fehlt.)

Ich habe Sie lange im Herzen verehrt, lange den Muth bewundert, mit welchem Sie die Rechte der Menschheit und Gewissensfreyheit vertheidigen .... Ich werde bey einigen meiner Nation, die ich für fähig und vermögend halte, an Ihrem Plan Theil zu nehmen, suchen, Gebrauch von den Reversen zu machen. Bisher habe ich

nur einen Einzigen gefunden, der mir Gehör gegeben. Wenn ich mehr finde, so will ich meiner Nation Glück wünschen. So viel muss ich indessen zu erinnern mir die Freyheit nehmen, dass Sie von der Verfassung meiner Nation unmöglich richtige Begriffe haben können, wenn Sie glauben Ihr Elementarbuch oder überhaupt Ihr Erziehungsplan könnte bey uns mit Nutzen eingeführt werden. Je edler Ihre Absichten, je weiser Ihre Grundsätze, und je richtiger Ihre Anwendungen sind; desto weniger können wir Gebrauch davon machen. Denn, sagen Sie mir doch um des Himmels willen, wenn Sie Ihre Absichten auf das vollkommenste erreicht haben, was haben Sie ausgerichtet? Sie haben vernünftige Menschen erzogen, welche die Rechte der Menschheit verehren, Wahrheit und vernünftige Freyheit lieben, und dem Staate, in welchem sie leben, zu dienen, Willen und Fähigkeit haben. Nun eben dieses soll der Jude nicht, kann er nicht, wenn seine Denkungsart mit seiner Verfassung übereinstimmen soll. Er soll die Rechte der Menschheit verehren lernen? Wenn er in dem Stande der bürgerlichen Unterdrückung nicht ganz elend seyn will; so muss er diese Rechte gar nicht kennen. Er soll Wahrheit und vernünftige Freyheit lieben, um vielleicht zu verzweifeln, dass alle bürgerlichen Einrichtungen an vielen Orten dahin abzielen, ihn von beyden abzuhalten? Soll er geschickt werden dem Staate zu dienen? Der einzige Dienst den der Staat von ihm annimmt, ist Geld. Bey eingeschränkten Mitteln des Erwerbes grosse Abgaben zu entrichten, dieses ist die einzige Bestimmung, zu welcher sich meine Brüder geschickt machen müssen. Wenn Ihr Elementarbuch diese Wissenschaft lehrt, so wird es einer Nation willkommen seyn, die keine andere brauchen kann. Jedoch genug hiervon, diese Betrachtungen schla-

gen mich zu sehr nieder, als d
willen verfolgen könnte.

Ich bin sehr begierig zu er
bey der herrschenden Nation wi
Ich glaube, bey dieser gegen all
schen Verbesserung eine Kaltsi
ben, die mit den hartnäckigste
Wirkung hat. Wir wollen sehen
sicht mehr erwerben wird, als
und einiger Gutgesinnten unter
weder das Ansehen, noch das Ve
Vorschläge auszuführen. . . .

XLIV.

Carl Philipp

der Verfasser des „Anton Reiser
vollen Jugend kam er 1786 nach
auf dessen Kosten er nach Italien
er Goethen kennen, der gross
gewann und diesen, den Verfass
der Uebertragung der Iphigenie
Rathe zog. Campe hat an seiner
erlebt und später dessen Treulos
die Schriften nicht, für die ihn C
rirt hatte) in einer besonderen S
ritz starb 1793 zu Berlin. Das sch
tagroll's Nekrolog steht immer
als das bekannte Xenion unse

1.

In der grössten Beklemmung
ich an Sie, mir ewig theurer Ma

Ihnen sagen? — Womit soll ich anfangen? — Ich kann, ich darf nicht zu Ihnen kommen. — Wüssten Sie, wie schwer es mir wird, diese Worte hinzuschreiben, Sie würden mir in diesem Augenblick keine Vorwürfe machen, sondern mich bedauern. — Aber danken muss ich es dennoch der Vorsehung, dass sie unsere nähere Verbindung jetzt zerreisst, ehe dieselbe noch fester geknüpft worden wäre. Wäre ich jetzt bei Ihnen, wie würde mich der Gedanke quälen, dass ich Ihnen, der Sie Ihre Erwartung auf meine eifrigsten Bemühungen setzten, zur Last fallen müsste, anstatt Ihnen nützlich zu seyn. Schon zweimal in meinem Leben habe ich ein ganzes Jahr lang unaufhörlich Kopfschmerzen gehabt. Seit drei Wochen ohngefähr habe ich von Zeit zu Zeit wiederum ähnliche Kopfschmerzen empfunden, diese werden immer heftiger und anhaltender, so dass ich zuweilen kaum im Stande bin, meine wenigen öffentlichen Stunden gehörig zu versehen. Anfänglich dachte ich immer noch, es würde sich wieder legen, da das nun aber nicht geschah, so können Sie Sich meine schreckliche Lage denken. Hier hatte ich meine Dimission gefordert, und anstatt in Ihrem Institute nützlich zu werden, sollte ich zu Ihnen kommen, um Ihnen zur Last zu fallen. Ich zweifle nicht, dass Sie mich auch so in Ihre freundschaftlichen Arme würden aufgenommen haben. Allein wenn ich hier in meinem Amte krank werde, so darf doch Niemand darunter leiden. In dieser misslichen Lage gab mir, wider alles Vermuthen, der hiesige Magistrat noch einmal Bedenkzeit, meinen Entschluss zu ändern. Sie können leicht schliessen, dass mir dieses sowohl in Ansehung Ihrer als meiner sehr erwünscht war. Ich nahm das Anerbieten sogleich an, und habe vom Magistrat die Bestätigung in meinem Amte aufs neue erhalten, welches ich bei meinen jetzigen kränklichen Um-

ständen als eine grosse Wohlthat ansehe. Nun habe ich mich sehr nahe vor der Stadt in einem Garten eingemiethet, von welchem ich täglich hereingehen werde, um im grauen Kloster meine Stunden zu geben. Durch diese Bewegung und eine genaue Diät werde ich meine Gesundheit wieder herzustellen suchen. Meine Stunden im grauen Kloster, nachdem man mir noch einige davon abgenommen hat, sind so wenige, dass ich dieselben auch bei meinen kränklichen Umständen noch so ziemlich versehen kann. Mich aber jetzt in eine neue Methode hineinzustudiren und mit aller erforderlichen Lebhaftigkeit auch nur eine Stunde in Ihrem Institut zu unterrichten, das würde mir unmöglich seyn.

Und was sagen Sie nun, was denken Sie zu dem allem, indem Sie es gelesen haben? — Ach, könnte ich doch in Ihre Seele greifen, und den unangenehmen Eindruck herausheben, den dieser Brief nothwendig auf Sie machen muss, sich so in Ihrer sichersten Erwartung getäuscht zu sehen. Könnte ich Ihren Verdruss hierüber doch dadurch mildern, dass ich Ihnen einen Mann vorschlage, der meine Stelle bei Ihnen, wenn ich auch völlig gesund geblieben wäre, zehnfach ersetzen wird. Er heisst Empich und ist seit drei Jahren Hofmeister bei dem Geheimrath von Goldbeck, wo er sehr viel Liebe und Achtung geniesst, und eben deswegen auch sein jetziges Vorhaben, sich Ihnen anzutragen, noch geheim gehalten wissen will, bis er gewiss weiss, dass sein Gesuch bei Ihnen statt finden wird. Ich kenne ihn von seinen Universitätsjahren her als einen Mann, der weit regelmässiger gelebt und planmässiger studirt hat, als ich. Er spricht sehr gut Französisch und ziemlich Englisch. Im Lateinischen und Griechischen hat er es ebenfalls viel weiter gebracht, als ich. Er hat eine ansehnliche Predigerstelle

ausgeschlagen, weil sein fester Vorsatz ist, sich der Erziehung zu widmen; auch ist er ein Jahr jünger als ich, und besitzt eine weit dauerhaftere Gesundheit. Bei dem Consistorialrath Gillot in Halberstadt ist er erzogen, und wenn Sie mit diesem bekannt sind, so können Sie sich seinetwegen bei ihm erkundigen. Dass er ein grosser Kinderfreund ist, das weiss ich, und sehe es aus der Liebe, welche sein Eleve für ihn hegt. Er besitzt überdem sehr viel feine Welt, und auch darin ist er mir überlegen. Bei dem Geheimrath von Goldbeck steht er sich neben freier Station an zweihundert Thaler. Er kann aber der Begierde nicht widerstehen, sich Ihrem Institute zu widmen, nachdem ich ihm eine wahre und nicht überspannte Beschreibung davon gemacht habe. Kurz, dieser Mann wird Sie mein Zurückbleiben gewiss nicht lange bedauern lassen, und es würde daher sehr zu meiner Beruhigung gereichen, wenn Sie mit ihm in Verbindung treten wollten. Lesen Sie einliegenden Brief, wodurch er sich Ihnen selber bekannt macht. Ich möchte ihm das Glück wohl gönnen, worauf ich leider Verzicht thun muss.

Indem ich dieses schreibe, haben sich meine Kopfschmerzen wieder eingestellt. — Ach, könnte ich doch es in Ihrer Seele lesen, ob Mitleiden oder Verdruss überwiegt. Gewiss, ich verdiene Ihr Mitleiden. Alle meine reitzendsten Aussichten, meine süssesten Hoffnungen sind mir fehlgeschlagen. Aber ich murre nicht, und bete die Weissheit Gottes im Staube an, der mich vielleicht eben dadurch zu einem frühen Tode vorbereiten will, den ich nun weit gelassener erwarte, nachdem sich alles vor mir verdunkelt.

Und nun muss ich also von Ihrem ganzen Hause Abschied nehmen. Von Ihnen, lieber, theurer Mann, Ihr Angesicht soll ich nicht wieder sehen? — Von Ihrer gu-

ten, edlen Gattin, von meinem lieben Rudolphie, von dem ganzen vortrefflichen Cirkel, den ich durch Sie kennen lernte — und von allen meinen lieben, lieben jungen Freunden, bitten Sie sie, dass sie mich meines feierlichen Gelübdes erlassen, das ich ihnen an dem letzten Abend, da ich bei Ihnen war, vor dem Angesichte Gottes gethan habe, und sagen Sie, dass ich in meinem einsamen Gärtchen für sie beten werde. — Ach, ich fühle es, ich werde nicht lange mehr leben — bei allem was heilig ist, entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht! Diese wird mir Erquickung seyn, auf meinem dornigten Pfade. — Ein Brief von Ihnen wird mich trösten, wenn die trüben Stunden der Schwermuth wieder kommen, die mir schon so manchen Tag von meinem Leben geraubt haben. — Vor mir hängt der Blumenkranz, den ich bei Ihnen erhielt, und sorgfältig aufbewahrt habe, er ist verwelkt und ein Blatt fiel auf diesen Brief herunter, indem ich schreibe — O lassen Sie das Bündniss, was wir an jenem feierlichen Abend, unter freiem Himmel vor Gottes Angesicht schlossen, lassen Sie es nicht ganz, nicht ganz zerrissen seyn! — Lassen Sie mich zu meinem Troste wenigstens einige Fäden wieder anknüpfen, und vergönnen Sie mir an Ihrer Kinderbibliothek mitzuarbeiten. Ich will Ihnen einige Aufsätze zuschicken, die grösstentheils schon fertig liegen, und will es Ihnen überlassen, was Sie davon brauchen können. — Und nun wie bedauere ich Sie, wegen Ihrer drückenden Geschäfte, die Ihnen jetzt noch Niemand abnimmt. — Noch eins, ehe ich schliesse! — Ich kann mein Wort nicht zurücknehmen. Sie haben über mich zu disponiren. Schreiben Sie mir jetzt noch, ich soll zu Ihnen kommen, so mache ich mich demohngeachtet, dass ich mein Amt wieder angenommen habe, und ohngeachtet meiner Krankheit auf

den Weg zu Ihnen, und widme Ihnen meine letzten sterbenden Kräfte.

Ihr

Berlin, den 17. August 1781. ewig ergebener Moritz.

2.

Auf einer Ebene vor Verona, den 19. Sept. (1786).

Ein Rad an unserem Wagen ist gebrochen: während, dass es wieder in Stand gesetzt wird, sitze ich hier am Wege auf einem Stein, und habe Musse genug, Ihnen, mein Werthester, einige Zeilen zu schreiben. Ich nahm diese Gelegenheit wahr, weil ich die ersten Eindrücke, welche der Anblick dieses reizenden Himmelsstriches auf mich macht, nicht gerne möchte wieder verlöschen lassen; und weil ich mich auch, während ich hier sitze mit nichts besserem zu beschäftigen weiss, als das Bild, welches die Gegenstände um mich her in mir hervorbringen, so gut es mir gelingen will, wieder ausser mir darzustellen. — Die Morgenröthe steht schon in ihrem vollen Glanze da, und es scheint wirklich, wenn mich meine Phantasie nicht täuscht, als sähe man hier einen anderen Himmel über sich. — Das Gewölk ist so fein und zart gesponnen, der Dunstkreis so leicht und dünn gewebt, die Bläue des Aethers so hell und durchsichtig, und die Wölbung bis an den Horizont so sanft gezogen, dass das Auge durch diesen Anblick auf eine ungewöhnliche Weise erquickt wird, und mit einer Art von Sehnsucht an diesem Himmel hängt: — Rund um mich her ist die weite Ebene mit Maulbeerbäumen bepflanzt, die, mit Weinstöcken umwunden, reihenweise auf den gepflügten

Aeckern stehen. — Ein Winzer komn
setzt die Leiter an. — Die nächtliche K
ganz gebrochen und ich athme zum erst
Morgenluft von diesem milden Klima
men eine ganze Reihe mit grossen Wein
und mit Ochsen bespannter Wagen de
die Weinfässer auf denen hin und wied
der Knabe, gleich dem Bachus, mit ausg
sitzt, und die Hörner der Ochsen sind
kränzt. — Von den Leuten, die von ein
Dorfe geholt sind, um das Rad am Wage
zu setzen, und welche ein ganz ordent
schmutziges Aussehen haben, hat der ei
sichtsbildung einige besonders feine Züge
anderen, als der Tag anbrach, indem er
dort zeigen sich schon die ersten Strah
röthe (i crepusculi d'Aurora). — Es klingt
sonderbar, den Wohllaut von den Worten
rora zum ersten Male aus dem Munde ein
Menschen zu hören. Das Ohr ist dieser
ungewohnt, und wird auf eine angeneh
gerührt. — Als wir gestern in Rovered
ich zum ersten Mal nichts als diese neue
her vernahm, so stand ein zerlumpter J
und verlangte, ich weiss nicht mehr wo
Trinkgeld: niente per me? (nichts für
mit einer wahren theatralischen Declama
rabile! setzte er, da man ihm mit nein
einer so sanften, traurigen Cadenz hinzu
Worte wirklich auf einem Schauplatze her
hätte. — Aber die Töne sind hier auch,
mel, weich und milde. — Welch ein plö
gegen die rauhe, consonantenreiche Tyro

wie der, von dieser sanften Ebene gegen jene himmelhohen ausgezackten Gebirge. — Zum ersten Male sehe ich jetzt die Sonne wieder über einer solchen Ebene aufgehen, und den weiten Horizont um mich her beleuchten; ein Anblick, dessen ich lange entbehrt habe: denn in den Tyrolergebirgen muss man, so lange man von ihnen umgeben ist, auf den vollen Anblick des Himmels völlig Verzicht thun. Und so angenehm einem auch die ersten Tage der ungewohnte Anblick von den mancherlei wunderbaren Gestalten der spitzen und ausgezackten Felsen ist, so ermüdet wird man doch am Ende, nichts als diese ungeheuren Steinmassen um sich her zu sehen, und so lästig wird einem der eingeschränkte Horizont, wo man immer nur ein Stück vom Himmel sieht, dass man sich ordentlich wieder nach der weiten Ebene, wie auf dem Meere nach dem Lande, sehnt. Hinter Roveredo fingen gestern die Berge allmälig an abzunehmen, und eine Strecke hinter Ala, eröffnete sich endlich in der Ferne eine Aussicht, welche aus dem Labyrinth, worin man sich durch diese Gebirge meistens unten im Thale windet, den Ausgang hoffen liess. Ehe wir aber hinauskamen, stieg es noch einmal an den Ufern der Etsch in seiner ganzen furchtbaren Höhe empor, da wo uns die Krümmung des Weges vor der venetianischen Festung Chiusa vorbeiführte. — Dieser Ort scheint recht von der Natur gemacht zu seyn, um schon durch seinen Anblick Furcht und Schrecken einzuflössen: An beiden Seiten des Flusses steigt der Fels wie eine Wand senkrecht in die Höhe, und weil die Etsch hier eine Krümmung macht, so ist man rund umher eingeschlossen. Zwischen den Felsenwänden, welche einem durch ihre entsetzliche Höhe fast den Anblick des Himmels rauben, herrscht eine Todtenstille, die nur durch das Rauschen des Flusses unter-

brochen wird. Ueber den Fluss ist von einem Fels zum anderen eine eiserne Kette gezogen. Zur linken Seite ist zwischen dem Felsen und dem Flusse ein kleiner Raum, den die Festungswerke einnehmen, die grösstentheils in den Felsen selbst hineingearbeitet sind, so dass man hoch über sich, fast in der Mitte der Felsenwand, aus den Oeffnungen, welche hineingegraben sind, die Mündungen von Kanonen hervorstehen sieht. Dies macht einen fürchterlichen Anblick, weil hier die Arbeit des Menschen mit der Natur gekämpft hat, und beide im Kampfe so vermischt sind, dass man sie kaum mehr von einander unterscheiden kann, und dass es fast scheint, als wenn die tödtlichen Werkzeuge, welche aus dem Felsen hervorstehen, mit dieser ungeheuren Masse eins ausmachten. — Ein kleines Gärtchen, das ganz unten am Fuss des Felsens in einer Ecke angebracht ist, macht hier, wo ausserdem fast kein Grashalm wächst, eine ganz sonderbare Wirkung auf das Auge. Nicht weit von diesem Gärtchen, auf dem schmalen Streif zwischen dem Felsen und dem Flusse, ging ein wohlgekleideter Mann, der vermuthlich in der Festung wohnt, mit einer Dame am Arme spazieren. Auch dieser Anblick war äusserst auffallend, weil einem zu Muthe ist, als ob an diesen Ort gar keine Menschen hingehörten, und man erstaunt, dass dennoch Leute hier wohnen, ein Gärtchen haben und spazieren gehen. — Wir gingen nun (denn ich war mit noch einigen meiner Reisegefährten ausgestiegen) eine gute Strecke in diesem fürchterlichen Abgrunde, der allenthalben, so wie man etwas laut sprach, ein dumpfes Echo wiedertönen liess, zwischen dem Ufer und dem Felsen hin, als sich auf einmal von beiden Seiten das Gebirge eröffnete, und wir nun zum ersten Mal nach vielen Tagen den ganzen Himmel wieder vor uns sahen, und über einige kleine An-

höhen nach dem fernen Horizonte hinüber blickten, an den sich das Auge noch nicht wieder gewöhnen konnte, sondern beständig in Versuchung war, die Abendwolken, die sich schon am Horizont hingelagert hatten, wieder für neue Berge zu halten: denn so wie man beim ersten Eintritt in die Gebirge die Berge oft für Wolken anzusehen geneigt ist, so sieht man beim Ausgange aus denselben, nachdem man sich eine Zeitlang darin aufgehalten, die Wolken wieder für Berge an. — So wie wir weiter gingen, stiegen zwar hin und wieder noch einige Hügel empor, die aber schon grün bewachsen waren, und ganz in der Ferne machten zwei hohe Cypressenbäume in der Abenddämmerung einen sanften Anblick. — Wir kamen, da es finster wurde auf der letzten Station vor Verona in dem Dorfe Volerni an, wo wir zu Nacht gegessen und einige Stunden geschlafen haben. Wenn es allenthalben so ist, wie hier, so begreife ich nicht, wie man sich über die Bewirthung in den italienischen Gasthöfen beklagen kann. Es wurde uns ein ordentlicher Ueberfluss von sehr guten Speisen, Wein und Früchten aufgetragen, und dem ohngeachtet nicht mehr, wie in einem deutschen Gasthofe bezahlt. Endlich ist unser Rad am Wagen so weit wieder hergestellt, dass wir fortfahren können, und in ein paar Stunden oder noch eher werden wir in Verona seyn. — Aus Mantua schreibe ich Ihnen wieder; denn dort werde ich von der Diligence erlöst.

Mantua, den 21. Sept.

Die Diligence ist ein trauriges Fuhrwerk. — Wer im eigentlichen Verstande reisen, und nicht bloss von einem Orte zum anderen kommen will, der fühlt sich auf eine unausstehliche Weise darin eingekerkert; und dies um desto mehr, weil sich sein Kerker beständig mit ihm fortbewegt. Gemeiniglich fügt es sich, dass man durch die interessantesten Oerter und Gegenden gerade bei der Nacht kömmt, und bei Tage oft mehrere Stunden lang in unbedeutenden Flecken und Dörfern verweilen muss; wenigstens hat mich dies Schicksal fast immer betroffen. Ueberdem kann man weder den Himmel über sich, noch die ganze Gegend um sich her sehen, sondern muss sich mit den kleinen Oeffnungen, welche in den Bretterwänden dieses beweglichen Hauses angebracht sind, begnügen. Es ist einem daher nicht anders, als ob man die Gegenden, durch welche man kömmt, durchschiffte und nur zuweilen einen Theil der Küste, an welcher man vorbeifährt, erblickte. — Auf diese Weise bin ich durch den Harz, den Thüringer Wald und die Tyrolergebirge gekommen, so dass sich fast ganz Deutschland, gerade in seiner Mitte, von beiden Seiten vor meinem Auge eröffnet hat, und ich demohngeachtet von dieser weiten Strecke, die so mancherlei abwechselnde Scenen darbietet, nur ein so unvollkommenes und zerstücktes Bild in meiner Phantasie habe auffassen können, das ich besonders aufzuzeichnen gar nicht einmal der Mühe werth halte. Ich kann daher auch nicht eigentlich sagen, dass ich durch Deutschland gereist bin; sondern ich habe mich nur von einem Ende zum anderen durch Deutschland fortbewegen lassen, um in Italien reisen zu können, welches denn auch für diesmal freilich nur meine Absicht

war. — Ich führe Sie also nun wieder auf die Ebene von Verona zurück, wo ich Ihnen vorgestern Morgen, auf einem Steine sitzend, schrieb. Das Rad am Wagen ist wieder hergestellt; wir sind von da fortgefahren; und jetzt sind wir im Angesicht von

Verona,

welches sich mit den hohen Brücken über die Etsch, in den umliegenden Festungswerken, in seinem grauen Alterthume vor uns darstellt. Jetzt fahren wir in die Stadt und eine grosse Anzahl flache und breite mit Wein beladener und mit grossen und schönen Ochsen bespannter Wagen vor uns her, so dass dieser Einzug ordentlich etwas Festliches hat. Wir kommen an verschiedenen Häusern vorbei, wo der Wein auf der Strasse in den Fässern gekeltert wird. Die Strassen sind ziemlich enge und krumm, und an sich nichts weniger als schön. Aber die bedeckten Gänge mit dem marmornen Pflaster an beiden Seiten der Strasse und die Lebhaftigkeit, welche hier herrscht, weil fast alle die Geschäfte des Tages, die man bei uns in den Häusern und in den Zimmern vornimmt, hier auf der öffentlichen Strasse unter den bedeckten Gängen betrieben werden, wo die Handwerksleute ihre Werkstätten vor den Hausthüren aufgeschlagen haben, so dass man, wo man geht, Betriebsamkeit und geschäftige Hände sieht — und über dem noch das Gepräge des Alterthums, welches allenthalben hervorleuchtet — dies alles hält das Auge für den Anblick einer grossen und schönen Strasse hinlänglich schadlos; und man geht mit Vergnügen unter diesen bedeckten Gängen, um ein Volk, dessen Sitten und Gebräuche man kennen zu lernen begierig ist, hier vor seinen Augen leben und handeln zu sehen. — Schon in Roveredo fiel mir diese

Lebhaftigkeit vorzüglich auf, weil dort die Strassen ebenfalls mit bedeckten Gängen an den Seiten versehen sind, unter welchen man, so wie hier, geschäftig ist. — Wir logiren nicht weit vom Markte in den zwei Thürmen. . . .

3.

Rom, den 20. Jänner 1787.

Ach, mein Theuerster! wer hätte sich das vorstellen sollen, dass nach so viel glücklich überstandenen Abenteuern noch ein so schlimmes Abenteuer nachkommen, und uns einen solchen Strich durch unsere Rechnung machen würde! — Der Ungenannte, welcher Ihnen von meinem Unfall Nachricht ertheilt hat, ist der Geheimrath von Goethe aus Weimar, der kurz nach mir hier eintraf und sich anfänglich unter dem Namen Müller hier aufhielt, um unbekannt und ungenirt zu seyn, und es auch in Deutschland nicht wissen zu lassen, dass er hier sey: sein Namen blieb aber demohngeachtet nicht lange verschwiegen; Jedermann kennt ihn jetzt und die Italiener haben ihn schon feierlich zum arkadischen Schäfer ernannt, so gern er sich diese Ehre verbeten hätte. Ich machte seine Bekanntschaft ein paar Wochen vorher, ehe ich den Unfall hatte, der mir auf der Rückkehr von einer kleinen Reise nach der Mündung der Tiber begegnete, wo Goethe und Tischbein nebst noch zweien von der Gesellschaft fuhren, und ich mit noch einem von der Gesellschaft ritt, und nicht weit von der Porta Sixt. wo die Strasse mit lauter breiten platten Steinen gepflastert war, meinem Gefährten zurufe, er soll hier langsam reiten, weil es ein wenig geregnet hatte, und die breiten Steine so glatt wie Eis waren. Kaum hatte ich

dies gesagt, so glitschte mein Pferd mit den Vorderfüssen, ich riss es zum zweiten und dritten Mal wieder in die Höhe, endlich konnte es sich nicht länger halten, sondern glitschte mit allen vier Füssen aus und schlug mit mir auf die linke Seite. Weil es sich gleich wieder aufraffte, so hatte ich am Bein nur eine schwache Contusion bekommen, mit dem linken Oberarm aber war ich an die Erhöhung vor einer Mauer gefallen, welche an einem Hause oben herausgebaut war, und musste ihn also nothwendig brechen. Es versammelten sich gleich eine Menge von Menschen um mich herum, die mich alle bedauerten: und ich wurde sogleich auf einen Lehnstuhl gesetzt und unter einem Gefolge von lauter bemitleidenden Menschen den ganzen Corso hinunter nach der Strada Barberina, wo ich wohne, zu Hause getragen. Das Mitleid der Italiener äussert sich vorzüglich bei solchen Unfällen, wo sie sehen, dass Jemand Schmerzen leidet, und ein Armbruch macht daher bei Ihnen weit mehr Sensation, als wenn Jemand auf der Strasse ermordet wird. Denn das ist eine ganz gewöhnliche Sache, und der Todte, denken sie, leidet auch keine Schmerzen mehr. — Was nun während den vierzig Tagen, die ich unter fast unaufhörlichen Schmerzen unbeweglich auf einem Fleck habe liegen müssen, der edle menschenfreundliche Goethe für mich gethan hat, kann ich ihm nie verdanken, wenigstens aber werde ich es nie vergessen; er ist mir in dieser fürchterlichen Lage, wo sich also alles zusammen fand um die unsäglichen Schmerzen, die ich litt, noch zu vermehren, und meinen Zustand zugleich gefahrvoll und trostlos zu machen, alles gewesen, was ein Mensch einem Menschen nur seyn kann. Täglich hat er mich mehr als einmal besucht und mehrere Nächte bei mir gewacht. Um alle Kleinigkeiten, die zu meiner

Hülfe und Erleichterung dienen konnten, ist er unaufhörlich besorgt gewesen, und hat alles hervorgesucht, was nur irgend dazu abzwecken konnte, mich bei gutem Muthe zu erhalten. Und wie oft, wenn ich unter meinem Schmerz erliegen und verzagen wollte, habe ich in seiner Gegenwart wieder neuen Muth gefasst, und weil ich gern standhaft vor ihm erscheinen wollte, bin ich oft dadurch wirklich standhaft geworden. Er lenkte zugleich den guten Willen meiner hiesigen deutschen Landsleute, deren jetzt eine starke Anzahl ist, und deren freundschaftliches Betragen gegen mich mir nie aus dem Gedächtniss kommen wird. Sie waren den anderen Tag fast alle bei mir; sie erbaten sich alle bei mir zu wachen. Goethe liess sie losen, wie sie der Reihe nach bei mir wachen sollten, und sogleich waren alle Nächte besetzt, so dass es an Jeden nur ein paar Mal kam, und dann liessen andere Zwölf um die Stunden am Tage losen, so dass Jeder den Tag über eine Stunde bei mir bleiben sollte, damit ich immer abwechselnde Gesellschaft hätte. Alle waren sogleich willig, und so waren die Stunden am Tage besetzt und wurden alle richtig gehalten. Selbst die Leute, bei denen ich wohne, waren durch diese Liebe und Freundschaft so vieler Menschen gegen einen ihrer leidenden Brüder gerührt, und folgten dem Beispiel, indem sie mir die ganzen vierzig Tage hindurch ohne Murren und mit der grössten Bereitwilligkeit die beschwerlichsten Dienste leisteten, die ein Mensch, der unbeweglich auf einem Flecke liegen muss, bedarf. Dies alles zusammengenommen flösste mir zuerst wieder eine Art von Zutrauen gegen mein Geschick ein. Ich dachte: es drückt mich zwar nieder, aber es will mich doch nicht sinken lassen! Es gilt nun einen sehr bitteren Kelch zu trinken, von dem ich wohl gehofft hätte, dass er vorüber gegangen wäre —

vorüber ging er nun freilich nicht, aber der stärkende Engel stand mir doch auch zur Seite. Nun ist er ausgeleert, und seit sechs Tagen ist mir alles, was ich gelitten habe, nur noch wie ein Traum: denn mein Arm ist glücklich geheilt, ich darf ihn jetzt nicht einmal umher im Bande tragen. Ich kann allenthalben wieder umhergehen. Heute habe ich mir zum ersten Mal wieder die Stiefel und den Rock angezogen. Und in acht Tagen schicke ich Ihnen Manuscript zur Reise.

Der Ihrige

Moritz.

4.

Rom, den 3. Februar 1787.

Ich habe Ihnen, mein theuerster Freund! in meinem letzten Briefe versprochen, dass ich Ihnen in acht Tagen Manuscript zur Reise schicken wollte. Theils die Freude über meine Wiederherstellung, und theils die Begierde Ihnen alles zu schreiben, das Ihnen angenehm seyn könnte, haben mich zu diesem voreiligen Versprechen bewogen, das ich zurücknehmen muss, wenn ich Ihnen nicht durch die Erfüllung desselben schaden will. Da ich nämlich die Sache reiflich erwogen habe, so scheint es mir, als müsste eine Reisebeschreibung von Italien ganz etwas anderes werden, als die von England, wenn ich meinen Kredit beim Publikum nicht verlieren will. Man hat sich die Erzählung einer Reise von Abenteuern wohl einmal gefallen lassen, und statt solider Bemerkungen damit vorlieb genommen; man möchte dies aber wohl nicht zum zweiten Mal thun. Mein Buch über Italien muss nothwendig etwas Gründliches und dabei

Unterhaltendes seyn, wenn es sich unter den vielen Büchern, die man über Italien hat, vortheilhaft auszeichnen soll. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, eine Reiseroute durch Italien gleichsam nur zur Unterlage oder zum Leitfaden zu gebrauchen, worauf ich meine sämmtlichen Bemerkungen über Sitten, Gebräuche, Alterthümer u. s. w., die ich gemacht habe und künftig noch machen werde, reihen könnte, und auf diese Weise eine Art von täuschender Composition hervorzubringen, worin die allgemeinen Bemerkungen auf dem gehörigen Fleck lebhaft und anschaulich gemacht würden, und zugleich auf die Alterthümer eine solche zweckmässige Rücksicht genommen würde, dass dies Buch zugleich als ein Pendant zu den von mir auszuarbeitenden römischen Antiquitäten betrachtet und in dieser Weise ein bleibendes Werk werden könnte. Dies wäre mein unmaassgeblicher Vorschlag, wenn Sie mir zur Ausarbeitung der Reise Zeit lassen wollten. — Da ich die Abschrift von dem Manuscript, das ich Ihnen geschickt, wieder durchgelesen habe, so finde ich, dass es zu einer zugleich gründlichen und unterhaltenden Reisebeschreibung kein schicklicher Eingang ist, und ich bin überhaupt nicht recht damit zufrieden. Haben Sie es aber schon irgendwo drucken lassen, so thut es auch weiter nichts. Ich kann ja immer noch einen anderen Eingang machen. Da ich nun wieder ausgehen kann, so verbinde ich mit der Lectüre der alten Schriftsteller die tägliche Betrachtung der hiesigen Alterthümer und sammle mir täglich Materialien zu dem von mir auszuarbeitenden Werke, das, hoffe ich, ein solides und bleibendes Werk werden soll, und worin ich ein vorzügliches point d'honneur darauf setze, um den gelehrten Pedanten keine Blösse zu geben. Ich habe mir zu dem Ende jüngstens die Handausgabe von allen römi-

[redacted]

schen Klassikern, so wohlfeil ich sie hier alt habe bekommen können, zusammenkaufen müssen, um nicht immer nach der Bibliothek laufen zu dürfen, sondern auch zu Hause, so oft ich will, nachschlagen zu können. Für einige Zechinen habe ich sie denn doch meist alle erstanden. Allein nun habe ich den Chirurgus und den Medicus noch nicht bezahlt. — Bei dem allen habe ich nun eine grosse Unruhe und Besorgniss, Ihnen mit so vielen Vorschüssen beschwerlich zu fallen, da ich mich nicht im Stande sehe, Ihnen das Manuscript, wenn es gut werden soll, sobald als ich es versprochen habe, zu liefern. Zudem können Sie gewiss versichert seyn, dass ich nicht nur um meines Versprechens, sondern um meiner eigenen Ehre willen, das, was ich für Sie ausarbeite, mit dem grössten Fleiss und Sorgfalt ausarbeiten werde, wenn ich nur dabei die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens und so viel habe, dass ich dies Frühjahr nach Neapel reisen kann, um die dortigen Alterthümer zu studiren. Ich brauche wenig: wenn ich monatlich sechs Dukaten habe, so kann ich zur Noth auskommen; und in einem Monat lässt sich schon viel studiren und vorarbeiten, wenn man keinen Tag versäumt. Und ich versäume seit meiner Wiederherstellung gewiss keinen Tag, das kann mir der Geheimrath von Goethe Zeugniss geben, der meine ganze Einrichtung kennt, und dessen freundschaftlicher Rath mir dabei oft sehr zu statten gekommen ist. Herrn Pokels bitte ich von mir zu grüssen. Mein Unfall ist Schuld gewesen, dass ich ihm noch keine Beiträge habe schicken können. Ich hoffe aber doch, dass er auf eben diesen Unfall Rücksicht nehmen, und mir die Hälfte von dem Honorar für die periodischen Schriften, das er nun gewiss erhalten haben muss, sobald wie möglich zuschicken wird, weil ich darauf gerechnet habe,

um den Arzt und Medicamente zu bezahlen. Ich hoffe bald von Ihnen einen Brief zu erhalten.

Der Ihrige

Moritz.

5.

Rom, den 1. September 1787.

Ich antworte Ihnen, mein Theuerster, auf Ihren Brief weit später, als ich gesollt hätte, weil ich diese Tage über in der grössten Unentschlossenheit gewesen bin. — Da ich nämlich im Begriff war, Rom zu verlassen, so eilte ich, alle die merkwürdigen Gegenstände, von denen ich nun auf immer Abschied nehmen sollte, noch einmal mit Aufmerksamkeit zu betrachten; und bei dieser Betrachtung fand ich, wie der Aufenthalt von noch sechs Monaten, vorzüglich in Gesellschaft des Herrn v. Goethe, der den Winter über noch hier bleibt, mir eine Quelle zu nützlichen Ausarbeitungen auf mehrere Jahre lang werden könnte; und dass es mir fast unmöglich sein würde, nachher der Reue zu entgehen, wenn ich diese Gelegenheit, meinen Geschmack noch mehr zu bilden, und meine Kenntnisse zu vermehren, jetzt aus den Händen liesse, da ich das hier täglich für wenige Groschen sehen kann, dessen Anblick nachher durch eine ganz neue Reise erst wieder erkauft werden müsste. Dieser überwiegende Grund hat mich zu dem Entschluss gebracht, noch bis zum künftigen Frühjahr hier zu bleiben, und es dabei so einzurichten, dass ich Ihnen mit Vorschuss nicht ferner beschwerlich fallen dürfte. Ich habe mich nämlich durch Umgang und Lectüre mit dem Zustande der neuesten italienischen Literatur einigermaassen bekannt gemacht und verschiedenes dahin einschlagendes gesammelt, das

unter einem schicklichen Titel ein kleines nicht uninteressantes Werkchen etwa von einem halben Alphabet stark, werden könnte; vermittelst dessen, was mir diese leichtere Nebenarbeit eintrüge, gedächte ich dann diesen Winter hier noch zu subsistiren, und dabei alle meine Bestreben dahin zu richten, um über die Alterthümer ein vollkommenes und auffallendes Werk zu liefern, wodurch ich zugleich meinen literarischen Ruf auf immer befestigte. Ich habe dies Alles mit dem Herrn v. Goethe überlegt, der meinen Entschluss auch billigt. Sein Umgang kömmt mir hier ausserordentlich zu statten, fast alle Tage bringe ich einige Stunden mit ihm zu, wo ich schon oft meine Ideen durch Mittheilung derselben berichtigt und erweitert habe, und auf neue Aussichten geführt bin. Er ist mit meinem Plane, durch die Stellung der Gegenstände in dem Werk über die Alterthümer gleichsam den Geist der Alten aufzuwecken und sichtbar zu machen, und so viel wie möglich lebendige Darstellung hineinzubringen, nicht nur zufrieden, sondern interessirt sich auch dafür, so dass ich seinen Rath und seine Aufmunterung hierbei nicht gern entbehren möchte; da wir überdem sehr viele Sachen zusammen in Augenschein nehmen, welches mir, da er in Kunstsachen sehr tiefe Kenntnisse besitzt, vorzüglich nützlich ist. Ich könnte alsdann, wenn ich noch den Winter hier bleibe, im künftigen Frühjahr mit ihm zugleich nach Deutschland zurückreisen. Meine Bitte an Sie ginge also zuerst dahin, mit meiner Unentschlossenheit, die unter den Umständen doch sehr nothwendig entstehen musste, diesmal Nachsicht zu haben, da ich diese Verlängerung meines hiesigen Aufenthaltes doch aus keinem anderen Grunde wünsche, als um den Ausarbeitungen, die ich für Sie unternommen habe, einen höheren Grad von Vollkommen-

heit zu geben. Was nun mei
rend der Zeit anbetrifft, so v
sehr wie möglich einzuschränk
caten monatlich ist es aber ei
lich zu subsistiren; meine Bit
dass Sie mir auf das Werk i
noch zehn Ducaten, und nichts
und mir diese zehn Ducaten a
überschickten, so dass ich sie
Anfang des Octobers erhielte,
Verlegenheit gerathen würde, d
den ich jetzt noch habe, bei d
kung, gerade nur noch bis zu
reicht, und ich alsdann doch n
um vor den Monat September n
len. Denn Sie werden aus mei
dass ich, ehe ich die zwanzig
zuletzt überschickt haben, erhie
heit war, und dass ich also mi
fast den ganzen Sommer über
meine Reise nach Neapel im I
weggenommen hatte. Diese ze
Sie also auf das Dringendste n
Empfang Dieses noch zu übers
davon mehrerer Sicherheit weg
mal im vorigen Winter gemacht
zulegen, damit ich doch nicht ga
hier für mich ein schrecklicher U
ich hier mit Niemanden in solche
ich ihm von Geldmangel auf ein
könnte, und auch dem Herrn v.
davon sagen, sondern lieber de
dulden würde. Mit diesen zehn

[redacted]

den October und November auskommen können, und während der Zeit mit der Nebenarbeit fertig zu werden suchen, wovon ich Ihnen das Manuscript reingeschrieben zuschicke, so dass ich alsdann für dies Manuscript zu Anfang des Decembers wieder zehn Ducaten geschickt bekäme, womit ich mich bis zu Ende des Januars erhalte u. s. w. Mit dem Herrn v. Goethe könnte ich alsdann, wie gesagt, im künftigen Frühjahr wieder zurückreisen, welches mir an Reisegeld viel ersparen würde; und alsdann käme ich noch den Sommer wieder nach Deutschland, wo die Umwechselung des Klimas weder dem Körper noch der Seele so nachtheilig ist, als aus dem hiesigen milden Klima plötzlich wieder in den rauhen deutschen Winter versetzt zu werden, welche unangenehme Abänderung doch auch auf jede Art von Ausarbeitung einen unvermeidlichen Einfluss hat. Nach diesem allen zweifle ich fast nicht, dass Sie meinen Entschluss selbst billigen, und hoffe, dass Sie auch meine Bitte erfüllen werden, da ich dieselbe so einzurichten gesucht habe, dass ich Ihnen dadurch so wenig wie möglich beschwerlich falle. Es giebt hier so manche, die Pension von Fürsten haben, welche sie verschwenden, indess ich mich auf alle Weise drehen und winden muss, um nur zu existiren, das ist nun freilich eine Sache des Zufalls, wogegen sich nichts weiter thun lässt, als sich in sein Schicksal, so gut man kann, zu finden; ich bin zufrieden, wenn ich nur meine Absicht, warum ich hier bin, sey es auch mit so viel Schwierigkeiten, als es wolle, erreiche, und meine unternommene Arbeit mir gelingt. Hrn. Pokels bitte ich zu grüssen, und ihm zu sagen, dass ich ihm diesen Winter zu den Stücken von der Seelenkunde und zu den Kleinigkeiten, welche künftige Ostermesse herauskommen, zwar einiges, aber nicht viel werde zu-

schicken können, und dass ich es daher noch in seinen freien Willen stelle, was er mir von Honorar für diese Stücke abgeben will, bis ich nach meiner Zurückkunft im künftigen Frühjahr wieder ordentlich werde daran Theil genommen haben. Die Deutschen möchten hier gern eine Lesegesellschaft errichten, aber ich weiss nicht, ob die Anzahl der Bücher, welche dadurch hier könnten abgesetzt werden, mit den Kosten des Transports im Verhältniss stehen würde. Zu Ihrem wichtigen Unternehmen wünsche ich Ihnen Glück, und bitte Sie, mich Ihrem Hause und allen Freunden zu empfehlen, und mir Ihr Zutrauen und Ihre Freundschaft zu erhalten.

Der Ihrige

Moritz.

Meine jetzige Adresse ist: Strada Borgognona in casa della Magazziniera.

6.

Rom, den 20. October 1787.

Werthester Freund!

Als ich auf meinen dringenden Brief an Sie zu Ende des Septembers keine Antwort erhielt, hatte ich noch einen halben Ducaten übrig, damit habe ich beinahe vierzehn Tage gelebt, und dabei meine Mundprovisionen so eingetheilt, wie man es bei einer bevorstehenden Hungersnoth auf Seereisen oder bei Belagerungen zu thun pflegt; nie habe ich mehr Muth zur Arbeit und Eifer zum Studiren gehabt, als eben in diesem Zeitpunkte. Allein einer meiner hiesigen Freunde (nicht der Herr von Goethe,

denn der war abwesend in Fraskati), merkte meinen Zustand, und hat mir einige Ducaten aufgedrungen, mit denen ich nun auf eine solche Art lebe, die mir auf mein ganzes Leben nützlich seyn wird: denn ich habe mehr als je gelernt, wie es möglich ist, unabhängig zu seyn, ohne reich zu sein. Meine Verpflichtung gegen Sie ist aber für mich keine Abhängigkeit; denn die Arbeiten, welche ich für Sie unternommen habe, ziehen mich von sich selbst so sehr an, dass ich mich jetzt mit nichts anderem beschäftigen würde; wenn ich auch gar nicht dazu verpflichtet wäre.

Ich stelle es daher gänzlich Ihnen anheim, ob, wann und wie viel Sie an Geld schicken wollen: an Fleiss werde ich es unter keinen Umständen ermangeln lassen, weil er das einzige Mittel ist, mich zufrieden und meine Umstände, selbst mich vergessen zu machen.

Der Ihrige

Moritz.

7.

Rom, den 27. October 1787.

Den Sonntag darauf, als ich vor acht Tagen meinen letzten Brief an Sie abgeschickt hatte, erhielt ich durch den Herrn Rath Reiffenstein zwanzig Ducaten, die wohl von Niemand anders, als von Ihnen können gekommen seyn. Es war mir lieb, dass ich mich bei dem kurzen Mangel an Geld so benommen hatte, dass ich mir, da ich wieder damit versehen war, keine Vorwürfe machen durfte.

Die Summe, welche Sie mir überschickt haben, ist mehr, als ich erwartet hatte; und ich habe mich nun

damit auf einen solchen Fuss gesetzt, dass ich, so lange ich noch hier bleibe, gar nichts weiter brauche. Um desto mehr bin ich Ihnen dafür verpflichtet, und werde Ihr Zutrauen, das Sie mir dadurch bewiesen, gewiss rechtfertigen.

Was den unmittelbaren Nutzen anbetrifft, so sind wohl nicht leicht zwanzig Ducaten besser angelegt worden, als diese Unterstützung bei mir. Denn da ich nur wenige Zeit übrig habe, und, um mir am Ende keine Vorwürfe zu machen, jede Minute nützen muss, so lerne ich hier oft in acht Tagen mehr, als ich sonst in Jahren gelernt habe.

Denn ich habe mich bisher immer mehr damit beschäftigt, über das, was ich wusste, nachzudenken, als mir viele neue Kenntnisse zu verschaffen. Jetzt sehe ich aber täglich mehr ein, und lerne durch den Umgang mit dem Herrn v. Goethe, dass die Denkkraft nothwendig eben so stark ausser sich, als in sich wirken muss, wenn sie nicht auf metaphysische Spitzfindigkeiten gerathen und die gehörige Elasticität und Leben behalten soll.

Es kommt mir ausserordentlich zu statten, dass ich mit dem Herrn v. Goethe beständig meine Ideen wechseln kann; und ich bin dadurch schon auf vortreffliche Grundsätze geleitet worden.

Alles, was ich um mich her in der wirklichen Welt und in der vergangenen sehe, wird mir immer heller und deutlicher, und bekömmt immer mehr Beziehung auf einander, je vollständiger meine Ideen davon werden.

So wie man von einem Strich Landes ohne die Grenzen, und das Naheliegende zu kennen, nie einen deutlichen Begriff haben kann, so ist es auch nicht möglich die römischen Alterthümer, welche sich hier vor Augen stellen, ohne den ganzen Umfang der Geschichte bis auf den

heutigen Tag, aus einem interessanten Gesichtspunkt zu betrachten. Jemehr sich nun hier mein Gesichtskreis erweitert, je wichtiger und lebendiger wird mir jenes.

Die fünf Monate, welche ich noch hier bleiben kann, sind mir doch unschätzbar, und dass ich dies kann, verdanke ich Ihnen, und werde es Ihnen stets verdanken; denn Ihr Vorschuss ist mir unter diesen Umständen mehr werth, als mir zu einer anderen Zeit ein viel grösseres baares Geschenk würde gewesen seyn. Erhalten Sie mir, darum bitte ich Sie, Ihre Liebe und Ihr Zutrauen; grüssen Sie Stuven und Pockels von mir, und empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hause. Ich bin ganz der Ihrige

Moritz.

8.

Rom, den 16. May 1788.

Ich kann mich auf das Zeugniss des Hrn. v. Goethe berufen, welchem mein Verhältniss mit Ihnen bekannt ist, dass ich Ihnen nicht nur den Empfang der letzten Geldmasse sogleich gemeldet, sondern zugleich einen sehr ausführlichen Brief geschrieben habe, welcher also nothwendig auf der Post muss verloren gegangen seyn, weil Sie ihn nicht erhalten haben. Diesen Fall hätten Sie sich doch auch noch als möglich denken sollen, ehe Sie Misstrauen in mich setzten. Ferner habe ich am 12. April einen Brief, der den Plan zu meiner Rückreise enthält, an Sie abgeschickt, den Sie also schon längst müssen erhalten haben, wenn die Posten richtig gehen, woran ich nun anfange zu zweifeln, weil ein Brief von mir an Sie ganz verloren gegangen ist, und weil ich den Ihrigen vom 16. April erst heute den 16. May erhalten habe; da doch sonst ein Brief zwischen hier und Braunschweig nur

funfzehn Tage läuft. Das, was Sie von mir verlangen, enthält mein voriger Brief den ich den 12. April an Sie abgeschickt, und auf den ich doch nun Ihre Antwort auf jeden Fall erwarten muss; denn dass er wiederum sollte verloren gegangen seyn, ist doch nicht wahrscheinlich. In meinem Charakter haben Sie Sich gewiss nicht geirrt!

Moritz.

XLV.

Johannes von Müller,

der berühmte Geschichtschreiber, bekanntlich seit 1808 Generaldirector des öffentlichen Unterrichts zu Cassel.

Ich danke Ihnen, verehrungswürdigster Herr, für die mir übersandten weisen und wichtigen Rathschläge ganz ausnehmend. Eine solche Vereinigung sämmtlicher Erziehungsanstalten zu Einem Zweck und unter der Leitung von Männern, welche wissen was sie wollen und nicht einseitig sind, soll durchaus Hauptgrundsatz werden. Es ist auch gegen die Einrichtung des Oberdirectoriums und der Aufsicht in den Departements nichts zu sagen. Auf den Universitäten allein zweifele ich ob Collegen, oft mit vielem Verdienst und grossem Ruhm etwas Eigensinn und Eitelkeit verbindende Männer, den Verfügungen der vier Aufseher sich gern fügen würden, und es kömmt mir besser vor, sie unmittelbar unter dem obersten Curator zu lassen, welcher natürlich correspondirt mit wem er will. Ich erwarte nur noch Berichte aus Departements um sowohl die Nothwendigkeit recht verständlich zu machen als die Instruction näher zu bestimmen; alsdann werde ich den gemeinsamen Plan vortra-

gen, und wenn er nicht am Artikel des Aufwandes scheitert (was ich nicht glaube), so schmeichle ich mir, dass er angenommen werden soll. Etwas sehr ähnliches bereitet sich in Frankreich eben jetzt. Mögen Sie die so lang und mannigfaltig wohlthätigen Kräfte noch viele Jahre behalten, um zur Entwickelung der Ideen kräftig beyzuwirken, zu deren ersten Ausbildung Sie so ausserordentlich viel gethan haben! Mir wird nichts erfreulicher sein, als Ihnen Anlass und Mittel dazu zu verheissen. Leben Sie wohl, wie es innigst wünscht,

Ihr

Cassel, den 7. Febr. 1808.

Sie verehrender Freund
J. Müller.

XLVI.

Christoph Fried. Nicolai

(† 1811), übernahm seit 1758 die Buchhandlung seines Vaters zu Berlin und gab seit 1759 mit Lessing und Mendelssohn heraus „Briefe die neueste Literatur betreffend" und 1765 die „Allgemeine deutsche Bibliothek" 1765 bis 1792, 107 Bände, lange Zeit ein alleinherrschendes Literaturgericht; viel gerühmt und viel geschmäht.

Berlin, den 14. Juli 1780.

Herrn Rath Campe in Hamburg.

Ich habe, mein werthester Herr und Freund, Ihr Schreiben vom 13. Juni zu seiner Zeit richtig erhalten. Ich sehe die Gründe ein, warum Sie weniger Recensionen

übernehmen können. Ich will Sie also von allen denen loszählen, die Sie verbeten haben, ausser

Pfenniger's Magazin,
Lavater's Urtheile,

welche beide auf einander Beziehung haben. Es ist wirklich nöthig, dass man sich dem stinkenden Lavater'schen Fanatismus entgegensetze, und dies kann Niemand besser, als Sie, mein werther Freund. Uebernehmen Sie also immer diese Anzeigen um der guten Sache der Vernunft willen. Ihre vorigen Recensionen über die Lavateriana haben gewiss bey vielen, denen die gute Absicht, die hervorspiegelt, als eine Entschuldigung für seine Thorheit geschienen hatte, die beste Wirkung gethan.

Die Bücher, die Sie nicht recensiren wollen, bitte ich nur an Herrn Herold's Wittwe in einem Paket abzugeben, dass sie mir es gelegentlich durch Fuhre zuschickt. Ich habe Pränumeration auf Jacobson's Wörterbuch beide Theile Ihnen a Conto notirt, und sende anbey meinen Brief an Hrn. D. Reimarus, nebst einem Pränumerationsschein auf drei Nummer, wofür er Ihnen drei Louis zahlen wird, wie er sich erboten hat. Diese drei Louis habe ich Ihnen auf Rechnung notirt.

Leben Sie wohl. Vielleicht habe ich bald das Glück, mich mit Ihnen persönlich zu unterhalten, wenigstens wünsche ich es, und bin von ganzem Herzen

der Ihrige

Nicolai.

XLVII.

Johann Albert Heinrich Reimarus
und
Elise Reimarus.

Ihr Vater der Verfasser der so berühmt gewordenen, von Lessing herausgegebenen Fragmente; jener ausgezeichneter Arzt zu Hamburg, diese durch ihren ebenbürtigen Freund Lessing unsterblich geworden, beide ein Mittelpunkt des literarisch-wissenschaftlichen Lebens zu Hamburg.

1.

Hamburg, den 16. April 1794.

Hier erscheine ich, lieber Campe, mit dem Blitze in der Hand. Ob Ihnen eben damit gedient sey, weiss ich nicht; es könnte aber doch das Werk vielleicht auch in Ihrer Gegend einigen Nutzen schaffen, wenn dort etwa auch, wie in anderen Orten Deutschlands, die Irrlehren des verstorbenen Hemmer's verbreitet wären, welche ich hie und da bestritten habe, da sie die Anstalt beschwerlich, kostbar, und doch unsicher machten. — Da meine Reformazion in der Schreibung bey voriger Abhandlung übel aufgenommen worden, obgleich sie der Aussprache eher förderlich als hinderlich seyn konnte, und obgleich Hemmer noch weiter gegangen; so dachte ich in literis simus faciles, und liess es beim Alten hingehen. Ihren guten Vorschlag, die Zwillings-wörter mit dem Theilungs-Zeichen, das Zweite aber mit einem kleinen Buchstaben zu schreiben, hatte ich in meiner Handschrift befolgt:

Der Setzer aber hat es nicht in seinem alt-orthodoxen Gewissen verantworten können, und, weil ich nun lieber, wie Klopstock, die Buchstaben selbst mit einander zanken lassen, als mich der Buchstaben halber mit Jemand zanken mogte, so liess ich auch dieses gehen. Gewigt, statt Gewicht, schreiben, durfte ich nicht, weil meine Frau es nicht leiden wollte. Die einzige Reformazion, die ich noch durchgesetzt habe, ist also wohl, dass ich beträgtlich, statt beträchtlich geschrieben habe, weil es von betragen, wigtig seyn, und nicht von betrachten herkommt. Bey wirken, oder würken, bin ich selbst, so wie auch mein Setzer, schwankend gewesen. Ersteres ist vielleicht richtiger grammatisch, letzteres aber hiesigen Landes Aussprache. Ich erwarte Ihre Entscheidung, die hoffentlich in diesem und den meisten Fällen gültig bleiben wird.

Ihr guter Herzog ist denn Gottlob noch wohl behalten wieder bey Ihnen, und hoffentlich werden Sie ihn doch nun nicht von seinem Volke sich wieder trennen lassen. Lasst uns doch allen Fürsten laut zurufen, dass sie nur das Beispiel guter Regierungen, so wie die dortige und die dänische, betrachten, um einzusehen, dass ein entgegengesetztes Verfahren von Strenge, Maulverstopfen, Einschränkung, allein das wahre Mittel ist würkliche Zuneigung und mithin stetige Sicherheit zu erhalten. In einer zu Wien herausgekommenen Schrift — „An und über Hofmann, Alxinger und Huber“, wird, wie ich aus der Rezension in der Neuen allg. d. Bibl. VIII. B., 2. St., 7. Heft, S. 493 ersehe, dem Hofmann geradezu gesagt — „die Grundsätze, welche Sie aufstellen, sind nicht von der Art, dass sie den Unterthanen Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen für ihre Regenten einflössen könnten, sondern dienen vielmehr dazu überall Abneigung,

Furcht und Misstrauen zu erwecken, und müssen mehr schaden, als alle Schriften Derer, die Sie Volks-aufwiegler u. s. w. nennen." In einer anderen Wiener Schrift, welche die Stelle von Hofmann's Journal zu vertreten scheint und — für Literatur und Kunst — genannt wird, habe ich nur unterwegs die Rubrik gesehen — „ob denn die Menschen seit der Erfindung der Buchdruckerey besser geworden wären?" — Vermuthlich will man die so gefährliche Buchdruckerey wieder aufzuheben rathen: dass man sie einschränken und nur unter hoher Aufsicht dulden sollte, ist ja schon öffentlich vorgeschlagen worden. In Wien ist auch der Vorschlag geschehen, die Universitäten, weil die Lehrer oft schädliche Grundsätze ausbreiten, aufzuheben, und nur Gymnasien zu lassen. Unwissenheit und Dummheit wieder herzustellen und zu erhalten, hält man also für das zuträglichste Mittel zu seinem unglücklichen Zweck: die Erfahrung aber sagt Discite justitiam moniti, nec temnere multos!

Nun leben Sie wohl, theuerster Freund! fahren Sie fort Schreib-art und Denkungs-art besseren zu lehren und bleiben geneigt

Ihrem

Reimarus.

2.

Vielen, vielen herzlichen Dank, mein theurer, alter braver Freund, dass Sie sich meiner so gütig erinnern, und mir nun auch den dritten Theil Ihres trefflichen Wörterbuches zugesandt haben. Nur Verzeihung, dass ich nach meiner Trägheit zum Schreiben und bösen Gewohnheit des Aufschiebens, so lange meine Schuldigkeit versäumt habe. — Mit meiner Anzeige Ihres Werkes in

unserem Correspondenten ging es sonderbar. Ich hatte sie unserem Herrn Campe gegeben, um sie bey Doctor Stöver zu besorgen. Dieser war aber ausgereiset und daher Unordnung im Hause. Nun erscheint nach einiger Zeit eine Recension à la Leister, etwas aus der Vorrede Ausgezogenes. Ich sagte Ihrem Neffen: Das ist ja nicht mein Aufsatz: er ging zu Stövern, bezeugte seine Verwunderung, und nun erschien endlich am 11. Aug. Nr. 127 auch diese meine Anzeige eines Werkes, welches keiner Empfehlung bedurfte. Der Kritteleien eines Nicolai und Voss, welche ich nicht gesehen, habe ich nicht erwähnt: vielleicht antworten Sie darauf etwas in der Vorrede zum vierten Bande, zu dessen Vollendung ich Ihnen Gesundheit und Munterkeit iterum iterumque herzlich anwünsche. Können wir gleich das heilige, römische Reich, das freilich weder heilig, noch Römisch, noch ein Reich, oder vernünftig eingerichteter Staat, war, nicht erhalten; so erhalten Sie uns doch, und bestättigen unsere so reiche und geschickte Sprache, den Nachkommen zum Andenken. Ich fragte einen Engländer, bey Gelegenheit des Waffenstillstandes: — Habt ihr in eurer aus drey oder vier Sprachen zusammengestoppelten Mund-art auch wohl ein Wort für aufkündigen? Er wusste mir keines zu nennen, das eigentlich diesen Sinn hätte. — Aber nun, lieber, theurer Freund! wünschte ich auch, dass Sie nur das Vergnügen von dem was Sie geleistet haben genössen: sich nicht (tuum defraudans genium, wie Terenz sagt) etwas Ruhe oder Genuss versagen oder abbrechen mögten. Ich bin in meinem Alter weniger als vorher attentus ad rem geworden, wie solches ja auch billig ist. I want but little here below, nor want this little long. Little long! Doch, ich hoffe Ihre liebe Frau wird Sie, so wie mich die meine, aufzumuntern im Stande seyn und

Sie werden bedenken, dass Aufmunterung Pflicht für Sie ist. — Tröstlich sind freilich die öffentlichen Angelegenheiten jetzt nicht und wir wollen über funfzig Jahr einmal sehen, was die Vorsehung daraus hervorzubringen beschlossen hat. Wenn wir aber auch alles übrige verschmerzen, so ist doch das durch verschiedene Ursachen einreissende allgemeine Sittenverderbniss sehr zu beklagen, und ich sehe nicht, wie dem Uebel abzuhelfen ist. Unsere Sittenlehrer, die jetzigen Philosophen, tragen gewiss nicht dazu bey, wohl aber zur Betäubung und Verwirrung des Verstandes. Letztlich habe ich noch Wilbrand's Darstellung der gesammten Organisation angehört. Der Mann ist ein Professor, und ich mögte doch einen jungen Menschen, der ihn gehört hat, wohl fragen, was er eigentlich aus dem Vorgetragenen begriffen habe, und ob er sich selbst noch für ein wirkliches Ding halte, oder nicht? — Ach, lieber Vertrauter! mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Zeit, da wir zusammen philosophirten! — Dass Sie noch, und mit verdienten ehrenvollen Ausdrücken, zum Doctor der Theologie erklärt worden, war mir eine theilnehmende Freude. Schaffen Sie doch nur ein Wort für gratuliren, denn Glück wünschen für das was schon da ist, drückt es ja gar nicht aus. — Den Verlust ihres braven Abts Henke habe ich, nebst unserem Doctor Gurlitt, der ihn auch sehr geschätzt hat, recht bedauert. Gurlitt hat aber durch Ueber-arbeit seine Gesundheit verloren. Dafür wolle Sie doch Gott behüten, und verhüten Sie es so viel möglich durch Geselligkeit. Meine Frau erinnert sich oft lebhaft des angenehmen Umgangs mit Ihrer theuern Gattin. Der Himmel wolle Sie Ihnen erhalten! Und nun, guter, treuherziger, innigst geschätzter Freund! leben Sie wohl und vergnügt! wir umarmen Sie Beyde aufs herz-

lichste. Es empfiehlt sich Ihrem ferneren freundschaftlichen Andenken angelegentlich

der Ihrige

Hamburg, den 18. August 1809. Reimarus.

3.

Hamburg, Donnerstag Abend 8 Uhr.

Was gäbe ich nicht darum um nicht gewusst zu haben wer den Artikel über die pädagogischen Kinderspiele gemacht hat, damit ich Ihnen jetzt, liebste Campen, aus der Einfalt meines Herzens mein Wohlgefallen daran bezeugen könnte. Aber mögen Sie auch davon denken was Sie wollen, so kann ich mir nicht helfen es Ihnen noch heute Abend zu sagen, dass mich der Aufsatz unaussprechlich gerührt hat, und ich in aller Eltern und Kinder Namen ihrem Campe dafür danke. Dass so etwas schon vor zwölf Jahren einer meiner frommen Wünsche gewesen, kann beyfolgendes Blatt aus meinen Selbstgesprächen Ihnen zeigen, worin ich damals schon im Geiste, den Edlen hervorgerufen habe, der in unverrückter Hinsicht auf ewig dauernde Glückseligkeit jenseit der Sterblichkeit sein eigenes irdisches Wohl dem Wohl seiner Nebenmenschen mit zu opfern bereit wäre „und Muth hätte eine Weile klein zu werden um einst ewig gross zu seyn“. Wie glücklich wäre ich gewesen wenn ich damals so einen Erzieher zu meinem Muster gehabt hätte! Er wäre mir mehr als Rousseau gewesen — aber wo er auch ist, da ist er Segen für seine Zeitgenossen und für die Nachwelt.

Freitag Morgen 8 Uhr.

Mein Kopfweh wollte mir gestern nicht erlauben weiter zu schreiben. Jetzt ist es vergangen, und nun freue ich mich des heiteren Sonnenlichtes das Sie und Ihren Campe zu seiner neuen Arbeit begrüsst. Was macht der Stich worüber Sie sich gestern beklagten? ich hoffe er ist in Gesellschaft mit meinem Kopfweh verreist um nicht wieder zu kommen. Hierbey gehen die Bücher. In diesen Almanachs ist wohl noch manches Brauchbares, und ich werde Ihnen gelegentlich die übrigen herausschicken. Auch im Engel habe ich etwas gefunden, davon dies eins ist.

Lehrer. Du willst die Busse (Besserung) aufschieben? wohl! So lang es Dir gefällt. Nur bessere Dich einen Tag vor Deinem Tode.

Schüler. Weiss ich den Tag wenn ich sterben werde?

Lehrer. Wenn Du den nicht weisst, so ist kein anderer Rath, als heute noch anzufangen.

Vielleicht wird Ihr lieber Mann sagen, dass dies bey allem Guten Anlass zu einer falschen Moral giebt, und dann habe ich nichts zu sagen. Auch in Möser's Phantasien wäre manches naives Geschichtgen, wenn Sie's durchsehen möchten. Aber mit welchen geschmacklosen Menschen Sie es bey uns zu thun haben, das können Sie an beygehendem Tafel-Aufsatz sehen, der noch eben so unvollständig zu Ihnen kömmt als er gestern war. Gewiss, es lohnte die Mühe, dass Voss sein Gedicht zum Voraus an Rathherrn Vogt dedicirte, damit er ihn zur Belohnung zu Gast bäte und er dann reellen Nutzen aus diesem Magenstudium zöge. Ihre Gedichte überliefern Sie ihm dann auch zu gleicher Zeit, wie gesagt, um da-

von zu brauchen was und wann ers gut findet, immer ohne Namen.

Mein Bruder fährt fort sich zu bessern, Dank sey es den Gewitterableitern, die auch ihr Theil mit helfen manchen bösen Humor vollends aus seinem Körper abzuleiten. Nicht wahr, es leben alle Autoren die so sind wie unser Campe, unser Doctor, unser Claudius und alle ihre Rebekken müssen mit leben.

Elise Raimarus.

XLVIII.

August Ludwig von Schlözer

(† 1809), seit 1767 Professor zu Göttingen, der Herausgeber der „Staatsanzeigen" (1782 bis 1793).

Göttingen, den 30. März 1783.

Ew. Wolgeboren bin ich für Ihr mir sehr angenemes Geschenk sehr verbunden. Da ich es nicht in unserer Zeitung, von der ich schon seit zehn Jaren getrennt bin, recensiren kann: so habe ich es wenigstens sogleich auf dem Umschlage meiner Staats-Anzeigen, dem Titel nach angezeigt.

Dass Sie meine Kinderei von Jamaica in Ihre Kinderbibliothek aufnemen wollen, rechne ich mir zur Ehre. Mein Verleger bittet nur um das einzige, — dass Sie belieben möchten, dabei in Einer Zeile anzumerken, dass und wo es auch apart gedruckt vorhanden sei.

Ihrer jetzigen Ruhe werden wir doch künftig desto mer Kinderbücher abfordern dürfen? Es felt noch gewaltig, und ich füle es immer mer, je mer meine eigene Kinder heranwachsen. Aus Not werde ich wol diesen

Sommer selbst eine deutsche Geschichte für sie machen müssen; aber ich wünschte herzlich Collegen, für die übrigen Staten. Ich verharre mit vollkommner Hochachtung

Ew. Wolgeboren

gehorsamster Diener

Schlözer.

XLIX.

Joh. Aug. Zeune,

geboren 1778, seit 1810 Professor der Geographie an der Universität zu Berlin, wie Fichte durch Wort und Schrift die Jugend zum Befreiungskampf 1813 aufrufend. Im Jahr 1814 stiftete er eine „Gesellschaft für teutsche Sprache“.

Schon längst, verehrungswürdiger Mann, wollte ich mich hochachtungsvoll Ihnen nähern, denn Sie waren durch Ihre trefflichen Jugendschriften der Lehrer meiner früheren Jahre, durch Ihre redlichen Bemühungen für teutsche Sprachreinheit noch jetzt mein Vorbild. Sie stehen jetzt als ein fester Pfeiler teutscher Sprache und Eigenthümlichkeit in einem Lande, das seit Armin's Zeit schon immer so ächt teutsch war und jetzt so leicht zur Ausländerei sich hinneigen kann. Und zwar gegen welche Sprache steht unsere edle Ursprache im Kampf? Mit einer Sprache, die in Hinsicht der Abstammung wie eine bunte Narrenjacke halb aus römischen, halb aus teutschen Lumpen zusammengeflickt ist, und die in Hinsicht der Aussprache klingt als ob sie wegen der ewigen Nasentöne für schnupfige oder wohl gar französische Kranke

geschaffen sei. Doch Ihr König hat ja selbst versprochen, teutsch zu lernen, und ein Königswort ist ja heilig. Wie weit ist er schon damit gekommen? Auch der Kaiser Napoleon hat ja hohe Achtung vor teutscher Wissenschaft und Sprache. Und der Beschützer des Reinbundes und Erneuerer der teutschen Kaiserwürde wird auch diese Sprache schützen gegen die Anmaassungen ihrer nasetönenden Nachbarin. Doch die beste Schutzwehr liegt in uns selbst, im deutschen Volke, denn die meisten deutschen Fürsten halten es seit dem für Teutschland so verhängnissvollen Ludwig XIV. für vornehmer französisch als deutsch zu sprechen. Was meinen Sie, verehrter Mann? Sollte zu Staatsverhandlungen zwischen Völkern eine allgemeine Sprache sein, so scheint mir keine geschickter als die lateinische, eben weil sie todt ist.

Doch der nähere Anlass, warum ich an Sie schreibe, ist Ihr schätzbares grosses Wörterbuch der teutschen Sprache. Da der unglückliche Krieg mir meinen Gehalt entzogen, so konnte ich es mir nicht früher anschaffen. Könnte ich es wohl von Ihnen selbst noch für den Vorausbezalungspreis bekommen? mein Buchhändler wollte es mir dafür nicht verschaffen. Ich wünschte das Verteutschungswörterbuch und den Ableitungstheil auch zugleich mit. Könnte ich das Geld nicht hier an einen Buchhändler zahlen? Wie viele Bände könnten es zusammen werden? Vielleicht könnte ich Ihnen auch nebst meinen hiesigen Freunden einige Beiträge an kurzen und kräftigen Verteutschungen schicken. Da ich meinen Gehalt ganz wieder erhalte, so kann ich das Geld sogleich anweisen.

Ich selbst bleibe stets mit der grössten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Berlin, den 6. December 1809.

ergebenster
Zeune.

L.

Johann Heinrich Wilhelm Tischbein,

der Neapolitaner genannt, berühmt als Maler und Herausgeber artistischer Werke. 1781 bis 1787 lebte er zu Rom, in lebendigem Verkehr mit Goethe. Er starb zu Eutin 1829.

Lieber theurer Campe!

Hier sitze ich in dem alten Rom so ganz getrennt von Allem was mir lieb und werth — ohne dass ich in beinahe drei Monaten auch nur eine Zeile von Euch gelesen oder ein Wort gehört hätte. Ich habe weder so viel Sinn für das Alterthum noch so viel Freude an der Kunst dass ich dadurch auch nur einigermaassen für das was mir abgeht entschädigt würde. Der einzige eigentliche Genuss für mein Herz bleibt die sich immer mehr nahende Hoffnung des Wiedersehens dessen, woran meine ganze Seele hängt und welches meinem Leben für mich allein Werth und Reiz giebt: Weib, Kind, Freunde. Wüsste ich doch nur einmal erst, dass Ihr lebt und gesund seyd!

Mein Plan war, wie Sie aus dem Briefe an meine Frau, den sie hoffentlich erhalten haben wird, wissen werden, hier vier Wochen zu bleiben um alsdann nach Neapel zu gehen. Allein ich habe diesen Entschluss wieder geändert und werde, sobald als die Erlaubniss von Neapel hier ist, dass ich dort hin kommen kann, meine Gesellschaft verlassen und abreisen. Ein sehr braver natürlicher Arzt, den mir der preussische Resident, an den

mich Dohm empfohlen hatte, zuführte, hat mir solches gar sehr angerathen — und die so sehr abwechselnde, zuweilen scharf kalte Witterung hieselbst bestimmet mich noch mehr dazu. Ausserdem kann ich es nicht lassen, so lange ich einmal hier bin, mit meiner Gesellschaft die einzigen herrlichen Ueberreste des Alterthums und Denkmale der Kunst zu besuchen: Nun bekommt mir aber das Stunden lange Stehen und Gehen auf dem steinernen Fussboden, in Zugluft u. s. w. keineswegs. Auch hoffe ich mir in Neapel etwas mehr häusliche Bequemlichkeit und einen weniger kostbaren Aufenthalt zu verschaffen, obgleich an und für sich Tumult und Unruhe in Neapel viel grösser und die Gelegenheit in Privathäusern unterzukommen viel sparsamer seyn sollen. Eine Menge von Adressen an angesehene brave Leute werden aber hoffentlich etwas für mich bewirken. Wäre das Klima, wie der hiesige Arzt selbst versichert, nicht ohne Vergleich wohlthätiger für mich, so bliebe ich viel lieber hier und miethete mich in einem Privathause ein, als wozu ich Gelegenheit habe und wobei ich bei weitem nicht halb so viel Ausgaben hätte als in meiner gegenwärtigen Lage. Ueberhaupt bereue ich es sehr, dass ich nicht von Turin aus geradezu allein hierher gegangen bin, als welches, so wie mir die Sache jetzt einleuchtet, in allem Betracht das Beste für mich gewesen seyn würde. Finde ich in Neapel so wie ich hoffe meine Rechnung, so bleibe ich bis gegen die Mitte April dort und reise alsdann wenigstens ein Stück z. B. bis Genua — vielleicht bis Marseille oder gar Amsterdam zu Wasser. Da Neapel ganz vorzüglich geschickte und allgemein anerkannt grosse Aerzte hat, an die ich mehrere Adressen habe, so werde ich's auf deren Ausspruch ankommen lassen, ob sie glauben, dass diese Art zu reisen mir zuträglich sei. Der hiesige glaubte

es — stimmen jene ihm bei, so will ich wenigstens nichts unversucht lassen, und wenn ich thue was nach bester Ueberzeugung das klügste ist, den Erfolg dem Himmel ruhig überlassen. Auf allen Fall werde ich streben Ausgangs May oder Anfangs Juni wieder in Braunschweig zu seyn. Nach allen meinen Erfahrungen scheint eine sehr einförmige, friedliche, ruhige Lebensart bei grosser Schonung meiner Kräfte das einzige Mittel meiner Erhaltung und allmähliger Genesung zu seyn. Es graut mir freilich ein wenig vor dem Gedanken in meinem Zustande noch beinahe ein halbes Jahr ganz isolirt zu existiren — aber auf der anderen Seite habe ich zu viele Proben, dass der Himmel es doch gut mit mir meint, wenn es auch gar nicht den Anschein dazu hat, und ich werde gewöhnlich auch mit den Menschen am besten fertig, wenn ich allein und nur für mich mit ihnen zu thun habe. Beruhigen Sie demnach Sich und meine Frau, vorzüglich über mein Schicksal. Da man hier von den Wechslern in Papier oder auch in Münzsorte, die in Neapel viel verlieren, ausgezahlt wird, so werde ich von dem hiesigen Creditbriefe wahrscheinlich gar keinen Gebrauch machen. Vielleicht leiht mir ein Wechsler in Neapel auf mein ehrlich Gesicht oder ich schreibe noch einen Creditbrief. Da habe ich Ihnen denn einmal recht viel von meiner wenigen Wenigkeit vorgeschwatzt — aber ich konnte ja nicht anders, und nicht wahr, es ist Ihnen am Ende doch das Interessanteste was ich Ihnen vorplaudern kann. Wenn wir uns nur erst wiedersehen, so will ich Ihnen von tausend anderen Dingen erzählen so viel Sie wollen. Wüsste ich deswegen, was Sie vorzüglich interessirte und dass solches durch den Aufschub einiger Monate etwas von seinem Werthe verlöre, so wollte ich Ihnen gern dienen — aber so etwas weiss ich in der That nicht. Es

geht, so viel ich höre und merke, in der politischen Welt allhier alles seinen gewöhnlichen bekannten Weg, und es hat gar keinen Anschein, dass darin sobald eine Veränderung vorgehen könnte. In Florenz hat der junge Herzog verschiedene Finanz- und religiöse Einrichtungen seines Vaters verändert, ob mit oder ohne dessen Willen, darüber sind die Meinungen in Florenz selbst verschieden, das erste ist aber das Wahrscheinliche. Unter anderem wird die abgeschaffte Tabakssteuer wieder eingeführt. So gross und unverkennbar das Gute ist, was L. in Toscana gethan hat, so wenig ist bei allem dem sein Andenken, so viel ich bemerkt habe, lieb und werth. Es lässt sich solches aber sehr gut erklären, ohne dass es ihm zum Nachtheil gereicht. Toscana unterscheidet sich von allen Ländern Italiens in Rücksicht auf Cultur der Menschen und des Bodens, guter Polizeieinrichtungen u. s. w. auf die allerauffallendste und angenehmste Art. Auch der jetzige Pabst hatte seiner Art viel für die Cultur des Landes gethan.

In Ansehung politischer Begebenheiten anderer Länder werde ich ein völliger Fremdling — ich kann nicht einmal Zeitungen haben.

Meine Briefe aus Genf, wobei der Aufsatz wider Meiners, haben Sie doch richtig erhalten?

An meine Frau habe ich vor sechs Wochen aus Genua geschrieben, auf diesen Brief müsste ich schon Antwort haben können. Hat meine Frau noch nicht geschrieben, d. h. auf meinen letzten Brief aus Rom, so adressiren Sie den Brief a Mr. Tischbein peintre du Roi.

Schreiben Sie mir doch ein wenig umständlich wie es Ihnen und den Ihrigen geht, was unser edler Fürst und der Herr von F. macht. Erneuern Sie, so wie es sich schicklich thun lässt, bei beiden mein Andenken und

seyen Sie der Dolmetscher der Empfindungen der Verehrung, deren Wahrheit und Lebhaftigkeit Sie kennen. Wollte der Himmel, dass ich in Neapel ein ruhiges, friedliches Plätzchen finde, wo ich mich so erholen und erquicken könnte, dass ich mit etwas verstärkter Lebenskraft zu Euch zurückkehrte. Ich möchte auch so gerne mich einmal ein wenig wieder sammelen und in mich selbst zurückkehren, etwas lesen, schreiben u. s. w. Das blosse Herumtreiben von einem Orte zum anderen, das Angucken der Menschen, Palläste u. s. w., das ewige Ein- und Auspacken ist schrecklich ermüdend und langweilig. Von den sieben Wochen, die wir bis hierher von Genf zugebracht haben, sind vier, einige Stunden der Nacht abgerechnet, im Wagen zugebracht. Ob nun gleich Wege, Gegenden und Wirthshäuser im Ganzen wohl besser sind als im nördlichen Deutschland, so ist es doch eine grausame Sache.

Wir sind nämlich mit Veturins gereist und mit Umwegen, mit der Post und geradezu reist man viel schneller. So wie ich natürlicher Weise gar oft an Sie gedacht habe, so ist solches häufig bei Tische geschehen. Denken Sie, dass innerhalb der sieben Wochen beinahe kein anderes geniessbares Fleisch auf unseren Tisch gekommen als Hühner, Mittag und Abend — wie wird Ihnen dabei zu Muthe seyn? Lernen Sie Hühner essen, Freund, ehe Sie nach Italien reisen. Gemüse findet man nur in den grösseren Städten. Nudeln, Maccaronie, Polenta etc. mögen für Liebhaber schön seyn, aber mir sind sie verhasst.

Allen meinen herzlichen Kuss und Gruss. Denket hübsch freundlich an mich, begleitet mich mit Euern Wünschen, dass ich gesund gestärkt zu Euch komme und

ich werde auch streben Euch bei meiner Heimkunft Freude zu machen.

Den Freunden Hildebrandt und Trapp recht herzliche Grüsse. Geben Sie Sich doch nur einmal die Mühe, mir einen rechten langen Brief zu schreiben und opfern Sie mir ein halb Dutzend Correctionsbogen auf. Adieu!

Tischbein.

LI.

Joh. Bernh. Basedow

(† 1790 zu Magdeburg), 1771 von dem edlen Fürsten Leopold Friedrich Franz nach Dessau berufen, wo 1774 das „Elementarwerk“ erschien und dem Normalbuch die Normalschule, das erste Philanthropin, nachfolgte. Die Briefe versetzen in die Zeit kurz vor dem Eintritt und kurz vor dem Austritt Campe's als Curator der Anstalt.

1.

Theuerster Herr Bruder!

Ein Brand des Philanthropins ist gelöscht. Und nun haben wir wieder etwas Muth und erfahrenere Hände, an Löschung der anderen zu arbeiten. Glück! dem neuen Curator von Gott, dem Vater aller Kinder!

Es ist wider das philanthropische Wesen, dass ein Geistlicher irgend einer Kirche, als Geistlicher, das ist, mit einem geistlichen Titel und Habite vorstehe und lehre. Darum ist der sehr anpassende und wohlklingende Titel Educationsrath erfunden. Nun bitten wir, theuerster Curator und Bruder, in den ersten Tagen um Ihren

Abschied zu ersuchen; des Fürsten Bedingung, die des Königs halber gemacht ist, hierbey und überhaupt genau zu erfüllen; und zur Abreise der ganzen brüderlichen und schwesterlichen Familie, die erste und beste Anstalt zu machen. Der Geschäfte und der dringenden Ueberlegungen sind so viel, dass wir sie, auch durch neuen Muth gestärkt, nicht lange aushalten.

Die Miethe, die zwischen siebenzig und hundert Thaler fallen kann, ist während der Zwischenzeit freylich in den achthundert Thaler begriffen. Denn wir müssen Verdienste schon jetzund brauchen, aber belohnen können wir Sie nicht Anfangs, sondern, wenn Gott segnet, etwa nach zwei Jahren. Ihre Aufopferungen aber sind unbelohnbar von Menschen.

Eine kurze Zeit werden Sie in einem von meinen beyden Stockwerken wohnen, und Sich Mittags in Gesellschaft mit mir und den Meinigen von Speisen nähren, welche vom Philanthropin geholt werden; morgens und abends aber gar leicht für sich selbst sorgen, damit wir Zeit zu überlegen haben, welche Einrichtung mit den Wohnungen und Haushaltungen die beste sey. Wir machen also Anstalt in unserem Hause auf einen oder zwey Monate, damit es auch nicht den Anschein habe, dass wir in Eile miethen müssen, in welchem Fall man uns übertheuern würde. Wenn Sie, theuerster Herr Bruder, und Bruder Simon, nicht besondere Hoffnung auf den Berlinischen Oeconomen, und nicht neue Ursachen haben, um welcher willen der letztere oder beyde jetzund schon eine Reise nach Berlin unternehmen möchten: so kann sie noch unterbleiben. Doch Ihr Urtheil soll gelten, und wenn Geld ausgelegt wird, wird die Bezahlung nach der ersten Nachricht erfolgen.

Hundrike, mein Bekehrter (Simon weiss die Geschichte), hat die von anderen aufgenommenen hundert Thaler, die wir nicht annehmen wollten, dennoch gesendet. Ich denke, wenn dieser Biedermann eine einigermaassen haushälterische Frau hat (denn er selbst hat gewiss haushälterische Einsichten), so würde die Stiftung durch seine sonderbare Liebe und Treue gewinnen, wenn sie auch siebenhundert oder dreihundert Thaler vorzahlen müsste, um ihn wegen seiner Krämerey und der Reise schadlos zu halten, wenn wir ihn zum Oeconomen und Rechnungsführer beriefen. Denn folgen würde er dem Rufe, ob wir ihm gleich keine anlächelnde Bedingungen anfangs machen könnten. Dieses sey unser Trost, wenn die Standhaftigkeit und Geschicklichkeit des Berlinischen Mannes nicht einleuchtend wäre. Jenen können wir gewiss durch alle Feuer jagen, wenn es das gemeine Beste erfordert. Meine Wünsche, wegen der Madam Gilbert, wissen Sie. Und ich, der ich gewohnt bin, in die Zukunft zu sehen, weiss, dass sie, wenn das Philanthropin steht, woraus das Catharineum unfehlbar erfolgt, durch solche Veränderung glücklicher würde. Aber Hülfe leisten kann anfangs das Philanthropinum nicht.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Bruder und Mitcurator; erfreuen Sie uns bald mit Ihrer Gegenwart. Meine und die Wolkische Familie und wir alle sind die Ihrigen, und alle dortige Ihrige sind auch die Unsrigen. Ich freue mich herzlich über manche Aussicht, die sich eröffnet.

Also bin ich der Ihrigste

Dessau, am 4. Sept. 1776. J. B. Basedow.

2.

Theuerster, liebster Bruder!

Ich kann mir Deinen Zustand vorstellen. Ich entschuldige, ja ich rechtfertige Alles. Wisse, und Du weisst es, dass Gott Böses zum Guten lenkt. Deine Absicht weiss Niemand, als einige Lehrer, welche schweigen. Und wenn auch . . . so kann Dir Niemand böse seyn. Der Fürst ist Dir so gnädig, als jemals. Ich bin Dein Bruder, wie am ersten Abend vor einiger Zeit. Sage Nichts. Komm zurück in unsere Arme, in die Arme der Deinigen. (Glaube, dass Dein Zustand durch den geschehenen Schritt verbessert sey. Die es nicht wissen, wie ich, lernen dadurch einsehen, was Curator bey einem zu hülflosen Wesen dieser Art sey. Es werden Mittel erfunden, sie Dir zu erleichtern. Ueberdies bist Du immer ein Mann des Instituts, wenn Du auch die Curatur nicht haben willst. Und müssen wir die Sache niederlegen, so geschieht es besser gemeinschaftlich, und gegen künftigen Sommer.) Gedenke der unschuldigen Eltern und Kinder, auch der Deinigen, die bey Deiner Zurückkunft geringere Besorgniss und Schwierigkeit haben. Denke auch Deines, nicht im Gebete vor Gott sich verstellenden, sondern wahrhaftig getreuen Bruders

J. B. Basedow.

Dessau, am 20. Sept. 1777.

N. S. Gott führe Dich bald, bald wieder zu uns. Unsere und Aller Arme sind offen. O Bruder, komm! Wir sind Dein, sey unser!

LII.

Karl Friedrich Bahrdt

(† 1792), das enfant terrible der Aufklärung, Director des zweiten Philanthropins zu Marschlins in der Schweiz und des dritten Philanthropins zu Heidesheim in der Rheinpfalz. Zahlreiche Briefe von ihm an Campe liegen aus der letzten Periode seines Lebens vor, die zu Halle sich abwickelte. (Vergl. meine Schrift über K. F. Bahrdt als Pädagogen. Neustadt, zweite Aufl. 1871.) Von Bahrdt ist der erste Aufsatz im Revisionswerk: Ueber den Zweck der Erziehung (I, 3 bis 124).

1.

Halle, den 24. Mai 1784.

Endlich, lieber Campe, komme ich, aber mit keinem fröhlichen Muth. Ich habe eine Woche voll mit dieser Arbeit zugebracht unter Zahnschmerzen und Flüssen, die mir wenig heitere Ruhe lassen. — Dreymal war ich im Begriff es Ihnen abzuschreiben, weil ich nicht hoffen konnte, dass ich Ihnen etwas Erträgliches würde liefern können. Und nur die Heiligkeit der Zusage, die Vorstellung Ihres Verdrusses, wenn ich zurückträte, und meine unbegränzte Liebe zu Ihnen, konnte mich zu ausdauernder Entschlossenheit bringen, alle Arbeiten bei Seite zu legen und schlechterdings diese Arbeit zu vollenden. Wie mir's gerathen ist, weiss Gott. Was recht Gutes kann's nicht seyn, denn ich habe nur mit halber Seele gearbeitet: weil ich fast immer dabei kränkelte und noch überdies mit verdrüsslichen Dingen bestürmt wurde. —

Denken Sie: ich werde von vielen Officieren und anderen Familien ersucht, über moralische Materien Vorlesungen zu halten, und zwar Sonntags von 11 bis 12 Uhr! Ich machte das bekannt. Die Universität widersetzte sich. Ich schrieb an den Minister. Der Minister gab Concession. Ich glaubte gesiegt zu haben. Und am Sonntage Rogate, da ich anfangen wollte, besetzte der Rector mein Auditorium mit sechs Häschern und zwey Pedellen. Welch ein Spectakel! Ich schickte schnell an die Familien und liess es absagen. — Nun bin ich bei Hofe klagbar und erwarte Entscheidung. Sagen Sie selbst, was konnte ich bei diesen Unruhen thun? Wie konnte mir eine Arbeit gelingen? Und was nun das Schlimmste ist, ich soll der Vorderste seyn. Das Erwartungsvolle Publicum soll meine Arbeit zuerst in die Augen bekommen. Wie gefährlich ist der Posten, auf welchen Sie mich gestellt haben. Lieber Campe! Bessern und feilen Sie ja mit Ihrer ganzen Kraft an meinem Aufsatze: und finden Sie, dass er, wenigstens auf diesen Posten, sich nicht behaupten kann, so seyen Sie Freund und ehrlicher Mann und schicken ihn mir zurück. Ich will gern umsonst gearbeitet haben, so viel andere und leichtere Arbeit ich darüber zurückgesetzt habe. — Sie sehen, dass ich hypochondrisch bin. — Vielleicht macht ein Brief von Ihnen mich wieder heiter. Grüssen Sie Ihre Lieben alle und bleiben Sie gewogen

Ihrem

ganz eigenen

Bahrdt.

2.

Halle, den 16. Januar 1791.

Sie sind ja wohl noch, wie ehedem, mein Freund. Und wären Sie es auch nicht mehr, mein verehrungswerther Campe, so sind Sie doch noch Menschenfreund und nehmen Antheil an Menschenschicksal. Sie wissen, was ich gelitten habe: lassen Sie mich Ihnen sagen, was ich noch leide. Ich kann kein Buch mehr schreiben, ohne dass mir auf allen Seiten Worte, Zeilen und ganze Stellen mitunter vom Censor weggestrichen werden. Und so ist es um das Feuer und die Freymüthigkeit meines schriftstellerischen Lebens geschehen und — so ist zugleich meine unentbehrlichste Nahrungsquelle für mich und meine Kinder verstopft. Eine Moral für Regenten und Unterthanen, welche die wechselseitigen Verhältnisse, Obliegenheiten und Rechte bestimmte, ist in Halle und Berlin des inprimatur verlustig.

Ich hatte dies Werk für dreihundert Gulden verkauft, dachte dies Geld zur Ostermesse einzunehmen und habe nun umsonst gearbeitet. Wahrlich, meine Aussichten sind schaudrich. Wissen Sie einen Rath, so bitte ich Sie inständig mir ihn zu ertheilen. Ich habe zu Ihrer Weltkenntniss und Erfahrung ein grosses Vertrauen. — Erlauben Sie mir meinen eigenen Gedanken vorschlagsweis mitzutheilen, und denken Sie, wenn derselbe Ihnen als Thorheit erscheint, dass in meiner Lage auch mein Kopf leidet. In Deutschland darf ich meine Moral nicht drucken lassen, wenn ich nicht unserem Censuredict in die Hände fallen will. Wie wäre es also, wenn man das Buch in französischer Sprache edirte, und wenn man Freunde in Paris fände, welche dort die Geschichte der Unter-

drückung dieses Buches bekannt und dadurch die Nation attent machten und dadurch Pränumeration annähmen? — Vielleicht wäre damit so viel zu verdienen, dass ich mich von Schriftstellerei independent machen könnte. Halten Sie dies Project für ausführbar und wollen mir die nöthigen Adressen und Empfehlungsschreiben mittheilen? — Ich umarme Sie voll Vertrauen zu Ihrer Freundschaft und fühle dabei, mitten in meiner mir nöthigen Laune, die Erquickungen der Hoffnung.

Ihr treustergebenster
Bahrdt.

LIII.

Friedrich Gedike,

der originelle, feurige Oberschulrath zu Berlin († 1803), zugleich mit Biester Herausgeber der „Berliner Monatsschrift", fand in Campe einen theilnehmenden Berather für seine pädagogischen Wünsche und Hoffnungen.

Berlin, den 8. December 1783.

Noch denke ich immer, verehrungswürdigster Mann, mit innigem Vergnügen an die wenigen Stunden zurück, die ich im vorigen Jahre das Glück hatte in Ihrer Gesellschaft zu verleben. Begierig hatte ich mich längst darnach gesehnt, meine Erwartungen waren gespannt, aber sie wurden nicht, wie sonst öfters, getäuscht. Ich fand in Ihnen den wahren Weisen, der Welt und Menschen nach ihrem wahren Werth zu schätzen versteht, und der, ohne seine Weisheit zur Schau zu tragen, sie doch überall in seinen Reden, Grundsätzen, und ganzem Verfahren durchblicken lässt. Ich fühle es, was ein län-

gerer Umgang mit Ihnen für einen grossen Einfluss auf mich haben würde. Schon dieser kurze hat Eindrücke auf mich gemacht, die die Zeit hoffentlich nie auslöschen soll.

Ich wollte es Ihnen damals nicht glauben, dass Sie Ihren Entschluss, sich ganz in den Schooss der Einsamkeit zurückzuziehen, sobald ausführen würden. Nun sehe ich, dass ich mich irrte, und dass ich zu voreilig Sie nach mir beurtheilte. Denn ich gestehe, dass mir in Ihrer Lage ein solcher Entschluss sauer werden würde. Doch Sie selbst müssen es freilich am besten zu beurtheilen wissen, ob diese Zurückziehung nicht zu früh sei; verzeihen müssen Sie es indessen, den vielen, die dies glauben. Doch desto fruchtbarer wird hoffentlich nun Ihre Musse für das Publikum sein; und so gewinnt Ihr Wirkungskreis, was er auf der einen Seite an Ausdehnung verliert, auf der anderen tausendfach wieder. Und ein Mann wie Sie kann auch dann des Nutzens, den er gestiftet, gewiss sein, wenn er ihn gleich nicht mehr in seinem erweiterten Gesichtskreise Zahl für Zahl zusammen summiren kann.

Was mich zunächst veranlasst, Sie jetzt mit meinem schriftlichen Besuch zu stören, ist die Berlinische Monatsschrift, die ich seit dem Anfang dieses Jahres mit dem Herrn Dr. Biester herausgebe, und von der nun bereits zwei Stücke erschienen. Ich weiss zwar nicht, ob Ihnen etwas davon zu Gesicht gekommen, indessen werden Sie wenigstens unseren Wunsch sehr natürlich und verzeihlich finden, dass auch Sie uns zuweilen einen Augenblick Ihrer Musse schenken, und unsere Monatsschrift mit einem Beitrage zieren möchten. Erwünschter könnte uns nicht leicht etwas sein, als die Mitwirkung eines solchen Mannes, aber nur schüchtern wage ich es, Ihnen

diesen meinen Wunsch zu äussern. Doch giebt uns der Umstand einige Hoffnung, dass Sie auch das deutsche Museum, mit dem unsere Monatsschrift ziemlich einerlei Plan hat, zuweilen mit einem Beitrage beehrt haben.

Sie hatten bei meinem Besuch die Güte, mir eine Abschrift von einem vortrefflichen Gedicht des unglücklichen Schubart mitzutheilen, die Palinodie an den Bachus. Ich suche nun schon mehrere Tage vergebens darnach unter meinen Papieren, weil ich so gern bei unserer Monatsschrift davon Gebrauch machen wollte. Wäre es nicht möglich, dass Sie mir es noch einmal zu diesem Behuf überschickten? Und sollte es nicht zugleich angehen den von ihm an Sie dabei geschriebenen Brief wenigstens auszugsweise zugleich bekannt zu machen? Ich sollte glauben, dass dies vielleicht selbst sehr vortheilhafte Folgen für den unglücklichen Mann haben könnte. Das Gedicht selbst würde wenigstens wohl ohne alles Bedenken können abgedruckt werden, und Sie würden mich in der That sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten, es mir binnen den nächsten vierzehn Tagen zuzuschicken, um davon bei dem dritten Stück der Monatsschrift Gebrauch zu machen. Sehen Sie, was für ein unbescheidner zudringlicher Mensch ich bin! Doch ich weiss, dass ich mit einem Mann zu thun habe, der, wie er auch seine Gründe hat, den Wunsch eines anderen nicht zu befriedigen, doch Menschenfreund genug ist, diesen Wunsch zu verzeihen. Halten Sie es nicht für ein leeres Compliment, verehrungswürdigster Mann, wenn ich Sie versichere, dass Ihr Wohlwollen und Ihre Achtung mir ausserordentlich wichtig sind, und dass mir nichts angelegentlicher ist, als beides zu verdienen.

Friedrich Gedike,
Director des Werderschen Gymnasiums.

LIV.

Christ. Gotthilf Salzmann

(† 1811), gleichfalls den Principien Rousseau's und Basedow's huldigend, Gründer der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, über welche Anstalt die angefügten Briefe uns interessante Aufschlüsse geben.

1.

Würdiger,
Vortrefflicher Mann!

Empfangen Sie hier eine Schuld, die ich Ihnen ohnmöglich länger vorenthalten kann — einen recht aufrichtigen herzlichen Dank, für das viele Gute, das Sie durch Ihre vortrefflichen Schriften allenthalben, und vorzüglich bey mir, gestiftet haben. Es muss Ihnen doch eine kleine Freude seyn, wenn Sie hören, dass durch Ihre Bemühungen auch in die entferntesten Häuser Freude gebracht wird, und Sie der Schöpfer von dem Glücke ganzer Familien sind. Denn wenn wahre Glückseligkeit allein die Frucht wahrer Tugend ist: wer hat uns wohl sicherere Mittel, die Glückseligkeit unserer Familien zu befördern, gezeigt, als Sie in Ihren Erziehungsschriften? wo Sie solche Rathschläge, junge Herzen moralisch zu bilden, gegeben haben, von denen Jeder, der nicht ganz von Vorurtheilen besessen ist, das Gepräge der Wahrheit erkennen und einsehen muss, dass sie nicht auf der Studirstube ausgedacht, sondern durch fleissige und scharfsinnige Beobachtung des Herzens des jungen Menschen, ge-

sammelt worden sind. Das Gute, das Sie bei mir gestiftet haben, ist mir unschätzbar. Und damit Sie es nicht etwa als Schmeichelei ansehen, so will ich Ihnen nur etwas davon hernennen.

1) Bin ich durch Lesung Ihrer Schriften in mancher meiner Meinungen gewiss geworden. Denn in manchen Stücken dachte ich mit Ihnen überein. Dies half mir aber gar nichts, weil ich das Urtheil, fast aller meiner Mitbürger, gegen mich hatte, und also nothwendig auf mich selbst misstrauisch werden musste. Dies wird nun aber wegfallen, da ich von der Richtigkeit meiner Meynungen, durch Ihr Urtheil, bestärkt worden bin. Hierher rechne ich vorzüglich, was Sie von dem Werthe des Unterrichtes in der Religion, aus Büchern, gesagt haben, die Definition, die Sie von der Religion geben, den Lobspruch auf den würdigen Rousseau und dergleichen.

2) Haben Sie mir manches deutlich und anschaulich gemacht, was ich nur ganz dunkel dachte. Z B. die goldene Wahrheit, die so offen vor uns liegt, und die doch fast von Niemanden bemerkt und benutzt wird, dass man erst müsse Menschen lieben lernen, ehe man Gott lieben will.

3) Bin ich auf manches gestossen, das mir, bey dem ersten Anblick, übertrieben schien, dem ich aber Beifall zu geben gezwungen war, sobald ich es überdacht hatte. Z. B. Ihr reifes Urtheil von der Ehrbegierde und die mehrsten ironischen Vorschläge das Herz der Kinder zu verderben.

4) Will ich es nicht verhehlen, dass ich auch einen Satz angetroffen habe, dem ich nicht ganz beystimmen kann. Sie sagen man solle die Kinder nicht mit den moralischen Fehlern der Menschen bekannt machen. Dies war, wenn ich recht gemerkt habe, der Verstand davon.

Denn das Buch selbst habe ich nicht bei der Hand, da es, wie ein Apostel, die Stadt durchzieht und prediget, wie ich hoffe, wenigstens in vielen Häusern, mit grossem Segen. Dieser Satz ist nun, in abstracto betrachtet, vollkommen wahr. Je vortheilhaftere Begriffe sich das Kind von dem Menschen macht, desto liebenswürdiger muss ihm der Mensch seyn. Aber in der Verbindung, in der wir sind, könnte die Befolgung dieses Satzes, meinen wenigen Einsichten nach, manche unangenehme Folgen haben. Das Kind hat, wenn ich recht gesehen habe, einen mächtigen Hang zur Nachahmung und begeht oft die grössten Thorheiten, bloss weil es dieselben an anderen bemerkt hat. Wenn nun in ihm alles Misstrauen gegen den Menschen verhindert wird, so könnte es leicht verleitet werden, ganz unbesorgt, die Thorheiten, die es an anderen bemerkt, nachzuahmen. Und wenn wir es wieder zurechtweisen wollten, und es beriefe sich auf anderer Exempel — wären wir nicht gedrungen, ihm dies Fehlerhafte desselben zu zeigen?

Doch dieser Gedanke hat mich in einigen anderen, mit denen ich schon lange schwanger gegangen bin, noch mehr bestärkt. Ich habe sie zeither sorgfältig verborgen. Aber um Sie zu überzeugen, wie gross mein Zutrauen zu Ihnen ist, so will ich Ihnen dieselben offenbaren.

Exempel wirken auf Kinder beynahe mehr als Unterricht. In unserer gegenwärtigen Lage ist es ohnmöglich, die Kinder vor allen bösen Exempeln zu verwahren.

Diese richten oft unbemerkt wieder zu Grunde, was der redlichste Vater mit vieler Mühe gepflanzt hat.

Wenn also Kinder recht gut werden sollen, so müssen sie in gänzlicher Entfernung von der gewöhnlichen menschlichen Gesellschaft, in einem Kreise von unver-

derbten Gespielen, unter der Aufsicht lauter moralisch guter Menschen erzogen werden.

Dies könnte mit der Zeit ein Mittel werden die Erbsünde auszurotten. Niemand ist wohl besser, als Sie, im Stande zu entscheiden, ob diese Gedanken Chimäre sind oder innere Wahrheit und Möglichkeit haben? ob die Ausführung derselben Vortheil schaffe oder nicht?

Meine Liebste, und alle meine lieben Kleinen, die sprechen können, haben ihre herzliche Empfehlung bestellt, da ich Ihnen sagte, dass ich an den liebenswürdigen Verfasser der Kinderbibliothek schrieb.

Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

redlicher Freund und Verehrer

Erfurt, den 21. Jenner 1780.

Salzmann,
Pfarrer a. d. Andreaskirche.

2.

Schnepfenthal, den 30. März 1786.

Verehrungswürdiger Freund!

Lange hat mir kein Brief eine so herzinnigliche Freude gemacht, als der Ihrige. Um meinet und um Ihretwillen. Um meinetwillen, weil Sie mich aus einer grossen Verlegenheit gerissen haben, in die ich mit dem Herrn Regierungsrath Hendrich hätte gerathen können, der die Ursache wissen wollte, warum er die Bücher nicht bekomme, auf die er pränumerirt hatte. Um Ihretwillen, weil ich dadurch von der angenehmen Nachricht, die ich, von Ihrer Versetzung in das Braunschweigische, schon gehört hatte, versichert wurde. Also bekommen

Sie wirklich ein Kanonikat? nun das ist traun eine hübsche Sache. Sie verdienen es aber auch, Sie haben auch genug gearbeitet und Gutes gewirkt. Wenn die Kanonikate immer solchen Männern ertheilt würden wie Sie sind, so wären sie eine wahre Wohlthat für das Menschengeschlecht. Was mir aber noch mehr Freude, als das Kanonikat, macht, das ist der grosse Wirkungskreis, der Ihnen zugleich angewiesen ist. So musste es kommen, wenn der herrliche Saame, den Sie ausgestreuet haben, recht viele Früchte tragen sollte. — Sie mussten unmittelbaren Einfluss auf Schul- und Erziehungswesen haben.

Nun aber, da Sie sich so glücklich durchgearbeitet, und festes Land erreicht haben, wünschte ich sehr, dass Sie Ihrem Bruder, der Ihnen immer nacharbeitete, und noch immer umhergetrieben wurde, ein Seil zuwürfen, und ihn nachzögen. Ich will Ihnen, sub rosa, meine ganze Lage aufrichtig schildern. Ich fing einen schweren Bau an, der mir beynahe zweimal so viel kostet, als der Baumeister im Bauanschlage verlangte. Ich hatte Hoffnungen, die da sollten erfüllt werden, wie Irrlichter verschwanden, und mich im Moraste sitzen liessen. Dadurch gerieth ich in Verlegenheiten, die an Verzweiflung gränzten. Ich habe oft Wechsel über sechshundert bis tausend Thaler ausstellen müssen ohne einen Pfennig zur Wiederbezahlung zu kennen. Und bey alle dem wurde mir kein einziger Zögling angeboten. Diese schreckliche Periode ist nun Gott Lob vorbey. Mein Bau ist beynahe geendigt, ich habe tausend Thaler ihn für dieses Jahr fortzusetzen, ich habe keinen Wechsel mehr zu bezahlen, was ich noch schuldig bin, haben Edeldenkende mir vorgeschossen, die mässige Interessen verlangen, und auf Bezahlung nicht dringen; ich habe acht Zöglinge,

und geschickte treue Lehrer. Aber — wenn ich kummerfrey sein, wenn ich mich durch alle meine Arbeit nicht noch mehr in Schulden setzen soll, so muss ich wenigstens noch vier Zöglinge haben, die funfzig Louisd'or Pension bezahlen. Denn, das bleibt ganz unter uns, unter diesen acht Zöglingen sind drei, die gar nichts geben. Einem Mann von Ihrem Ansehen und Ihren Connexionen ist es gewiss leicht, mir diese vier Zöglinge zu verschaffen. Am liebsten wären sie mir, wenn sie nicht über acht Jahr alt wären. Und das ist eben das Seil, um dessen Zuwerfung ich bitte.

Meine Grundsätze kennen Sie, und billigen sie gewiss, da ich sie grösstentheils von Ihnen gelernt habe. Meiner Anstalt muss es immer zur vorzüglichen Empfehlung gereichen, dass ich selbst viele Kinder habe, die mit meinen Zöglingen durchgängig gleich behandelt werden; für die Gefahr des Misslingens bürgt dieses, dass ich von den Würdigsten in Gotha auf das Stärkste unterstützt werde, unter denen sich der Herzog selbst, der Prinz August, der Geheime Rath v. Frankenberg und der Generalsuperintendent Koppe befinden. Sie können ja so schön das Verdienst derer schildern, die vom festen Lande aus ihren Brüdern beyspringen, die mit Wind und Wellen kämpfen. Stellen Sie sich einmal vor, dass ich auf einem Schiffchen hinge, doch alle Augenblicke in Gefahr wäre, durch die Wellen zertrümmert zu werden. — Aber der Carlsberg? nun den kenne ich wohl, weiss auch dass er mir sehr nachtheilig ist. — Aber ich verlange ja nur vier Zöglinge. — —

Wegen der Schriften, die ich ausfertigen soll, scheint doch ein kleines Missverständniss unter uns zu sein. Ich glaubte ich sollte eine Anweisung für Lehrer zum Unterricht in der Religion schreiben, nun sehe ich aber,

dass Sie einen Religionsunterricht für Kinder verlangen. Es sey drum! ich will auch diesen ausfertigen, nur bitte ich mir Ihren Plan über die zwei Cursus zu überschicken, damit ich mit Ihnen nach einerlei Ziel arbeiten kann.

Der Antrag wegen der Wolfenbüttelschen Buchhandlung hat mir auch Freude gemacht. Nur kann ich ihn für jetzt nicht gleich annehmen, indem die Accorde, wegen aller Schriften, an denen ich jetzt arbeite, bereits mit Crusius abgeschlossen sind, und ich doch Wort halten muss.

Wollten Sie wohl die zweite verbesserte Auflage von meinen Gottesverehrungen annehmen? In diesem Fall bitte ich mich von der Beschaffenheit dieser Buchhandlung näher zu unterrichten, und ich will mich alsdann bemühen, von dem Dessauischen Institute, das sie im Verlage hat, loszukommen. Das Buch wird stark gelesen.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung bin ich

der Ihrige

Salzmann.

LV.

Ernst Christian Trapp

(1818 zu Salzdahlum), seit 1777 zu Dessau, seit 1779 Professor der Pädagogik zu Halle. Seine späteren Beziehungen zu Campe haben wir bereits dargelegt. Er gehört unter diejenigen, die Campe's Herzen besonders nahe standen.

1.

Campe an Trapp.

Lieber Freund!

Ihr Brief von gestern sagt mir, ohne es zu sagen, aber auf eine in allen Sprachen und bei jeder Rechtschreibung verständliche Art, dass ich Sie beleidigt habe; beleidigt durch die unfreundliche, absprechende und anmaassende Art, mit der ich meinen Unglauben an die Möglichkeit einer vernünftigen deutschen Rechtschreibung geäussert haben mag. Wir sind zu lange Freunde im besseren Sinne des Worts gewesen, als dass wir, wie gewöhnliche Freunde, um irgend einer gelehrten Armseligkeit oder Wichtigkeit willen, mit einander schmollen dürften; und wir sind jetzt beide zu alt, ich, mir einen anderen Trapp, Sie, sich einen anderen Campe aufzusuchen. Ich eile daher, mein Unrecht zu bekennen, und Sie aufrichtig und recht herzlich um Vergebung zu bitten. Ihre Hand, lieber, guter Trapp; und hier die meinige! Statt jeder anderen Versicherung, dass Sie eingeschlagen haben, bitte ich Sie, mir morgen den Aufsatz

Ihres Quäkers zu schicken, um ihn dem siebenten Stück der Beiträge, welches jetzt gedruckt werden soll, einzuverleiben. Eine abschlägige Antwort würde mir sehr wehe thun. Glauben Sie, dass ich, ausser der schlaflosen Nacht, die ich schon gehabt habe, noch eine andere Strafe verdiene: so legen Sie mir, welche Busse Sie wollen, auf; nur nicht diese.

Ihr

bussfertiger
Campe.

2.

Trapp an Campe.

W. (olfenbüttel), den 23. Nov. 1796.

Wäre ich, was Si glauben, liber Campe, beleidigt: so müste ich ein unmensch sein, wen mich Ir brif nicht den augenblick versönte. aber ich bin es warlich nicht: ich würde mich vor selbstverachtung nicht ausstehen könen, wen ich mich beleidigt fülte. beleidigt kan man nur werden, wen man sich in seinem rechte gekränkt fült, nicht wen ein anderer sein recht gegen uns geltend macht, am wenigsten, wen diser andere ein freund ist. ich habe nicht das mindeste recht zu verlangen, das Si etwas quäkerisch-rechtschreiberisches in Ire beiträge aufnemen: Si haben das volle recht zu erklären, das Si dergleichen ungern aufnemen. wer müste ich sein, wen ich nun nachdem Si dis erklärt haben, dises aufnemen noch verlangen wolte? wen Si auch jenes recht nicht hätten, aber doch zu erkenen gäben, das Si solche sachen nicht gern aufnemen: was für ein freund müste ich sein, wen ich auf die

aufname bestehen wolte. bestehen, sage ich, den es ist schon schlim genug, das ich si zu widerholten malen verlangt habe, nachdem Si mir mer als einmal, mündlich und schriftlich, redend und schweigend, Ire abneigung geäussert hatten. wer also um verzeihung zu biten hat, liber Campe, das bin ich: und ich tue es himit laut, nachdem ich es für mich im stilen schon mer als einmal getan habe. ich tue es um so getroster, da ich von nun an sicher bin, ni wider in denselben feler zu falen, und meine Worte mit meinen handlungen belegen werde. ich entsage alem rechte, das Ire freundschaft mir zum mitarbeiten an den beiträgen gegeben und in Irem gestrigen brife erneuert hat. es sol in Israel nicht gesagt werden, dass Trapp um einer lumperei wilen seinem Freunde Campe auch nur einen unangenemen augenblik gemacht, und di erlaubnis gemisbraucht habe, welche diser im gab, im dergleichen augenblike zu machen. dise erlaubnis auch nur einmal brauchen, hisse si misbrauchen: nein, das werde ich nicht tun. ich wil für di beiträge todt sein, um für iren herausgeber zu leben. mein tod kan jenen nicht schaden, aber wol nüzen: ich kene mich; wo man mich ans verbessern hand anlegen lässt, da höre ich nicht eher auf bis nichts mer zu verbessern ist, wi geschriben stet:

nil actum reputans dum quid superesset agendum.

daher mus ich, wen ich erlich sein wil, jede verbesserungs-geselschaft, di sich engere grenzen gesezt hat, vor mir warnen. nun füle ich aber mer beruf erlich zu sein als zu verbessern, und so hofe ich mer dank von den verfassern der beiträge zu verdinen, als wen ich mich sprachreinigend unter si mischte. es war edel von Inen, liber Campe, mir dis anzubiten, obschon Si meine

grenzenlosigkeit kanten: es würde, wi Si sehen, unedel von mir sein, es anzunemen. und wär es das nicht, so wäre es doch höchst kindisch: nur ein kind tut sich etwas darauf zu gute, wan es sagen kan: nun habe ich doch endlich meinen wilen gekrigt. ein solches grosses kind wäre Irer freundschaft nicht wert.

ich bin unverändert

der Irige.

Trapp.

3.

Wolfenbüttel, den 28. Nov. 1792.

An Frau Räthin Campe.

Zuerst Gottes Lohn für Speise und Trank u. s. w., womit Sie mich erquickt haben. Und nun meine Reisebeschreibung. Ich trieb allerlei unterwegs, und fing mit Versemachen an, wie folgt:

Ich wallte den gewohnten Pfad:
Die Kälte war so spröde,
Die Bäume sämmtlich ohne Blatt
Sofienruh stand öde.

Da fuhr mir's wie ein Schnitt ins Herz
Die Wandlung anzusehen,
Und in dem Munde starb vor Schmerz
Das Todes-wort: vergehen!

Doch sieh, der schnöde Wind begann
Den rauhen Hauch zu mindern,
Und in des Herzens Wunde rann
Ein Balsam sie zu lindern.

Die Hoffnung flüsterte mir zu:
„Der Frühling kehret wieder,
„Die Freundschaft in Sofienruh
„Von neuem lässt sich nieder.

„Vernimm: auf ewig nichts vergeht;
„Es wechselt trüb' und heiter,
„Und dieses wird durch das erhöht.“ —
Getröstet ging ich weiter.

Und träumte nun in Prosa fort und suchte neue Sinne für Freund Mauvillon, der anfängt die Seinigen zu verlieren. Dann traf ich eine Botenfrau, die mir erzählte, dass sie viel an Sie und an meine Frau verkaufte, und die sich bass verwunderte, dass ein so vornehmer Mensch wie ich in solchem Wetter zu Fusse ginge. Sie hatte vermuthlich noch nichts von der Gleichheit der Erdbewohner gehört, und dass die Professoren trotz ihrem Latein, jetzt auch anfangen Menschen zu werden. Ich hütete mich wohl, ihr etwas davon zu sagen, ich bestärkte sie vielmehr in ihren Gedanken von der Ungleichheit, indem ich ihr, die doch nicht langsam ging, mit starken Schritten zuvor eilte, und schier eine halbe Stunde früher als sie in Wolfenbüttel ankam. — Da haben Sie meine Reisebeschreibung, sie mag sich beim Wurstmachen, oder wenn Sie damit fertig sein sollten, beim Wurstessen nicht übel vorlesen lassen, weil sie den Kopf eben nicht anstrengt.

An Stuve bitte ich die beiliegenden Erbauungsbücher zu geben, auch ihm zu sagen, dass mir unterwegs, als ich beiläufig auf das Verhältniss der Bildhauerkunst zur Poesie kam, seine Bemerkungen über den Laokoon einfielen, und dass ich ihn sehr bitten lasse, sie zu Papier zu bringen und unter die Presse zu geben.

Ich habe die Rechte des Menschen von Paine gelesen. Grosser Gott, wie erstaune ich über die Frechheit des Rehberg's, dass er dies Buch eine elende Broschüre nennen konnte, wobei zu verweilen sich nicht der Mühe lohne. Es ist der Katechismus der gesündesten

Vernunft in Rücksicht auf Staatswissenschaft, und man muss selbst ein elender Wicht, man muss an Kopf und Herz verwahrlost sein, wenn man ein solches Buch elend nennen kann. Der Rehberg ist mir nun so verächtlich geworden, dass es mir viele Ueberwindung kosten wird, meinen Anti-Rehberg zu schreiben, und doch werde ich des gemeinen Bestens wegen daran müssen. Oder sollte das gemeine Beste durch ihn nichts verlieren, und durch mich nichts gewinnen? Wie Sie meinen, es soll auf Ihr Urtheil ankommen, ob ich schreiben soll oder nicht.

Valete omnes et singuli, singulaque.

Trapp.

LVI.

H. Henke,

Professor der Theologie zu Helmstedt († 1809). Campe war der Verleger von Henke's Kirchengeschichte (Braunschweig, 1788 bis 1818). Der mitgetheilte Brief ist charakteristisch für Henke's eigenthümlichen Standpunkt.

Helmstedt, am 27. Oct. 1808.

In Cassel gab mir Herr Staatsrath v. Müller einige Papiere aus Herder's Nachlass, und verlangte mein Urtheil, ob sie in der Sammlung von Schriften des Verfassers abgedruckt zu werden verdienten, oder nicht. Mein Urtheil fiel dahin aus, ich würde, wenn ich Verleger wäre, sie allerdings mitnehmen, als Verfasser sie vernichten. Ganz anders denke ich von dem Buche, welches Sie, mein verehrungswürdiger Freund! mir mit der Aufforderung, Ihnen zu sagen, ob ich es eines Wiederabdrucks

werth achte, vorgelegt haben. So bescheiden von Ihrer Seite diese Aufforderung, und so schmeichelhaft sie für mich ist, nehme ich sie doch für Ernst, und spreche, wie vom kritischen Dreyfuss: wäre ich Verfasser, so müsste das Buch noch einmal gedruckt werden; wäre ich Verleger, auch dann, wenn der Verfasser einen Namen hätte, wie Campe oder Herder. Kurz, ich übernehme die Verantwortung davon bey Ihrem Autorgewissen, bey Ihrem Autorrufe, und bey dem Publicum; und um so mehr, da hier nicht die Rede ist von dem ersten Erscheinen einer Schrift (wie bey jenen Herder'schen Papieren davon die Rede war), sondern von der Auffrischung einer solchen, die schon seit einem Vierteljahrhundert vorhanden, und als eine Schrift, von Ihnen verfasst, bekannt genug ist. Mögen immer, wie Sie selbst vermuthen, unsere Zeiten, oder vielmehr mag der herrschende Geschmack in den Schulen der Philosophen und Theologen, vorzüglich aber jener poetischen Hypernaturalisten, der nüchternen und gesunden Weisheit, die in Ihrem Buche redet, wenig zusagen; immer ist das nur der herrschende Geschmack eines Zeitgeistes, oder vielmehr nur einer Schule, die auch, wie viele, die schnell nach einander vor uns dahin gingen, ihre Endschaft erreichen wird; und immer wird auch noch jetzt diese Schrift neue Leser finden, und neues Licht verbreiten, wenn sie nur mit der Empfehlung Ihres Namens erscheint. Ich selbst bekenne, dass mir das Wiederlesen derselben jetzt sehr wohl gethan hat; es versetzte mich in die Zeit zurück, da ich sie zum ersten Mal las, und ihr — ohne Schmeicheley — die ersten Erweckungen zum Nachdenken über Gottesoffenbarungen und über den gemeinen Unterschied zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion etc. verdankte. — Jetzt ist mir allerdings der Satz: Gott hat sich offenbart,

nur eine Redensart, die vor allen Dingen exegetisch behandelt werden muss, und bey der man sich dann, um das darin angedeutete Faktum zu verstehen, weiter nicht mit historischen Untersuchungen zu verweilen hat. Wenn nun in allen anderen Redensarten, die ein Handeln Gottes bezeichnen, das auf Welt und Menschen gerichtet ist, wenn z. B. in den Redensarten: Gott giebt gutes Wetter, segnet die Frau mit Leibesfrucht etc., kein vernünftiger Mensch ein Handeln ohne Mittel denkt, und zwar ein Handeln ohne die ordentlichen und natürlichen Mittel, wie kommt man doch dazu, die einzige Redensart: Gott belehrte, erleuchtete etc. den oder den Mann, jemals also zu deuten, dass er dabey ohne Mittel wirksam gewesen seyn müsse! — Jene Redensart ist nicht in einer philosophischen Schule aufgekommen, sondern aus der Sprache des Volkes und der Dichter aufgenommen — doch verzeihen Sie, dass ich da ins Lehrmeistern (Dociren) gerathe. — Verzeihen Sie noch vielmehr, dass ich heute erst Ihnen antworte, oder vielmehr heute erst den Brief vollende, den ich vor drey Posttagen schon anfing zu schreiben. Denn so kurz ist mir jetzt die Zeit zugemessen, dass ich nicht leicht einer halben Stunde anhaltend Herr bin. Fast darf ich sagen, ich bin nur gesund, weil ich muss, und nicht Zeit habe krank zu seyn. Aber um so wahrscheinlicher werde ich mich auch bald aufreiben.

Geniessen Sie um so länger Ihre glückliche und immer fruchtbare Musse, zur Freude aller, von welchen Sie geliebt und verehrt werden: und unter diesen rechnen Sie mich zu einem

Ihrer

getreuesten,
Henke.

LVII.

Johann Caspar Lavater,

der bekannte Verfasser der „Physiognomischen Fragmente“. Leider sind die Antworten Lavater's auf Campe's Briefe nicht mehr vorhanden. Doch geht aus den letzteren genugsam hervor, welcher Contrast zwischen beiden Männern bestand: Campe nüchtern, klar, maassvoll; Lavater phantastisch, seltsam, ohne Ebenmaass.

Campe an Lavater.

1.

Sie glauben mir, mein Liebster, auf mein Wort, dass ich Ihnen nicht eher habe antworten können: wozu also eine weitläuftige Entschuldigung? Eher möchte es nöthig sein, eine entschuldigende Einleitung zu demjenigen zu machen, was ich nach meiner Ueberzeugung über den mir mitgetheilten Aufsatz zu sagen habe, und nach der Aufrichtigkeit, die ich unserer Freundschaft schuldig bin, sagen muss. Ich fühle mich nämlich gedrungen, Ihnen gerade zuzugestehen, dass ich wünschte, Sie hätten diesen Aufsatz nicht geschrieben, hätten ihn nicht schreiben können. Nicht, als wenn nicht Ihr gutes, gottesfürchtiges Herz und Ihr wahrheitsuchender Verstand auf jeder Seite hervorschimmerte; sondern deswegen, weil noch etwas mehr daraus hervorschimmert, welches ich zu Ihrem und der Welt Besten wegwischen zu können wünschte. Und was denn? — Soll ich's gleich bei seinem Namen nennen? — warum nicht? — Schwermerei!

Der Grundsatz, dass wir uns mit Christo in einen Gesichtspunkt stellen müssen, würde uns — so richtig er auch in sehr vielen Fällen ist — doch in manchem Falle irre leiten können. Christus hatte eine besondere Bestimmung, die nicht die unserige ist; seine Jünger, zu denen er meistentheils redet, hatten auch eine besondere Bestimmung, die ebenfalls nicht die unserige ist. Es ist daher Behutsamkeit nöthig, um nicht allgemein zu verstehen, was nur insbesondere verstanden werden sollte.

Ein Hauptirrthum scheint es mir zu seyn, wenn Sie glauben, dass wir nur allein für das künftige Leben, nicht auch für das gegenwärtige geschaffen sind. Also wäre das jetzige Leben bloss Mittel, das andere bloss Zweck? Jenes bloss Weg, dieses bloss Ziel? Nein, Lieber, so ist es nicht in dem Reiche Gottes, so weit die weisesten und besten Menschen es haben erforschen können. Da ist vielmehr jedes Mittel auch Zweck, und jeder Zweck abermals Mittel zu einem abermaligen Zweck, et hic in infinitum. Da ist jeder Weg zugleich Ziel und jedes Ziel wiederum nur Stufe des unendlichen Weges, der zu höheren und immer höheren Zielen führt. Also auch das gegenwärtige und zukünftige Leben — keines bloss Mittel; keines bloss Zweck. Jedes Mittel und Zweck zugleich! Schon hier sollen wir glücklich seyn, um es künftig noch mehr zu seyn. Schon hier sollen wir unsere Fähigkeiten und Anlagen, so sehr wir immer können, entwickeln, und im Gefühl dieser Entwickelung froh seyn, um sie einst noch mehr entwickeln und dann noch froher seyn zu können. Denn Fröhlichkeit, genau analysirt, ist nichts anderes als Gefühl fortschreitender Entwickelung; wer also jene dem Menschen in diesem Leben untersagen wollte, der müsste ihm auch

diese untersagen, müsste ihm verbieten, sich schon hienieden vervollkommnen zu wollen etc.

Freylich ist der Ackersmann, der aus seinem Acker ein Blumenbette macht, ein Narr; aber wenn er, ohne der eigentlichen Saat zu schaden, vielmehr zum Vortheil dieser Saat, irgend etwas dazwischen säen könnte, welches ihm schon vor der Erndte Nahrung und Erquickung gäbe: wie da? Freylich wäre der, der auf seinem Kornfelde Lauben pflanzen wollte, auch ein Narr; aber wenn nun die Saat vor Wilde geschützt werden müsste, und er baute sich also eine Hütte daneben, um sie darin zu bewachen; wie dann? — die Vergleichung nämlich, nach welcher unser jetziges Leben bloss Aussaat, das künftige bloss Erndte seyn soll, ist abermals unrichtig. Das ganze menschliche Daseyn von Anfang bis in Ewigkeit soll vielmehr einem Baume gleichen, der immer, und zwar zu gleicher Zeit, Knospen, Blüthen, halbreife und reife Früchte trägt. Es soll also zu jeder Zeit Aussaat und Erndte zugleich seyn.

„Wir sind in einer Welt, die für unsterbliche Seelen keinen Reichthum hat." Wenn ich dies geschrieben hätte und schaute jetzt aus meinem Fenster, und sähe den wundervollen Reichthum der göttlichen Weisheit und Güte, der da recht eigentlich für meine unsterbliche Seele ausgebreitet ist, und dächte zugleich an den eben so grossen Reichthum der Weisheit und Güte, womit die milde Vorsehung meines Gottes mich bisher geführt hat, — wahrlich, ich würde das Papier, das diese undankbaren Worte enthielte, mit meinen Thränen wieder weiss waschen, und Gott um Verzeihung meines Undanks bitten. —

„Trachtet nicht nach der Erde, wie ihr hier euch beglücken, bepflanzen, befestigen wollt, sondern lasst das

Leben nach dem Tode euer Augenmerk seyn." — Die kränkliche Moral, welche Simon, den Säulensteher, bewog, die Erde nicht einmal mit seinen Füssen berühren zu wollen! Die nämliche Moral, welche in den finsteren Jahrhunderten die Länder entvölkerte, um die Klöster anzufüllen, die Menschen zu Bestien machte in der Meynung, dass sie dadurch zu Engeln würden etc.

„Trachtet nicht nach eitler Weisheit und Vollkommenheiten, die zu nichts dienen, als auf dieser vergänglichen Welt eine Zeitlang zu glänzen etc." Also wozu z. E. Philosophie? Weg damit! Wozu Mathematik, Geschichte, Erdbeschreibung, höhere Wissenschaften, schöne Künste — wozu alles das? Brauchen wir doch im Himmel keine Feldmesser, keine Historiker, keine Erdbeschreiber, keine Poeten, keine Maler, Tonkünstler und Bildhauer mehr! Also weg damit und statt ihrer nur lauter Leute, die beten und singen, die fleissig fasten und ihren Körper kasteyen können. Dies wollen Sie nun freylich nicht; aber ist es nicht eine natürliche Folge Ihres Grundsatzes?

„Wir sind Geister, nur auf eine kurze Zeit bekleidet mit Fleisch und Blut etc." Woher diese Ueberzeugung? Aus der Bibel? Aber diese versichert, dass wir einen neuen Leib haben sollen. Aus der Philosophie? Aber diese weiss von keinen endlichen Geistern ohne Körper; so wenig sie von endlichen Körpern ohne Figur d. i. ohne Gränzen, etwas weiss.

„Wir leiden und ringen." So durften wohl die Apostel sprechen; aber in dem Munde der meisten heutigen Menschen ist diese Sprache Undank gegen Gott.

„Dort in unserem Vaterlande — da lasst uns bauen, pflanzen, sammeln etc." Aber wie, wenn wir nie ein ewigwährendes Vaterland hätten? Wenn die Natur endlicher

Geister es so mit sich brächte, dass unser ewiges Daseyn ewig periodisch wäre? Würden Sie dann in der nächsten Periode nicht eben so rathen müssen, wie in der jetzigen? Und dieses Wie? Wann? getraute ich mir mehr als wahrscheinlich zu machen . .

„Ich vermisse also an unseren bisherigen guten Erziehungsanstalten, dass sie nicht christlich genug sind." Wahrlich, vernünftige Heiden, die die Moral des Christenthums gelesen, und sich zu Nutze gemacht hätten, übrigens aber bey ihrer Religion geblieben wären, könnten keine andere Systeme errichten" — Hier, mein theurer Freund, begehen Sie eine Ungerechtigkeit an vielen unter denen, von denen ich glaube, dass Sie dieselben unter dem Namen guter Erzieher begreifen. Ich will einmal supponiren, Sie hätten mich selbst in Ihren Gedanken in diese ehrwürdige Klasse gesetzt: so frage ich, was wissen Sie denn von mir und meiner Anstalt, um so über die letztere zu urtheilen? Sie haben ein paar Unterhaltungsbücher von mir gelesen, haben unsere kleine Gesellschaft auf der Reise und einige Stunden zu Hause gesehen, haben einer geographischen Repetitionsstunde beygewohnt: nun sagen Sie mir um's Himmelswillen, ob bey diesen allen ohne Affectation die eigentlichen unterscheidenden Lehren des Christenthums erwähnt werden konnten. Ueberall, wo es auf etwas Praktisches ankömmt, würden die theoretischen Theile des Christenthums sehr deplacirt seyn; da muss man also freylich eben so reden, als ein vernünftiger Heyde, der sich die christliche Sittenlehre zu Nutze gemacht hat. Sollte aber deswegen derjenige, welcher so redet, ein Heide, und seine Erziehungsart eine heidnische Erziehung genannt zu werden verdienen?

„Ist Euch dies zu abschreckend — — Es sind nur

siebenzig Jahre etc." Wie, ist diese pietistische Sprache aus der Feder eines Mannes geflossen, den Gott mit Verstandesfähigkeiten zur Bewirkung eigener und anderer Menschen Aufklärung begabte? Mein Herz drängt mich; ich würde glauben ein Verräther der Wahrheit und der Freundschaft zugleich zu seyn, wenn ich gelinder mit Ihnen redete.

„O, dass ich mit meinen heissen Wünschen vom Himmel herunter erflehen könnte, ein solches Institut christlicher Erziehung." Wozu dieses erst herunter erflehen? Ist es doch in allen herrenhutischen, pietistischen und methodistischen Gemeinden schon längst dagewesen! Gerade so dagewesen, wie Sie es beschreiben. Aber die klügsten Herrenhuter, die ich kennen gelernt habe, waren selbst der Meinung, dass ihre Erziehungsart nur für ein kleines, von der übrigen Welt abgesondertes Häuflein, nicht für die grosse menschliche Gesellschaft passe etc.

Hier höre ich auf, indem ich nun noch die einzige Anmerkung hinzufüge, dass Christus gerade das Gegentheil von dem versichert, was Sie von seiner Religion behaupten. Er sagt nämlich nicht: Kommt her, alle ihr Fröhlichen, ich will euch traurig machen; sondern: Kommt her, ihr Traurigen, ich will euch fröhlich machen (Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken). Wie verschieden diese Sprache von der Ihrigen!

Dieser Brief, mein Lieber, kann für uns beyde ein Probirstein seyn; Ihnen kann er die Aufrichtigkeit meiner Freundschaft, und mir die Aufrichtigkeit Ihrer Wahrheitsliebe beweisen. Deswegen habe ich auch so ohne alle Umwege geradezu gesagt, was meine Meinung war. Schiene mir die Sache nicht für Sie und für die Welt

von der äussersten Wichtigkeit zu seyn; so würde ich kein Wort darüber verloren haben; so sehr bin ich allen theologischen Disputationen gram! So aber musste ich reden, auch mit Gefahr, Ihre Freundschaft darüber zu verlieren. Doch das wolle der Himmel nicht, dass ich mich so in Ihnen geirrt haben sollte!

Der Mann, dem das Exemplar des Robinsons zukömmt, heisst allerdings Helm, und muss, so viel ich weiss, in Lübek seyn; vielleicht haben Sie ihm das erste Exemplar durch Herrn von Mellen zustellen lassen; durch den er auch subscribirt hat.

Mit einem Herzen voll Liebe und Theilnehmung

ganz der Ihrige

Hamburg, den 26. May 1780. Campe.

2.

Frankfurt, den 25. Sept. 1785.

Ich war schon in Gedanken bei Ihnen, theuerster Lavater, und freute mich des längst gewünschten Vergnügens, Sie von Angesicht zu sehen. Da überfiel mich eine Kränklichkeit und mit ihr die heisseste Sehnsucht nach meiner Familie. Ich musste mich entschliessen, umzukehren, ohne Sie gesehen zu haben. Sie, lieber Mann, der Sie selbst Gatte und Vater sind, wissen, was dieses Musste sagen will; bei Ihnen darf ich mich also nicht erst entschuldigen, dass ich so nahe Ihnen war, ohne zu Ihnen zu kommen.

Ich hatte Ihnen so viel zu sagen! Ich wollte Ihnen so viel Bemerkungen über den starken Einfluss mittheilen, den Sie auf die Denkungsart Ihrer Zeitgenossen gehabt haben! Ich wollte Sie bitten und bei Ihrem guten

lieben frommen Herzen Sie beschwören, auf Mittel zu denken, so viel wackere Seelen, die Ihre Begriffe vom Glauben, von Wunderkräften u. s. w. aufgefangen haben, vor der jetzt weit und breit um sich greifenden Pest der Schwärmerei zu verwahren und zu verhindern, dass sie von listigen Betrügern, die sich hinter der Larve der Religion und hoher geheimnissvoller Kenntnisse verbergen, nicht wider ihr Wissen und Willen zu Werkzeugen gebraucht würden, um Dummheit, Aberglauben, Fanatismus und verborgene menschenfeindliche Absichten befördern zu helfen! Ich wollte Sie besonders mit brüderlicher Offenherzigkeit aufmerksam auf den Jammer machen, der verschiedenen Ländern bevorsteht, deren gutmüthige aber schwache Fürsten, durch die von Ihnen verbreiteten Ideen vorbereitet, in die Hände solcher Betrüger entweder schon gefallen sind oder nächstens fallen werden; und im Namen der Völker, deren Aufklärung, Ruhe und Glück dadurch gestört werden wird, wollte ich Ihre Hand ergreifen und mit einer menschlichen Thräne im Auge Ihnen zurufen: Mann mit der glühenden Einbildungskraft, siehe Dich um und bemerke mit Entsetzen, wie die Führer der Völker und mit ihnen eine ganze unglückliche Heerde, durch die Wärme Deiner ihnen mitgetheilten Gefühle erhitzt und durch das Feuer Deiner Einbildungskraft geblendet, aus dem Sonnenschein der Vernunft in die dunkelen labyrinthischen Thäler des schwärmenden Aberglaubens rennen, allwo die Schwedenborge, Gassner, Schröpfer, Messmer, St. Germains, Calliostro's und andere Wölfe in Schafskleidern ihrer warten und sich der Beute freuen, die — ohne es zu wissen — Du ihnen zugeführt hast! Dies, lieber Lavater, und noch viel mehr, wollte ich aus meinem Herzen in das Ihrige schütten, und schon fing ich an, den süssen Traum

zu träumen, dass es mir vielleicht gelingen dürfte, Sie — nicht von Ihrer gewohnten Denkungsart ab- und zu der meinigen zu führen, oder, wenn Sie lieber wollen, zu verführen; nein! so weit konnte mein Ehrgeiz sich nie versteigen — sondern bloss, dass es mir vielleicht gelingen dürfte, Ihre Aufmerksamkeit auf den Missbrauch zu lenken, der von Ihren Vorstellungsarten schon gemacht worden ist und noch ferner gemacht werden wird, wenn nicht Sie selbst, Sie selbst, mein lieber Freund, sich männlich dagegen stemmen und Ihre weittönende Stimme laut erheben, um der edelsten Gottesgabe, der Vernunft und dem gesunden Menschenverstande gegen das schmähende Gesumse der Ihnen nachflatternden Insekten das Wort zu reden und der Welt zu beweisen, dass man Sie fälschlich an die Spitze derer stellt, welche allem, was Aufklärung heisst, entgegen zu arbeiten, die junge aufkeimende Vernunft zu zertreten und dagegen den Samen des Aberglaubens und der Schwärmerei mit vollen Händen auszustreuen beflissen sind. Man macht mir überall das Compliment, dass ich Ihnen ähnlich sehen soll: Dies liess mich hoffen, dass auch in unseren Seelen einige gleichgestimmte Saiten sich befinden, und dass es mir daher bei einer persönlichen Zusammenkunft gelingen würde, Sie zu veranlassen über diese und ähnliche mir sehr wichtig scheinende Dinge von neuem nachzudenken. Dies hat nun einmal nicht seyn sollen; aber mein Herz war zu voll; ich konnte meine Rückreise nicht vollenden, ohne Ihnen wenigstens diese flüchtigen Zeilen geschrieben zu haben. Frankfurt war der erste Ort, wo ich, nach meiner Abreise von Basel, Rasttag hielt, und das erste Geschäft, welches ich hier vornahm, war diese brüderliche Vorstellung, die Sie brüderlich aufnehmen werden, auch wenn sie Ihnen lästig fallen sollte.

Ihr liebes Billet, worin Sie mir Vorwürfe machen, ich so nahe bei Ihnen war, ohne zu Ihnen zu kom- ist mir nachgeschickt worden. Es fehlte, indem ich's nicht viel, so wäre ich wieder umgekehrt; aber ich im Geist die ausgestreckten Arme meiner Familie, die Versuchung war worüber.

Leben Sie wohl, theurer Mann, und verkennen Sie — n mein Geschreibe Ihnen missfiel — wenigstens die ;ht nicht, in der ich's hingeworfen habe. Ueberzeu- Sie sich, dass mein Herz bei aller Verschiedenheit, ie in unserer beiderseitigen Denkungsart obwalten Ihnen immer mit Liebe und Werthschätzung erge- war.

3.

Eben, da ich im Begriff stehe, eine Reise nach Braun- eig zu machen, erhalte ich, mein theurer verehrungs- ıer Freund, Ihre letzten Zeilen, worin Sie mir den fang meiner Nachschrift melden. Die Vorsehung dass ich mit meiner Familie noch einmal fortgewälzt en soll. Der aufgeklärte und sehr edel denkende og von Braunschweig ruft mich unter den gross- igsten Bedingungen in sein Land, übergiebt mir, ;h selbst einen anderen Aufenthalt für mich wählen e, sein Schloss zu Salzdahlum, schenkt mir ein mikat und versichert mir ein ganz unabhängiges Le- bei selbstgewählten Geschäften. Für das alles will chts, als meinen Rath zur Verbesserung des Schul- ns. — Diese bevorstehende Veränderung, der Ver- meines Freiguts, das Hin- und Herreisen etc. wer- mich vermuthlich noch lange abhalten, Ihnen so zu orten, wie Ihr letzter lieber Brief beantwortet sein

will. Jetzt also nur ein paar Zeilen, als Vorläufer einer Antwort.

Zuvörderst Ihre Hand, lieber theurer Mann, dass ich sie drücke und mit vollem überfliessendem Herzen Ihnen danke, dass Sie meinem unsanften harten Widerspruche nichts als Sanftmuth und Liebe entgegensetzten. Gott weiss es, ich hätte weinen mögen, dass ich (meiner Meinung nach) zu Ihrem und unserer Mitmenschen Besten in der Nothwendigkeit war, Ihnen so viel Bitteres zu sagen, und noch jetzt möchte ich jedes Wort, welches Ihnen weh gethan haben mag, mit einem Blutstropfen auslöschen, ungeachtet ich noch jetzt, wenn ich das Geschriebene nicht geschrieben hätte, es nach meinem Gewissen noch einmal schreiben müsste. Aber jetzt, da ich einmal ausgeredet habe, was ich Bitteres zu reden hatte, seien Sie sicher, lieber, verehrungswürdiger Freund, dass ich einen mir so unnatürlichen Ton nie wieder gegen Sie anstimmen werde.

Ihr Grundsatz: was in Einem Menschen liegt etc. ist auch der meinige. Aber war denn Christus (nach Ihrem System), waren die Wunderthäter der Vorwelt, insofern sie Wunderthäter waren, blosse Menschen? Ist dies, so gestehe ich, dass ich Ihr System bisher nicht genau genug gekannt habe.

Und wenn nun einer diesen Grundsatz auch auf andere Thierarten anwenden und z. B. sagen wollte: was in Einem Esel liegt, liegt in Allen. Nun konnte Bileams Esel bekanntlich reden (vermuthlich Chaldäisch), werden unsere heutigen Esel nun deshalb auch noch Chaldäisch reden können? — Diese Instanz sieht wie Spott aus; ich meine es aber wahrlich nicht spottend, sondern ernstlich.

ass ich in Strassburg keine genauere Untersuchung len dort herrschenden Magnetismus anstellte, lag ın meinem Willen. Ich musste, so lange ich dort Krankheit halber das Zimmer hüten. Ueberdem ich damals noch die Hoffnung, Sie in Zürich zu und ich wusste schon, dass ich bei Ihnen wieder- würde, was ich in Strassburg versäumen musste.

as nun die Thatsachen betrifft, welche Sie und i würdigen Aerzte durch übereinstimmende Zeug- ›ekräftigen: so begreifen Sie, mein Lieber, dass um abwesend darüber zu urtheilen, erst hundert über alle begleitende Umstände thun müsste, die zt zu thun nicht Zeit habe. Vielleicht, dass die rte Geschichte, die Sie mir zu versprechen die aben, und die Theses, die Sie jetzt drucken lassen viele dieser Fragen beantworten. Diese muss er erst abwarten.

er wie? mein theurer Freund, wenn Ihnen Jemand eitige, eben so stark bekräftigte Erfahrungen mit- welche bewiesen, dass ähnliche Phänomene, als an Ihrer lieben Frau beim Magnetisiren wahr- , auch bei nicht magnetisirten bloss histerischen n wahrgenommen werden? Vielleicht schicke ich las nächste Mal die Geschichte einer solchen jetzt burg lebenden Patientin, die in dieser Absicht jetzt n aufgeklärtesten dortigen Aerzten beobachtet Iach dem, was man mir vor einigen Tagen davon ben hat, zu urtheilen, äussert die blosse Krank- ser Person eben die Effecte, die dem Magnetis- geschrieben werden.

muss abbrechen. Erhalten Sie mir Ihre Liebe, enn ich Ihres Glaubens und Sie meines Unglau- cht theilhaftig werden können. In unseren Her-

zen soll der Berührungspunkt sein, wo wir jedesmal wieder zusammentreffen wollen, so oft wir mit unseren Systemen uns von einander verlaufen. Ich umarme Sie mit brüderlicher Innigkeit.

Den 30. Nov. 1785. C.

Lavater an Campe.

An Hrn. Educationsrath Campe
in Salzdahlum.

Lieber Campe!

Herzlichen Dank für das gestern erhaltene Erste Stück des Braunschweigischen Magazins, das, so viel ich beim Abendessen durchblättern konnte, mir ausnehmend gefiel. Sie thun Wunder, wenn Sie sich nie vom Strome des Zeitalters zu einem anderen Tone, ohne den bald nichts mehr goutirt werden will, hinreissen lassen — übrigens ist's gewiss möglich, die allerhöchste Freimüthigkeit mit der gefälligsten Bescheidenheit und reinsten Honneteté zu verbinden. Wenn Ihre Monatsschrift auch nur durch den Ton und Charakter ein sanft leuchtendes Beispiel ist, so ist Ihr Verdienst gross, sehr gross — und an Lesern werden Sie gewiss zusehends gewinnen.

In Zürch, denke ich, würde Hr. Professor Christoph Tobler sich wohl zu einem Correspondenten über Schulsachen — ansprechen und brauchen lassen. Ich will ihm diesen Brief noch vor Abgang der Post senden, dass er seine Meinung mit Einer Zeile unten anschreibe.

In Basel — dacht' ich, wendeten Sie sich an Herrn Apotheker Huber, der ein offner Kopf ist, und Freunde hat, die allenfalls Dienste leisten können.

In Bern — an Herrn Professor Ith — oder an den Hrn. Candidat Stapfer.

In Winterthur an Hrn. Dr. Sulzer zum Adler oder Hrn. Heinrich Steiner, Buchhändler.

In St. Gallen an Hrn. Peter Stähelin, Pfarrer.

In Luzern an Hrn. Meyer von Schauensee, oder den jüngeren — Herrn von Balthasar.

Da jetzt mein Sohn seine Examina absolvirt hat, so wunderts mich, dass er die von mir längst abgefertigten Gedanken über Magnetismus Ihnen noch nicht gesandt hat. Mir liegt so gar nichts an der Widerlegung derselben, wenn Wahrheit herauskömmt. Dass der gute liebe Meiners, der mir kein Wort noch darüber schrieb, wohl keine Idee von meinem Nichtattachement an alles hat, was durch bessere Wahrheit mir genommen werden kann — Lieber! was genommen werden kann ist nicht Wahrheit — und was soll ich mit falscher Münze thun, besonders, wenn man mir gute dafür giebt — vielleicht gar ein Medaillencabinet zusammenhängender Geschichte?

Mit den Regeln geht es so geschwind nicht. Für's Erste muss Chodowiecki noch eine Vignette dazu graviren, die erst abgegangen ist. — Fürs Zweite, Lieber, müssten wir ja erst, damit was Rechtes herauskomme, allenthalben Pränumerationssammler haben. Ich schrieb erst vorgestern deswegen ein Wort an Biester. Finden Sie nicht, wir fangen mit dem Drucke nicht an bis

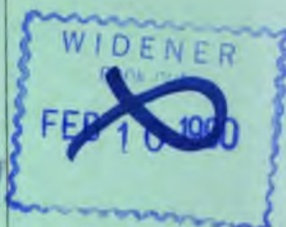
wir wenigstens tausend Pränumeranten haben — oder, wie Sie's gut finden!

So viel diesmal. Herzliche Grüsse an Ihr wacker Weib und Ihre und meine Freunde in der dortigen Gegend . . . .

Lavater.

Zürch, den 27. Februar 1788.


3 2044 010 049


WIDENER

FEB 10 1990